Erdbeſchreibung

von

Aſien

nach

Bankes, Blake's, Cook's und Lloyd's

großem Engliſchen Werke

mit Zuziehung

der

beſten neueſten Reiſebeſchreibungen

für Deutſche bearbeitet

von

Dr. Auguſt Chriſtian Borheck

ordentlichem Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit auf der Königl. Preußiſchen Univerſität zu Duisburg am Rhein.

Zweiter Theil,

welcher Mittelaſien enthält.

Düſſeldorf,

bei Johann Chriſtian Dänzer.

1793.

G.W.B.D.

4b/50/220

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Sr. Kaiſerlichen Hoheit

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn

Paul Petrowitſch

Großfürſten und Thronfolger

von ganz Rußland ꝛc.

in unterthänigſter Ehrfurcht

zu Füßen gelegt

vom

Verfaſſer.

)(2

Durchlauchtigſter Großfürſt,
Gnädigſter Großfürſt und Herr!

Ew. Kaiſerlichen Hoheit wage ich den zweiten Theil der Beſchreibung eines Welttheils Ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen, von welchem mehr als ein Drittheil das beneidenswerthe Glück hat, unter der ſo weiſen als väterlichen Regierung der glorreichen Monarchen Rußlands zu leben, und der durch die ruhmwürdigſten Anſtalten der **Großen Catharina** aus dem Dunkel, worin er Jahrhunderte gelegen, hervorgezogen worden iſt.

Ew. Kaiſerlichen Hoheit hat die Vorſehung zum Vollender dieſes großen Werkes, das **Peter der Große** begann, **Catharina die Große** fortſetzte, beſtimmt; möchten Sie

bis dahin, daß einſt unter **Ihrer** glorreichen Regierung eine vollkommenere Erdbeſchreibung Aſiens geliefert werden kann, dieſen Verſuch eines Huldreichſten Anblicks zu würdigen Gnädigſt geruhen.

Ich erſterbe in tiefſter Ehrfurcht

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

Duisburg am Rhein,
den 6. März 1793.

unterthänigſter
Dr. Aug. Chr. Borheck.

Auch

Auch dieſer zweite Band iſt mehr Umarbeitung, als Ueberſetzung des geographiſchen Werkes der Britten, wobei deutſche Leſer unſtreitig gewinnen. Ich habe mich, ſo weit meine Hülfsmittel zureichten, bemüht, in dieſe dunkelſten Gegenden Aſiens etwas Licht zu bringen; ganz habe ich ſie indeß noch nicht aufhellen können: dazu gehören mehr Hülfsmittel, als ich in Duisburg erhalten, mehr Koſten und Zeit, als ich aufwenden konnte. Billige Richter werden auch noch keine vollendete Erdbeſchreibung Aſiens in dieſem Werke erwarten, da ich weiter nichts, als eine berichtigte Verdeutſchung des Engliſchen Werkes verſprochen habe, und doch mehr, als das Verſprochene, leiſte.

Meine

Meine Hülfsmittel habe ich genau angegeben, auch faſt allemal die Seitenzahl derſelben angeführt. Eben ſo wird auch der dritte und letzte Band, der hoffentlich noch dieſen Sommer abgedruckt werden wird, bearbeitet werden.

Daß meine Neue Erdbeſchreibung Afrikens noch nicht fortgeſetzt iſt, wozu ich verſchiedentlich aufgefodert bin, davon liegt die Schuld nicht an mir. Die Handſchrift der Beſchreibung der Sahra iſt ſchon an zwei Jahre in den Händen meiner Herren Verleger. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, welche die Sahra und Aegypten in ſich faſſen wird, kann binnen Jahresfriſt erſcheinen, und ich hoffe darin mein Werk dem Ideal, das ich mir von einer Erdbeſchreibung Afrikens gebildet habe, möglichſt nahe zu bringen.

Duisburg am Rhein, den 6. März 1793.

Borheck.

B. Mit-

B.

Mittel = oder Hochaſien.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

B.

Mittel = oder Hochaſien.

Mittel = oder Hochaſien liegt im Süden Nord-Aſiens, wovon es durch die oben beſchriebene Grenzlinie geſchieden wird.

Es begreift ſechs Länder, die in den höchſten Gegenden Aſiens, zwiſchen dem Schwarzen Meer im Weſten, und dem großen Ozean im Oſten liegen. Dieſe ſind folgende.

I.

Die Kaukaſiſche Landenge.

Die Kaukaſiſche Landenge iſt der ſchmale Landſtrich zwiſchen dem Schwarzen und Kaspiſchen Meere, die der Kaukaſus ſchräg, von Nordweſten nach Südoſten, durchſtreicht. Dieſes in der alten und neuen Geſchichte

Bayerische Staatsbibliothek München

und Erdbeſchreibung ſo berühmte Gebirge verdient hier vorläufig näher beſchrieben zu werden, bevor wir zur Beſchreibung der Länder auf dieſer merkwürdigen Landenge fortgehen. Die beſte Beſchreibung dieſes Gebirges giebt uns der Erſte Geograph Europens (*), und dieſe will ich hier zum Grunde legen.

Der Name Kaukaſos iſt wahrſcheinlicher Weiſe von den Griechen aus einer ihnen fremden Sprache entlehnt, und verdorben, und nach Abzug der gemeinen Endſilbe us oder os ſind die Silben Kaukas die Beſtandtheile deſſelben.

Bochart (**) meint, die Griechen hätten ihn aus den Chaldäiſchen Worten Gog Chaſan, das iſt, Gogs Feſtung, gemacht, weil dieſes Gebirge dem Gog, das iſt den Skythen, zur Feſtung gedient habe, und von den Kolchern und Armeniern ſo genannt worden ſey. Wenn man aber auch dieſen gelehrten Schriftſteller dadurch verbeſſert, daß man Gog oder Gag für das Wort anſieht, mit welchem Magog, oder die Magogiten, ihren König benennt haben; ſo müßten doch die beiden Worte nach der Chaldäiſchen Sprachart Chaſan Gog geordnet werden, und alsdenn verliert die Bochartſche Herleitung völlig alle Wahrſcheinlichkeit.

Na-

(*) Büſchings wöchentliche Nachrichten 1781. S. 313 ff.

(**) Im Phaleg 3 B. 13 K.

Natürlich iſt, auf die Schreibart des Namens dieſes Gebirges in der Armeniſchen und Perſiſchen Sprache zu ſehen. In des Armeniers Haiton morgenländiſchen Geſchichte, nach Salconi lateiniſchen Ueberſetzung, wird es auf Armeniſch Cocas und Cochias genennt, in Moſes von Chorene Armeniſcher Hiſtorie aber, heißt es in der Armeniſchen Sprache Kuewkaſar, und es ſcheint, daß der Griechiſche Name Kaukaſos nach dem Armeniſchen gebildet worden ſey. In der Perſiſchen Sprache wird der Kaukaſus Kjüh Kaf genannt, wie Herr Büſching theils das Gazophylacium linguae Perſarum von Angelo a S. Joſeph, theils der damalige gelehrte Römiſchkaiſerliche Geſandte beim Königlich-Preuſiſchen Hofe, Herr Baron Reviczky von Reviskie gelehrt hat. Kjüh, die erſte Silbe dieſes Perſiſchen Namens, bedeutet überhaupt einen Berg, und es iſt Hrn. Büſching ſehr wahrſcheinlich, daß Kuew, die erſte Silbe des Armeniſchen Namens, eben dieſelbe Bedeutung habe, und daß alſo in der Armeniſchen Sprache Kaſav, vielleicht nur Kas, der rechte Name ſey. Kaf iſt bei den Morgenländern ein fabelhaftes Gebirge. Wenn Plinius in ſeiner Naturgeſchichte 6. B. 17. K. ſchreibt, der Kaukaſus würde von den Skythen Graukaſus, wegen der grauen weißen Farbe des Schnees, genannt: ſo redet er von dem Gebirge Paropamiſus auf der Grenze von Indien. Wie der Kaukaſus von den Völkern, die ihn bewohnen, genennt werde? hat Hr. Büſching noch nicht gewiß finden können. In Karl

Stephans Hiſtoriſch-geographiſch-poetiſchem Wörterbuch, von Nik. Lloyd vermehrt, ſteht: es komme dies Gebirge beim Niger, unter dem Namen Albſor, und beim Thevet unter dem Namen Adazar vor. Hr. Büſching hat aber weder jenen beim Dominikus Marius Niger in deſſen II. Buch Geographiſcher Kommentarien, noch dieſen in Thevet Kosmographie der Levante finden können, und vermuthet, daß vielleicht der letzte Name in Thevets Allgemeiner Kosmographie ſtehe, welche er nicht beſitze. Es iſt ihm ſonſt wahrſcheinlich geweſen, daß die Bewohner des Kaukaſus keinen allgemeinen Namen für das Gebirge hätten, ſondern entweder nur allgemeine Wörter, welche einen Berg anzeigen, als Tur, Dag, davon gebrauchten, oder nur beſondere Namen einzelner Berge hätten.

Es liegt dieſes Gebirge zwiſchen dem Schwarzen und Kaspiſchen Meere; weil aber der Landſtrich zwiſchen dieſen beiden Meeren breit iſt, ſo iſt daran gelegen, zu wiſſen, wie weit der Kaukaſus ihn, ſo wohl nach ſeiner Länge als Breite, einnehme? In Anſehung der Länge ſagt Strabo im 2ten Buch, daß er ſich von dem einen Meer bis nach dem andern erſtrecke, und die Landenge zwiſchen beiden als eine Mauer zertheile. Man kann mit des Herrn Zannoni Karte vom nordlichen Theil des Osmaniſchen Reichs für richtig annehmen, daß der auf derſelben mit dem Namen Warda belegte Berg an dem Liman

man Sundſchick, bei dem Flecken Anapa, der Anfang des Kaukaſus am Schwarzen Meere ſey. Von hier an ſtreicht er dergeſtalt gegen Nordoſten, Oſten, Südoſten und Süden, daß er auf ſeiner Nordweſtſeite, Nordſeite, und Nordoſtſeite, die Kuban, Abchaſeti, die Kabarda, zu welcher auch das Land der Tſchirkaſſen, oder umgekehrt, das Land der Tſchirkaſſen, zu welchem die Kabarda gehört, den Landſtrich, welchen die Kumücken, Tſchetſchengen und Atachen bewohnen, den Diſtrikt von Endery oder Andreewa und Dageſtan hat, alsdenn aber auf der Weſtſeite des Kaspiſchen Sees, und in keiner großen Entfernung von demſelben, wo Nogaier und Truchmenen wohnen, bis gegen Schamachie fortläuft, wiewohl man annehmen kann, daß er ſich in dem berühmten, abgeſondert liegenden Berge Biſchbarmak, Fünffingerberg, am Kaspiſchen See endige, weil Strabo ſchreibt: Esti Oros tuto hyperkeimenon tu Pelagus hekateru, welches an jedem Meer ein hervorragendes Vorgebirge erfodert. Biſchbarmak aber kann auf dem See in weiter Entfernung geſehn werden.

Auf der Süd- und Südweſtſeite des Kaukaſus, wieder von Weſten anzufangen, findet man das eigentliche Abchaſeti, oder das Land der Awchaſen, Mingrelien, Imiretien, Georgien, und den weſtlichen Theil von Lesgiſtan. Auf dem Gebirge ſelbſt ſind die Diſtrikte Schapſich oder Schapſo, Schaſchi, Ubuch und Tubi, Swaneti, Oſeti, Kiſteti, Baſiania, der Diſtrikt der ſogenann-

ten Tawlinzi, oder Bergtataren, und ein Theil von Lesgiſtan.

Ob nun gleich die oben beſchriebene Bergkette zwiſchen den beiden Meeren der rechte Kaukaſus iſt; ſo wird doch auch das ſüdliche Mittel- und Vorgebirge deſſelben, welches ſich nach Armenien und Perſien hin erſtreckt, im weitern Sinn dazu gerechnet, und ſo konnte Chardin ſagen, daß er über den Kaukaſus gegangen ſey, als er von Gonia am Schwarzen Meer, über Akalſike nach Teflis in Georgien, oder genauer, in Cartwal, reiſete.

Die Kaukaſiſchen Pforten, die Plinius in ſeiner Naturgeſchichte 6. B. 11. K. anführt, auch ſagt, daß ſie durch das Kaſtell Cumania beſchützt würden, und daß man durch dieſelben aus dem Aſiatiſchen Sarmazien (der jetzigen Aſtrachanſchen Steppe, zwiſchen der Wolga und dem Don) nach Iberien, jetzt Georgien, und deſſelben Hauptſtadt Harmoſtis gekommen ſey, ſind in der Landſchaft Kiſteti. Prokopius, in der Geſchichte des Perſiſchen Krieges 1. B. 10. K. begeht zwar den doppelten Fehler, daß er das Gebirge, welches Iberien gegen Norden iſt, zu dem Taurus rechnet, und den Durchgang durch daſſelbige, welcher zu der großen und reichlich gewäſſerten Ebene führt, die ſich bis an den Mäotiſchen (jetzt Aſowſchen) See erſtreckt, und zu ſeiner Zeit von Hunniſchen Völkern bewohnt wurden, die Kaspiſchen Thore nennt; er bemerkt

merkt aber, daß die Länge dieſes Durchgangs fünfzig Stadien betrage. Auch Tacitus und Lukan haben die Kaukaſiſchen Thore mit den Kaspiſchen, vom Kaspiſchen See benannt, verwechſelt, und Plinius hat ſolche Verwechſelung am angeführten Orte getadelt. Prokopius, in ſeiner Geſchichte des Gothiſchen Krieges 4. B. 3. K. iſt darin richtiger, daß er das Gebirge, in welchem dieſer Durchgang iſt, den Kaukaſus nennt, auch dieſen Durchgang, von welchem er ſagt, daß er Tzur heiße, von dem Kaspiſchen unterſcheidet. Herr Büſching weiß nicht, ob er das morgenländiſche Wort Tzur durch Felſen, oder Spitze, oder Spalte erklären ſoll; denn es kann alles dieſes nach dem verſchiedenen Gebrauch der Sprachen bedeuten. Von den Kaspiſchen Thoren ſagt Plinius 6. B. 14. Kap.: ſie wären ein enger, von Menſchenhänden gemachter Durchgang zwiſchen ſteilen Felſen, welche wie verſengt ausſähen, der acht tauſend Schritte lang ſey, durch welchen aber kaum einzelne Wagen kommen könnten. Ein ſolcher Durchgang oder Weg iſt an der ganzen weſtlichen Seite des Kaspiſchen Sees weder unmittelbar, noch nahe bei demſelben vorhanden, er muß alſo weiter gegen Weſten in dem Gebirge, und doch von dem Kaspiſchen See nicht ſo weit entfernt ſeyn, daß er nicht von demſelben benannt werden könnte, um ihn von dem öſtlichern zu unterſcheiden. Zur Beſtätigung dieſer Vermuthung dient eine Nachricht, im dritten Theil des Büſchingſchen Magazins S. 6.; denn als 1733 ein Heer

Krimiſcher und Kubaniſcher Tataren bei Derbent, wegen des Widerſtandes der Ruſſen, nicht durchkommen konnte, gieng es gegen Weſten von Derbent, Mann vor Mann über das hohe Gebirge, (zwiſchen Dagiſtan und Lesgiſtan) und als es über daſſelbe gekommen war, bei Schawren vorbei, nach Schamachie, in der Provinz Schirwan. Man muß dieſe Kaspiſchen Thore in dem Kaukaſus, nicht mit den Kaspiſchen Thoren in einem Berge gegen Süden vom Kaspiſchen See, zwiſchen den ehemaligen Medien und Parthien, verwechſeln.

Der Kaukaſos iſt ein ſehr hohes Gebirge. Ariſtoteles in ſeiner Meteorologie 1. B. 13. K. ſchreibt: die Höhe deſſelben ſey daraus zu erkennen, weil man ihn theils in der Gegend des Schwarzen Meers, welche die Tiefen, Bathra, genennt werden, theils in der Mündung des Mäotiſchen Sees erblicken könne. Jene Tiefen, welche man durch kein Sail ergründen konnte, waren im Meer in der Gegend der Koraxer, oder ohngefehr in der Gegend der Grenze zwiſchen Abchaſien und Mingrelien. Die Entfernung beider beſtimmten Gegenden von dem Kaukaſus iſt Herrn Büſching nicht bekannt, und er konnte alſo nach derſelben die Höhe des Gebirges nicht ſchätzen. Arrian ſchreibt in ſeiner Euxiniſchen Seereiſe, man ſage, der Kaukaſus ſey eben ſo groß, als die Keltiſchen Alpen. Er hat's alſo nur vom Hörenſagen, und es iſt eine Beſtimmung, die nur ohngefähr zutreffen ſoll, aber

um

um deswillen merkwürdig iſt, weil ſie keine auſſerordentliche Höhe anzeigt. Nach Lerchs Bericht, im dritten Theile des Büſchingſchen Magazins 5. S. kann man, wenn man von Aſtrachan auf der Weſtſeite des Kaspiſchen Sees nach der Grenze von Perſien reiſet, und über den Fluß Kuma gekommen iſt, bei hellem Wetter ſchon den mit Schnee bedeckten Kaukaſus erkennen, obgleich nach den Ruſſiſchen Landkarten, die nächſten Gipfel deſſelben zwanzig und einige deutſche Meilen von der Kuma entfernt ſind. Ariſtoteles führt noch dieſes zum Beweiſe der Höhe des Gebirges an, daß des Abends und Morgens die untergehende und aufgehende Sonne ein Drittheil ſeiner Höhe erleuchte: es hat aber ſchon Varenius in ſeiner Geographia generali 30. Kap. 13. Propoſiz. geſagt, daß dieſe Angabe ohne Wahrſcheinlichkeit ſey. Prokopius in der oben angeführten Geſchichte des Gothiſchen Krieges 3. K. übertreibt die Höhe dieſes Gebirges, wenn er ſchreibt, es ſey höher, als die Wolken, daher auf ſeinen Gipfel weder Regen noch Schnee falle: aber von der Mitte bis an den Fuß ſey es beſtändig mit Schnee bedeckt, und die unterſten Theile deſſelben erhöben ſich, ſo wie die Felſen anderer Berge. Riccioli in ſeiner Geographia ref. 6. B. 19. K. 13. Num. will ſeine Leſer überreden, daß der Kaukaſus 47000 Bononiſche Schuhe hoch ſey: da nun nach deſſelben Angabe der Pik auf Teneriffa nur 7165 ſolcher Schuhe hoch ſeyn ſoll, ſo wäre der Kaukaſus über $6\frac{1}{2}$ höher, als der Pik, wel-

ches

ches gar keine Wahrſcheinlichkeit hat. — So weit Hr. Büſching.

Unzählige Fohrenbäume werden auf dieſem Gebirge gefunden, welches voll ſchrecklicher Felſen, furchtbarer Klippen und ſchaudriger Hölen iſt. Wege ſind mit unermeßlicher Arbeit durch daſſelbe eröffnet zur Bequemlichkeit der Reiſenden, aber ihre Steilheit macht ſie ſelbſt im Sommer ſchwergangbar, noch mehr im Winter wegen der ungeheuren Menge Eis und Schnee. Die höchſten Gegenden ſind das ganze Jahr durch mit Schnee bedeckt, wodurch bei ſtürmiſchem Wetter die Reiſen durch dieſes Gebirge ausnehmend gefährlich gemacht werden; denn Wolken von Schnee, von Stürmen aufgewirbelt, haben ſchon ganze Karwanen von Menſchen und Pferden bedeckt. Der Weg quer über das Gebirge iſt hundert und zwanzig Engliſche Meilen lang. An demſelben liegen mehrere Dörfer, die mit Lebensmitteln wohl verſehn ſind; denn der Boden dieſes erſtaunlichen Gebirges iſt fruchtbar, und erzeugt im Ueberfluß Korn, Wein, Früchte, Honig und Vieh ꝛc., welches vornemlich der reiche Dünger, den der Schnee verurſacht, bewirkt. Die Einwohner haben eine Menge Federvieh, Eier, Gemüſe und Brod ꝛc. Sie ziehen Schweine, deren Fleiſch ſehr fett und ſchmackhaft iſt. Obgleich der Otomaniſchen Pforte unterworfen, nennen ſie ſich doch Chriſten, haben aber vom Chriſtenthum wenig mehr als den Namen. Bankes.

Auf

Auf dieſer Kaukaſiſchen Landenge kennen wir itzt folgende Länder

(1.)

Die Kuban.

Dieſen Namen führt das Land auf beiden Seiten des Fluſſes Kuban, (oder Hypanis, bei den Italiern Kopa) von deſſen Quelle an bis an das Aſowſche Meer, die Straße von Kaffa, und das Schwarze Meer: Hr. Büſching begreift unter der Kuban nicht nur die Länder, worin jene Nogajiſchen Tatarn, die man ſowohl Kubaner, als ſchwarze oder kleine Nogajer nennt, wohnen oder herumziehen; ſondern auch alle die Diſtrikte der Tſcherkaſſen und Awchaſſen, die durch den Frieden von 1774 der Oberherrſchaft des Krimiſchen Chans überlaſſen worden. Die nördliche Grenze dieſes anſehnlichen Landes lief ſeit dieſem Friedensſchluß, in der Mitte zwiſchen den Flüſſen Tſchalbaſch und Jej, in einer geraden Linie bis an den Urſprung des Dungusle, welcher in den Manytſch fällt. Von da gieng die öſtliche Grenze von Norden gen Süden über das Gebirge bis an die Quelle des Kuban-Stroms. Gegen Süden wurde die Kuban durch einen Bergrücken des Kaukaſus von Mingrelien, und dem eigentlichen Awchas (Abaſa) getrennt, welches zwar unter Osmaniſcher Oberherrſchaft ſteht, aber einen eigenen Fürſten hat, der zu Anakopia reſidirt. Die weſtlichſten Stämme der Awchaſſen

chaſſen am Schwarzen Meere erkannten die Herrſchaft des Chans bis ohngefähr dahin, wo der Fluß Kapeti in dieſes Meer fließt. Weſtwärts wird die Kuban von der Straße von Kaffa und der Aſowſchen See begrenzt; doch iſt es weit gefehlt, daß jetzt alle Völkerſchaften, die ſich hier in großer Anzahl aufhalten, wirkliche Unterthanen des Chans geweſen wären. Verſchiedene von ihnen, beſonders die ſüdöſtlichen, lebten faſt in Unabhängigkeit, oder erkannten nur auf gewiſſe Weiſe die Krimiſche Oberherrſchaft.

Dieſes Land iſt von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit: niedrig und ſumpfig gegens Aſowſche Meer, wo ganze Plätze mit Schilf bewachſen ſind; hoch und gebirgig an der Kaffiſchen Straße und am Schwarzen Meer, wo das Ufer hoch und gebirgig iſt. Die Flüſſe des Landes, beſonders der Kuban, zertheilen ſich in viele Aeſte, und machen durch ihr Austreten die herumliegenden Gegenden zu Moräſten. Im innern Lande, nordwärts des Kuban, ſoweit es dem Chan gehört hat, iſt eine Steppe mit Steppengräſern und Kräutern, ohne Waldung, voller Sandhügel, mit Moräſten, Salzſeen und Sümpfen mit Schilf bewachſen. Auch Salzquellen und Naphthaquellen trifft man an, und das Erdreich bringt auch viele, vorzüglich gute und nutzbare Kräuter hervor. Im Süden des Kuban, und gegen den Kaukaſus zu, iſt das Land waſſerreich und fruchtbar an Obſt- und andern Bäumen.

Ueber-

Ueberhaupt iſt dieſer Landſtrich einer der ſchönſten und herrlichſten. Pappeln, Cypreſſen, Pfirſchen, Quitten, Miſpeln, Pflaumen, Maulbeer- und Nußbäume, Eſchen, Roſenſträuche 2c. ſind überall in großer Menge da. — So beſchreiben Büſching und Gatterer dieſes Land, davon ich im Bankes nichts finde.

Das Gebirge Kaukaſus, welches oben ſchon beſchrieben, zieht auf und innerhalb der Südgrenze hin.

Der Fluß Kuban iſt ein anſehnlicher Küſtenfluß, und der merkwürdigſte dieſes Landes. Die alten Griechen nannten ihn Hypanis; Ptolemäus nennt ihn Vardanus. In der Chaſariſchen Periode kömmt er unter dem Namen Ukruch und Varſan vor. Die Italiener nennen ihn Kopa. Er entſpringt auf den höchſten Kaukaſiſchen Bergen, wo die Grenzen von Mingrelien, Kabarda und Kuban zuſammenſtoßen, nicht weit von den Quellen des Echalis, der bei Jlori ins Schwarze Meer, und des Bakſan, der durch den Terek ins Kaspiſche Meer fließt. Nachdem der Kuban auf der Nordſeite die Flüſſe Enteſek, Bartakli, Barſukli, Kandgji, Schirwi und Arſis; auf der Südſeite die Flüſſe Kutſchuk-Inſchik, Bujuk-Inſchik, Orp, (Urp, Jerp) Salpik, Lava (Laba), Pſak-Kemeruki, Temirtak (Temirtaſch), Bſchaguk, Karzan, (dieſe drei fließen erſt zuſammen) Zelena und Apuia, (Apai-ſui) aufgenommen

men hat, fängt er an, ſich in Arme zu zertheilen, und verſchiedene Inſeln zu bilden. Der nördlichſte große Arm wird Kumli-Kuban, der ſandigte Kuban, auch Kara-Kuban und Abaſa-Irmagi genannt, in welchen ein kleiner noch nördlicherer fällt, der Argantir heißt. Südlicher iſt ein faſt gänzlich trockener Arm, Kura-Kuban, der trockene Kuban. Noch mehr gegen Süden fließt der eigentliche Kuban, der auf der Südſeite den Klaj, den Bitli, und den Akſu oder Bjelaja aufnimmt, zum Theil bei Temruk ins Aſowſche Meer ſich ergießt, aber mit dem größten Theil ſeines Gewäſſers ſich gegen Süden wendet, und ſo ins Schwarze Meer ſich ſtürzt. Er iſt ungemein fiſchreich, beſonders an allerlei Störarten ꝛc. Durch ſeine Arme wird die Inſel Taman, längs des Aſowſchen Meers, der Kaffiſchen Straße und des Schwarzen Meers gebildet. — So die Herren Büſching und Gatterer, von welchen der erſtere noch folgende kleinere Flüſſe dieſes Landes nennt.

Weiter gegen Norden den Aktar, welcher in einem gleichnamigen großen Liman oder See, der mit dem Aſowſchen Meer zuſammenhängt, ſich verliert. In dieſen Liman fällt auch der Kumir. Der Kerpeli, oder Begj-ſui (Beißugi) und der Tſchalbaſch, welche in einen andern Liman, Begjſui, fließen. Hernach Jej, (Gega, Jeſſe, Teiſa) Tſchübur oder Kaſibur, (Kabarlik, Kabarnar, Kallbalnar, Kalburnar) und Gün-

günlik (Gügümli, Kobylnik, Kagalnik) welche geradezu in die Aſowſche See fallen, und der Manytſch und andere öſtliche Flüſſe, die ſich in denſelben ergießen.

Die Inſel Taman, welche durch die Arme des Kubanfluſſes, die Straße von Kaffa, das Schwarze und Aſowſche Meer gebildet wird, hieß vormals Phanagoria, von der auf ihr gelegenen gleichnamigen Stadt. In der Chazariſchen Periode bekam ſie den Namen Toma, Tarchan, woraus die Ruſſen Tomutorochan, oder Tmutarachan, die Griechen Tamatarcha, und zuletzt Matracha, die Italiener aber Materka und Matriga machten. Die Araber und Osmanen haben ihr den Namen Taman gegeben. Die Tatarn nennen ſie Ada, die Inſel, die Einwohner Mintana.

Sie iſt ſehr gebirgig, und das Seeufer ſehr hoch und ſteil. Kultaba iſt der Name des größten Gebirges auf derſelben.

Die Einwohner ſind Jaſier (Zichen), welche Tſcherkaſſiſch ſprechen. Sie bezahlten an den Krimiſchen Chan einen geringen Tribut, und ſtunden unter ihren eigenen Begis.

Die Inſel Atſchuk wird von einigen zu Taman gerechnet, und Hr. Büſching, aus dem dieſe Beſchreibung

 ent-

entlehnt iſt, rechnet dieſe Inſel Taman, als den Fanagoriiſkiſchen Kreis zur Tauriſchen Statthalterſchaft des Ruſſiſchen Reichs.

Von den Städten der Kuban und der dazu gehörigen Inſeln bemerke ich folgende, ebenfalls nach Herrn Büſching, da die Brittiſchen Geographen von dieſem ganzen Lande gar nichts enthalten.

Die Kreisſtadt Fanagoriiſk, ehedeſſen Taman, am Ufer der Straſſe von Kaffa, ungefähr einen Flintenſchuß vom Waſſer. Die See iſt jetzt daſelbſt ſo untief, daß nur kleine Fahrzeuge anlanden können. Die Stadt iſt nicht groß, ſchlecht gebaut, mit einer alten und verfallenen ſteinernen Mauer umgeben, und hat ein verfallenes Schloß. Sie kommt zuerſt in der Geſchichte Juſtinians II. im Jahr 703. unter dem Namen Tome vor; nachgehends heißt ſie Tamatarcha, Tmutarachan, Matracha, Matriga ꝛc. Abulfeda nennt ſie zureſt Taman. Sie iſt im elften Jahrhundert der Sitz Ruſſiſcher Fürſten, und ſowohl damals als nachher der Sitz Zichiſcher Erzbiſchöfe und Metropoliten, Griechiſcher Religion, und ſeit dem Jahre 1349 eines Katholiſchen Erzbiſchofs geweſen. Während der Zeit, da die Genueſer und Venezianer in dieſen Gegenden handelten, war die Stadt in ſehr blühenden Umſtänden: nachdem ſie aber unter die Herrſchaft der Osmanen und der Krimer gekommen, iſt

ſie

ſie ſehr in Verfall gerathen. Die Osmanen hielten hier eine Beſatzung, und theilten ſich mit den Krimiſchen Chanen zur Hälfte in den Zoll. Der Handel iſt noch jetzt beträchtlich, weil ſowohl die Kubaniſchen Tſchirkaſſen, als die Nogajer und Koſacken die Produkte ihres Landes hieher bringen. Am Ufer liegen auch beſtändig eine Menge Fahrzeuge, welche die von der Gegend des Kubanfluſſes kommenden Reiſenden nach der Krim überſetzen. Die Einwohner ſind gröſstentheils Taſier: die übrigen ſind Armenier, Juden, Griechen, Türken ꝛc.

Ekaterinoſchewa, eine Feſtung.

Barbarzemin, auch Ada, ein altes Schloß mit einigen Häuſern auf einer kleinen Inſel an der Mündung des Temrukiſchen Arms des Kubanfluſſes, welches, um den Koſacken die Einfahrt in den Kuban zu wehren, angelegt iſt. Alle aus Tſcherkaſſien kommende Sklaven mußten hier paſſiren, und vorgezeigt werden. Es ward auch hier der Zoll von den vorbeifahrenden Schiffen erlegt.

Kiſil-Taſch, der rothe Fels, eine Burg am Schwarzen Meer, wo vor Alters Korokondame lag. Nicht weit davon, am Liman des Kubanfluſſes, vormals Korakondametis, war einſt die große und reiche Stadt Phanagoria, die ſtarke Handlung trieb, und der Haupt-

 ort

ort des Aſiatiſchen Bosporus war. Die Tejer legten ſie etwa 640. Jahr vor Chriſti Geburt an, und ſeit dem Jahr 1703 nach Chriſto wird ihrer nicht mehr gedacht. Sie iſt gänzlich zerſtört worden.

Merkwürdige Vorgebürge ſind: Tſchoſchka Buruni, (Sotſchke), wo vormals Achilleum lag, Jengi-Kaleh gegenüber; Ortaſch-Buruni, nordweſtwärts von Taman, vor welchem eine große Sandbank und einige kleine Inſeln liegen; Kudas (Kudeſcio), am weiteſten gegen Südweſten, wo auch ein gleichnamiges Tſcherkaſſiſches Dorf liegt.

Die Inſel Atſchuk (Aſchu, Atſchuew, Azchuz), welche man auch zu der Inſel Taman zu rechnen pflegt, liegt gegen Nordoſten von Taman, und wird vom Aſowſchen Meer, dem Kumli-Kuban, dem Hauptarm des Temrukiſchen Arms des Kubans, gebildet. Sie iſt noch größer als Taman, nicht ſo gebirgig, aber voller Sand und Moräſte. Jaſier bewohnen ſie, und ſie enthält das Schloß Atſchuk oder Aſchu, wovon ſie den Namen hat, am Ausfluß des Kumli-Kubans ins Aſowſche Meer; und den Flecken Kjermentſchuk auch Kjirman, ehemals Kuban, am Hauptarm dieſes Fluſſes, welcher im 14. Jahrhundert eine der berühmteſten Städte dieſer Gegenden war; endlich noch den Flecken Kaſadgje am Kumli-Kuban.

Die

Die Inſel im Liman, oder ſüdlichen Ausfluſſe des Kubans, hieß vormals Harmonaſſa, von einer gleichnamigen berühmten Stadt, welche die Mitylener angelegt hatten.

Die Inſel von Biſſuga, vielleicht Begj-ſui, wird vom Kuban gebildet, deſſen einer Arm ſie gegen Norden von der Inſel Atſchuk trennt. Sie hat gegen Süden noch andere Inſeln, die von kleinen Armen des Kuban umfloſſen ſind. Kaiſer Konſtantin nennt ſie Näſion eis tas Pteleas. Ein Fluß Bitli, der hier von Süden her in den Kuban fällt, ſcheint damit einige Namensähnlichkeit zu haben. Die vornehmſten Oerter darauf ſind die kleinen Flecken Biſſuga und Kantali. Solche kleine Oerter ſind auch Kleti und Kati-Kwi, oder Kodi-Koi auf einer ſüdlichern Inſel, welche ein Arm des Kuban von dieſer trennt.

Kopil, oder Kapyl, eine Feſtung auf einer kleinen Inſel im Kuban, weiter gegen Morgen, welche auch Hr. Gatterer anführt. Als Aſow 1736 von den Ruſſen erobert wurde, begaben ſich die Einwohner hieher.

Karignat, und Chantiba, am nordlichen Arm des Kuban, werden von Doniſchen Koſaken bewohnt, welche man hier Sari-Kamiſch-Kaſakler, oder Sari-Jnad zu nennen pflegt. Sie haben von dem berüchtigten Nekraſ-

ſow ihren Namen erhalten, der in dem Mazeppiſchen Aufſtand, verwickelt war, und ſich darauf nach der Kuban flüchtete.

Eſki=Kopil (Kapyl) Alt-Kopil, eine Stadt noch weiter gegen Oſten, war vormals der Hauptort in Kuban, und der Sitz des oberſten Befehlshabers; aber nachdem ſie 1736 von den Ruſſen und Kalmücken erobert und zerſtört worden, hat man ſie verlaſſen.

Beleda=Kevi, oder Bolete=Koi, ein Flecken noch weiter gegen Morgen.

Alle bis hieher genannte Oerter gehörten dem Krimiſchen Chan.

Die folgenden ſechs, von Weſten nach Oſten zu, auf der Südſeite des Kubans, aber nordwärts über dem Gebirge liegenden Diſtrikte:

Abaſech, ein Tſcherkaſſiſcher Stamm, zwiſchen den Flüſſen Apai-ſui und Zelena.

Boſchaduch oder Bſcheduch, ein Tſcherkaſſiſcher Stamm, und Diſtrikt am Fluß Bſchagut, nach den Bergen zu, von welchen bis an den Fluß ein geflochtener Zaun geht, der mit Erde beſchüttet worden.

Jeru=

Jerukai, eben ein ſolcher Stamm zwiſchen den Flüſſen Bſchagut und Temirtak oder Temirtaſch.

Kemeruk, oder Kemergutſchy, auch Temirgoi, ein Tſcherkaſſiſcher Diſtrikt am Fluſſe Pſak-Kemeruki.

Beßlini oder Beslen, am Fluß Laba, ein Tſcherkaſſiſcher Stamm, gehörte 1758 dem Kabardiſchen Fürſten Araslambek. Den Namen hat er von Beslan, einem Sohn des Inal, von welchem alle Tſcherkaſſiſche Fürſten herſtammen.

Beſchlibai, oder Baſchilbai, ein Awchaſſiſcher Stamm, am Urſprunge des Fluſſes Orp, nahe an der Grenze von Großkabarda, gehörte 1758 dem eben gedachten Araslambek,

hatten in den Jahren 1731 und 1732 Kaplan Gierai, Chan von Krim, ſowohl als die Tſcherkaſſen von Kabarda gezwungen, ſeine Oberherrſchaft zu erkennen. Aber ſie ſind in der Folge abgefallen, und ſtanden im Jahr 1758 unter ihren eignen unabhängigen Fürſten.

Chatukai oder Hatukai, ein Tſcherkaſſiſcher Stamm wohnet in den Bergen und Wäldern am Schwarzen Meere nicht weit von Taman. Sie hatten im J. 1758 ihren eigenen Chan. Etwas weiter gegen Weſten iſt am Aus-

fluß des Kubans das Vorgebirge Baluktſchi-Buruni, und darauf die Feſtung Gobagudjak.

Ada oder Atſcha, ein Tſcherkaſſiſcher Stamm, und ein Flecken, weiter gegen Nordoſten am Fluß Bielaja, ſtand unter Krimiſcher Herrſchaft.

Das Gebirge Warda-Dagi, von welchem ſich das Vorgebirge Warda-Buruni weit ins Meer ſtrecket.

Der Liman Sundgjik, ehemals Sindikos-Limán, an welchem ein Flecken Anapa liegt.

Gelindgjik, eben ein ſolcher Liman; an demſelben liegt der Flecken Zikevi, vormals Zichia.

Dgjani, Dſchani oder Tſchani, ein Tſcherkaſſiſcher Stamm, wohnt gegen Nordoſten am Gebirge, und ſtand unter dem Chan von Krim.

Die Awchaſſiſchen Stämme und Diſtrikte, Schapſich oder Schapſuch, Schaſchi, Ubuch oder Obuch, und Tubi oder Duba, an der nordweſtlichen Seite des Kaukaſus, weſtwärts von dem Kapeti, und auf beiden Seiten des Subaſchi. Dieſe Awchaſſen wohnen in Bergen, längs dem Schwarzen Meere, beſitzen verſchiedene Dörfer, ſind frei und unabhängig, und ſehr zu Räubereien

reien geneigt. Sie werden gemeiniglich Kyſka Tſchekmey, von den kurzen Kleidern, die ſie tragen, genannt. In ihrem Lande liegen die Flecken Bowidjal, und Abkaſſy, beide an dem Liman Koldas.

Auf der Nordſeite des Fluſſes Kuban liegt das Städtchen Aktar am Aſowſchen Meer, mit einer Rhede und einem Ankergrund. Der Liman Aktar vereinigt ſich hier mit dem eben gedachten Meere, und in dieſem Liman liegt die Inſel Sanet.

Der Liman Begj-ſui oder Beiſſugi hat auch eine Inſel, Kumli Ada, oder die ſandige Inſel. An dieſem Liman lag ehemals eine gleichnamige Stadt, welche von den Italienern Lo Peſo genannt wurde.

Die auch von Herrn Gatterer genannte Feſtung Temruck, liegt auf einer ſchmalen und niedrigen Erdzunge auf der Küſte des Aſowſchen Sees an einem ſeichten Ausfluſſe des Kubans. Es ſcheint, ſie ſey von den Tſcherkaſſen in der Mongoliſchen Periode angelegt worden.

Von dieſer Beſchreibung der Wohnſitze wende ich mich nun zur Beſchreibung der

Einwohner

der Kuban, und ihrer Sitten und Gebräuche. Die Bewohner der Kuban ſind aber

1. Nogajiſche Tataren, der Religion nach Mohammedaner, der Lebensart nach gröſstentheils Nomaden, die zu beiden Seiten des Kuban, wie auch an der Kuma und am Terek mit ihren Pferde- und Schaafheerden hin und herziehen. Ich beſchreibe ſie hier nach den Brittiſchen Geographen, in Verbindung mit unſerm Büſching, der jene oft ergänzt und verbeſſert.

Wir ſind ſo glücklich, ſagen die Britten, daſs wir es in unſrer Gewalt haben, unſre Leſer mit einigen angenehmen und intereſſanten Nachrichten von den Sitten und Gewohnheiten dieſer Völker unterhalten zu können, die uns ein gelehrter und einſichtiger Reiſender mitgetheilt hat, der vor kurzem dieſe Gegenden beſuchte, und auf der Stelle ſeine Beobachtungen ſammlete.

Die eigentlichen Tataren, oder die wahren Landeseingebornen, bekümmern ſich um wenig mehr, als um das eigentlich Nothwendige, und Koſtbarkeiten des Lebens ſind ihre letzte Sorge. Vom Körper ſind ſie klein, aber dabei dick. Ihre Haut iſt olivenfarbig und runzlich, ihre Geſichter breit, ihre Augen klein und tiefliegend, und ihre Naſe eingebogen. Sie ſcheeren ihren Kopf, und haben nur wenig Bart. Sie tragen ein grobes graues Wams und darüber ein Oberkleid von Schaaffell mit der Wolle auswärts, und eben eine ſolche Kappe. Die Weiber tragen Linnen, und Mützen, die rundherum mit Ruſ-

ſiſchen

ſiſchen Münzen behangen ſind. In Anſehung ihrer perſönlichen Geſtalt und Geſichtszüge ſind dieſe erträglich. Die Mannsperſonen tragen einen Ring im rechten Ohr, und die Frauenzimmer aber in der Naſe. In die Ringe, welche die letztern tragen, iſt gewöhnlich ein Stück Korallen, oder Rubinen und Turkiſe eingefaßt. Nur Prinzen haben in ihren Wohnungen gläſerne Fenſter, andre haben im Winter Papierfenſter, die man des Sommers wegnimmt, um der friſchen Luft freier zu genießen, und eine freiere Ausſicht in die Ferne zu haben. — Nach Hr. Büſching tragen ſie ſehr kurze Hemden von baumwollenem Zeuge, und ſehr weite Beinkleider von einer groben Art Tuch, oder von Schaaffellen. Ihre Röcke ſind von Kattun; oben drüber tragen ſie noch einen Mantel von Schaaffellen, ſo daß ſie nach der Jahrszeit die Wollſeite bald inwendig, bald auswendig kehren.

Ihre Hauptergötzungen beſtehen in der Vogelbeitze, der Jagd und dem Lauf, und ihre Häupter ſtellen oft Jagdpartien an, wobei ſie von einer Anzahl Murſen oder Edelleuten begleitet werden. Denn die Nogajer haben ihre Murſen, wie die Krimer, von welchen aber einige Häupter der größten Stämme ſind. Auf die Jagd gehen ſie mit ihren Waffen und ihrem Gepäck. Sie dauert mehrere Tage, und alle Nächte beziehen ſie ein Lager. Truppenhaufen folgen dem Seraskjer oder Oberbefehlshaber, und oft dienen dieſe Luſtpartien zum Vorwand bei einer ernſthaftern Unternehmung. —

Die

Die Nogajer ſind in größere und kleinere Stämme vertheilt, die zum Theil abgeriſſene Zweige jener Stämme der Nogajer ſind, welche in der Aſtrachanſchen Steppe vormals herumgezogen, oder noch herumziehen, oder wohnen. Den Namen Nagaj führen ſie von einem gleichnamigen berühmten Feldherrn, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hier herum einen eigenen, aber wenig dauerhaften Staat ſtiftete. Dem Hrn. Kleemann wurden, da er 1769 in der Krim war, folgende ſieben Hauptſtämme genennt, aus denen die dem Krimiſchen Chan unterworfenen Nogajer im weſtlichen und öſtlichen Nogaj, und in der Kuban beſtanden. 1) Jediſchkul, nach Kleemann, Jediſchull = multi, 2) Dgjemboiluk, nach Kleemann, Dſchamboiluk, 3) Jediſan, Kleemanns Jedſan=multi, 4) Kaſaj = aul, Kleemanns Kaſajolu, 5) Naurus=aul, Kleemanns Naurouſelli, 6) Kürgüs, 7) Kaſpalladolu, wahrſcheinlich Kaſpolat = aul. Die Jediſchkul und Jediſan, ſagte man ihm, wären die zahlreichſten.

Von dieſen Horden hielten ſich bis ins J. 1770 die erſte und zweite, und wahrſcheinlich auch die ſechſte, im öſtlichen Nogaj auf: einige Familien ausgenommen, welche in der Kuban herumzogen. Die Horde Dgjemboiluk, auch Jimbuluk, hatte an dem Dgjem (Jemba) ihren Aufenthalt, da Choo = Oerluk, Chan der Torgot, ſie im Anfang des vorigen Jahrhunderts unterjochte. Als Unterthanen des Ajuka zogen ſie im J. 1715 an der Wolga

herum,

herum, da Deli-Soltan, Seraskier von der Kuban, 10300 Familien von ihnen und von den Jediſan, nach der Kuban mitführte. Von daher wurden ſie mehrentheils ins öſtliche Nogai verſetzt, wohin ihnen 13 Jahre darauf die übrigen von der Horde folgten, von Batyr Taidſchi angeführt. Die Schickſale der Horde Jediſchkul ſind weniger bekannt. Beide unterwarfen ſich im J. 1770 der Ruſſiſchen Oberherrſchaft, und zogen aus freien Stücken weg nach der Kuban, wo ſie, wie es heißt, ſich noch jetzt aufhalten. Durch den Frieden in Kudſchuk-Kainardgii wurden ſie dem Krimiſchen Chan überlaſſen. Auſſer dieſen großen Horden kommen noch folgende kleinere, als Einwohner des öſtlichen Nogai vor, die vielleicht größtentheils Abtheilungen und Aeſte von jenen ſind; als Hadgii-Gjerai, Tſchazlu, Kangli-Argakli, Irak, Kaſaj-Mirza, Iguri, Ismail-Mirza, Teliak, Irchan-Kangli oder Juchan-Kangli, Badraki, Dgjegal-Boldi, Bojataſch und Bajutaj. Nach Hrn. Kleemanns Angabe ſoll die Anzahl der Nogajiſchen Familien der ſieben Stämme ſich auf 500000 belaufen, welches aber viel zu viel iſt. In Rußland hielt man ſonſt die vier Horden Budgjak, Jediſan, Jediſchkul und Dgjemboiluk nur für 70000 Bogen ſtark.

Die Krimiſchen Chane verlegten auch, da ſie ihre Macht in der Kuban ausbreiteten, viele Haufen von Aſtrachanſchen Nogaiern hieher, die entweder im Kriege

von

von ihnen waren entführt worden, oder die freiwillig, beſonders bei und nach der Zerſtörung des Aſtrachanſchen Reichs, ſich von der Wolga weg, und unter den Schutz der Krimiſchen Chane begeben hatten.

Die Nogaier, welche man die Kleinen oder Schwarzen Nogajer, Kara-Nogajler und Kubaner nennt, ſind in verſchiedene Horden oder Stämme getheilt. Unter dieſen ſind die Kaſaj-aul (Kaſiewski, Kaſiewa-Uluſſi) eine anſehnliche Horde, die vormals zwiſchen den Ausflüſſen des Kubans bis an den Urſprung des Manytſch herumzog, aber jetzt ſich meiſtens an dem Labaſtrom aufhält. Die Naurus-aul halten ſich zu ihnen, und beide Stämme machen etwa 10000 Familien aus. Ein Theil der Jediſchkuliſchen, oder Editſchkulſchen und Ogjemboilukiſchen oder Dſchamblugkiſchen Horden: die Kaspolat-aul (Kaspalladolu), welche ſich vermuthlich auch hier aufhalten: die Kipdgjak, die Mip und die Burlak; auch die Mailebaſch, wenigſtens vormals. Endlich kamen 1770 auch die Budgjaken, die Jediſan, die Jediſchkul und die Ogjemboiluk von der andern Seite des Dons hieher, und waren noch 1783 hieſelbſt, als die Ruſſen die Kuban in Beſitz nahmen, und ſich huldigen ließen.

In der Lebensart, dem äuſſerlichen Anſehen, den Sitten, der Verfaſſung, der Religion, und dem Hausweſen ſind die eigentlichen Kubaner faſt gar nicht von den

übri-

übrigen Nogajern verſchieden. Nur ſind ſie, ſagt man, noch etwas roher und häßlicher, als jene in Europa. Wenige von ihnen wohnen in Dörfern. Sie ziehen beſtändig herum von einem Orte zum andern.

Es giebt einige Stämme dieſes Volks, welche unter einer Art Zelte leben, und ſich in Thälern, die acht bis zehn Klaftern tief ſind, aufhalten. Dieſe durchſchneiden die Ebenen von Norden nach Süden, ſind mehr denn dreißig Meilen (leaques) lang, obgleich nur eine Achtelmeile breit. Trübe Bäche fließen mitten durch dieſelben, und an ihren Ufern ſtehen Zelte, um ihre zahlreichen Schaaf- und Viehheerden während des Winters zu ſchützen.

Sie ſäen kein Korn, auſſer Hirſe: damit beſäen ſie einige Gegenden an der Küſte der Aſowſchen See. Nachdem dies geſchehen iſt, ziehen ſie mit ihren Uluſſen weg, und weiden ihre großen Viehheerden in der Steppe auf beiden Seiten des Kubans bis ans Gebirge; an dem Kuma, dem Kura, dem Terek und dem Malka; von da kehren ſie wieder um nach dem Kuban und nach der Aſowiſchen See. Nachdem ſie den Sommer auf dieſe Weiſe zugebracht, und die Hirſe reif iſt, ernten ſie ſie ein, und verwahren ſie in Fäſſern unter der Erde. Darauf lagern ſie ſich längs der Seeküſte, und laſſen ihre Pferde indeß in der Steppe überwintern. Dieß geſchah wenigſtens noch im Anfang dieſes Jahrhunderts. Die Hirſe macht einen

wich-

wichtigen Theil ihrer Nahrung aus, doch iſt diejenige, welche ſie bauen, nicht hinlänglich, ſondern ſie müſſen die meiſte von den Tſcherkaſſen kaufen. Uebrigens ernähren ſie ſich von der Vieh- Schaaf- und Pferdezucht, die bei ihnen fürtreflich iſt. Kumyſch und Boza ſind ihre vornehmſten Getränke, die ſie, wenn ſie herrlich leben wollen, wie auch Iran und Meth trinken; denn gewöhnlich trinken ſie Waſſer. In der Neigung und Geſchicklichkeit zu rauben übertreffen ſie alle andere ehemalige Unterthanen des Krimiſchen Chans. Als die Kalmucken noch ihre Nachbarn waren, hatten ſie mit ihnen deshalb unaufhörlich Zwiſtigkeiten und Kriege. Sie eſſen Pferdefleiſch, trinken Pferdemilch, und leben noch immer ſo ſchmutzig und unflätig, wie ihre Vorfahren. Wenn ſie Reiſende ausplündern können, unterlaſſen ſies gewiß nicht; doch tödten ſie nicht leicht jemand, ſondern verkaufen die Gefangenen, wenn ſie ſich ſicher glauben. Sonſt ſind ſie gaſtfrei, geben hin, was ſie haben, ohne Bezahlung, und nöthigen wohl gar durchreiſende Ausländer, die aber wohl gebildet ſeyn müſſen, ſich mit ihren ſchönſten Sklavinnen zu unterhalten.

Jeder Eigenthümer hat ſeine beſondern Zeichen, welche man Pferden, Rindern und Dromedaren in die Hüften einbrennt, und den Schaafen mit Farbe auf die Wolle malt. Die letztern hält der Eigenthümer in der Nähe ſeiner Wohnung; aber die andern werden heerdenweiſe

gegen den Frühling nach den Ebenen hingetrieben, wo man ſie bis zum Anfang des Winters frei weiden läßt, bei deſſen Anbruch aber ſucht man ſie zuſammen, und treibt ſie in ihre Scheuer.

Die Ebenen, worin der Tatar dieſe Heerden aufſucht, ſind ſehr weitläuftig, und von einem Thal zum andern zehn bis zwölf Meilen (leaques) weit, und mehr als dreißig lang. Er weiß nicht, auf welchem Strich er ſie ſuchen ſoll, und bekümmert ſich in der That auch nicht darum. In einem kleinen Beutel nimmt er etwa ſechs Pfund Hirſenmehl mit, welches hinreichend iſt, ihn dreißig Tage zu erhalten. So verproviantirt beſteigt er ſein Pferd, reitet immer bis Sonnenuntergang, dann hält er an, und läßt ſein Pferd weiden, ißt von ſeinem Mehl, und begiebt ſich zur Ruhe, ſteht des Morgens auf, und ſetzt ſeinen Weg weiter fort. Beim Reiten verſäumt er indeß nicht, die Zeichen der Heerden zu beobachten, die er anſichtig wird, wovon er denen Nachricht giebt, die ihm in gleichen Geſchäften begegnen, und von ihnen hinwiederum ſolche Nachrichten empfängt, die ihm zur Endigung ſeiner Reiſe dienen.

Ein Tatariſches Aba, oder Zelt, gleicht in vielen Stücken einem großen Hühnerkorbe. Die Pfählung iſt zirkelförmig, und darüber ein rundes Dach, daß ſich in der Spitze öfnet. Ein Filz von Kameelhaar umgiebt das

Ganze, und ein Stück dieſes Filzes wird über das Loch in der Mitte des Dachs gedeckt, welches zum Ausgange des Rauchs dient. Ueber jedem ſolchen Tatariſchen Zelt oder Aba iſt an einer langen Stange, die aus dem Zelt hervorſieht, ein Stück Filz wie eine Wetterfahne befeſtigt, die ſich nach dem Winde dreht. Dieſe Stange dient auch zur Herablaſſung des Filzes, und zur Verſchließung des Luftlochs, wenn das Feuer ausgelöſcht iſt, und die fernere Offenhaltung des Zuglochs unnütz oder unbequem ſeyn würde.

Ihre Hütten, oder Zelte, ſchreibt Herr Büſching, ſind ziemlich gut und dauerhaft gebaut: ſie ſind zirkelrund, und haben im Durchſchnitt ohngefähr acht Schuh. Die ungefähr vier Schuh hohe Wand beſteht aus kreuzweis in einander befeſtigten, einen Zoll breiten, und eben ſo dicken Hölzern; die Kuppel, die auf dieſer Wand ruhet, iſt mit eben ſolchen Hölzern befeſtigt. Von auſſen iſt alles mit Rohrdecken, und über dieſen mit einem braunen Filze bedeckt, wodurch weder Wind noch Regen dringen können. Oben in der Mitte der Kuppel iſt ein rundes Loch, von zwei Schuhen im Durchſchnitt, welches zu gleicher Zeit zum Fenſter, und zum Schornſtein dient: durch daſſelbe geht eine Stange, an welcher auſſen eine Fahne hängt. In der Mitte des Zeltbodens iſt der Feuerheerd, auf welchem anſtatt Holz, Rohr und Heu gebrannt wird. Die Thür, eine Decke, iſt ſo niedrig und ſchmal, daß man

kaum

kaum durchkriechen kann. Eine Rohrdecke, zwei mit Haaren gefütterte Polſter, eine kleine hölzerne Kiſte, Säbel, Bogen und Köcher, oder wenn der Tatar reich iſt, Flinte und Piſtolen, machen das ganze Hausgeräth aus. Etliche Schritte von dieſem Zelte iſt ein anderes von gleicher Bauart und Größe, in welchem ſich die Frau des Tatars mit den Kindern befindet. Hier iſt auch das Küchengeräthe, welches aus einem großen und einem kleinen eiſernen Keſſel, einem Dreifuß, und zwei oder drei hölzernen Schüſſeln beſteht. Dieſe Zelte werden ſo, wie ſie ſtehen, auf einen Wagen geſetzt, und von einem Ort zum andern geführt. An dieſen Zelten ſind die Ställe fürs Vieh, und die Scheunen gebaut, mehrentheils von Rohr, und mit Miſt, anſtatt des Mörtels, beworfen. Endlich iſt dieſe Wohnung mit einem Rohrzaun eingeſchloſſen. In den Dörfern wird allemal ein Zwiſchenraum von fünfzig bis ſechzig Schritten zwiſchen den Höfen gelaſſen. In der Mitte eines jeden Dorfs iſt ein großer, mehrentheils runder Platz, wo auf einem Sandhügel die jungen Tataren ihre Uebungen anſtellen. Auf einem andern Platze ſteht der Ogjami, oder das Mesdgjid, klein, ohne Thurm, aus Steinen viereckigt gebaut, mit einem Dache von hohlen Ziegeln: aber einem Stalle ähnlicher als einem Tempel.

Von der Tatariſchen Architektur kann man ſich aus folgender Beſchreibung eine Vorſtellung machen.

An den Ecken und Oefnungen des Gebäudes werden Pfeiler errichtet, welche durch einen Baum in perpendikulärer Richtung gehalten werden. Auf dieſem ſind wieder andere aufrecht geſtellt, und ſo gerichtet, daß ſie das Dach tragen können. Iſt dies geſchehen, ſo werden andere perpendikuläre Pfeiler, doch ſchmälere, in zwölfzolligen Zwiſchenräumen von einander errichtet, und dieſe mit Haſelzweigen ſo zuſammengeflochten, wie man Körbe zu flechten pflegt. Dieſes Flechtwerk bewerfen ſie hierauf mit Leimen, worunter gehacktes Stroh gemiſcht iſt, und plieſtern es mit Haarkalk von innen und auſſen. Denn wird alles übergeweiſet, und Pfeiler, Schwellen, Thüren und Fenſter werden angeſtrichen, wodurch das Gebäude ein ganz gutes Anſehen bekömmt.

Der zuerſt in Sineſcher Manier gebaute, und nachher in Türkiſcher ausgebeſſerte Pallaſt des Chans, hat noch einige Spuren von den Schönheiten ſeiner erſten Anlage. Er ſteht an der Auſſenſeite der Stadt, und iſt mit ſehr hohen Felſen umgeben, die Waſſer im Ueberfluß haben, welches in den Kioſks und Gärten auf eine ſehr angenehme Art vertheilt iſt.

Der oben angeführte Reiſende (*) beſchreibt ihre Lebensmittel und Kocherei folgender Geſtalt. Eine Partei hatte ſich zwei Schaafe und einen Keſſel verſchafft, und hing

(*) Namentlich haben ihn die Britten nirgend genannt.

hing den Keſſel an drei piramydenförmig aufgerichteten Stangen in der Mitte auf. Nachdem ihre Küche ſo eingerichtet war, machten ſie ſich an das Schlachten und Zerlegen der Schaafe. Einige füllten den Keſſel, indem andere Spieße zubereiteten, um das Fleiſch zu braten, was im Keſſel nicht mitgekocht werden konnte. Brod iſt eine Art Luxus, womit ſie unbekannt ſind. Ja ihr Geiz läßt ihnen auch den wirklichen Gebrauch der Fleiſchſpeiſen nicht zu, ob ſie gleich große Liebhaber davon ſind. Hirſe (nach Büſching auch Gerſte und Buchweizen, welche ſie bauen) und Pferdemilch machen daher den vornehmſten Theil ihrer Nahrung aus. Kein Volk iſt in dem Stück enthaltſamer als dieſes, welches ſich ſelbſt alles entzieht, was es verkaufen kann. Kommt ein Stück ihres Viehes durch einen Zufall zu Tode, dann erſt thun ſie ſich gütlich mit deſſen Fleiſch; aber ſie müſſen noch ſo viel Zeit haben, das todte Thier abzuſtechen. Eben ſo befolgen ſie auch das Geſetz Mohameds bei kranken Thieren, wo ſie ſorgfältig jede Stufe der Krankheit beobachten, um den Augenblick zu treffen, da ihre Hoffnung, das Thier noch zu retten, verloren iſt; und ſo wenigſtens den Troſt noch zu haben, es den Augenblick vor dem letzten Athemzuge noch abzuſchlachten, um es zu eſſen.

Die Märkte von Balta und andere an ihrer Grenze ſind die Handelsplätze, wohin ſie jährlich ihre unermeßlichen Schaaf- und Viehherden treiben. Das Korn, wie

auch ihre Wolle können ſie am Schwarzen Meer gut verkaufen. Zu dieſen Handelswaaren kommen noch einige ſchlechte Häute, und eine große Menge rauhe Felle.

Alle dieſe Artikel verſchaffen den Tataren jährlich beträchtliche Summen, welche ſie nur in Holländiſchen oder Venezianiſchen goldnen Ducaten annehmen; aber der Gebrauch, den ſie davon machen, vernichtet jede Idee von Wohlſtand, welchen ſolch eine Anhäufung ihnen ſonſt gewähren könnte. Sie vermehren ihre Schätze beſtändig, ohne irgend einen Theil derſelben wieder in Umlauf zu bringen. Ihr Geiz häuft nur Schätze ſtäts an, und die Ebenen, in welchen ſie vergraben werden, geben nicht das geringſte Merkmal oder Zeichen an die Hand, nach welchem ſie künftig aufgeſucht werden könnten. Der Geiz eines Tatars berechnet nie einen zufälligen Verluſt, ſondern freut ſich blos über augenblicklichen Gewinn.

Allein ungeachtet der Geiz ihre Hauptleidenſchaft iſt, ſo fehlt es den Tataren doch auch nicht an Gaſtfreundlichkeit. Wenn ein Fremder in eine Stadt oder ein Dorf kommt, ſo pflegen die Einwohner an ihre Thüren zu treten, als wünſchte jeder, ihn zu ſich einzuladen. Hat ſich nun der Fremde eine Wohnung für ſeinen Aufenthalt ausgeſucht, ſo gehen die Einwohner wieder in ihre Häuſer, und der Fremde wird in ein Zimmer gewieſen, in welches die Frau und die Tochter ſeines Wirths, beide mit unbe-

decktem Angeſicht, treten; die erſte bringt ein Becken und einen Waſſerkrug, und die zweite ein Schälchen zum Waſchen deſſelben; dann ſetzen ſie ihm das Beſte vor, was ſie vermögen, mit der Verſicherung, daß er ihnen herzlich willkommen ſey. Nach ihrer eigenen Erklärung betrachten ſie die Ausübung der Gaſtfreundſchaft als eine Wohlthat, und wenn Einer unter ihnen immer den Vorzug erhalten ſollte, ſo würden die andern deshalb eiferſüchtig werden; allein ſie nehmen doch auch nicht das geringſte vor, welches die Wahl der Fremden auf ihre Wohnung leiten könnte, und erſcheinen nur deßwegen an ihren Thüren, um zu zeigen, daß ihre Häuſer bewohnt ſind. Ihre Einförmigkeit erhält eine Ungleichheit, und keiner hat den Einfall, einen vorzüglicheren Gaſt als der andere ſich zu beſorgen. Sie ſcheinen in dem Fall ſo edle Grundſätze angenommen zu haben, daß es auf gleiche Art ſowohl ihre Pflicht als ihr Vergnügen iſt, den Fremden im Unglück beizuſtehen, und ſo durch Ausübung der Gaſtfreundſchaft und Befolgung der Geſetze der Menſchlichkeit das Geſetz Mohameds nach dem Inhalt des Korans zu erfüllen. Ihr Hausrath beſteht hauptſächlich aus einem Bette, Stühlen, Tiſchen und Polſtern.

Die Nogaiiſchen Tataren halten ſich in den Thälern auf, welche von Norden nach Süden durch die Ebenen gehen, und ihre Zelte, die ſie alle in Einer Linie aufſchlagen, machen eine Art von Dörfern, die dreißig bis

 fünf

fünf und dreißig Meilen (leaques) lang ſind, und welche die verſchiedenen Horden von einander unterſcheiden. Man kann annehmen, daß das frugale, ländliche Leben dieſes nomadiſchen Vols die Vermehrung begünſtigt, da der Mangel und die Ausſchweifungen im Luxus unter polizirten Nazionen an der Wurzel derſelben nagen. Man hat auch in der That bemerkt, daß dieſes Volk in den Häuſern der Krim weniger zahlreich, als in den Zelten der Nogajer iſt.

Nun will ich noch einige Beſonderheiten dieſes Volks erzählen. Unſer Reiſender fand einen Haufen Nogajer um ein todtes Pferd verſammlet, das ſie eben abgezogen hatten. Ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, der nackend war, hatte die Haut des Pferdes über ſeine Schultern geworfen. Eine Frauensperſon, welche das Geſchäft eines Schneiders ſehr geſchickt verrichtete, fieng nun an, das Hintertheil des neuen Kleides zu ſchneiden, und folgte mit ihrer Scheere der Ründung des Halſes, dem Fall der Schultern, dem Halbzirkel, welcher den Aermel bildete, und der Seite des Kleides, welches bis an die Knie reichen ſollte. Es war nicht nöthig, das Thierfell feſtzuhalten, das wegen ſeiner Feuchtigkeit von Natur ſchon an der Haut des Jünglings klebte. Mit gleicher Fertigkeit fuhr nun dieſe Frau Lederſchneiderinn fort, die Vordertheile nebſt den Aufſchlägen zu ſchneiden, und da dieſe Verrichtung geendigt war, kroch der mannbare Jüngling, der zum Muſter

ſter gedient hatte, während die Stücke zuſammengenäht wurden, auf ſeinen Knien. So hatte er in weniger denn zwei Stunden einen guten Kaſtanienbraunen Rock, der nur noch durch den beſtändigen Gebrauch gegerbt werden mußte. Dies ſchien auch ſeine erſte Sorge zu ſeyn, denn er ſchwung ſich hernach leicht auf ein ungeſatteltes Pferd, um ſich mit ſeinen Kameraden zu vereinigen, welche ſich damit beſchäftigten, Pferde zur Bedienung der Reiſenden zuſammen zu holen.

Wir haben ſchon angemerkt, daß die Tatarpferde heerdenweiſe, frei auf den Steppen weiden, und nur mit dem Zeichen ihrer Eigenthümer bezeichnet ſind; aber jeder Tatar iſt verpflichtet, zum gemeinen Dienſt mitbeizutragen. Man behält daher eine gewiſſe, zum gemeinen Dienſt beſtimmte, Anzahl in der Nähe der Wohnungen beiſammen. Weil aber dieſe Thiere frei herumlaufen, ſo ſind ſie nicht leicht einzufangen, und dieſe Schwierigkeit wird dadurch noch vermehrt, daß Sattel- und Zaum-Pferde nothwendig aus ihnen ausgewählt werden müſſen. Dazu bedienen ſich die Nogajer einer Methode, welche ihrer Jugend, die immer zu dieſer Art von Jagd beſtimmt wird, eine Gelegenheit verſchaft, die unerſchrockenſten und geſchickteſten Reiter in der Welt zu werden. Sie nehmen zu dem Ende eine lange Stange, an deren Ende ſie ein Seil befeſtigen, das ſo durch die Stange gezogen iſt, daß es ſich in eine Schleife endigt, und eine bewegliche Schlinge

bildet, die weit genug iſt, um über einen Pferdekopf zu gehen. Mit dieſem Inſtrument verſehen ſteigt der junge Nogai auf ſein Pferd, ohne Sattel, und macht ſich einen Zügel aus dem Halfter, indem er ihn um die Unterkinbacken dreht; reitet dann zur Heerde, wo er ſich das Pferd bemerkt, das er haben will, dieſes mit ungeheurer Behendigkeit verfolgt, und es, ungeachtet aller ſeiner mancherlei Wendungen, erreicht, wobei er unendliche Geſchicklichkeit zeigt. Er benutzt den Augenblick, da das Ende der Stange ſich hinter dem Kopf des Pferdes befindet, ſchlägt ihm die Schlinge über die Ohren, zieht den Knoten zu, hemmt ihre Bewegung, und hält ſo ſeinen Gefangenen feſt, den er zum gemeinen Stalle hinführt. —

Die Nogajer ſtunden unter der Herrſchaft des Chans der Krim, aber ihr Gehorſam war ſehr bedingt. Sie folgten ihm in ſeinen Kriegen; ſie bezahlten ihm einen Theil der gemachten Beute, und eine gewiſſe Abgabe für jeden Gefangenen, welche von einem Reichsthaler bis zu drei Altün oder Dukaten ſtieg. Sie waren auch verbunden, vier von ihren Murſen zu dem großen Bairamfeſte zu ihm zu ſchicken, um ihm Glück zu wünſchen und Geſchenke zu bringen. Oft ließen ſie ihn Begis über ſich verordnen, welche mehrentheils Prinzen vom Geblüte waren. Uebrigens thaten ſie, was ſie wollten, empörten ſich öfters, und die Macht des Chans war niemals hinlänglich, ſie im Zaum zu halten. Im Kriege führen ſie auſſer Bogen

und Säbel, noch eine ſehr lange Lanze, Sungu, einen Dolch im Gürtel, und lederne Stricke, die Gefangenen, die ſie machen, zu binden. Die wenigſten führen Feuerröhre. Ihre Tapferkeit wird nicht ſehr gerühmt; doch hielt ſie der Feldmarſchall Münnich für die braveſten unter allen Tataren.

Die Nogajer ſind Sunniſche Mohammedaner, ſo wie die Krimer; aber ſie haben ſehr geringe Kenntniſſe von ihrem Religionsſyſtem. Die Faſten- und andere Gebräuche werden ſchlecht beobachtet. Sie haben vieles von dem Aberglauben der heidniſchen Mongolen beibehalten; ſo legen ſie z. B. noch immer die Pferdeköpfe auf die Zäune, halten jedes dreizehnte Jahr für unglücklich ꝛc. Allein ſie verfolgen auch Niemand ſeiner Religion halber, und ſind gar nicht eifrig, Proſelyten zu machen.

2. Tſcherkaſſen, ſowohl die Adige oder Jaſy, die theils auf Taman und andern Inſeln des Nieder-Kuban, theils auf der Südſeite des Kuban bis zu ſeinem Urſprung, und am Schwarzen Meer wohnen; als auch die Awchaſſen, die ihre Sitze theils um die Laba, einem ſüdlichen Nebenfluß des Mittel-Kuban, theils am Schwarzen Meer bis an Mingrelien haben. In der Beſchreibung dieſer Nazion folge ich unſerm großen Geographen.

Die Kubaniſchen Tſcherkaſſen erhielten ſich ſowohl an

dem

dem Don, als an dem Kuban. Dort bildeten ſie, obgleich ſtark mit Ruſſen vermiſcht, den Doniſchen Koſackaſtaat. Hier blieben ſie im Beſitz aller Inſeln des Niederkubans, des ganzen ſüdlichen Ufers dieſes Fluſſes bis an ſeinen Urſprung, und der Gegenden am Schwarzen Meer bis nach Abaſa hin. Doch mußten dieſe ſüdlichern frühzeitig die Oberherrſchaft der Chane von Krim erkennen. Sie ſind indeß immer von Begis ihrer eigenen Nation regiert worden, welche an den Chan einen jährlichen Tribut bezahlten, der in Pelzwerk, Honig, Jünglingen und Mädchen beſtand. Die Soltane oder Prinzen von dem Geſchlechte Gjeraj, die ſich in ziemlicher Anzahl hier aufhielten, lebten nur als Privatperſonen, und hatten mit der Regierung des Landes nichts zu thun, auſſer wenn ſie durch Verbindungen ſich einen Anhang zu machen wußten.

Dieſe Tſcherkaſſen nennen ſich ſelbſt Adige. Bei den Griechen und Italienern heißen ſie Zichen; bei den Ruſſen Jaſy. Man nannte ſie auch As. Noch heutiges Tages werden die Bewohner von Taman und den übrigen Inſeln von den Ruſſen mit dem Namen Jaſy belegt. Die Tataren nennen ſie Adalar, die Türken Kara Tſcherkjesler, die Araber, Memalik, oder, wie wir ſie heißen, Mamelucken. Sie ſind in verſchiedene Stämme eingetheilt, als z. E. Ada, Ogjani, Boſchaduch, Chatukaj, Kemerguj, Beßlini ꝛc. Sie haben drei Stände, Edle, Vaſallen und Sklaven. Sie reden eine Sprache, die

nur ein wenig von dem Dialect ihrer Landsleute in den beiden Kabarden verſchieden iſt: aber von der Sprache der Awchaſſen, mit welcher ſie doch im Grunde verwandt iſt, bis zum unverſtändlich werden, abweicht. Sonſt hat ſie mit keiner Sprache in der Welt die geringſte Verwandſchaft. Sie wird ſtark in der Gurgel geſprochen, und iſt dabei nicht unangenehm.

Ueberhaupt ſind die Tſcherkaſſen groß, wohlgebildet, ſchön vom Anſehen, haben einen feſten und dauerhaften Bau des Körpers, beſitzen viel Mutterwitz, ſind tapfer, ehrgeizig, unternehmend und gaſtfrei. Ihr Frauenzimmer iſt beſonders wegen ſeiner Schönheit und Munterkeit berühmt. Sie leben weit beſſer, als ihre Nachbarn, die Nogajer. Ihr Brod iſt von Hirſe, welche ſie faſt allein bauen. Meth, und das in dieſen Gegenden gewöhnliche, von Hirſe gemachte Getränk, Boza, iſt bei ihnen ſtark im Gebrauch. Sonſt ernähren ſie ſich vornehmlich von der Vieh- und Schaafzucht, die bei ihnen vortreflich iſt, von Wild und von Fiſchen. Pferdefleiſch eſſen ſie nicht, aber wohl Schweinefleiſch. Ihre Häuſer ſind ſchlecht, Pfähle in die Erde geſchlagen, mit Baumzweigen durchgeflochten, mit Mörtel verworfen, und endlich mit Stroh oder Schilf bedeckt, machen dieſe Gebäude aus. Ihre Dörfer pflegen ſie mit Bäumen und Geſträuchen, die zuſammengeflochten ſind, zu umgeben, um ſich deſto leichter gegen die Einfälle der Nogajer zu vertheidigen.

Ihre Kleidung und ihre Waffen hatten noch im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts mit den Römiſchen viele Aehnlichkeit; und dieſe iſt noch nicht gänzlich verſchwunden. Sie tragen Dulbende von Filz, in der Geſtalt eines Zuckerhuts, wie vormals die Alanen thaten. Ihre Mäntel von Filz hangen über der linken Schulter, aber laſſen die rechte Schulter und den rechten Arm bloß; das Unterkleid, welches von Kattun, und mehrentheils roth iſt, geht von der Mitte in vielen Falten herab. Sie beſcheren die Köpfe bis auf einen Zipfel oben auf der Scheitel, den ſie ſehr lang und geflochten tragen. Sie tragen auch lange Knebelbärte. Ihre Pracht zeigen ſie beſonders in Pferden und Pferdegeſchirr, in Stiefeln und Waffen. Sie ſind die beſten Reiter, und ihre Pferde ſind von fürtreflicher Art.

Dem Handel ſind ſie nicht ſehr ergeben: die Vornehmern würden glauben, ſich dadurch zu beſchimpfen. Der Handel, den ſie in Taman und Temruk treiben, iſt ein bloſer Tauſchhandel. Sie bringen hieher Salz, Honig, Wachs, Hirſe, Fuchs, Tſchakal, Zerdava- und Marderbälge, Ochſenhäute, Schaaf- und Lämmerfelle, Wolle, Mäntel und Decken von Filz, Sklaven und Sklavinnen ꝛc. Das Geld brauchen ſie wenig oder nicht. Das Gold und Silber verarbeiten ſie zu ihrem Trink- und Pferdegeſchirr, und zur Verzierung ihrer Waffen. Rauben iſt bei ihnen kein Verbrechen; hingegen hat ihre Lage zwi-

ſchen

ſchen räuberiſchen Nazionen die Geſchicklichkeit darin zum Verdienſt gemacht: ſie ſchonen einander ſelbſt nicht; aber für ihren Konak, Gaſtfreund, würden ſie das Leben laſſen.

Was ihre Religion betrift, ſo bekennen ſich zwar ihre Begis zur Mohammediſchen: doch ſind ſie darin äuſſerſt unwiſſend. Die geringern wiſſen nicht einmal etwas von der Beſchneidung, vielmehr ſind unter ihnen noch einige, wiewohl kaum noch kennbare, Ueberbleibſel des Chriſtenthums. Sie haben ihre Papas, die ihnen bei Handlungen des Aberglaubens behülflich ſind: ſie lieben auch die Chriſten vorzüglich: indeß wiſſen ſie nichts von Dreieinigkeit, von Taufe ꝛc. Sie kennen keine Schrift, haben folglich keine geſchriebene Geſetze: ſie richten ſich nach den Gebräuchen, altem Herkommen, und dem Willen ihrer Begis. Sie begnügen ſich mit einer Frau, die gekauft wird. Sie haben auch die Gewohnheit, daß, wenn jemand unbeerbt ſtirbt, der Bruder die Wittwe des Verſtorbenen nimmt. Ihre Beerdigungen geſchehen mit vielen Zeremonien. Mit der Leiche begraben ſie auch die Leichengeſchenke der gegenwärtigen, und errichten über dem Graben einen Erdhügel, der deſto größer und höher iſt, je vornehmer der Verſtorbene war.

Die Awchaſſen wohnen in dem Diſtrikt Beſchlibai am Labaſtrom, und in den Diſtrikten Schapſich, Schaſchi,

ſchi, Ubuch und Tubi am Schwarzen Meer, weſtwärts vom Kapeti. Sie ſind eben ſo, wie die Tſcherkaſſen, keine Nomaden, ſondern bauen Getraide, inſonderheit Hirſen, treiben Viehzucht, Jagd, Fiſcherei und Tauſch-handel, wie jene.

Was die Brittiſchen Geographen von den Tſcher-kaſſen haben, betrift vorzüglich die Kabardiſchen, und wird bei dieſen erzählt werden.

3. Doniſche Koſacken, ſind ſchon oben im erſten Theil bei den Sklaviſchen Völkern beſchrieben. Man nennt ſie hier Sari-Kamiſch-Kaſackler, Kaſacken vom gelben Rohr, auch Sari-Jnad.

4. Burkani oder Britani, ein von Nogajern ſo-wohl als Tſcherkaſſen verſchiedenes, ſeßhaftes, angeblich-freies Völkchen, das man wenig kennt. Einige ſetzen ſie ans Aſowſche Meer, gleich im Norden des Nieder-Kuban, andere aber auf die Weſtſeite des Ober-Kuban. Herr Büſching zwiſchen dem Kuban und dem Aktar. Sie ſol-len Silber, Gold und Kupfer in Ueberfluß beſitzen. Die Brittiſchen Erdbeſchreiber gedenken ihrer nicht. Es iſt noch nicht ausgemacht, zu welcher Völkerklaſſe ſie gehören.

5. Juden ſind hier in großer Anzahl, halten ſich aber, ſo wie

6. Armenier und Griechen faſt nur des Handels wegen hier auf.

7. Zigeuner; von welchen Herrn Grellmanns fürtrefliche Schrift die beſten Nachrichten ertheilt.

Von den Revoluzionen dieſes Landes, ſo wie überhaupt des ganzen Landſtrichs bis an den Don, will ich die wichtigſten und vornehmſten nach Thunmann, bei Herrn Büſching, anführen, da die Britten ſolche ganz übergangen haben.

So weit man in die Geſchichte mit Gewißheit zurückgehen kann, wohnte an der Küſte des Aſowſchen Meers, vom Don bis an den nördlichſten Ausfluß des Kubans, ein Volk, oder ein Miſchmaſch von Völkern, welche man unter dem Namen Sarmaten begrif; an den Ausflüſſen des Kubans aber, und am Schwarzen Meer wohnten die Sinder und andere Völker, die wahrſcheinlich von Krimmeriſchem oder Thrakiſchem Geſchlechte geweſen ſind. Sehr früh hatten auch Fönizier und Karier angefangen, die Küſte zu beſuchen. Späterhin thaten's auch Griechen. In der erſten Hälfte des ſechſten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt, ließen ſich die Kleinaſiatiſchen Jonier und Aeolier an den Mündungen des Dons und des Kubans nieder, und bauten daſelbſt Handelsplätze und Städte. Unter dieſen waren Tanais, Phanagoria und Hermonaſſa die

vornehmſten; jene am Don, und die beiden letzten auf den Inſeln des Kubans. Der auſſerordentlich glückliche Fiſchfang in dieſen und den übrigen ſo fiſchreichen Strömen, und in den angränzenden Meeren, beſonders aber der vortheilhafte Handel mit den benachbarten Völkern, machten dieſe Kolonien in kurzer Zeit blühend und reich. Die Städte an dem Kuban geriethen zugleich mit Pantikapäum in der Krim im J. 480 vor Chr. Geb. unter die Herrſchaft der Archäanaktiden, welche dem Urſprung nach Lesbier waren, und ſich in Harmonaſſa niedergelaſſen hatten. Zwei und vierzig Jahre nachher ward Spartakus ihr Beherrſcher; unter deſſen Nachfolgern, den Bosborischen Königen, ſie bis auf die Zeiten des großen Mithridats geſtanden haben.

Nachdem die Sarmaten (großentheils) nach Europa gegangen waren, lernt man (fünf Jahre vor Alexander) die Jaxamaten (oder Jazamaten) als Bewohner des ganzen Landſtrichs kennen, der ſonſt den Sarmaten zugeeignet wird. Hundert und mehrere Jahre nachher waren ſie hier noch ſehr mächtig. Nach ihnen erſcheinen in dieſen Gegenden andre Nazionen, von jenem Haufen von Völkern, die man unter dem Namen Alanen begriffen hat, die aber von mehr als Einem Urſprunge waren, mehr als Eine Sprache redeten. Die merkwürdigſten davon waren die Aorſen, die an dem Don ſich ſetzten, und auch über Europa ſich ausbreiteten; und die Siraken,

die ſüdwärts unter den Aorſen, ſich von der Aſowſchen See bis an die Wolga ausdehnte. Volk und Name ſind noch heutiges Tages in den Tſcherkaſſen übrig. Tſcherkaſſiſche, oder mit Tſcherkaſſen verwandte Stämme, nahmen auch nach und nach (ſchon vor dem 19ten Jahr nach Chr. Geb., wie es ſcheint) die ſüdlichen Gegenden an dem Kuban, in Beſitz: die Zichen (As, Jaſy, Adige) das Land der Sineder, Lazen und Kerketen: die Abasgen, (Abaſa, Awchaſſen) das Land der Heniochen, (Sanigen) u. ſ. w., die vor den Eroberern nach Kolchis flohen, oder in geringer Anzahl ſich in unzugängliche Gegenden noch eine kurze Weile erhielten.

Ums Jahr 112 vor Chr. Geb. kamen die Griechiſchen Städte am Kuban unter den großen Mithridat. Einige von ſeinen erſten Nachfolgern waren ſo mächtig, daß ihnen alle die kleinen Stämme am Ufer des Aſowſchen Meeres bis an den Don, nebſt der Stadt Tanais gehorchen mußten. Endlich bekam durch den Einfall der Hunnen im J. 375 alles eine ganz verſchiedene Geſtalt. Viele Alanen wurden nach Europa getrieben: die Beſitzungen der Zurückgebliebenen wurden, wie es ſcheint, bis an den Fuß des Kaukaſus eingeſchränkt. Das Bosboriſche Reich gieng zu Grunde. Die Ungarn und Bulgaren kamen 90 Jahre nachher an die Stelle der Hunnen. Sie eroberten von hier aus die Krim, und das Land zwiſchen dem Don und dem Dnjeſtr. Wie von dieſem Zuge die Uti-

guren, einer der Ungriſchen Stämme, nach Aſien zurückkehrten, brachten ſie verſchiedene Gothen mit ſich aus der Krim, welchen ſie Wohnungen auf der Inſel Taman ertheilten. Die Utiguren aber wohnten von nun an von dem Kuban bis an den Don: Prokopius nennt ihr Land Eulyſia. Aber in der erſten Hälfte des ſechſten Jahrhunderts wurden ſie durch die Saviren aus einem Theil ihrer Beſitzungen verdrängt; in der zweiten wurden ſie erſt von den Var und Chunni (Avaren), und dann von den Türken unterwürfig gemacht. Wie es ſcheint, kamen ſie nachher unter die Herrſchaft Kuwrats, des Fürſten der Europäiſchen Ungarn und Bulgaren, der dieſe beiden letztgedachten Völker ums Jahr 635 vom Joche der Var und Chunni befreite. Kotrag, ein Sohn Kuwrats, herrſchte darauf im Lande der Utiguren. Allein im Jahr 679 unterjochten die Chazaren alle Völker an der Küſte von der Straße von Kaffa bis an den Don, und dehnten ihre Eroberungen bis in Europa aus. Das Reich, das ſie hier ſtifteten, dauerte 336 Jahre. Indeß war das Chriſtenthum, vornemlich während der Regierung des großen Juſtinians, unter den Zichen ſowohl als den Awchaſſen, ausgebreitet worden. Die Zichen hatten ſchon im J. 536 einen Biſchof, deſſen Sitz in Nikopſis war. Im J. 840 ward dies Zichiſche Bißthum zu einem Erzbißthum erhoben; welches gegens Ende des elften Jahrhunderts nach Tamen (Metracha) verlegt ward, und im Anfang des vierzehnten den Titel einer Metropolitur erhielt. Der Gottesdienſt

wurde

wurde in Griechiſcher Sprache, und nach Griechiſcher Liturgie verrichtet. Aber die Prieſter waren Unwiſſende, und unter die chriſtlichen Zeremonien wurden viele Gebräuche des vorigen Aberglaubens gemiſcht. Im Anfang der Chazariſchen Periode waren die Griechiſchen Städte in der Kuban noch da, und der Stadt Taman (Tomá) wird zum erſtenmal gedacht. Es ſcheint, daß die Byzantiſchen Kaiſer eine Art von Oberherrſchaft über dieſe Städte ausgeübt, oder poſtuliert haben, weswegen Zichien mit unter ihre Provinzen gezählt wird: dieſe Provinz war mit der Cherſoniſchen eine und eben dieſelbe. Eigentlich aber hatten die Chazaren hier alle Gewalt. Der Staat dieſes Volks war lange Zeit der blühendſte und mächtigſte in dieſen öſtlichen Gegenden. Aber im J. 882 verloren die Chazaren durch den Einfall der Petſchenegen, und die Flucht der Ungarn, alle ihre Europäiſchen Beſitzungen, und ſie behielten nichts, als das Land zwiſchen dem Kuban und dem Don, und den Strich am ſüdlichen und öſtlichen Ufer dieſes letzt gedachten Fluſſes bis nach Sarkel, und dem Lande der Wiatitſchen hin. Aber die Ruſſen unter Swiatoſlaw entriſſen ihnen dieſe letztere Gegend im J. 965, und mit den Byzantiſchen Griechen vereinigt, bezwangen ſie im Jahr 1015 die Länder an der Aſowſchen See, vernichteten den Chazariſchen Staat völlig, und errichteten auf der Inſel und in der Stadt Taman (vielleicht Ruſſiſch Tmutarachan, oder Tomutorochan) ein beſonderes Ruſſiſches Fürſtenthum, welchem ſowohl die

Chazaren als die Zichen (Ruſſiſch Jaſy) eine Zeitlang ſteuerpflichtig waren.

Aber gegens Ende des elften Jahrhunderts gieng, wie es ſcheint, bei den innerlichen Unruhen, welche Rußland zerrütteten, das Tamaniſche Fürſtenthum für dieſes Reich verloren. Den nordöſtlichen Theil der Kuban nahmen die Komanen oder Polowzen in Beſitz; den ſüdlichen und weſtlichen die Zichen und andre Tſcherkaſſiſche Stämme, welche ſich immer mehr und mehr gegen Norden ausbreiteten, und damals ſchon an den Ausflüſſen des Dons ſowohl als der Wolga, wohnten. Aſow (Tana) und Taman (damals mehrentheils Matriga) blieben immer die vornehmſten Handelsplätze, welche ſeit 1204 ebenfalls von Italieniſchen Kaufleuten ſtark beſucht wurden. Endlich erfolgte im J. 1221 der erſte Einfall der Mongolen, und die Verwüſtung von Aſow. Seit dem J. 1237 wurden die Komanen von dieſen Weltſtürmern entweder vertilgt, oder verjagt, oder unterjocht. Aber die Zichen in der Kuban vertheidigten ihre Freiheit ſehr tapfer, und konnten erſt im J. 1277 von Mangu Timur Chan, und dem berühmten Nogai bezwungen werden. Von der Zeit an gehörte Taman, ſo wie Aſow, den Mongolen: aber die Unterthänigkeit der Zichen und der übrigen Tſcherkaſſen war immer ſehr zweifelhaft und bedingt: in den waldigten und gebirgigten Gegenden blieben ſie in der That unabhängig, und die in der Ebene wohnten, erkannten

 nur

nur ſo lange, oder ſo oft, die Mongoliſche Oberherrſchaft, als ſie dazu gezwungen wurden. Sie ſaßen noch in dieſem Zeitraum auf der ganzen öſtlichen Küſte des Aſowſchen Meers, bis an den Don. Sie bemächtigten ſich Kiovſch in der Krim, ſuchten dieſe Halbinſel und andere Europäiſche Gegenden öfters heim, machten den Grundſtof der damals entſtehenden Koſackiſchen Völkerſchaften aus, und ſtifteten in Aegypten eine berühmte Dynaſtie. Durch die Franziskaner ward auch die Katholiſche Religion hier ausgebreitet. Verſacht, ein Fürſt der Zichen, trat ums Jahr 1333 zur Römiſchen Kirche über, und im Lande dieſes Volks wurden im J. 1349 in Taman (Matriga) ein Katholiſches Erzbißthum, in Syba und Lukuk Katholiſche Bißthümer errichtet. Indeß blieben die meiſten Tſcherkaſſen der Griechiſchen Kirche zugethan. Im J. 1395 wurden die Zichen von dem großen Timur ſchrecklich heimgeſucht, ihre Wohnungen verwüſtet, die Stadt Kuban zerſtört. Sie erhohlten ſich aber wieder, und vertheidigten ihre Freiheit mit großer Tapferkeit. Zwar eroberten und beſetzten die Osmanen ums Jahr 1484 die Städte und Feſtungen Taman, Temruk, und Atſchuk, an den Ausflüſſen des Kubans, bei welcher Gelegenheit ſie auch die Ueberbleibſel der hieſigen (Tamaniſchen) Gothen unterjocht haben ſollen; aber dadurch erlangten ſie keine Herrſchaft über die Tſcherkaſſen. Ihr Vorhaben war nur, ſich der Straſſe von Kaffa, und der Aſowſchen See zu verſichern. Ein Sandgjak Baſcha, der erſt unter dem Begi-

lerbegji von Rumili, und nachgehends unter dem von Kaffa geſtanden, war bis auf den letzten Krieg mit Rußland ihr Statthalter in dieſen Feſtungen, wo ſie ſich in die Hälfte des Zolls mit dem Krimiſchen Chan theilten. Im Frieden von 1774 begab ſich der Sultan der Osmanen ſeiner hieſigen Beſitzungen, behielt aber doch, dem Friedensſchluſſe zuwider, Taman und Temruk beſetzt, bis Schahin Gjerai die Osmaniſchen Beſatzungen mit Ruſſiſcher Hülfe daraus vertrieb. In dem Vertrage, welchen Rußland am 28ten Dec. a. St. 1783 zu Konſtantinopel mit der Osmaniſchen Pforte errichtete, entſagte Rußland dem Theil von Kuban, welcher auf der Südſeite des Fluſſes Kuban liegt, und die Vorgebirge des Kaukaſus in ſich faſſet, und behielt den ebenen Theil auf der Nordſeite des Fluſſes, welchem es den Namen Kaukaſus beilegte, der aber für dieſen Theil der Kuban neu iſt, weil er vor Alters dem Strich Landes beigelegt wurde, der das Gebirge Kaukaſus einnimmt, wie die Ethnika des Stephanus von Byzand (*) bezeugen.

Im Anfang der Osmaniſchen Periode hatten die Krimiſchen Chane in der Kuban noch nichts zu ſagen. Die Chane von Aſtrachan wollten für die Oberherren dieſer Gegenden angeſehen werden. Aber eigentlich herrſchten hier kleine Tſcherkaſſiche Fürſten, oder Tſcherkaſſiſche Partien ſtreiften hier herum, die unter Niemand ſtanden.

Fol-

(*) In Berkels Ausg. S. 461.

Folgende Tſcherkaſſiſche Stämme werden im J. 1487 von Joſafat Barbaro genannt: 1) Kremuk (Kromuk), 2) Chippiche (vielleicht Kipdgjak), 3) Tetarkoſſa (Tartakoſia), 4) Sobai, 5) Chevertei, oder Charbatei, (vielleicht Kabarda), 6) As oder Alani. Mohamed Gjeraj war der erſte von den Krimiſchen Chanen, welcher hier ſeine Macht auszubreiten anfieng. Seine Nachfolger ſetzten die Kriege mit den Tſcherkaſſen fort, und verdrangen ſie immer mehr und mehr. Sie verlegten viele Haufen von Aſtrachanſchen Nogaiern hieher, die entweder im Kriege von ihnen waren entführt worden, oder die freiwillig, beſonders bei, und nach der Zerſtörung des Aſtrachanſchen Reichs, ſich von der Wolga weg, und unter den Schutz der Krimiſchen Chane begeben hatten. —

Bis 1783 machte der größte Theil der Kuban den Aſiatiſchen Theil des Krimiſchen Staats der Tataren aus, nur die ſüdlichen Gegenden, und einige Städte im Norden, waren Türkiſch: ſeitdem iſt alles im Norden des Fluſſes Ruſſiſch, und heißt ſeit 1784 das Gouvernement Kaukaſia (bei Herrn Büſching des XLIIten des ganzen Ruſſiſchen Reichs, und der Mosdokſche Kreis deſſelben); im Süden des Kubanfluſſes aber iſt alles entweder frei, oder, wenigſtens zum Theil, Türkiſch.

(2.)

Kabarda.

Die Kabarda iſt ein herrliches, ſehr fruchtbares Land, und wird im Norden durch den Malk, den ſüdweſtlichſten Nebenfluß des Terek, und den Terek ſelbſt von Aſtrachan, im Weſten durch den gedachten Fluß Malk, ſo weit er von Südweſten herfließt, von der Kuban, und durch die Sunſha, einen ſüdöſtlichen Nebenfluß des Terek, von dem öſtlichen Theile des Gorſkylandes Kiſteti, geſchieden. So bezeichnet Herr Gatterer ihre Grenzen, die alle Naturgrenzen ſind. — Herr Büſching rechnet die Kabarda zum Mosdokſchen Kreiſe der Kaukaſiſchen Statthalterſchaft. —

Herr von Stählin (im 6. Theil des Büſchingſchen Magaz.) begrenzt die große und kleine Kabarda weſtlich mit der Kuban oder Kubaniſchen Tatarei, ſüdweſtlich und ſüdlich mit den Kaukaſiſchen Gebirgen, nordlich und nordoſtlich mit dem Terekfluß und der Aſtrachanſchen Steppe, oder platten meiſt unbebauten Lande, öſtlich mit dem Axaiſtrom. Ihre Länge auf der Erdkugel, ſagt er, erſtreckt ſich ungefähr, denn die wahre Lage iſt noch durch keine aſtronomiſchen Beobachtungen genau beſtimmt worden, vom 77 bis an den 80 Grad, und ihre Norderbreite vom 44 bis 46½ Grad.

Unſere

Unſere Brittiſchen Erdbeſchreiber begrenzen ihre Tſcherkaſſiſche Tatarei, wie ſie die Kabarda nennen, im Norden übereinſtimmig mit Gatterer, im Süden durch das hohe Gebirge Kaukaſus, im Oſten durch die Kaſpiſche See, im Weſten durch das Mäotiſche und Schwarze Meer; der ſüdliche Theil des Landes wird, nach ihnen, von den Perſern in Anſpruch genommen, der weſtliche ſteht unter der Herrſchaft der Türken, und der öſtliche iſt Rußland unterwürfig. Jetzt indeß ſteht die ganze Kabarda in Abhängigkeit vom Ruſſiſchen Reich, nach ihrer oben angeführten Gattererſchen Begrenzung; doch hat ihre Verfaſſung viel Aehnlichkeit mit der Helvetiſchen; eine Menge kleiner Staaten unter Murſen und Kniäſan, welche zuſammenhalten.

Zu der alten Griechen und Römer Zeiten war dieſes Land in dem großen Landſtrich der nordlichen Ufer des Schwarzen Meers (Pontus Euxinus) bis an die Kaspiſche See mit inbegriffen, und machte einen Theil der Aſiatiſchen Scythia aus. Zur Zeit des Griechiſchen oder Byzantiſchen Kaiſerthums zu Konſtantinopel rechnete man es zum Beſitz der Aſiatiſchen Sarmaten. Die Byzantiſchen Schriftſteller nennen die Einwohner bald Alanen, bald Koranen, bald Heniochen, bald Zichen, bald Swanen, Zerzeten, und Marden: ſo wie die Kubaner damals auch Zingen, Pſeſen und Hunnen genannt wurden.

In

In neuern Zeiten bekam dies Land den Namen Tſcherkaſſien oder Tſchirkaſſien, weil man es mit dem eigentlichen, zwiſchen der Kabardei und der Kuban liegenden, und nun zur Großen Kabardei ſelbſt gehörigen, gebürgiſchem Landsſtrich Tſchirkaſſien vermengte, wie man ehemals Rußland, Moskau genennt hat.

Die ehemaligen Einwohner dieſer Kabardiſchen Lande ſind alſo Skythen, und nach denſelben Sarmaten geweſen. Daß dieſe letztern um die Zeiten der Griechiſchen chriſtlichen Kaiſer, wo nicht ſämtlich, doch größtentheils zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden, und folglich die damaligen Einwohner der heutigen Kabardei, ſowohl im platten Lande, als an und im Kaukaſiſchen Gebirge, einige Jahrhunderte lang ſich zur chriſtlichen Griechiſchen Kirche bekannt haben, ließe ſich vielleicht aus den Byzantiſchen Schriftſtellern, und aus vielen, noch im Lande ſelbſt vorhandenen Spuren mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit darthun. Denn da findet man noch an vielen Orten Grabſteine, die theils mit einem Kreuz, als dem Kennzeichen der Chriſten, theils mit dem in der Griechiſchen Kirche gewöhnlichen Namenszuge Chriſti bezeichnet ſind.

Schon etliche Jahrhunderte vor dem Untergang des Griechiſchen Kaiſerthums im Orient, nemlich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, da die Heerszüge der Tataren unter Dſchingischan, und mit denſelben die Mo-

ham-

hammediſche Religion den Orient, und nachher der mächtige Chan Batti mit ſeinen Tatarhorden ganz Rußland und die benachbarten Lande wie ein Strom überſchwemmte, und bis an die Kaukaſiſchen Gebirge vordrängte, müſſen wohl auch die damaligen Einwohner der Kabardei ſeyn mit hingeriſſen worden, und ihre Namen erloſchen. Von derſelben Zeit an bis auf den heutigen Tag iſt nichts mehr in dieſen Landen, von der Krim und Kuban an bis Aſtrachan auf der einen, und dem Kaukas auf der andern Seite, als von Tataren gehört worden. Selbſt der Name Kabarda iſt Tatariſch, ſo wie alle daran grenzende Diſtrikte und ihre Einwohner, Afchaſen, Oſſeten, Kiſti, Inguſchoffen, Tſchetſchengen ꝛc. Wo nun die vorigen chriſtlichen Einwohner hingekommen, ob ſie in das benachbarte Georgien und Armenien geflüchtet, oder mit zu Tataren geworden, findet ſich nicht einmal in der Tradizion der jetzigen Einwohner, die weder Leſen noch Schreiben können, und von ihren Landesbegebenheiten nichts, auch nur von einem Jahrhundert, geſchweige weiter her, wiſſen. So dunkel ſieht es um die ältere Geſchichte dieſer Lande aus.

Der Ruſſiſch-Kaiſerliche Oberſte Gerber ſagt in ſeinen 1727 geſammleten Nachrichten von den zwiſchen Aſtrachan und dem Fluß Kur (Mtgwari) gelegenen Völkern, ꝛc. der Zar Iwan Waſiljewitſch habe ſich nach der Eroberung der Königreiche Kaſan und Aſtrachan auch dieſer Länder

bis

bis in die Kaukaſiſchen Gebirge hinein bemeiſtert, und darin die chriſtliche Religion wieder eingeführt. Das erſte hat ſeine hiſtoriſche Richtigkeit; ob aber bei den Kabardiniſchen Tataren die chriſtliche Religion Wurzel geſchlagen habe, ſteht dahin. Denn von der Ausbreitung derſelben in den Tſchirkaſſiſchen oder Kabardiniſchen Landen hat man weiter nie gehört: man findet auch gar wenige Spuren von einigen Kirchen, die dieſer eifrige Zar ſonſt unverzüglich anzulegen pflegte. Wahrſcheinlicher läßt ſich vermuthen, daß von den damals überwundenen und vertriebenen Tataren, zumal aus dem Aſtrachanſchen, ganze Horden nach dieſen Gegenden, und in die Kaukaſiſchen Gebirge geflohen, ſich daſelbſt bei den eingeſeſſenen Tataren niedergelaſſen, und mit denſelben die gegenwärtigen Völkerſchaften ausgemacht haben.

Ehe wir die geographiſche Lage und natürliche Beſchaffenheit des Landes ſelbſt kürzlich betrachten, iſt erſt noch zu bemerken, daß alle dieſe Länder von einem freien, unabhängigen Volke bewohnt werden, die nach dem Unterſchied der Diſtricte etliche beſondere Ariſtokratien ausmachen, in deren jeder einige vornehmere Familien, als Murſen, Knäſen, oder Fürſten ihre beſondere Landſitze, Wohnungen und Gebiete beſitzen, und eine größere oder kleinere Anzahl Familien gemeiner Leute, die ihnen auf gewiſſe Art unterthänig, dienſt- und zinsbar ſind, um ſich herum wohnen haben. Man kann ſich dieſe vielen

Herr-

Herrſchaften ohngefähr ſo vorſtellen, wie ehemals die ſogenannten immediaten Ritterſitze im deutſchen Reiche, deren jeder für ſich lebt, und ſeine unabhängige Gerichtsbarkeit über ſeine Unterthanen heget, in allgemeinen Angelegenheiten aber, als Krieg, Landes- und Freiheitsvertheidigung ꝛc. alle zuſammenhalten, und nach Beſchaffenheit der Nothdurft ein vereinigtes Korps ausmachen. Noch iſt zum voraus anzumerken, daß in allen dieſen Landen keine Stadt, ja kaum hin und wieder ein Flecken, ſondern lauter Dörfer befindlich ſind. Die Ritterſitze, oder die Wohnung eines Tſchirkaſſiſchen oder Kabardiniſchen Fürſten, beſteht in einem ohne alle Zierrathen von Holz, gar wenige von Stein, erbauten Hauſe, und einem ſehr großen Hofe, der mit Hütten und Zelten ſeiner Knechte, und mit Ställen umgeben, oder geſchloſſen iſt, gemeiniglich an einem Fluß oder Bache. Eine ſolche Kabardiniſch-fürſtliche Reſidenz heißt in ihrer Sprache Kaback: und um dieſelbe herum liegen, nach der weitern oder engern Erſtreckung ihres Gebiets, die Dörfer, darin die Unterthanen theils in hölzernen Hütten, theils in Kibitken, das iſt, Zelten von weißem oder grauem Filz, wohnen.

Die Kabarda wird in Groß- und Klein-Kabarda eingetheilt.

1. Die Groſse Kabardei erſtreckt ſich von Weſten gegen Oſten, oder der Länge nach vom Malck bis an den

Terek-

Terekſtrom, da er noch von Süden gegen Norden läuft, und etliche 30 Werſte (etwa 5 deutſche Meilen) weiter öſtlich hin, bis an die ſogenannten Vorgebirge, die die kleine Kabardei auf dieſer Seite von der großen ſcheiden, und den unter denſelben laufenden Kiſtinfluß, der ſich nahe bei der gegenüber gelegenen Ruſſiſchen Feſtung Mosdok in den daſelbſt ſchon mächtigen Terekſtrom ergeußt. Von da erſtreckt ſich die große Kabardei gegen Süden, oder nach der Breite, bis an die Kaukaſiſche, oder ſogenannte Schneegebirge, und die daran ſtoßenden Kruſiniſchen oder Georgianiſchen Lande.

Auf dem ganzen Erdboden iſt wohl kein Land bekannt, das in einem ſo engen Bezirk von ſo vielen Flüſſen und Bächen durchſtrömt wäre, wie die einzige Große Kabardei. Ihre ganze Lage beträgt kaum 140 Werſte, oder 20 deutſche Meilen, und hegt doch, ohne die vielen Bäche mitzurechnen, über 20 anſehnliche, und theils ſehr große und ſtarke Flüſſe, die alle, faſt parallel von Mittag her, aus dem Kaukaſiſchen Gebirge gerade nach Norden laufen, und ſich in den Malk ergießen.

Von Weſten her gegen Oſten gezählt, folgen ſie neben einander in folgender Ordnung:

1. Der große Kuma.

2. Der kleine und große Malck. In dieſen fallen alle folgende bis an den Terek, der ſie alle wieder mit dem Malck ſelbſt aufnimmt.

3. Der

3. Der Kuritſchin.

4. Die Tſchorna oder der Schwarze Fluß.

5. Der in den Bakſan fallende Kunbeley.

6. Der Bakſan, und die in denſelben fallenden Flüſſe, nemlich:

a) der Kußber oder Kinſchin,

b) der große Tſchetſchen und

c) der nicht viel kleinere Naltſchik oder Kanik.

7. Der Tſcheren.

8. Der Lesken oder Budan, der in den Terekſtrom fällt, ſo wie alle folgende, als

9. Der Pſechus, und der in denſelben ſich ergießende Urus.

10. Der Jok, und die mit ihm zuſammenfließende Ordan und Terſted.

11. Der Kirznaldkúril und

12. Der Archun. Alle dieſe fließen auf der Weſtſeite in den Terek. Auf der Oſtſeite aber fließen in denſelben

13. Der große Kunbeley, oder Kumbala-Strom, und

14. Die kleine Tſchorna. Alle dieſe Flüſſe ſind auf der Ståhlinſchen Karte verzeichnet.

Zwiſchen, und an dieſen Flüſſen der Großen Kabardei in den ſchönſten, fruchtbarſten Gegenden, bis an den Fuß des Kaukaſiſchen Gebirges, ſind die Wohnſitze ihrer

Fürſten, und um dieſelben herum die zu ihnen gehörigen geringern Edelleute, und die Unterthanen oder das gemeine Volk in Dörfern vertheilt. Nemlich:

Zwiſchen dem Malk und Kuritſchin

1.) das Dorf Babugow, und das Gebiet der Fürſtlichen Familien Bamat Kurgok und Jkaſaja Attaſchukin;

2.) Das Gebiet der Fürſten Kaſchkatow Chamurſi Aßlambeg, und der Wohnſitz des Fürſten Muchamed Attaſchukin, am Bach Kulkuſchin.

Zwiſchen dem Tſchorna, Kundelei und Bakſan

1.) Die von Stein erbauten Wohnſitze des Fürſten Muchamed Kurgokin, und ſeines Sohns Bamat Kurgokin Muſoſi, nebſt vielen dazu gehörigen Dörfern.

2.) Dieſen Häuſern gegenüber am hohen Ufer des Bakſan, der mit großem Geräuſch aus dem Gebirge über lauter Steine läuft, und dieſelben öfters Meilen weit mit fortreißt, ſtehen auf einem Berge annoch die Ueberbleibſel einer ſteinernen Kirche mit einem verfallenen Gewölbe, ſo von Alters her den Namen Geotſch-Gergetſchach, das iſt, Gotteshaus behalten hat.

3.) Fünf Dörfer, und der verlaſſene Wohnſitz des von der Kabarda abtrünnig gewordenen Fürſten Aßlen Kiroff, der mit ſeinen Unterthanen 1743 unter der Regie-

rung

rung des Dſchai Chota Tattarchanows, zur feindlichen Partei des Kaſchkatoff in die Kuban übergegangen.

Zwiſchen dem Kußber oder Kinſchin, Bakſan, und Tſchetſchen liegen viele Dörfer, die theils dem Fürſten Bamat Kurgokin, theils der Fürſtlichen Familie Attaſchukin gehören.

Zwiſchen dem Tſchetſchen und Kamka oder Naltſchikfluß liegen die in vielen Dörfern beſtehenden Gebiete des Fürſten Chai Tukin: ferner der Wohnſitz des Fürſten Araslambeg, und eine Anzahl um ihn herum liegender Dörfer.

Zwiſchen dem Naltſchik und Tſchereck liegen die Dörfer des Fürſten Tſchembulat Chaitukin, und ſeiner Brüder und Vettern: weiter zwiſchen und an den erwähnten Flüſſen hinauf, das aus vielen Dörfern beſtehende Gebiet des Fürſten Araslambeg: im Gebirge aber an den Bächen Gaſa und Kurjuff ein beſonderes Dorf Karaſchoffkaja genannt, deſſen Einwohner von den benachbarten für Chriſten gehalten werden. Sie haben ihren eigenen Aelteſten, Karaſchoff, über ſich, der unter dem Schutz des Fürſten Chamurſa ſteht, und ihm dafür einen jährlichen Tribut an Hornvieh, Schaafen und Feldfrüchten liefert.

Zwiſchen den Flüſſen Tſchereck, Lesken oder Buden, Uruf, Fock, Ordan, Terſtedt, Archan und Tereck

Gehört nur der untere oder nordliche Theil, eines der fruchtbarſten und ſchönſten Länder, bis an den Fuß des Kaukaſiſchen Gebirges, mit zur großen Kabardei. Es begreift gar viele Dörfer, Gebiete und Wohnſitze der Kabardiniſchen Fürſtlichen Familien Kaiſchokin, Taſultanoff, Aldigerei und Kaiſija, deren nächſte Vettern auch einen guten Theil des Landes der kleinen Kabarda beſitzen.

Der obere oder ſüdliche Theil dieſer Landſchaft zwiſchen und an den jetzt genannten Flüſſen aber iſt eigentlich nicht mehr zur großen Kabarda zu rechnen, ſondern macht ein eignes Gebiet der Gorſky, oder der in den Gebirgen wohnenden Oſeten aus, wovon unten.

2. Die Kleine Kabardei iſt ein beſonderer Landesſtrich, der von Weſten, Süden und Oſten durch das oben erwähnte Vorgebirge, von Norden aber durch das Ruſſiſch-Kaiſerliche Gebiet längs dem Terekfluß eingeſchloſſen wird. Es grenzt alſo zur Linken an die Große Kabardei, unten an das Land der Kiſti oder Inguſchoffen, zur Rechten an das Kinniziſche, oder die Tſchitſchengen, und oben an das Ruſſiſch Kaiſerliche Gebiet des Aſtrachanſchen Gouvernements längs dem Terek.

Es erſtreckt ſich in ſeiner Länge etwan auf anderthalb,

in der Breite aber kaum auf einen Grad: das iſt, es beträgt etwan 150 Werſte in ſeiner Länge, und 100 in der Breite. Drei anſehnliche Ströme, nemlich der Kiſten zur Linken, die Sunſcha zur Rechten, und der Terek im Ruſſiſchen Gebiet oben, umgeben die Kleine Kabardei gleichſam wie eine Einfaſſung. Innerhalb dem Lande ſelbſt aber wird ſie von keinem einzigen Strome, wohl aber von vielen Quellbächen, die nach den jetzt erwähnten Flüſſen laufen, durchſtrömt. Dagegen aber entſpringen in derſelben, und in ihrer nächſten Nachbarſchaft, im Ruſſiſch-Kaiſerlichen Gebiete am Terek, verſchiedene merkwürdige Geſundbrunnen: als oben an dem Vorgebirge zwiſchen dem Derfe Dewalkiv und dem Terek zwei fürtrefliche warme Quellen: nicht weit davon gegen Süden eben ſo eine warme Quelle ſchweflichten Waſſers: noch ſüdlicher, nahe am Kiſtinfluß, ein angenehmer Sauerbrunnen, und weiter hin einige Werſte gegen Süden am Fuße des Vorgebirges zwei nahe bei einander entſpringende Naphta oder Bergöhlquellen, welches oben auf dem Waſſer ſchwimmt: deren Waſſer in einen Bach zuſammenrinnt, und ſich in die Kunſcha ergießt. Zur Rechten, oder gegen Oſten im Winkel, den der Einfluß der Sunſcha in den Terek macht, bei dem Tatariſchen Dorfe Bragun, wieder eine Naphtaquelle, und nahe dabei der berühmte Petersbrunnen, oder Petersbad, das iſt, eine Schwefel- und Eiſenvitrioliſche heiße Waſſerquelle fünf Arſchinen im Umkreis und drei tief, die von Peter dem

Großen, der ſie durch ſeinen Leibmedikus D. Schober unterſuchen laſſen, den Namen bekommen hat. Unſere Britten bemerken noch, daß Peter der Große dabei ein Hospital für ſkorbutiſche Kranke bauen laſſen, daß das Waſſer dieſer Quelle kochend heiß ſey, ſtark nach Naftha rieche, und in ein Becken falle, deſſen Durchmeſſer etwa 12, und deſſen Tiefe 3 Fuß beträgt; daß an der Weſtſeite deſſelben noch 7 kleine Quellen, von gleichartigem Waſſer, und an der Oſtſeite eine Sauerwaſſerquelle ſey; daß endlich das Waſſer der Hauptquelle in kurzer Zeit einen Vogel gar koche.

Dieſes Land der Kleinen Kabardei iſt eben ſo, wie die vorbeſchriebene Große, mit Kabaken, oder Wohnſitzen vornehmer Tatariſcher Familien, und vielen Dörfern ihrer Unterthanen beſetzt, die, wie in jener, vom Ackerbau, der Vieh- und Pferdezucht, von der Jagd und einigem Handel leben.

Im größten Beſitz dieſer Lande und Anſehen ſtehen heut zu Tage die Fürſtlichen Familien Tattardubsky, Kurteroff und Kaſin oder Kaiſchokin. Die übrigen geringern Fürſten oder Edelleute, deren einige doch zu 6, 8, bis 10 Dorfſchaften beſitzen, ſind vornehmlich die Familien Aldigerej, Kaſija, Bati-Murſa, Tſchatſchan, und Mitſchis.

Sämmtlich machen dieſe Landesſtände der kleinen Kabardei zwar einen eigenen, von der Großen Kabarda unabhängigen Staat aus; ſie halten aber doch mit derſelben, wie Bundesgenoſſen, meiſtens zuſammen, und ſitzen mit jenen auf, wenn's eine allgemeine Nothdurft des Landes zu erheiſchen ſcheint.

Die Kabardiner ſprechen eine beſondere, ihnen eigne Sprache, welche Herr Gatterer eine Tſcherkaſſiſche Mundart nennt, und ſie daher zum Tſcherkaſſiſchen Völkerſtamm rechnet. Ihre Sprache kommt mit keiner von ihren Nachbarn, noch weniger mit der Krimiſchen oder Kubaniſchen Tatarn ihrer, überein. Sie ſcheinen auch Recht zu haben, wenn ſie den Vorwurf des Mangels der Schrift mit der Entſchuldigung ablehnen, ihre Sprache könne nicht geſchrieben werden. Herr von Stählin verſichert nämlich, daß er ſelbſt einen Verſuch damit gemacht, und auf die Ausſprache etlicher Kabardiner, die bei ihm über Tiſche laut mit einander redeten, genau Acht gegeben, wie man etwa ihre Worte ſchreiben könnte, ja auch einzelne Worte ſich vorſagen laſſen, aber nur zu den allerwenigſten unſre Buchſtaben ſchicklich gefunden, ihre Silben auszudrücken. So wenig artikulirt, und ſo tief aus dem Halſe, ja bei vielen Worten aus der Naſe und dem Gaumen zugleich werden viele Worte bei ihrer Ausſprache gezogen, ohne ſie mit der Zunge noch mit den Zähnen zu formiren, ſo daß man vielmehr einen undeutlich gedähn-

ten und geſchleppten Schall, als deutliche unterſchiedene Silben bemerkt. Es ſcheint ihm alſo, man müßte erſt ganz neue Buchſtaben für ſolche Töne, oder, wie bei den Sineſen, eigene Charaktere für einzelne Worte erfinden und feſtſetzen, wenn man dieſe, und vielleicht eben ſo der Gorsky ihre Sprachen in Schrift überſetzen wollte. Viele der Vornehmſten lernen nebſt ihrer Mutterſprache auch die Türkiſche gemeine, theils auch die Arabiſche Schrift, in der Jugend von ihrem Molla, um den in ſelbiger gehaltenen Mohammedaniſchen Gottesdienſt zu verſtehen: denn ſie ſind ſunniſche Mohammedaner. Die zunächſt an den Ruſſiſchen Grenzen wohnen, und mit Kißljar und Aſtrachan ihre Handlung treiben, ſind gemeiniglich auch der Ruſſiſchen Sprache etwas kundig.

Aus den oben angezeigten Graden der Länge, und Nordbreite dieſes Erdſtrichs erkennt man ſchon zum voraus, daß er in einer der glücklichſten Lagen auf dem Erdboden, nemlich in der Mitte zwiſchen dem brennenden Himmelsſtrich der Linie, und dem mit ewigem Eis belegten Nordpol, und folglich mit dem Paradies Europens, oder mit dem ſchönſten Theil Italiens faſt in gleichem Grad gelegen ſey. Was man von dem Klima dieſer herrlichen Lande weiß, das findet ſich größtentheils auch in den Kabarden, und ihren benachbarten Gegenden. Ein angenehmer Frühling, der mit dem Anfang des Merz das platte Land und die unzählichen Hügel wie mit einer von

Blu-

Blumen durchwebten grünen Decke, und die ſchattigten Gegenden mit dem blauen Sammt wohlriechender Veilchen überzieht. Kirſch- Aprikoſen- Birn- Aepfel- und Mandelbäume ſtehen im April in voller Blüte, und der Mai bietet bereits die erſten Kirſchen, Aprikoſen und eine Art ſehr ſchmackhafter Frühbirnen dar. Schon im Februar bearbeitet der Landmann, dem die Winterſaat unbekannt iſt, ſeinen Acker, und ſäet im Merz den Weizen und alle Arten Korn, ausgenommen den Rocken, der, wie auch die Rüben, ihnen unbekannt iſt. Im Julius erntet er von den meiſten das zehnte, öfters auch das zwölfte Korn. Sommer und Herbſt reichen ihm aus offenem Felde Melonen und Arbuſen, Aepfel und Birnen, Pfirſchen und Quitten, Maulbeeren und Granatäpfel, Nüſſe und Mispeln im Ueberfluß; ſo wie die Zäune und Berge Muskateller und andere Arten roth und grüner Trauben, deren einige Arten durchſichtige Beeren über einen Zoll lang, andre klein und ohne Körner, aber zuckerſüß ſind, und Kißmiß genannt werden. Honig und Wachs wird von den unzähligen wilden Bienenſtöcken in hohlen Bäumen der häufigen Büſche und dicken Wälder ausgenommen, die meiſtens aus Eichen, roth und weiß Büchen, Röſtern, wilden oder ſogenannten Holz- Kirſch- Aepfel- und Birnbäumen, Eichen und Tannen, und an den Bächen und Flüſſen aus den ſchönſten Weiden, Pappelbäumen, Eſchen und Aſpen, am wenigſten aber aus Birken und Erlen, beſtehen.

Von Wild hegen dieſe Wälder alles, was Italien und Oberdeutſchland hegt, nemlich Haaſen und Füchſe in Menge, Luchſe, Bären, Hirſche, Rehe, wilde Schweine, und in den Gebirgen Gemſen und Steinböcke. Der Winter währt kaum einen Monat, und äuſſert ſich mehr mit Schnee, als ziemlichen Froſt. Daher auch die Pferde, Hornvieh und Schaafheerden kaum etliche Wochen über in Ställen oder Hürden, in manchen Gegenden aber, wo weniger Schnee fällt, als an den ſüdlichen Gegenden der Vorgebirge, wohl gar nicht anders als im freien Felde, oder in den Büſchen, gehalten werden.

Hingegen liegt auch in den hohen Kaukaſiſchen Gebirgen, ſo wohl den Sommer als den Winter über, ein beſtändiger Schnee, der eben ſo wenig jemals ganz wegſchmelzt, als in Italien auf den Alpen und Apenninen. Daß aber ein unvermerktes Abſchmelzen deſſelben in den hohen Gebirgen immerfort währe, und neben den Thautropfen den Urſprung ſo vieler, oben erwähnten, aus dem Kaukas hervorquellenden Flüſſe und Bäche mit verurſache, iſt wohl auch nicht zu zweifeln. Daher bei dem Ueberfluß an Fiſchen in allen dieſen Waſſern, dennoch nur wenige, aber fürtrefliche Arten gefunden werden; nemlich lauter ſolche, die ſich in Quellwaſſern, kalten, kieſigen und ſteinigen Bächen und Flüſſen aufzuhalten pflegen, als Forellen, Harins, Gründlinge und Schmerlen, die beſonders groß, fett, und vom treflichſten Ge-

ſchmack

ſchmack ſind. Die ungleich wenigern Lachſe, Hechte, Sterletten und verſchiedene andre Fiſcharten, die in den daſigen Flüſſen, je näher gegen ihre Mündungen, je häufiger gefangen werden, kommen alle aus dem Kaspiſchen See in den Terek, und ſteigen aus demſelben nach den in ihn fallenden Flüſſen und Bächen aufwärts gegen den Strom.

Ganz wahrſcheinlich wird in dieſen gebirgiſchen Gegenden noch mancher unentdeckte Schatz an edeln und unedeln Metallen, Halbmetallen, Geſteinen und andern Mineralien vermuthet. Es fehlt den Einwohnern an der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſie zu entdecken und zu gewinnen. Sie haben ſich daher auch noch niemals weiter damit bemüht, als daß ſie hin und wieder einige Kupfer- und noch mehr Eiſengruben angebrochen, die gleichſam am Tage liegen: daraus brechen ſie denn ihr Erz, ſchmelzen und ſchmieden es zur Verfertigung ihrer nothwendigen Geräthſchaft, und ihres Gewehres, doch nicht ſo viel, daß ſie nicht noch immer mehr von den Ruſſen kaufen ſollten.

Von Stählin hat gelegentlich einige aus den Kabardiniſchen Vorgebirgen gebrachte Erzſtufen zu ſehen bekommen, die in ziemlich reichem Bleiglanz, in Kupferlazur, und Kupferblau, mit etwas beigemiſchtem weißgülden Erzte beſtanden. Was für reiche Ausbeute an edeln Geſteinen und Metallen iſt ſich nicht aus den Kaukaſiſchen ſo weit ſich erſtreckenden Gebirgen zu verſprechen, wenn

ſich die Wiſſenſchaften und Künſte zur herrlichen Natur dieſer Lande geſellen, und ſie beſſer zu nutzen beginnen ſollten!

Die Kabardiner ſind zwar, wie oben bereits angemerkt worden, Mohammedaner, beobachten aber die Religion bei weitem ſo ſtrenge nicht, wie in wirklich Türkiſchen Städten und Gebieten geſchieht. Sie halten ſich an die Sunniſche Sekte. In den beiden Kabarden hält wenigſtens jeder Fürſt bei ſeiner Kaback oder Wohnſitz eine Meſched, oder eine kleine Moſchee, und dabei einen Mulla, nebſt einem oder zwei geringern Kirchendienern. Wenn der Dörfer eines Fürſten viele, und weit von einander gelegen ſind, ſo werden öfters auch mehr Meſcheden angelegt. Der Mulla wird gemeiniglich aus dem nächſten Türkiſchen Gebiete berufen. Er verrichtet mit ſeinen Gehülfen nicht nur alle gottesdienſtliche Handlungen und Zeremonien, als die öffentliche Vorleſung und Erklärung des Korans, die Beſchneidung, die Beerdigung ꝛc., ſondern hält auch für die Kinder der vornehmen Familien Schule, und unterrichtet ſie im Arabiſchen und Türkiſchen Leſen und Schreiben. Ja er zieht ſich gemeiniglich einen oder den andern von fähigen Schülern zum Schul- und Kirchengehülfen zu, der bei ihm wohnt, von ihm erzogen, und zur künftigen Verwaltung ſeines Amts zugeſtutzt wird: da er denn dem Vaterlande die Mühe und Koſten erſpart, einen Mulla aus der Türkei kommen zu laſſen. Uebrigens

ſteht

ſteht er bei dem Volke in beſonderm Anſehen, zumal da er bei allen gerichtlichen Fällen neben den Aelteſten, den Kadi oder Gerichtsverwalter vorſtellt. Wie der Fürſt jährlich den Zehnten vom Vieh und den Feldfrüchten ſeiner Unterthanen genießt, ſo reicht er dem Mulla zu ſeiner ordentlichen Beſoldung wiederum Eins vom Hundert von allem Einkommen. Dabei zieht er auch noch vom Volk für die Beſchneidung, Trauung, Begräbniſſe ꝛc. ein auſſerordentliches, wie wohl willkührliches Einkommen, und ſteht ſich folglich nicht ſchlecht bei ſeinem Dienſte.

Nach den Grundſätzen dieſer Religion iſt zwar die Vielweiberei erlaubt, aber bei den Kabardinern faſt gar nicht üblich, und wenn auch einer oder der andere ein Kebsweib ſich zulegen will, ſo muß er's, dem Wohlſtande gemäß, ziemlich geheim, und ſonderlich vor der rechtmäßigen Frau verborgen halten; denn da ſie allein dem Hausweſen vorſteht, alles weibliche Geſinde, und in Abweſenheit des Mannes auch die große Wirthſchaft, Aufſeher und Knechte regiert, ſo würde ſie ihrer Nebenbuhlerinn das Leben immer verſauern, oder ſich ſelbige gar leicht von der Seite ſchaffen können. Von berauſchenden Getränken, als Wein und Branntewein, von Schweinefleiſch und einigen andern, für unrein angegebenen, Speiſen ſich zu enthalten, zu gewiſſen Stunden Gebete zu verrichten, und ſich vor dem Gebete zu waſchen, wird bei dieſen Völkern, ſo wie in allen Mohammedaniſchen Landen, ſo ſtrenge

von

von jedem beobachtet, als ordentlich und eifrig im Gottesdienſt er von andern angeſehen ſeyn will.

Die unmittelbare Gerichtsbarkeit eines jeden Diſtrikts ſteht bei dem Fürſten oder Herrn deſſelben, der mit Zuziehung der Aelteſten und des Mulla wöchentlich ein oder zweimal Gericht halten, und alle vorkommende Klagen auf gut Türkiſch ſogleich abthun läßt, dem Beleidigten Recht ſchaft, und den Schuldigen zur Genugthuung anhält, nach der Größe des Verbrechens auch am Leibe ſtrafen, und zumal bei verübtem Mord ohne allen Aufſchub mit dem Strang oder Beile hinrichten läßt. Geringere Verbrechen werden mit Verdammung zu härterer Arbeit, Diebſtahl zum doppelten Erſatz, und in Ermanglung deſſelben mit der Uebergabe zum Sklaven deſſen, den er beſtohlen, bis er doppelte Erſtattung abverdient hat, beſtraft. Die Hurerei wird damit gebüßt und gehemmt, daß der Thäter die Geſchwächte unweigerlich zu ſich nehmen, und zeitlebens ernähren muß. Die unechten Kinder aber ſind den echten gleich geachtet. Eine Ehebrecherin verliert das Recht und Anſehen einer Hausfrau, und wird wie eine Sklavin gehalten.

Die allgemeinen Landesangelegenheiten der geſamten Kabardei werden in öffentlicher Verſammlung und Berathſchlagung bald bei dieſem, bald bei jenem der vornehmſten Fürſten ausgemacht; und wenn ein Aufgebot geſchehen

hen ſoll, einem jeden angezeigt, wie viel er von ſeinen bewehrten Unterthanen, alle zu Pferde, ins Feld zu ſtellen habe. In einem ſolchen Fall iſt die große und kleine Kabardei immer im Stande, mit 30 bis 40000 Mann auszurücken, die ohne viel Gepäck und Kriegsgeräthe mit ihrem Säbel und kurzem Feuerrohr, einer Art Karabiner, auf flüchtigen und dauerhaften Pferden, ein kühnes Tatarkorps ausmachen, ſich mit wenig Proviant, nach ihrer gewohnten rauhen Lebensart, und mit einem Stück Filz zu behelfen wiſſen, der dem gemeinen Mann zum kurzen Mantel am Tage, und zur Nachtdecke auf freiem Felde, anſtatt eines Zeltes, dient.

Die Fürſten und vornehmen Edelleute dieſer Lande ſind an der Zahl ziemlich viel, auch meiſtens reich genug nach daſiger Landesart, wo nicht alle an baarem Gelde, doch gewiß an allen Lebensmitteln, an Getraide und allen Arten von Feldfrüchten, an Honig und Wachs, an Schaafen, Rinden und Pferden. Von ſolchem Ueberfluß nehmen ihnen die häufigen Aufkäufer von Ruſſiſcher und Perſiſcher Seite vieles für baare Zahlung, oder auch für Eintauſch allerlei Stoffen und anderer benöthigten Waaren ab, die in ihrem Lande nicht zu bekommen ſind. Daher hat auch keine andere als Ruſſiſche, Perſiſche und Türkiſche Gold- und Silbermünze Umlauf bei ihnen; Kupfergeld aber iſt weder bekannt noch gangbar.

Da mancher Fürſt drei, vier und mehr Tauſend Dorfhöfe und Unterthanen, das weibliche Geſchlecht nicht mitgerechnet, beſitzt, und von jedem jährlich den Zehnten an Korn und Früchten, zwei Schaafe, ein Rind, oder ein Paar Kälber, und von Manchem auch ein Pferd bekommt, ſo läßt ſich ſein anſehnliches Einkommen leichtlich überſehen. Man kann aber auch noch verſchiedene andere Gefälle dazu rechnen: als die Lieferungen von der Jagd und Fiſcherei, und was die Gewehr-Filz-grobe Leinwand-Leder- und andere Fabriken, die die meiſten in ihrem Gebiete angelegt haben, jährlich eintragen: wie auch die ihnen nichts koſtenden großen Stutereien fürtreflicher Kabardiniſcher Pferde, die ſie zu Tauſenden Jahr aus und ein im freien Felde kaum mit Hürden oder umflochtenen Zäunen auf der ſchönſten Weide an Bächen und Strömen halten, zureiten laſſen, und viele davon an die benachbarten Lande verkaufen.

Dieſe Herren leben daher auch, wenigſtens nach ihrer Landesart, köſtlich, gaſtfrei und prächtig genug. Von Bedienten, Knechten und Mägden wimmelt es um ſie in ihren Kabaken; und wenn ſie Beſuche von ihres Gleichen, oder von vorbei reiſenden Ruſſiſchen Offizieren haben, mögen ſie ſich gerne mit ihrem Ueberfluß ſehen laſſen. Der köſtlichſte Meth, der dem Litthauiſchen nichts nachgiebt, und etliche Sorten Weizenbier, deren eine dem Engliſchen Ale an Stärke und Klarheit nicht weicht, wohl

aber

aber an annehmlichen Geſchmack noch vorgeht, iſt ihr gewöhnliches Getränke. Sie halten daneben auch etliche Sorten lieblicher Branntweine, die bei ihnen von Früchten abgezogen, und mit Kräuterſäften verſchiedentlich gefärbt werden; jedoch mehr für Fremde, als für ſich ſelbſt. Ihre gewöhnlichen Speiſen ſind Türkiſcher Pilow, oder aufgequollener Reis, auserleſenes Rind- Kalb- Schaaf- und Schöpſenfleiſch, alle Arten zahmen und wilden Geflügels, als Hühner und Truthühner, zahme und wilde Enten und Gänſe, Trappen, Faſanen, Schwanen und das ſchmackhafteſte rothe Wildpret. Ihrem Nachtiſch fehlt es nie an allerlei ſchmackhaften Früchten, davon ihre Frauen eine Menge, theils in Honigwaſſer, theils in einer Art ſauren Getränks, wie Ruſſiſcher Kißli Schtſchi, theils in Honig, theils geſchält und getrocknet, auf den Winter zu verwahren wiſſen. Bei ihren Gaſtmahlen kommt kein anderes als Wachslicht auf die Tafel, und einer thut es gerne dem andern an der Dicke der Wachskerzen zuvor, deren öfters ganze Reihen von Armsdicke zu beſonderer Pracht aufgeſtellt werden.

Von dem gemeinen Mann der Kabardiner, darunter es auch viele Handelsleute giebt, die ihre Landeserzeugniſſe, wiewohl größtentheils roh, theils an die Ruſſiſchen Kaufleute im Kißlarſchen und Aſtrachanſchen, theils an die Perſiſchen Grenzplätze verkaufen, oder gegen andere, der Kabardei unentbehrliche Waaren vertauſchen, lebt zwar der

größte Theil vom Ackerbau, den ſie mit Ochſen treiben, und von der Vieh- und Pferdezucht, zumal von den erſtaunlich vielen Schäfereien, womit in dieſem Lande faſt alle Anhöhen und Hügel beſetzt ſind. Jedoch haben ſie auch die meiſten benöthigten Handwerker, und gewiſſe, dieſem Lande eigne Fabriken, als weißen Filz zu ihren Kibitken oder Tatariſchen Zelten, und zu Decken. Grobe weiße Laken fürs gemeine Volk, und verſchiedne wollene, ſelten gefärbte Zeuge werden auf allen Dörfern gewirkt. Grobes Linnen weben die Weiber, und ſo verfertigt auch jede Mutter die Strümpfe, kleine Schuh, und wenige Kleidungsſtücke für ihre Kinder.

Ihre Tracht iſt faſt wie die Polniſche, und kommt der Koſackiſchen oder Ukrainiſchen am nächſten. Sie beſteht nemlich in weiten Beinkleidern, die bis an den Knöchel enge zulaufen, über welche bis an die Waden die Saffianſtiefeln zu ſitzen kommen. Ferner aus einem Unterrock mit engen Aermeln, einem Kuſchak (einer breiten Scherpe von ſeidenem Zeuge um den Leib) und einem Oberrock mit offenen von der Schulter abhängenden weiten Aermeln. Die Vornehmen tragen dieſe Kleider meiſtens von Perſiſchem Seiden, öfters auch reichem oder mit goldenen geblümt eingewirkten Zeuge. Der Kopf, an welchem die ungekräuſelten Haare bis auf die Hälfte der Stirne ringsum gleich beſchnitten ſind, iſt mit einer polſtrigen Mütze bedeckt, und der Hals blos.

Inſonderheit giebt's unter ihnen viele geſchickte Meiſter, die ſchönes damaszirtes Schießgewähr, Säbel, Dolche, Meſſer, und anderes mit Silber und Gold eingelegtes Geräthe, alles nach Türkiſchem und Perſiſchem Geſchmack, verfertigen, desgleichen auch alle Schmiede- und Schloſſerarbeit. Den dazu benöthigten Stahl kaufen ſie von den Ruſſiſchen Kaufleuten, auch ein gut Theil Eiſen; nur das wenigſte graben ſie ſelber an den Kaukaſiſchen und andern Vorgebirgen. Ihr fein raffinirtes Schießpulver bereiten ſie ſich im Ueberfluß, ohne gewöhnliche Pulvermühlen, ſondern etwas mühſamer mit Handmühlen. Den Salpeter bekommen ſie aus dem Aſtrachanſchen, und den Schwefel finden ſie häufig in ihrem eignen Lande. Ueberhaupt wiſſen ſie noch vom Mühlenbau, von Maſchinen, und aller Mechanik ſo wenig, als vom Bergbau, und den ſogenannten ſchönen Künſten, der Zeichnungs- und Mahlerkunſt, Bildſchnitzerei und Baukunſt. Ja ſie haben bei ſo vielen ſchnellen Flüſſen und rauſchenden Bächen noch nicht ein Mal eine Schneide- oder Sägemühle, daher ſie noch jedes Bret oder Diele aus einem ganzen Balken mit dem Beil aushauen. Mahlmühlen zum Korn und allerlei Grütze haben ihnen hin und wieder die Ruſſen gebaut. Sonſt bedienen ſie ſich am meiſten der gewöhnlichen Handmühlen.

Von dem großen Vorrath an Schaafs- Kalbs- und Rindvieh- und wilden Thierhäuten wiſſen ſie noch nur we-

 nigen

nigen Gebrauch zu machen. Fürtrefliche Schaafs- Fuchs- Luchs- und Wolfspelze wiſſen ſie zuzubereiten, auch eine gemeine Art ſchwarzen und rothen Saffian zu ihren Weiber- und Kinderſchuhen, wie auch zu Stiefeln, der aber dem Türkiſchen, den die Kaufleute von den Grenzen bringen, und an die vornehmern Kabardiner verkaufen, noch bei weitem nicht beikommt. Indeß iſt er doch nebſt dem gemeinen Leder gut genug auch für ihre Sattler, die alles feine Riemenwerk und Reitzeuge daraus verfertigen. Hingegen verkaufen ſie ihre rohen Häute in großer Menge an die Ruſſen, die die mannigfaltige Zubereitung meiſterlich verſtehen, und ſie ihnen, auf vielerlei Art verarbeitet, wieder verkaufen. Unter den Pelzwerken dieſer Völker ſind die weißen, grauen und ſchwarzen Barangi oder krauſe Lämmerfellchen, die zu Mützen und deren Gebrämen, ja wohl auch zu Kleiderfuttern und Aufſchlägen gebraucht werden, vor allen andern ausnehmend. Man hat ſie immer für ungebohrne Lämmer angeſehen. Es iſt aber nicht an dem, ſondern ſie kommen von lauter ſchon geſetzten, theils ſehr jung geſchlachteten, noch mehr aber bei ſo zahlreichen Heerden in Menge ganz jung ſterbenden Lämmern. Ja die Kabardiner achten es ſogar für eine Sünde, trächtige Schaafe zu ſchlachten, und ungebohrne Lämmer abzudecken, und zu Pelzen, wie die Bucharen thun, anzuwenden.

Uebrigens läßt ſich das Verhältniß der Bilanz ihres Han-

Handels mit den benachbarten Ruſſen im Aſtrachanſchen und Kißlarſchen Gebiete einen Theils, und mit den Türkiſchen und Perſiſchen andern Theils hauptſächlich aus folgender Liſte der wenigen ausgehenden, und um ſo mehr einkommenden Waaren leicht überſehen.

Die ausgehenden beſtehen nämlich in ungegärbten Häuten, einigem Pelzwerk, ſonderlich Lämmerfellchen, Schaaffellen und Martern, Wachs, Hónig, Talg von Rindern und Schaafen, Butter und Schmalz, etwas Hanf und Flachs, allerlei Getreide, vornehmlich ſchönen Weitzen (Rocken wird hier gar nicht gebaut), weiße und ſchwarze Woilocken oder Filze, und grobes weißes Laken, etwas Safran und Saflor zum Färben.

Die einkommenden hingegen ſind Zinn und Blei, Eiſen und Stahl, Kupfer und Meſſing, und alle Arten Geſchirre von dieſen Metallen, Zwirn und alle feinere Leinwand, Juchten, Sibiriſche Zobel und andre koſtbare Pelzwerke, Engliſche und Holländiſche Laken, Silber- und Goldfaden zum Sticken, und dergleichen Drath zum Damaszigen, Spiegel und alle Glaswaaren, Nadeln, Moskowiſche Tiſchlerarbeiten, Rauchtabak, Reis, Zucker und Gewürze für die Vornehmern, denn der gemeine Mann bedient ſich an deren Statt des Safrans und der häufig wild wachſenden, wohlriechenden und gewürzhaften Kräuter, als des Lavendels, Majorans, Thimians, Serpills ꝛc.

Ferner Ruſſiſche Stiefeln von Juftenleder, und Türkiſche von Saffian, Perſiſche und Türkiſche Kamelotte und reiche Zeuge, alle Arten von Seidenſtoffen, wie auch gezwirnte Seide ꝛc.

Zu Tilgung eines faſt allgemeinen Vorurtheils muß hier noch erwähnt werden, daß der bisher geglaubte Handel mit auserleſenen ſchönen Kabardiniſchen, oder ſogenannten Tſcherkaſſiſchen Mädchen mehr zu den Fabeln, als zu dem jetzt erzählten Handel dieſer Lande zu rechnen ſey. Denn erſtlich giebt es bei den Mohammedanern kein anderer Menſchenhandel als mit Gefangenen oder Sklaven; für Sklav oder Sklavin aber kann durch die ganze Türkei kein Menſch angeſehen oder gehalten werden, der ſich, wie die Kabardiner oder Tſchirkaſſen, zum Mohammediſchen Glauben bekennt. Die Kabardiner entrüſten ſich auch über den Vorwurf ſolches Menſchenhandels, den ſie ſelbſt verabſcheuen, und ihrer Religion zuwider achten. Es können alſo die manchmal für das Harem des Serail, oder auch anderer vornehmen Türken zu Konſtantinopel verkaufte unglückliche, öfters aber auch glücklich gewordene Tſchirkaſſiſche Schönheiten keine andre, als ſolche geweſen ſeyn, die von den räuberiſchen Gorſky geraubt, für chriſtliche Sklavinnen ausgegeben, an die Armeniſchen Kaufleute, und von denen wieder mit Vortheil zu Konſtantinopel an die Türken mögen verkauft worden ſeyn.

Zu dieſer von Stählinſchen Beſchreibung der Kabardei ſetze ich aus unſern Britten noch folgende beſondre Nachrichten, deren Quelle ich noch nicht anzugeben weiß.

Die Tſcherkaſſen, welche unmittelbar unter dem Schutz des Ruſſiſchen Hofes ſtehen, haben Fürſten aus ihrem eignen Mittel; der vornehmſte derſelben, der den Titel Becowitſch hat, iſt Generalmajor unter den irregulären Ruſſiſchen Truppen. Er muß indeß immer in Tſcherkaſſien bleiben, weil man glaubt, daß er daſelbſt die nützlichſten Dienſte leiſten könne. Obgleich die Tſcherkaſſiſchen Prinzen von ihren Unterthanen auſſerordentlich geehrt, und ehrerbietig begegnet werden, ſo iſt das Volk doch ſo unabhängig von ihnen, daß ſie nicht verpflichtet ſind, irgend einen ihrer Befehle zu befolgen, wenn ſie nicht ſelbſt Luſt dazu haben. Die Fürſten ſind auch eben ſo unabhängig einer von dem andern.

Wenn die Ruſſiſche Kaiſerinn den Tſcherkaſſiſchen Fürſten Geſchenke macht, ſo erwarten die Unterthanen auch davon ihr Antheil. Und ſind die Geſchenke von der Art, daß ſie nicht wohl theilbar ſind, ſo verlangen ſie doch einen Erſatz dafür, oder etwas dergleichen, das unter alle vertheilt werden kann.

Im Kriege wird alle Beute unter die Truppen vertheilt, ohne daß die Fürſten einen Theil von derſelben bekommen.

In Anſehung der Ruſſiſchen Unterwürfigkeit iſt Tſcherkaſſien nur zu einem Huldigungseide des Inhalts verpflichtet, daß ſie ſchwören: ſich einer gewiſſen Anzahl allgemeiner Geſetze zu unterwerfen, ſo lange ihre Verfaſſung ſo bleibt, daß ſie ihnen und den Ruſſen vortheilhaft iſt. Aus mehreren dringenden Urſachen miſcht ſich der Kaiſerliche Hof ſelten in ihre politiſchen Angelegenheiten, und nie in ihre Religionsſachen.

Unter andern haben die Tſcherkaſſen auch dieſe beſondere Sitte: Wenn die erſte Dame eines ihrer Fürſten in Kindesnöthen iſt, ſo läuft der erſte Tſcherkaſſe, der es hört, ſeine häusliche Lage ſey auch, welche ſie wolle, ſogleich hin, und ſtellt ſich vor die Thür des Harems, wo ihn Niemand wegtreiben darf. Iſt die Dame von einem Sohn entbunden, ſo wird er aufs eilfertigſte ſehr reich gekleidet, und dem Tſcherkaſſen überliefert, der ihn ſogleich mit nach Hauſe nimmt, und ihn, wenn er ſelbſt verheirathet iſt, ſeiner Frau als Amme übergiebt. Iſt er aber noch unverheirathet, ſo muß eine Amme herbeigeſchafft werden, und das Kind bleibt unter ſeiner Aufſicht, und ſeinem Schutz, bis zum neunten Jahre. Alsdenn wird es den Aeltern wieder zurück gegeben, welche es mit herzlicher Freude, und den größten öffentlichen Feierlichkeiten wieder in Empfang nehmen. Als die Urſache dieſer beſondern Gewohnheit führen ſie an, daß man dadurch hindern wolle, daß das zarte Kind nicht durch die Ueppigkeit

keit des Hofes, und die weibiſche Behandlung, die es im Harem erhalten würde, verdorben, ſondern vielmehr ſo abgehärtet und ſtark werden möchte, daß es in Zeiten ein Held oder Boggatier werden könne. Denn Muth und perſönliche Tapferkeit halten die Tſcherkaſſen für die erſten Vorzüglichkeiten eines menſchlichen Weſens.

Die Tſcherkaſſen beweiſen ihren Häuptern große Ehrerbietung, aber ein hervorſtechender Zug ihres Charakters iſt doch ihre Verehrung alter Häuſer. Sie ſind eben ſo große Geſchlechtskundige als die Wälſchen; aber ſie halten ſtärker auf ihre Familienehre, ſo daß ſie ſich, ſelbſt nicht um einen Gewinn, unter ihrem Rang verheirathen würden.

Die Heirathsgebräuche der Tſcherkaſſen aber ſind folgende: Die Aeltern oder Vormünder ſchließen erſt einen Heirathsvergleich, denn erhalten die jungen Leute die Erlaubniß, einander zu ſehen. Nach zwei oder drei Beſuchen wird, wenn beide Theile mit einander zufrieden ſind, die Sache abgeſchloſſen, und nichts weiter erfodert, als die Braut dem Bräutigam ins Haus zu ſenden, welches in einem verſchloſſenen, ſchön bemahlten Wagen geſchieht; die Frauenzimmer, welche ihre Geſellſchafterinnen ſeyn ſollen, begleiten ſie.

Der Kontrakt ſelbſt fällt dem Bräutigam zur Laſt,

beſonders wenn er eine heftige Begierde zeigt, die Heirath abzuſchließen; denn die Verwandten der Braut geben ihr nichts mit, als wenige Kleideranzüge: da auf der andern Seite der Bräutigam verpflichtet iſt, ihnen Geſchenke von großem Werth mit Pferden, Dromedaren, Kamelen und Rindern zu machen. Fügt es ſich, daß ſie mehr verlangen, als er ſelbſt beſitzt, ſo macht ihm das weiter keine Sorge; denn er ſtreift ſogleich unter die Nachbarn, und raubt ſo viel zuſammen, als ihm an dem Verlangten noch abgeht.

Die Tſcherkaſſen führen einen guten Handel mit den Ruſſen mit einer fürtreflichen Wurzel, Färberröthe genannt, die zu einer ſchönen rothen Farbe gebraucht wird. Auſſer einer großen Mannigfaltigkeit nützlicher Kräuter, bringt dies Land auch die beſten Kapern in der Welt hervor.

Weinſtöcke wachſen wild in den Wäldern, ihre Trauben ſind klein, geben aber einen fürtreflichen Wein.

Das Tſcherkaſſenland hat auch Ueberfluß an wilden Schweinen, Wölfen und Füchſen, welche ſie auf eine beſondre Art zu fangen pflegen. Sie graben eine Höhle, neun Fuß tief in die Erde, welche am Boden weit, und oben enge iſt. In der Mitte ſchlagen ſie eine Stange ein, welche etwa vier Fuß über der Erde hervorſteht. An der Spitze dieſer Stange wird ein bewegliches Wagenrad be-

feſtigt, woran man des Abends ein junges Ferkel feſt macht. Die Mündung der Höhle wird darauf mit Baumzweigen nachläßig zugedeckt, und über dieſe Gras geſtreut. Das Ferkel unterläßt ſein Quiecken in der Nacht nicht, wozu es durch das Anbinden gereitzt wird. Hört nun eines der oben erwähnten Thiere dieſes Geſchrei, ſo verfehlen ſie nicht ihm nachzugehen, und auf den Platz zu kommen, wo ſie nicht ſo bald angelangt ſind, als ſie in die Grube hinunterſtürzen, aus welcher ſie ſich nicht wieder heraus helfen können, und bis den Morgen darin bleiben.

Mit der Haaſenjagd vergnügen ſie ſich eben ſo, wie in England. Auch Faſanen giebt's in dieſem Lande in Menge.

Es giebt hier auch eine große Menge ſehr gefährlicher Schlangen, die Höhlen in die Erde machen; ſie ſind ſechs bis ſieben Fuß lang, und ſo dick wie ein Mannsarm.

Auch Mäuſe giebt es hier, ſo groß als Eichhörnchen, welche Jerbuah genannt werden. Sie haben lange Ohren, und viel kürzere Vorder- als Hinterfüße, weßwegen ſie nicht geſchwind laufen können. Indeß können ſie ihre Schwänze über den Rücken legen, und zu einer beträchtlichen Höhe hinaufklettern, und ſpringen.

Nach

Nach Herrn Büſching haben die Tſcherkaſſen in der großen und kleinen Kabarda, oder die Fürſten derſelben, ſchon zwiſchen 1740 und 50 dem Ruſſiſchen Reiche den Eid der Treue geleiſtet, und ein Paar Tatariſche Stämme, die der Grenzlinie näher wohnen, haben ſich 1771 eidlich verpflichtet, daß ſie beſtändig aus ihren Familien dem Ruſſiſchen Reiche Geißel liefern wollen. Zaar Iwan Waſiljewitſch hat ſich ſchon nach Eroberung des Reichs Aſtrachan der oberen Kabarda bemächtigt, und die chriſtliche Religion unter den Tſcherkaſſen eingeführt; und ſeit dieſer Zeit nennt ſich der Selbſtherrſcher von ganz Rußland: Herr und Beherrſcher der Kabardiſchen Länder, der Tſcherkaſſen und Gebirgfürſten. Er nennt ſich auch ſeit Peters des Großen Zeit: Herr der Kartaliniſchen und Georgianiſchen Zarn, wovon unten.

(3.)

Gorſky=Land.

Die Gorſky oder Bergvölker, nicht Bergtatarn, ſind die ſüdlichen Nachbarn der Kabardiner, und bewohnen den ſüdlichen und ſüdweſtlichen Theil der Kabardiniſchen Lande, das iſt, den nordlichen Theil des Kaukaſiſchen Gebirges, der an die bisher beſchriebenen Lande grenzt. Sie werden von den Fürſten in Groß=Kabarda als Unterthanen oder Vaſallen angeſehen: ob ſie gleich, wie dieſe, vom Ruſſiſchen Reich abhangen. Man theilt ſie ein in Oſſe-

ten, Goratſchenskeu, Maltariſchen, Dugorsken, Tſchetſchengen und Balzowen. Sie ſitzen mit den Kabardinern im Nothfall auf, und erhalten von ihnen auch wieder allen Beiſtand. Sonſt werden die Gorſky in der Kanzlei der Ruſſiſch-Kaiſerlichen Feſtung Kißlar am Terek, die ein wachſames Auge auf alle dieſe Lande ſowohl, als auf die ſämtlichen Gorſky führt, in vier beſondere Diſtrikte, als in den Kſenolockiſchen, Kutaiziſchen, Walagirskiſchen und Targawiſchen eingetheilt, die 3 beſondere Völkerſchaften ausmachen.

1. Die ſogenannten Kubaniſchen Gorſky, ein eigenes Tatariſches Volk, ſo ſich theils zur Kuban hält, nämlich diejenigen, die hart an die Kuban grenzen, theils aber unabhängig von denſelben ein beſonderes Volk ausmacht, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite ſchlägt, wo es ihnen von Zeit zu Zeit vortheilhafter vorkommt. Ihr Land oder Gebirgsdiſtrikt nimmt den ſüdweſtlichen Theil auf der von Stählinſchen Karte ein, wo es im Südweſten der großen Kabardei liegt, und ſich gegen Weſten um Afchaſien zieht.

2. Oſeti, eine mächtigere Völkerſchaft, ſo nennen die Georgier das Land, in welchem die Oſetiſche Sprache geredet wird, das Volk aber Oſi, und im Plural Oſeti. Es liegt im Süden von Groß-Kabarda, in den obern Gegenden ſowohl aller der Flüſſe, die Nordwärts das

Land

Land Groß-Kabarda ſo reichlich durchſtrömen, als auch der Flüſſe, die ſüdweſtwärts in den Rioni oder Phaſis, und ſüdoſtwärts in den Kur, folglich nach Georgien fließen. Es nimmt die Mitte des Kaukaſiſchen Gebirges ein; von der Nordſeite an den Flüſſen Terek, Kizil, Pog oder Fok, Aredon (Ruſſiſch Jordan) und Uruch oder Iref; und an der Südſeite an den Flüſſen Aragi, Kſani und Liachwi, die zum Kur fließen, und am Dſchedſcho, der zum Rion fließt. Man findet unter den Einwohnern zwei Dialekte: den einen redet der kleinere Theil der Nazion, der ſich Dugar nennt, und nur am Uruch wohnt, den andern der übrige Theil, der in der eigenen Sprache Gir heißt. Die Perſiſche Sprache iſt die Mutter beider Oſetiſchen Dialekte.

3. Kiſteti, wie die Georgier das Land, ſo wie das Volk Kiſti nennen, iſt im Oſten von Oſeti durch den Ober-Terek, und im Norden von Klein-Kabarda meiſt durch die Sunſcha geſchieden, und reicht ſüdwärts in die Kaukaſiſchen Gebirge hinein. Es nimmt den mittelſten Theil des Gebirges an der Nordſeite ein, an der Sunſcha und allen in dieſelbe fallenden Flüſſe. Der größte Theil des Landes wird, faſt wie Groß-Kabarda, durch eine Menge von Flüſſen und Bächen durchſtrömt, die theils in den Terek, theils in die Sunſcha vom Kaukas nach Norden fließen. Es gehören dazu die Diſtrikte Tſchetſchen, Ataga, Tſchachkeri, Mitzſchegis, Schali, Schwet,

Mer-

Mertip, Ariachki, Karabulak, Galaſchka, Meredſchi, Meeſti, Galga, Achka, Anguſcht (Ruſſiſch Inguſchovrzi) und Wapi, die die Tſcherkaſſen Makul nennen. Der Unterſchied in den Dialekten dieſer Diſtrikte iſt nichts bedeutend. Die Abſtammung der Sprache iſt zur Zeit noch nicht bekannt; doch gewiß nicht Europäiſch. Von den Stämmen wohnen die Inguſchovzi im Weſten, die Tſchetſchengi und die Atachi im Oſten, jene Nord- dieſe Südwärts. —

Alle dieſe jetzt erwähnten Gorſky oder Gebirgvölker, deren eine Völkerſchaft 5 bis 6000, andre 10000 Mann und mehr, zu Pferde ins Feld ſtellen kann, ſind ſchon vor 200 Jahren, nachdem der Zar Iwan Waſiliewitſch die Tatariſchen Königreiche Kaſan und Aſtrachan erobert hatte, dem Ruſſiſchen Zepter unterworfen worden. Als ein Zeugniß deſſen findet ſich ihre Benennung von daher noch auf den heutigen Tag unter den übrigen Reichen und Provinzen des Ruſſiſchen Reichs, ſo wie das ſämtliche Tſchirkaſſien, oder die Große und Kleine Kabardei, Karduel, Kachetien und das ganze Gruſinien oder Georgien, dem Ruſſiſch-Kaiſerlichen Titel einverleibt. Es ſind aber dieſe Völkerſchaften von der milden Kaiſerlichen Regierung immer mehr wie Schutzverwandte, denn als wirkliche Unterthanen gehalten worden, da man ihnen ihre eigene Gerichtsbarkeit und Landesverfaſſung, Religion, Sitten und Gebräuche frei gelaſſen. Man hat ſich großmüthig an

ihrer

ihrer Treue gegen den Ruſſiſchen Zepter begnügen, und ihnen dagegen allezeit den Ruſſiſchen Schutz gegen alle Anfechtung anderer mächtiger, und zu Zeiten gefährlicher Nachbarn angedeihen laſſen. In dem 1739 mit der Osmaniſchen Pforte geſchloſſenen Frieden wurden ſie als freie, und weder dem Ruſſiſchen noch Türkiſchen Reich unterworfene, ſondern allzeit neutrale Völker erklärt. Indeß iſt ihnen doch immer an der guten Geſinnung des Ruſſiſchen Hofes gegen ſie gelegen.

Insgeſamt ſind die Gorſky ein ziemlich rohes, hartes, arbeitſames, ſtreitbares, aber auch meiſtens räuberiſches Volk, welches nebſt der Vieh- und Pferdezucht von Jugend an bei Pike, Pfeil, Bogen und Säbel erzogen, zugleich aber auch gewohnt iſt, bald hie bald da in die benachbarten Gebiete einen Einfall zu wagen, Heerden Schaafe wegzutreiben, und ſich mit dem Raub in den Gebirgen zu verſtecken, wo ihnen nicht leicht beizukommen iſt.

Sie wohnen, wie die Kabardiner, in vielen kleinen Dörfern im Gebirge, wo ſie in den Thälern gute Nahrung für ihr Vieh, ſonderlich aber für ihre faſt unzähligen Schaafheerden, an den Hügeln und Bergen finden. Selten enthält ein Dorf bei ihnen über zwanzig oder dreißig Hütten. Um ſo viel näher aber ſind ſie bei einander angelegt, daß, zumal auf den Landflächen, wie bei den Inguſchoffen, eines kaum etliche Hundert Schritte von

dem

dem andern entfernt liegt. Daſelbſt iſt auch faſt in jedem Dorf ein viereckigter breiter Thurm von Stein erbaut, worin ſich bei einem Ueberfall, der nicht anders als zu Pferde geſchieht, oder zu befürchten ſteht, die Weiber und Kinder bergen, oben aber unterm Dache die wehrhaften Männer ſtehen.

Die Gorſky insgeſamt bekennen ſich zwar, wie die Kubaner und Kabardiner, zur Mohammediſchen Religion, von der Sunniſchen Sekte, meiſtens aber nur dem Namen und einigen Gebräuchen nach, da ſie von der eigentlichen Lehre ſelbſt gar wenig oder nichts wiſſen, und an den wenigſten Orten auch kaum eine Meſched, und einen Molla, oder gemeinen Mohammediſchen Prieſter bei ſich halten.

Von den Inguſchoffen iſt beſonders bekannt, daß ſie weiter gar keine Religion haben, als daß ſie einen einigen Gott und Schöpfer aller Weſen glauben, von Heiligen aber, oder Kirchenlehrern, weder chriſtlicher noch mohammedaniſcher Religion, nicht die geringſte Nachricht beſitzen. Sie wiſſen auch nicht anzugeben, woher der Gebrauch bei ihnen ſtamme, daß ſie die Woche in ſieben Tage eintheilen, und den ſiebenten Tag, nämlich den Sonntag der Chriſten, von aller Arbeit ruhen, hiernächſt aber nicht die geringſte gottesdienſtliche Handlung ausüben; hingegen wieder ein Paar Mal im Jahr, nämlich im Februar und

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

im Sommer, eine feierliche Faſten halten, und nach der Erntezeit eine Walfahrt tief ins Gebirge an einen abgelegenen Ort anſtellen, wo ſie ein jährliches Opfer verrichten: da nemlich von einem beſondern Manne, der den Prieſter vorſtellt, und in ihrer Sprache Zanninſtag, das iſt, der reine Mann heißt, eine von ihren vornehmſten und reichſten Familien zu liefernde Anzahl weißer Schaafe, bei einer großen Verſammlung des Volks geſchlachtet, und auf einem ſteinernen Altar geopfert werden. Dieſer Mann muß unverheirathet und von untadelhaftem Wandel ſeyn, auch an dem jetzt erwähnten abgelegenen Orte im Gebirge wohnen, woſelbſt noch die Trümmer einer ehemaligen ſteinernen Kirche, oder eines alten Tempels, verſchiedene Stücke von Bildſäulen, und alte Aufſchriften auf Steinen befindlich ſeyn ſollen. Woher dieſe Dinge ſtammen, wiſſen die Inguſchoffen ſo wenig, als ihre gebirgiſchen Nachbarn rings um ſie her. Denn bei keinem dieſer Gebirgvölker iſt das Schreiben bekannt, und folglich ſind auch keine ſchriftliche Nachrichten von ihren Vorfahren vorhanden. Auch ſind ihre Mundarten ſo verſchieden, daß kaum die zunächſt an einander grenzenden einander verſtehen.

Das Kumikiſche oder Tſchetſchengiſche Gebiet iſt der ſüdweſtliche Landſtrich der gegen Weſten an den großen Sunſchafluß, an die ſogenannten Vorgebirge, und die kleine Kabardei, gegen Norden an den Nieder-Terek, und

das

das an denſelben die Länge hin bis Kißlar ſich erſtreckende Ruſſiſche Gebiet, gegen Oſten an den Axaiſtrom, und das Dageſtaniſche, und gegen Süden ans Kaukaſiſche Gebirge grenzt. Es hat ſeine Benennung vom Tatariſchen Worte Kum, Sand, weil viele große Gegenden in demſelben, zumal im ſüdlichen Theile, in lauter Sandwüſten und Sandbergen beſtehen: die übrigen aber gegen die Sunſcha, und gegen die Mündungen der ſogleich zu erwähnenden vielen Flüſſe, machen ein herrliches Land aus, das der kleinen Kabardei an Fruchtbarkeit wenig oder nichts nachgiebt, und beinahe noch überflüſſiger an mineraliſchen Waſſern, warmen Bädern, Sauer- und Schwefelbrunnen und Bergöhlquellen iſt.

Dieſes Land wird beinahe von eben ſo viel aus den Kaukaſiſchen Schneegebirgen hervorquellenden Flüſſen und Bächen, als die Große Kabardei durchſtrömt. Die vornehmſten Flüſſe ſind, wie ſie von Weſten gegen Oſten, das iſt, von der Sunſcha bis an den kleinen Axai auf einander folgen, in die Sunſcha an ihrem rechten Ufer, und endlich mit derſelben ſich in den Nieder-Terek ergießen, folgende, die man am beſten auf der von Stählinſchen Karte ſieht:

1. Der Jendarſi, 2. der Aſſai, 3. der Martan, 4. die Gich oder Jech, 5. der Rachnar, 6. die Alda oder Olda, mit welcher ſich 7. die Argunka vereinigt, 8.

der Argun, 9. der Diſchlak oder Dailik, 10. der Karaſſu, 11. der Cuntſchames, mit welchem ſich 12. der Muſchak, und 13. der Charkalan vereinigen.

Zwiſchen, und an dieſen Flüſſen liegen die Dörfer der Einwohner dieſer Sandlande, und die Wohnſitze ihrer Fürſten und Edelleute, die ſich eigentlich in dreierlei Völkerſchaften abtheilen. Dieſe ſind:

1. Die Tſchetſchengiſche, welche den weſtlichen Theil des Landes zwiſchen der Sunſcha, dem Jendarſy und dem Aſſai bewohnt, und aus der Familie Ali Saltan ihren eigenen Chan über ſich hat.

2. Die Karabulakiſche, welche die Mitte des Landes zwiſchen den Flüſſen Aſſai, Martan, Jech und Rachnar beſitzt, und theils unter der Fürſtlichen Familie Aldamir, theils unter dem Kabardiſchen Fürſten Dwelet Gerei ſteht, der den anſehnlichen Flecken Grebentſchuk zu ſeinem Wohnſitz hat: der untere Theil aber, wo ſich die Sunſcha in den Terek ergießt, ſteht unter dem Fürſten Kudmet Takmaſoff und ſeinen Brüdern. In dieſer Gegend trifft man verſchiedene fürtrefliche Quellen mineraliſcher Waſſer, Sauer- Schwefel- und andre warme Brunnen an.

3. Die Atachiſche, welche ſich zwiſchen den übrigen

Flüſſen

Flüſſen gegen Oſten hin, bis an den Axaiſtrom erſtreckt. Sie werden ſonſt auch Miktſchiſſen genennt, und gehören größtentheils der Fürſtlichen Familie Kaplan zu. Darzu könnte man

4. noch die Tawlinzi, als die vierte Völkerſchaft rechnen, die um den Urſprung aller jetzt erwähnten Flüſſe im Gebirge wohnen, und ihren Namen von dem Wort Tawlini, welches ſoviel als hohe Gebirge bedeutet, bekommen haben. Dieſe letztern aber geſellen ſich ſchon mehr zu Dageſtan, als zu den Kabarden, und ſtehen auch faſt unter Dageſtaniſchem Schutz. Sie gehören den Fürſtlichen Familien Aliſcha und Temir Hamſin, und ſind ein ſehr rohes räuberiſches Volk.

Ueberhaupt ſind die meiſten Gorſky und Kumücken lauter herum wandernde Völker, die ſelten über zwei oder drei Jahre an einem Wohnplatz ſich aufhalten, ſondern von Zeit zu Zeit ihre Hütten verlaſſen, ſich mit ihrem Vieh in andere Gegenden begeben, und denn nach einiger Zeit zu ihren vorigen Wohnungen wieder zurück kehren.

(4.)

Dageſtan mit Lesgiſtan.

Dieſe beiden Länder machen eigentlich nur Ein Land aus, welches theils aus Küſtenländern am Kaspiſchen

Meere, theils aus den öſtlichen Gebirggegenden des Kaukas beſteht. In weiter Bedeutung heißen beide Länder Dageſtan, in engerer aber wird nur das Küſtenland verſtanden. Beide gehörten ſonſt zum Perſiſchen Reiche. Die Ruſſiſche Kaiſerinn Anna erhielt Dageſtan im Frieden von 1732 von Perſien, das ſie aber bald wieder fahren ließ. Sie werden von mehrerern unabhängigen Chanen beherrſcht.

Die zwei Küſtenflüſſe, die ins Kaspiſche Meer fließen, heißen Sulak im Norden, welches eigentlich der ſüdliche Arm des Agrachan iſt; und Sanura im Süden. Auf Güldenſtädts Karte im Deutſchen Muſeum ſind ſie am beſten zu ſehen.

I.

Das eigentliche Dageſtan, Dag-Eſtan, Dagheſtan und Dageſthan, denn der Name wird auf dieſe verſchiedene Arten geſchrieben, liegt am Fuße des Kaukas, bis ans Kaspiſche Meer, welches die Oſtgrenze, ſo wie der Kaukas die Weſtgrenze macht; im Süden grenzt es an einen Theil Perſiens, ſo wie im Norden an Tſcherkaſſien. Sein Name zeigt ein Bergland an, denn Dag heißt in der dortigen Sprache ein Berg, und Stan, Land.

Olearius berichtet in ſeiner Beſchreibung der Reiſen der Holſteiniſchen Abgeſandten nach Rußland und Perſien,

daß

daß Ptolemäus, und die ihm folgen, verſichern, dieſes Bergland ſey ein Theil von dem Albanien, aus welchem, nach Curtius, die Amazonen-Königinn Thaleſtris zu Alexandern dem Großen nach Hyrkanien gekommen, um ſich von ihm eine Gefälligkeit auszubitten, um welche Damen ſelten zu bitten, ſie aber deſto öfter zu wünſchen pflegen. Die Perſer nennen das Volk, welches ſich ſelbſt Dageſtan-Tatarn, Bergtatarn, nach ihren Wohnungen zu nennen pflegt, Lesgier; ſie wohnen nemlich in den Thälern und Ebenen der Gebirge, welche ſich dreißig Meilen gen Weſten von dem Kaspiſchen See erſtrecken, und an der Seeküſte ſo weit nordwärts bis an Terki, welches ohngefähr vierzig Meilen beträgt. An einigen Orten nähert ſich das Gebirge dem See bis auf eine halbe Meile, in andern Gegenden iſt's zwei bis drei Meilen davon entfernt, und hier giebt's in den Ebenen ſehr fruchtbare, angenehme Gefilde; gegen den See zu aber iſt alles heiß und unfruchtbar.

Es wohnen in dieſem Lande vielerlei kleinere und größere Tatariſche Völkerſchaften, die eben ſo viele Mundarten der Tatariſchen Sprache reden, vornehmlich Nogajer und Kumüken, von welchen beiden oben ſchon gehandelt worden, Turkmanen und Chaitaken oder Kaidaken, von welchen hier noch gehandelt werden muß.

Olearius und unſere Britten, die ihm gefolgt zu

ſeyn ſcheinen, (denn ſie haben faſt nichts weiter, als was er auch hat) beſchreiben die Dageſtaner, ohne ihre Stämme zu unterſcheiden, als eine Nazion von ſchwarzgelber, oder gelbbrauner Geſichtsfarbe, und fürchterlich häßlichen Geſichtszügen, welche ihr ſchwarzes, ſchmieriges Haar auf die Schultern herab hängend tragen, einen ſtarken Gliederbau haben, und zu den roheſten und wildeſten Völkern Aſiens gehören. Nach der Meinung unſrer Britten ſind ſie Nachkommen der alten Parther.

Ihre Kleidung beſteht, nach Olearius, in einem langen engen, nach den Britten in einem langen loſen Rock aus grobem dunkelfarbigem Tuch, über welchen ſie noch einen eben ſo groben Mantel, der auch wohl aus einem Schaaf- oder andern Thierfelle beſteht, werfen. Auf dem Kopf tragen ſie eine viereckigte, bis auf die Augenbraunen herab gehende Mütze, aus verſchiedenen Lappen von Tuch oder Pelzwerk zuſammengeſetzt, und ihre Schuh beſtehen aus einem Stück Schaaf- oder Pferdeleder, das wie eine Socke um den Fuß geſchlagen, und oberhalb den Hacken auf eine plumpe Art feſtgenähet wird.

In Anſehung der Religion ſind ſie Sunniſche Mohämmedaner, und haben als ſolche die Beſchneidung, nebſt einigen andern Mohämmedaniſchen Religionsgebrauchen: übrigens ſind ſie äuſſerſt unwiſſend, und das kann auch nicht wohl anderſt ſeyn, da ſie gar nicht unterrichtet werden.

Fleiſch

Fleiſch und Milch ihrer zahlreichen Heerden machen ihre Nahrung aus. Für die Heerden müſſen ihre Weiber ſorgen, da die Männer auf die Jagd und den Raub ausgehen. Dieſe machen ſich kein Gewiſſen daraus, ſogar ihren nächſten Verwandten die Kinder zu ſtehlen, und ſie an die Perſer zu verkaufen, woher es denn kommt, daß keiner bei dieſem Volke dem andern trauet. Sie ſchonen weder Alter, Geſchlecht, noch Stand: alles ohne Unterſchied iſt ihren Plünderungen ausgeſetzt. Weil ſie alle Kaufleute nöthigen, ihnen einen Tribut zu bezahlen, und ſie, wenn ſie dazu ſtark genug zu ſeyn glauben, rein ausplündern, ſo müſſen die durch ihr Land ziehenden Handels-Karwanen jedesmal eine ſtarke Bedeckung bei ſich haben. Sie fürchten weder Perſer noch Ruſſen, weil keine Armee im Stande iſt, ſie in ihren Gebirgen zu verfolgen. Die Waffen legen ſie jedesmal mit ihren Kleidern an und ab, und dieſe beſtehen in Panzer, Helm, Schild, Bogen, Pfeilen, Wurfſpießen, Lanzen und breiten Säbeln. Keiner unter ihnen iſt ſo arm, daß er nicht mit dieſen Waffen verſehen wäre.

Ein allgemeines Oberhaupt haben ſie nicht, ſondern faſt jede Stadt oder Dorfſchaft hat ihren beſondern Fürſten, welche Murſen oder Myrzahs genennt werden. Dieſe wählen ſich aus ihrem Mittel ein Oberhaupt unter dem Titel: Schemkal; und zwar geſchieht dieſes auf folgende Weiſe: Nach dem Tode eines Schemkal ver-

ſammlen ſich alle Murſen, und ſetzen ſich in einem Kreiſe nieder, in deſſen Mitte ein Prieſter ſteht. Dieſer läßt aufs gerathe wohl eine goldene Kugel unter ſie hinrollen, und derjenige wird für den geſetzmäßig erwählten Schemkal gehalten, den dieſe Kugel zuerſt berührt. Die Macht des Schemkal iſt indeß nicht ſehr groß, und wird durch dieſe andern Murſen ſehr eingeſchränkt, welche ihm blos eine Art von Reſpekt beweiſen, der aber auch nicht ſo gar groß iſt.

Man verwechſelt die Dageſtaner oft mit den Lesgiern, welche ihre nächſten Nachbarn, aber ein ganz verſchiedenes Volk ſind.

Tarchu oder Tarku iſt die Hauptſtadt des Landes, und liegt an der Weſtküſte des Kaspiſchen See's, ohngefähr 40 Engliſche Meilen nördlich von Derbent. Sie hat 3000 hölzerne Häuſer, die zwar nach Perſiſcher Landesart, aber viel ſchlechter als in Perſien gebaut ſind.

Dieſes iſt alles, was die Brittiſchen Erdbeſchreiber und Olearius, dem ſie gefolgt zu ſeyn ſcheinen, von Dageſtan und deſſen Bewohnern überhaupt berichten.

Von den Turkmanen werde ich unten bei Dſchagataj, ihrem Hauptſitz, handeln. Hier iſt alſo noch

der

der Kaidakiſche Staat, der einen Theil von Dageſtan ausmacht, und auch das Land, das Uſmei Chan heißt, etwas näher zu beſchreiben, und ich werde darin dem jüngern Gmelin folgen, da ihn die Britten übergangen haben.

Chaitaken, Karachaitaken, und Tabaſſeraner grenzen weſtlich an einander. Die letzten wohnen am weſtlichſten und am höchſten im öſtlichen Ende des Kaukaſiſchen Gebirges; die Karachaitaken nehmen den niedrigen Theil des Gebirges ein, und können 5000 Mann ſtark gehalten werden; die Chaitaken beſitzen den Fuß des Gebirges, und das Geſtade der Kaspiſchen See zwiſchen Derbent und Bömak, in einer Länge von mehr als dreißig Werſten. In dieſen drei Diſtrikten regiert der Uſmey, oder doch ſeine Verwandten. Die Chaitaken gehören eigentlich zu ſeinem Gebiete, doch ſind ihm auch dieſe nicht ſehr getreu: das Dorf Baſchlo ſagte ihm bei Gmelins Aufenthalt den Gehorſam auf.

Den Chaitaken ſcheint keine andre Sprache, als die Tatariſche, eigen zu ſeyn. Nur wenige unter ihnen verſtehen die beſondre Sprache der Karachaitaken, ſo daß man nicht Ein Volk aus beiden machen darf. Die Dörfer der Karachaitaken ſind ſehr klein, ſo wie es das Gebirge nothwendig macht; aber die in der Ebene liegenden Dörfer der Chaitaken ſind anſehnlich groß. Die Karachaitaken

taken ſind räuberiſcher und boshafter, als die Chaitaken, und letztere ſcheinen von den erſtern verdorben zu ſeyn. Jetzt leben beide Völker in genauer Gemeinſchaft, aber auch nur deßwegen, weil der gegenſeitige Vortheil es nothwendig erfodert. Der Zuname Kara bedeutet in der Tatariſchen Sprache ſchwarz, und es ſcheint, daß derſelbe den Nachbarn der Chaitaken gegeben, theils um ihr ſchlechteres Land, theils um ihre boshaften Geſinnungen anzuzeigen. Aus vielen Erfahrungen weiß man, daß die ſeit einiger Zeit unter den Chaitaken ausgeübten böſen Handlungen nicht ſowohl dem Charakter der Nazion, als der Gemüthsart des jetzigen Landesherrn zuzuſchreiben ſind.

Doch ſind auch die Chaitaken jetzt zum Raube ſehr geneigt, und an Lügen und Falſchheit ſehr gewöhnt. Sie ſind unbändig, zornig und eigenſinnig, und thun nichts aus Rückſicht auf andere, ſondern nur alles ihres eignen Vortheils wegen. Daher finden gar keine Freundſchaften, ſelbſt nicht unter Blutsverwandten, bei ihnen Statt. Wenn bei einer geringen Gefahr viel Beute zu hoffen iſt, ſo ſind ſie kühn. Wahre Tapferkeit kennen ſie nicht. Bei ſtarken feindlichen Ueberfällen verlaſſen ſie ihre Wohnungen, und fliehen ins Gebirge. Gegen Mordthaten und Diebſtahl ſchützen hier weder die Geſetze, noch der Landesherr. Der beleidigte Theil mag ſelbſt, wie er kann, Genugthuung ſuchen.

Die Hauptzüge der Tatariſchen Phiſiognomie bemerkt man auch bei den Chaitaken, doch ſind ſie wegen der vielfältigen Vermiſchung nicht ſehr auffallend. Die Farbe iſt gemeiniglich ſtark bräunlich. Die Weibsleute beſitzen in den jungen Jahren viel Reize, dagegen ſie aber im Alter recht häßlich werden. Die Brüſte ſind alsdenn auſſerordentlich groß, und hangen weit auf den Unterleib hinunter.

Wenn gleich der moraliſche Charakter bei den Chaitaken etwas weniger ungeſchlacht ſeyn mag, als bei den Karachaitaken, ſo iſt er deßwegen doch noch nicht gut. Die Chaitaken werden mit verſchiedenen Krankheiten befallen, zu denen theils das warme und feuchte Klima, theils die Veneriſchen Ausſchweifungen, und das beſtändige Reiten Gelegenheit geben. Hitzige und kalte Fieber, ſkorbutiſche und hämorrhoidaliſche Zufälle, veneriſche und kräzartige Unreinigkeiten, ordematöſe Geſchwülſte, Augenkrankheiten ſind unter ihnen gemein. Epidemien der Pocken werden nicht ſelten bemerkt, die einige Monate anhalten, viele Menſchen aufreiben, und erſt nach einigen Jahren wieder kommen. Verwundete, deren es bei ihren Zänkereien öfters giebt, kommen aus Mangel an Wundärzten und Aerzten gemeiniglich ohne Hülfe um.

Die Religion der Chaitaken iſt die Sunniſch-Mahommedaniſche, und ſie beobachten das äuſſere Zeremoniel

ſehr

ſehr genau; allein von den wahren Religionslehren wiſſen ſie deſto weniger, daher ſie den Umgang mit andern Religionsverwandten nicht ſo ſehr, wie andere Mohammedaner ſcheuen. Sie gehen mit Chriſten, Juden und Indianern um, ohne ſich verunreinigt zu halten, und binden ſich in Anſehung der geiſtigen Getränke gar nicht an ihr Geſetz. In allen übrigen Wiſſenſchaften ſind die Chaitaken eben ſo unwiſſend, als in der Religion. Auſſer den Prieſtern kann Niemand Leſen und Schreiben, ſelbſt der Usmey nicht. Ihre Tinte bereiten ſie aus Hirſen und Ofenruß: erſter wird faſt bis zum Verkohlen geröſtet, denn lange mit Waſſer gekocht; am Ende thut man den Ofenruß hinzu.

Gefährliche Kranke beſucht der Mullah oder Prieſter, und bereitet ſie durch Vorleſungen aus dem Koran zum Tode. Verwandte und Bekannte, beſonders vom weiblichen Geſchlecht, verſammlen ſich auch häufig in der Krankenſtube, und machen mit kläglichen Liedern und Erzählungen viel Geräuſch. Nach erfolgtem Tode werden dieſe Verſammlungen im Trauerhauſe noch zahlreicher, und unterhalten beſtändig ein klagendes Geſchrei. Dies Leidtragen pflegt bei Vornehmen vierzig Tage lang nach dem Tode fortgeſetzt, und dabei ſtäts geſchmauſet zu werden; bei gemeinen Leuten aber dauert dieſe Trauer nur acht Tage. Am Abend des Donnerſtags, der vor dem Mohammedaniſchen Sabbat vorhergeht, verrichtet ein

Mullah vor dem Sterbebette des Verſtorbenen ein Jahr lang das Gebet, um für die abgeſchiedene Seele den baldigen Genuß der Seligkeit zu erbitten. Am erſten und zweiten Tage nach dem Tode pflegen Verwandte und Bekannte das Eſſen ins Trauerhaus zu ſchicken, das nachher die Nachgebliebenen, wenn ihre Betrübniß ſich vermindert hat, ſelbſt beſorgen. Am ſiebenden und vierzigſten Tage nach dem Tode, und am erſten Jahrstage werden vorzüglich Mahlzeiten zum Gedächtniß des Verſtorbenen gehalten. Der Todte wird bald begraben.

Wittwer pflegen erſt nach Verfluß eines Jahrs nach dem Tode ihrer Frau wieder zu heirathen. Der Kalim oder der Brautpreis beſteht in fünf Tomanen, oder fünfzig Rubel. Die Nebengeſchenke aber richten ſich nach dem Vermögen des Bräutigams. Man ſieht wenig auf die Grade der Verwandtſchaft bei dem Heirathen; ſo können drei Brüder nach und nach Eine Frau heirathen. Die Weiber werden bei den Chaitaken nicht eingeſchloſſen gehalten; ſie ſprechen mit Jedermann frei, ſelbſt in der Gegenwart des Mannes, und verhüllen auch das Angeſicht nicht. Bei geringen Vergehungen, und bei zunehmendem Alter findet die Verſtoßung der Weiber leicht Statt, und ſie werden von ihren Männern hart gehalten, und bekommen viel Schläge.

Die Kleidung der Chaitaken iſt im Tatariſchen Geſchmack

ſchmack, aber ſo ſchlecht, als es die große Armuth des Volks erfodert; ſelbſt der Uſmey thut ſich darin vor andern nicht hervor. Die runden, mit Schaaffellen beſetzten Mützen ſind entweder aus Europäiſchem, oder einheimiſchem Tuche verfertigt. Das Haar wird vom Kopfe gänzlich abgeſchoren, nur junge Leute laſſen einen Büſchel hinter den Ohren ſtehen. Den Bart ſchert man nie, aber an den bedeckten Theilen des Körpers werden alle Haare weggeſchafft. Hemde tragen nur die Vornehmſten, und dieſe ſind von der gröbſten Leinwand. Der Unterrock beſteht aus ſchlechten baumwollenen Zeugen, der Oberrock aus grobem einheimiſchen Tuche. Gegen die Kälte ſchützen ſie ſich mit Schaafpelzen, und gegen den Regen mit Filzmänteln, die ſie alle ſelbſt bereiten. Ein Kinſchal oder Dolch wird beſtändig, von der zarteſten Jugend an, am Leibgürtel getragen, und in den vergnügteſten Geſellſchaften wird er entblößt gehalten, um mit demſelben Stöckerchen zum Zeitvertreib zu zerſchneiden. Die Klingen der Dolche ſind an anderthalb Spannen lang, und ſtellen zweiſchneidige, zuſammengedrückte, vierſeitige Pyramiden vor, die ſich in eine ſehr ſcharfe Spitze endigen. Der Griff iſt ganz einfach, von Horn oder Elfenbein. An der Scheide iſt gewöhnlich auch noch ein Meſſer angebracht. Wenn die Chaitaken auf der Reiſe ſind, oder feindlich ſich bezeigen wollen, ſo ſind ſie über dem mit Säbel, Piſtolen, gezogenem Rohr, Pulverhorn und Patrontaſche verſehen. Der Säbel hängt neben dem Dolch, an der linker Seite,

die Piſtole ſteckt im Gürtel, das Rohr hängt über den Rücken, das Pulverhorn hängt von der rechten Schulter nach der linken, und die Patrontaſche von der linken Schulter nach der rechten Seite, und ſie hält gemeiniglich nur drei bis fünf Patronen. Die Pulverhörner ſind theils von Horn, theils von Elfenbein, theils von Holz, mit einer groben Schagrinhaut überzogen; die zum Ausſchütten des Pulvers beſtimmte Oeffnung iſt mit einer Stahlfeder verſehen. Das Pulverhorn dient nur blos, um die Pfanne der Flinte zu verſorgen.

Die Weibsleute der Chaitaken umwinden ihren Kopf mit einem weißen oder bunten Tuche, das nicht allein das Haar, ſondern auch die Stirne und das Kinn umgiebt, und auf dem Rücken mit den Enden hinunter hängt. Die Ohrgehänge beſtehen entweder in breiten, an drei Zoll weiten Ringen, oder in einigen, am Ende mit einem runden Blättchen verſehenen Ketten. An der Naſe ähnliche Zierrathen anzubringen, iſt nicht gebräuchlich. Hals und Hände werden gemeiniglich mit gefärbten Korallen, oder mit ſeidenen Schnüren geziert. Die Weiber tragen, wie die Männer, weite, hinunter hängende Beinkleider. Ihre Schuh haben keine Abſätze; bei der Arbeit gehen ſie mit bloßen Füßen. Das untere Kleid erreicht die Ferſen, das obere nur das Knie. Das Hemd auf der Bruſt ſteht ſo weit offen, daß die Brüſte ganz überſehen werden können.

Von der Würde des Uſmej kommen im vierten Bande der Sammlung Ruſſiſcher Geſchichte S. 56. einige Nachrichten vor. Der damalige, zur Zeit K. Peters des Großen regierende, und den Kaiſer huldigende Uſmej Achmet Chan, hinterließ drei Söhne: Amir Hamſa, Duſtar Chan und Sultan. Der erſte war zu Gmelins Zeit Uſmej, und der dritte ſchon vor 10 Jahren geſtorben. Nach dem Tode des Achmet Chan erhoben die Chaitaken zwar den Erſtgebohrnen des verſtorbenen Amir-Hamſa zur Würde eines Uſmej, dadurch, daß ſie ihm die Mütze eines Uſmej aufſetzten, und ihm den Eid der Treue leiſteten: man hat aber auch ſchon Erfahrungen, daß durch eine willkührliche Wahl der Erſtgebohrne übergangen worden. Die Ehre, die Söhne des Uſmej zu ſäugen, genießen nicht alle Chaitakiſche Weiber, wie Hr. Gärber am angez. O. S. 57. angezeigt, ſondern nur ein Paar der Vornehmſten. Die wirklichen Kinder dieſer Frauen, die mit des Uſmej Kindern an einer Bruſt geſogen haben, behalten alsdenn in ihrem ganzen Leben den Ehrentitel Imtſchak, bei dem ſie ſich gern rufen laſſen.

Der Uſmej zur Zeit Gmelins beſaß bei weitem nicht das ganze Gebiet ſeines Vaters, ſondern hatte davon ſeinen beiden Brüdern und Schweſterſöhnen einen großen Theil abgeben müſſen. Eigentlich gehören ihm nur, nebſt vielen Viehhöfen, die Dörfer Barakai, Tſchemy, Ulutauräkäme und Baſchlo, die einige Werſte unter einander

abſtehen, und davon das letzte am weiteſten von der See im Gebirge liegt. Dem verſtorbenen Bruder des Uſmej, Sultan, fielen die Dörfer Medſchilis, Podar, Tatlar und Garadach zu, welche jetzt auch der Uſmej, bei der Minderjährigkeit ſeines Brudersſohns Mama, verwaltete. In dieſen Dörfern wohnen wirklich Chaitaken oder Tataren, die im gemeinen Leben Terkmen genannt werden. Noch gehören zu den Unterthanen des Uſmej 250 jüdiſche Familien, die zwei Dörfer ausmachen; das erſte iſt faſt unmittelbar mit Medſchilis verbunden, und heißt Modſchaliſſu, das zweite heißt Achmet-Kender; beide ſind an 20 Werſte von Barakai entfernt. Die beſtimmten Abgaben der Juden an den Uſmej betragen nur einen Rubel, aber was von ihnen auſſerordentlich an Waaren und Feldfrüchten erpreßt wird, beträgt zwanzig Mal ſoviel.

Die Dörfer, die dem Bruder des Uſmej, Duſtar Chan zu Theil geworden, heißen Sananawa, Silik und Welikent. Das erſte iſt das kleinſte, die andern kommen Barakai an Größe gleich, und Welikent iſt die gewöhnliche Reſidenz.

Sultan Achmet und Kadi ſind zwei Schweſterſöhne des Uſmej; dem erſten gehören die Dörfer Datſchiwal, Schabas und Schabadakent; der zweite beſitzt Tabaſſaraw. Die vorzüglichſten Oerter in dieſem anſehnlichen Diſtrikte ſind Hamaidy, Darbach, Sül, Jerſa und Mo-

ati. In Jerſa wohnt der Kadi, bei dem ſich noch zwei ſeiner Brüder aufhalten, ohne ſelbſt was Eigenthümliches zu haben. Einer derſelben, Machmud Bek, brachte vor einigen Jahren meuchelmörderiſcher Weiſe einen ältern Bruder um, weil er's mit dem Thet Ali Chan hielt. Jetzt hält der Kadi ſelbſt dieſe Partei, weil ſie ihm vortheilhaft zu ſeyn ſcheint.

Bei Gmelins Anweſenheit hatte der Uſmei vier Söhne am Leben, und war ſchon nahe an 60 Jahren, ſo daß ſein Gebiet wohl bald noch mehr zertheilt werden möchte.

Die Händel pflegen einige Aelteſten in jedem Dorfe zu ſchlichten; aber faſt allezeit ſo, wie die mächtigere Partei will.

Der Uſmej lebte damals mit allen ſeinen Nachbarn in großer Feindſchaft; der Schamchal, der Fürſt von Boinak, ſein Bruder, ſein Schweſterſohn der Kadi, und der Chan von Kuba, Teth Ali Chan, waren alle wider ihn. Die drei erſten verwieſen ihm beſonders Gmelins Gefangennehmung und Beraubung, weil ſie Rußlands Strafe und Macht fürchteten.

Der Uſmei hat keinen beſtändigen Sitz in einem ſeiner Dörfer, ſondern zieht mit ſeinen, und ſeiner Unterthanen

thanen Schaafheerden, die ihren größten Reichthum aus- machen, und von denen ſie vorzüglich ihre Nahrung neh- men, von einem Ort zum andern. Die Sommermo- nate werden im Gebirge, die Wintermonate am Fuß des Gebirges, und in den Ebenen am Kaspiſchen Meer zu- gebracht.

Die Chaitaken bauen Weitzen, Gerſte, Hirſe, Reis, Wein, Baumwolle, Seide und Honig, aber von allen nicht viel. Zum Wein werden viel wilde Reben, und zum Seidenbau aber auch viel wilde Maulbeerbäume ge- nutzt. Bienen werden auch mehr in den Wäldern bebau- et, als in Körben gehalten. Die Viehzucht iſt bei ihnen ein wichtigerer Gegenſtand. Sie halten große Stute- reyen, zahlreiche Büffelheerden, und noch beträchtlichere Schäfereyen. Das ganze Jahr hindurch werden alle dieſe Thiere unter freiem Himmel geweidet. Nur die vorzüg- lich ſchönen Pferde werden in Ställen gehalten, und mit Gerſte, auch wohl mit Reiß gefüttert.

Die Jagd iſt eine Lieblingsbeſchäftigung der Chaita- ken, ſie halten daher viele Windhunde und Falken. Die Falkenjagd iſt ihnen vorzüglich angenehm. Man wird ſelten einen bemittelten Chaitaken zu Pferde ſehen, ohne daß er einen Stoßvogel bei ſich haben ſollte. Dieſe haben daher einen großen Werth bei ihnen, und man giebt ſich viel Mühe, ſie zu erhalten. Vorzüglich im Herbſt geht

man auf ihren Fang aus, weil man bemerkt hat, daß die im Frühling gefangenen nicht lange leben. Gmelin hat die gewöhnliche Art, die Falken und andere Stoßvögel zu fangen, beſchrieben, und auf ſeiner 16ten Platte des 4ten Theils abgebildet.

Spiele merkt man unter den Chaitaken wenige: die Knaben ringen unter einander, und junges und altes Volk giebt ſich mit dem Damenſpiel ab.

Zum Dreſchen bedient man ſich des Werkzeugs, welches Gmelin auf der erſten Tafel des dritten Theils abgebildet hat. Ihre gewöhnlichen Kornmühlen, wovon in der obern Hälfte der 17ten Platte des vierten Theils *eine* abgebildet iſt, beſtehen aus einem Horizontalrade; durch eine kleine Mauer wird das geringſte Waſſer, das hier im Gebirge immer einen merklichen Fall hat, auf die Schaufeln des Rades geleitet, die dadurch in der Runde herum getrieben werden, welcher Mühlenbau auch dei den Baſchkirn üblich iſt. Da das Waſſerrad unmittelbar mit ſeiner perpendikulären eiſernen Achſe den obern Mühlſtein, der ein Drittheil kleiner im Durchmeſſer, als das Rad ſeyn muß, trägt, ſo machen beide zuſammen immer gleiche Revoluzion. Für einen freien Ablauf des Waſſers aus der Mühle muß bei der Wahl des Orts zur Anlage vorzüglich geſorgt werden. In bergigten Gegenden, wo dieſe Art Mühlen vorzüglich brauchbar ſind, fehlt's nicht

an abſchüſſigen Gegenden. Auf dem untern Theil derſelben Tafel hat Gmelin eine bei den Chaitaken gewöhnliche Reis-Stampfmühle im Proſpekt vorgeſtellt. Ein vertikales Waſſerrad bewegt eine horizontale Welle, die die Fortſetzung ihrer Achſe iſt; aus der Welle hervorſtehende Zähne heben wechſelsweiſe hervorſtehende Hämmer, deren eigentlich auf das Getreide wirkende Enden mit einem vielfältig eingekerbten Eiſen verſehen ſind. Der Kaſten, in dem das Getreide geſtampft wird, beſteht hier aus Stein, um den Reis deſto eher von ſeiner harten Hülſe zu befreien.

Den Vorrath an Getreide verwahrt man in hieſigen Gegenden in Gruben in der Erde, die viereckigt ſind, einen Faden im Durchmeſſer haben, im obern Theile aber natürlich gewölbt, und nur mit einer runden Oeffnung verſehen ſind, in welche Stroh gelegt, oben auf aber Erde geſchüttet wird, ſo daß dergleichen Gruben durchs bloße Anſehen ſchwer zu erkennen ſind, daher die Eigenthümer auch nicht leicht Gefahr laufen, ihres Vorraths beraubt zu werden.

Die Dörfer der Chaitaken ſind weitläuftig, die Häuſer ſtehen weit von einander ab, in langen und breiten Gaſſen; bei jedwedem Hauſe iſt ein geräumiger Hof, daher das Feuer nicht leicht große Verwüſtungen anrichten kann. Die Wohnungen ſind niedrig, und dem Erdboden mit ihren Dielen gleich. Sie pflegen der Länge nach in

ein Paar Zimmer eingetheilt zu ſeyn, und beſtehen entweder aus Leimernen Wänden, oder aus Horden, die mit Leimen beſtrichen ſind; mit Kalk pflegen ſie überdüncht zu werden. Die Dächer ſind platt, und aus Schilf oder Stroh gemacht; bei Nebengebäuden legt man das Heu auf dieſelben. Das Dach wird vor der Wand, in der die Fenſter und die Thüre ſind, einen Faden breit vorgerückt, und mit frei ſtehenden Pfeilern unterſtützt, dadurch Regen und Sonnenſtrahlen von den Fenſtern abgehalten werden. Gegen die geringe Kälte des Winters ſucht man in den Zimmern bei Kaminen Schutz. In der Nähe der kleinen Wohnhäuſer ſind die Ställe, die auch aus Horden beſtehen. In ziemlicher Entfernung von den Wohnungen ſtehen die Backöfen, die viele Familien gemeinſchaftlich nutzen.

Der Fußboden der Zimmer wird mit Teppichen belegt, womit auch die den Fenſtern und der Thür entgegenſtehende Hauptwand behangen wird. An der einen kurzen Wand hängen die Gewehre der Männer, an der andern die Geräthſchaften der Weiber, die ſie in der Küche und zu andern häuslichen Arbeiten gebrauchen, deren ſie weit mehrere, als die Männer, übernehmen müſſen.

Zum Sitzen bedient man ſich der Polſter, die auf den Boden gelegt werden, und entweder mit Schaaf- oder Baumwolle ausgeſtopft ſind.

Bei

Bei den Chaitaken pflegt im Eſſen keine große Ordnung gehalten zu werden; die Abendmahlzeit iſt die beſte. Sie bedienen ſich der Meſſer und Löffel beim Eſſen; die letztern machen ſie ſich ſelbſt aus Holz, von dreieckigter und runder Figur. Ihre vorzüglichſten Speiſen beſtehen in Schaaffleiſch und in dem bekannten orientaliſchen Reisbrei, der Plof (Pelaw) genannt wird. Wilde Faſanen und anderes Wildpret findet man nicht ſelten auf den Tafeln der Jäger. Zwiebeln und Knoblauch ſind die gewöhnlichen Gewürze. Die Aermern leben größtentheils nur von Milch, Käſe und Brod. Das Brod iſt ungeſäuert von Weitzen und Gerſten, und wird theils in großen dünnen Fladen, theils in dicken Scheiben täglich gebacken. Mit Quitten, Aepfeln, Eiern, Butter und Weitzenmehl pflegen Kuchen gebacken zu werden. Aepfel, Birnen, Honig, und zur Honigdicke eingekochter Weinſaft, der Duſchap heißt, ſind die gewöhnlichen Konfekte, womit der Nachtiſch beſetzt wird. Wein und Branntewein wird ſelten, aber dann auch bis zum Rauſch getrunken, am gewöhnlichſten vom Uſmej ſelbſt.

Bei dem ſehr geringen Grade der Ordnung und des Fleißes unter den Chaitaken kann der Handel nicht groß ſeyn. Sie verkaufen nach Derbent und Kißlar Schaafe, Pferde, Büffel, Butter, Weitzen, Reis und Krapp, der bei ihnen wild wächſt, und deſſen das Pud hier an zwei Rubel koſtet. Von allen dieſen Waaren müſſen ſie

auch dem Uſmej groſse Abgaben geben, ſo wie er es zu fodern für gut findet. Jeder durchs Gebiet des Uſmej reiſender Armenier muß dem Landesherrn einen Rubel geben, und jedermann muß von jedwedem Sack Waaren, von welcher Art ſie ſeye, eben ſo viel bezahlen. Daher kommen die Ruſſiſchen und Perſiſchen Münzen, die man hier antrifft. Auſſer einigen Weberſtühlen, die ſchlechte baumwollene Zeuge bereiten, findet man bei den Chaitaken keine Fabriken. Bei der gröbſten Unwiſſenheit, und boshafteſten Trägheit bleiben alle die groſsen natürlichen Vortheile dieſer fürtreflichen Gegend ungenutzt.

Die Landſtraße zwiſchen Kiſslar und Derbent iſt im Uſmeiſchen Gebiete ſehr bequem. Der Boden iſt hart und trocken, die Wälder ſind vom Wege genugſam entfernt, die Klüfte, in denen das Waſſer vom Gebirge nach der See abflieſst, ſind nicht ſteil. In einigen dieſer Klüfte findet man Salzpfützen.

Etwa zwölf Werſten von Barakay im Nordoſt, in der Nähe der erwähnten Landſtraße, ſind laulicht warme natürliche Bäder anzutreffen, die zu den Schwefelwaſſern gehören. Das Waſſer ergieſst ſich aus denſelben mit einem anderthalb Werſte langen Bache in den Kaspiſchen See. Gmelin fand den äuſſerlichen und innerlichen Gebrauch dieſer Bäder in ſkorbutiſchen und krampfigten Zufällen, die von Hämorrhoiden herrühren, nützlich. In

der

der Nähe dieſes Bades, und auch in andern Gegenden des Uſmejſchen Gebiets werden auch Bergöhlquellen angetroffen, welches hier allgemein zur Erleuchtung der Zimmer gebraucht wird. Der Uſmej zieht von dieſen Quellen 180 Rubel Pacht.

Die Witterung iſt im Uſmejſchen Gebiete ſehr gelinde, und nur die Nordwinde verurſachen im Winter einige kühle Tage. Den ganzen Februar hindurch ſahe man keinen Schnee. Im März wechſelte Schneegeſtöber mit warmen Tagen ab, in dem doch ſchon viele Frühlingspflanzen blühten. Der April war durch viele Oſt- und Südoſtwinde unangenehm.

Das Erdreich iſt überall ſehr fruchtbar, und theils mit ſchönen Färbekräutern, theils mit Geſträuchen und großem Laubholze beſetzt. Die Verſchiedenheit der Pflanzen iſt hier ſehr groß, da die Nähe des kühlen Gebirges, die Hitze der Thäler, die mannigfaltigen, öfters ſehr ſalzreichen Erdarten, die Entwicklung derſelben ſehr begünſtigt. Auch an Medizinalkräutern fehlte es hier nicht, wenigſtens nicht an ſolchen, die anſtatt der wirklich offizinellen gebraucht werden könnten.

Die Baumarten, die man hier antrifft, ſind Roth- und Weißbüchen, Erlen, Linden, Schwarzdorn, der zu Zäunen gebraucht wird, allerlei Weidengattungen, Kornel-

nelkirſchenbäume, die ſonſt Kiſyl, hier Sogaal heißen, deren Früchte man ißt, und aus deren Aeſten, ſo wie aus der Statice limonium Beſen gemacht werden; Frangula, deren Kohlen zum Schießpulver geſucht werden; Eſchen, Pappeln, Berberiſſen, Holder, Paliurus, Weinreben, Haſelſtrauch, Wallnußbäume, Miſpeln, Kirſchbäume und Quittenbäume, hier Armud genannt.

Im May blühte hier Veronica agreſtis, Ornithogalum luteum, Huflattich, Taraxacum, Anemone alba, Violen, die mit weißen und rothen Blumen wechſelten, Schlüſſelblumen, am häufigſten von violetter Farbe, Tulpen, Fritillarien, Geranium robertianum, Adonis verna, ein ganz kleiner Hahnenfuß, Alſine nemorum, und die Saleppflanze. Der blühende Pfirſchbaum ſtellte viele ſchöne rothe Plätze in den Gärten, und der blühende Quetſchenbaum viele ſchneeweiße Plätze auf den Feldern dem Auge dar. Auſſer dem konnten ſchon an Kraut erkannt werden verſchiedene Wermutharten, Eryngium planum und campeſtre, Smilax, kleine Kletten, offizineller Ehrenpreis, Betonica, Daucus, Angelica und der Krapp. Reaumuria vermiculata kam zwiſchen den Klippen am Kaspiſchen Meere blühend vor, und Gmelin hat dieſe ſeltene Pflanze auf der 18ten Platte des 4ten Theils abgebildet.

Aus der Klaſſe der Tetradynamiſten wurden hier von

ihm

ihm ſehr viele Gattungen gefunden: Cardamine aſarifolia, chelidonia, hirſuta und pratenſis; Sophia chirurgorum, Barbarea, Burſa paſtoris, Alliaria, Raphaniſtrum, Sinapiſerucoides, Turritis und einige Siſymbria. Das Secale, welches Buxbaum auf der 41. Tafel in der erſten Zenturie vorſtellt, und die Stipe pennata waren hier nicht ſelten. Aſperula odorata, und cynanchica, Gallum rubicides und glaucum, Ranunculus ſceleratus, Geranium cicutarium, Euphorbia heleoſcopia, amygdaloides, Chamaeſyce und Eſula, Vinca minor, Lychnis dioica, Fumaria officinalis, Adonis aeſtivalis, und Lithoſpermum purpurocoeruleum wurden auch angetroffen, und die letzte Pflanze, welche Gmelin mehr zur Pulmonaria zu gehören ſchien, iſt von ihm auf der 18. Platte des 4ten Theils ebenfalls abgebildet.

Die Salepwurzel iſt auch hier als ein Konfortativ bekannt. Orchis coriophora wird vorzüglich wirkſam gehalten, ſonſt auch Orchis Morio und Cynoſorchis latifolia hiante cucullo maior und minor des Bauhins. Man trocknet dieſe knolligen ſaftigen Wurzeln bis zur Härte; zum Gebrauch wird ein Quentchen dieſer Wurzel genommen, eben ſo viel von Zimmet, Jngber und Gewürznägelein, alles wird mit drei Pfund Milch gekocht, und dies wird auf einmal verbraucht. Man kann an der Wirkſamkeit dieſes Getränks nicht zweifeln, an der aber die Salep weniger als die übrigen Jngredienzien Urſach iſt. Die

Salep-

Salepwurzel wird håufig in Perſien im Handel geſucht, da das Batman fůnf bis acht Rubel zu gelten pflegt. Die Indianer ſuchen ſorgfåltig ſehr große Wurzeln zu erhalten, die ſie gern mit einem Dukaten bezahlen.

Durch Nachfragen erfuhr Gmelin, daß im Uſmejſchen Gebiet Wölfe, Fůchſe, Båren, Dachſe, wilde Schweine, Hirſche, Rehe und Haaſen nicht ſelten wåren. Die wilden Schweine halten ſich håufig im Schilf, in der Nåhe der See auf. Die Chaitaken eſſen dieſe nicht, wohl aber die Lesgier, fůr die auch ein Fuchsbraten ein Leckerbiſſen iſt. Schakale ſind hier ſchon ſelten, und werden etwas nordlicher am Sulak gar nicht mehr bemerkt.

In den kleinen Flůſſen zeigten ſich bei dem ſehr hohen Frůhlingswaſſer auch viele Scherreche und Kutume.

*

Noch rechnet Herr Hofrath Gatterer zu Dageſtan das Chanat von Derbend im Sůdoſten am Kaspiſchen Meer, welches ſeinen eignen Chan hat, dem mehrere Chane unterworfen ſind. Unſre Britten rechnen ſolches zu Perſien, und beſchreiben die Stadt Derbent nur mit wenigen Zeilen. Ich folge daher hier, wie bei der Beſchreibung des Uſmejſchen Gebiets, abermals dem jüngern Gmelin, der uns im dritten Theil

ſeiner

ſeiner ſchätzbaren Reiſen die beſten und genauſten Nachrichten von Derbent bekannt gemacht hat.

Die uralte und merkwürdige Stadt Derbent ſoll von Alexander dem Großen, welchen die Morgenländer Iskender zu nennen pflegen, erbaut worden ſeyn; wenigſtens ſoll derſelbe den beträchtlichſten Anfang dazu gemacht haben. Sie liegt dicht an dem Kaspiſchen See, acht und ſechzig Meilen zur See von Aſtrachan, an dem Fuß eines Gebirges, welches zu den Derbentiſchen gehört, und eine Fortſetzung des Uſmejniſchen iſt. Sie iſt der Länge nach aufgeführt, und wird in folgende Theile abgeſondert.

Der erſte und oberſte begreift die Feſtung oder das Schloß in ſich, iſt unter den übrigen der kleinſte, und giebt die Wohnung des Chans, wenn er gegenwärtig iſt, und verſchiedener Armenianer ab. Von dieſem obern Theile der Stadt können die übrigen beſchoſſen werden, und daß dieſes ſchon mehrmals geſchehen ſeyn müſſe, bezeugen die häufigen überall vorhandenen Ueberbleibſel eingefallener Häuſer. Als eine Feſtung betrachtet hat das Derbentiſche Schloß alle natürliche Eigenſchaften. Indem es den erhabenſten Platz am Fuß eines Gebirges ausmacht, ſo iſt's ſehr ſchwer, ſolches von der Stadtſeite zu beſtürmen. Gegen Weſten ſchützt ſie die Kette hoher Berge, und alſo iſt nur die Seeſeite übrig, von welcher eine Gefahr zu erwarten ſteht. Daher hat auch die Stadt den

Na-

Namen Derbent, welches im Perſiſchen eine feſte Stadt bedeutet, erhalten. Die Kunſt hat zu dieſen natürlichen Feſtungsanlagen das Ihrige hinzugethan. Das Schloß iſt eigentlich die größte Zitadelle zu Derbent, in deren Nachbarſchaft auf den daſelbſt befindlichen Anhöhen, beſonders nach der Seeſeite zu, ſich noch verſchiedene andere kleinere befinden. Eine große, mit Eiſenblech dick beſchlagene Pforte führt in dieſelbe, da dann rechts eine enge, bergigte Straße befindlich iſt, die zu den Wohnſtuben des Chans führt, linker Hand aber der Eingang in einen Hof, welcher ganz geräumig, viereckigt und rings um mit tüchtigen Mauern verſehen iſt, zu bemerken kommt. Auf beiden Seiten des Hofes, welcher auch zugleich eine Antichambre des Chans vorſtellt, gehen Eingänge zu den andern Zimmern des Chans, und beſonders zur Audienzſtube. Man ſollte denken, es wären dies Vorboten zu unterirdiſchen Löchern, ſo enge und dunkel ſind ſie. Oberhalb des Hofes zur Rechten iſt ein großer leerer Platz, auf welchem Kanonen und Mörſer aufgepflanzt ſtehen. Dieſem gegenüber ſieht man auch welche, ſamt den erwähnten kleinen Zitadellen oder Wachthäuſern, die ſchon ziemlichentheils eingefallen ſind. Neben dem Schloß nach der Stadtſeite, den Berg hinunter, liegen noch einige Gebäude und ausgewölbte Thürmer, in welchen Pulver und Artilleriematerialien aufbehalten werden. Nach den Gebirgen zu iſt die Feſtung noch mit einer kleinen Pforte verſehen.

Das allermerkwürdigſte, ja faſt das unbegreiflichſte iſt das Mauerwerk, von welchem das Derbentiſche Schloß den Mittelpunct ausmacht. Nemlich von da an laufen die Mauern aus, die mit einer unglaublichen Mühe aufgeführt ſind. Die eine läuft an der nordlichen Seite der Stadt, bis dicht an die See, und dient anjetzt wider die Usmäner. Die andere iſt an der ſüdlichen Seite befindlich. Beide nähern ſich dem Schloß, und da dieſes in der Mitte liegt, ſo machen ſie mit demſelben ein Dreieck. Vermittelſt dieſer Mauern hangen nun freilich alle Theile der Stadt zuſammen; allein die häufigen Scheidemauern, die in die Quer gehen, machen die Abſonderungen aus, von welchen unten. Sie ſind von ungleicher Höhe, und aus Felsſteinen, in welchen eine erſtaunliche Menge ſowohl verſteinerter, als auch nur kalzinirter Muſcheln und Schnecken eingegraben iſt, ſo wie alle Häuſer in der Stadt, erbaut. Von dieſen Felsſteinen mit den erwähnten Petrifikazionen ſind die benachbarten Gebirge gänzlich angefüllt, und iſt daher keine Frage, wo man die Materialien zum Bau hergenommen habe; aber die dazu nothwendig geweſene Anzahl von Menſchen und Vieh läßt ſich bei alle dem, daß die Gebirge vor der Thür liegen, kaum begreifen. Die Mauern ſind beide mit einer guten Bruſtwehr verſehen, und an genugſamen Schießlöchern fehlt es ihnen auch nicht. Von der Feſtung läuft gerade nach Weſten, durch Berge und Thäler, die dritte Mauer, von welcher die Einwohner behaupten, daß ſie bis an das

Schwarze Meer gereicht haben ſoll, und die noch jetzt vorhandenen Ueberbleibſel ſcheinen für dieſe Meinung ſehr vortheilhaft zu ſeyn. Dieſe Ueberbleibſel ſind anderthalb Meilen von der Stadt entfernt, und beſtehen aus einer dreißig Schuh hohen, dicken, von einer mit den Derbentiſchen Stadtmauern ähnlichen, aber nur noch feſtern Steinart, aufgeführten Mauer, welche einen ziemlichen Strich Landes in die Landſchaft Tabaſſeran hineinläuft, in der Entlegenheit einer Werſt manchmal ſo unverſehrt iſt, als wenn ſie eben erſt erbaut wäre, an andern Stellen ſich ganz, halb, oder nur etwas eingefallen zeigt, die nicht nur in einem gehörigen Zwiſchenraum ſpitzige, oder pyramidenförmige Wachtthürme aufweiſet, ſondern ſogar in verſchiedenen Stellen in einem Abſtand von zwei oder mehrern Meilen Ueberbleibſel von ganzen Feſtungen zu betrachten giebt. Zwei derſelben beſtieg Gmelin ſelber; die eine, welche die entfernteſte war, iſt auf der Mauer ſelbſt angelegt geweſen; die andre in einer ſolchen Entfernung von derſelben, daß von der Mauer auf ſolche zugerufen werden konnte. Sie waren viereckigt aufgeführt, unterhalb mit unterirdiſchen Gewölben verſehen, ziemlich hoch, und von ihnen können die Kaukaſiſchen Gebirge in Augenſchein genommen werden, ſo daß man auch den Schnee auf deren Gipfeln ſehen kann. Nahe bei der Stadt findet man von dieſer Mauer keine Ueberbleibſel, tiefer aber nach Weſten deſto mehrere, und es hangen ſowohl noch anſehnliche Stücke eine Strecke Weges gänzlich zuſammen, anderwärts

wärts aber iſt nur noch der traurige Reſt eingefallener Steine vorhanden. Man kann dieſe Mauer nicht beſſer als mit einer Linie vergleichen, die von der Kaspiſchen See nach dem Schwarzen Meere zu gezogen war, und die Wachtthürme und Feſtungen ſind vermuthlich die Mittel geweſen, Derbent, als den Hauptgarniſonsort, von alle dem, was in den Gebirgen vorgieng, zu benachrichtigen.

In der Derbentiſchen Feſtung, welche den kleinſten Theil der Stadt ausmacht, wohnen in den neben dem Schloſſe befindlichen Gebäuden mehrentheils Armenianer, über welche ein Oriſchbek die Aufſicht hat. Mit andern Nazionen vermiſcht bewohnen dieſelben auch den untern Theil der Stadt. Dieſer und der mittlere folgen in einer geraden Linie auf die Feſtung längs dem Berge, daß daher die Stadt ganz abhängig zu liegen kommt. An den Seiten hangen ſie durch die nordliche und ſüdliche Hauptmauren zuſammen, durch welche die Stadtmauern gehen, die ſchöne Bogen haben, und mit vielen Löchern verſehen ſind, um durch dieſelben auf den Feind ſchießen zu können; die Quermauern aber machen die Abſonderung aus. In dem zweiten Theil der Stadt wohnt der Naip, oder der Perſiſche Statthalter, der in Abweſenheit des Chans das Kommando hat, welches ſich über die übrigen Inwohner, die ſowohl Perſer als Tataren ſind, erſtreckt. Es giebt auch einige Indianer allhier. Man kann überhaupt nicht

ſagen, wer die Derbentiſchen Inwohner ſeyn. Die verſchiedenen Schickſale und Verheerungen, welche dieſe Stadt in einer an einander hängenden Reihe von Jahren erfahren hat, laſſen mit allem Recht an urſprünglichen Perſern zweifeln. Gegenwärtig iſt daſelbſt nur noch ein Miſchmaſch von verſchiedentlich unter einander gemiſchten Tatariſchem und Perſiſchem Geblüt. Man rechnet in allem vier tauſend Familien, und unter dieſen befinden ſich hundert Armeniſche. Sie ernähren ſich theils mit Handwerken, theils mit dem Ackerbau und der Viehzucht. Die Armenianer bezahlen dem Chan keine Abgaben, müſſen aber dagegen die Polizeybeſchwerden tragen.

Korn wird ſehr wenig, und nicht einmal zur höchſten Nothdurft, nach Maloroſſianiſcher Art gebaut. Daher wird hier das Mehl mit größtem Nutzen abgeſetzt, und man bezahlt gerne für einen Kul ſieben bis zehn Rubel, und öfters noch mehr. Auf 15 Rubel kommt er bei dem geringſten Friedensbruch eines Perſiſchen Fürſten mit einem benachbarten ſehr leicht, und zu Nadir Schachs Zeiten war er auf 20 und 30 Rubel geſtiegen. Das wenige Korn, welches in Derbent gebaut wird, pflegt man auf eine beſondre Art zu dreſchen. Das Korn wird auf dem Felde auf einem geräumigen Platze etwa einen Zoll dick aufgeſchüttet, dann ſind zwei ablängliche, mehr oder weniger breite, zu dieſem Endzweck verarbeitete Bretter, die mit einander vermittelſt eines Balken verbunden ſind,

in Bereitſchaft. An ihrer vordern Endung iſt ein hohes, viereckigtes Holz feſt gemacht, welches dazu dient, um ein Paar Pferde oder Ochſen anzuſpannen. Hinter daſſelbe ſtellt ſich ein Menſch, gemeiniglich ein junger Knabe, welcher das Vieh antreibt, es in die Runde auf dem aufgeſchütteten Korn herumjagt, durch welche Bewegung das Korn aus der Aehre fällt. Dieſe Bretter ſind unten rauh, oder vielmehr auf ihrer untern Fläche gerade in der Mitte kleine Viereckchen ausgehöhlt, in deren jedem ein ſpitziges Stäbchen angebracht iſt. Durch dies Mittel wird nicht nur die Abſonderung des Korns befördert, ſondern auch, wenn dieſe ſchon geſchehen iſt, die leeren Aehren auf die Seite geſchafft, daß ſodann das Korn deſto leichter in die Säcke gebracht werden kann.

Wegen des ſchlechten Ufers bei Derbent, wo der Grund des Kaspiſchen See's voll kleiner zerſchlagener Muſcheln, und an einigen Orten ganz ſteinigt und felſigt iſt, weswegen die Schiffe nur in einer ziemlichen Entfernung ankern, und niemals vollkommen landen können, wird der Hafen von Derbent wenig beſucht, und wenig auswärtiger Handel daſelbſt getrieben. Indeß iſt er doch auch nicht ganz und gar nichts. Die Provinz Gilan und die Schamachie verſorgt Derbent mit verſchiedenen baumwollenen und ſeidenen Zeugen, und dieſe werden an die Lesgiſchen und Gorſkiſchen Tataren gegen eine Art dünnes Laken, das von ihnen in ihren Gebirgen verfertigt, und

Kubetſchi Schal genannt wird, abgeſetzt. Nach Gilan und Schamachie wird von hier aus viel Safran gebracht, der hier in großer Menge gebaut, und davon das Pud zur Zeit ſeiner Ernte ohngefähr für 100 Rubel verkauft wird. Ein Preis, für welchen Rußland ſeinen Safran aus Europa nimmermehr erhält. Des Kramhandels zu erwähnen iſt der Mühe nicht werth. Derbent kommt alſo wegen ſeines ſchlechten Hafens bei der Kaspiſchen Handlung nicht viel in Betrachtung, doch könnten jährlich ein Paar mit Mehl, Eiſen, Stahl und Blei beladene Schiffe hier mit großem Vortheil landen, da wegen des ſparſamen Ackerbaus das Mehl beſtändig in gutem Preiſe iſt, und Eiſen, Stahl und Blei von den Lesgiern und andern Tataren begierig geſucht, und gut bezahlt werden; doch *iſt* auch die Silbermünze hier manchmal gänzlich verfälſcht.

Neben der oben angezeigten Haupteintheilung wird Derbent noch in 18 Sloboden abgeſondert, die zu Nadir Schachs Zeiten ihre beſondern Namen gehabt haben ſollen, wovon aber keiner mehr bekannt iſt. Man nennt ſie itzt ſchlechtweg die obere, mittlere, untere ꝛc., und über eine jede iſt ein Staroſta geſetzt, der in der Türkiſchen Sprache Karkchoda genannt wird.

Mamed Seid Chan war zu Nadir Schachs Zeiten Statthalter in Derbent, und blieb, nachdem die Schachswürde in Perſien aufgehoben worden, als herrſchender

Chan

Chan in dieſer Stadt noch, verfuhr aber mit den Einwohnern ſehr übel. Er legte ihnen ungeheure Abgaben auf, und ſtrafte ſie aufs grauſamſte, wenn ſie ſolche nicht erlegen konnten. Dadurch wurden ſie mürriſch, und dachten auf Mittel und Wege, ſich von ihm zu befreien. Dies gelung ihnen auch bald. Sie wandten ſich nemlich an den Chan zu Kuba, Fetch Ali Chan, baten ihn um Hülfe, und verſprachen ihm die Stadt in die Hände zu liefern. Fetch Ali Chan rückte mit einer Kriegesmacht vor dieſelbe, und nahm ſie 1760 ohne viel Mühe ein. Den Mamed Seid Chan ſchickte er gefangen nach Baku, wo er 1768 ſtarb. Fetch Ali Chan iſt ein Sohn des Uſſein Ali Chan, der zu Nadir Schachs Zeiten in Kuba herrſchte, und ſchon von Peter dem Großen, als ſich derſelbe in dieſer Gegend befand, zum Beherrſcher dieſes Diſtrikts erklärt wurde, ſeinem Sohn aber, Fetch Ali Chan, nach ſeinem Tode das Land zur Erbſchaft hinterließ. Dieſer wird von den Derbentiſchen Einwohnern ſo ziemlich geliebt. Seine Herrſchaft iſt uneingeſchränkt, aber ſeine Einkünfte laſſen ſich nicht genau beſtimmen; denn er legt die Abgaben nach Erforderung der Umſtände auf, welche in Pferden, Vieh, Korn, Weitzen, Reiß und andern Früchten beſtehen. Er hat auch in allen Städten ſeine eignen Gärten, und ſeinen eignen Ackerbau. Seine Kriegesmacht ſoll ſich auf 40000 Mann erſtrecken, und beſteht nicht nur aus Perſern, die, wenn ſie Kriegesdienſte thun, und vom Chan Beſoldung erhalten, Kul genannt werden, ſondern hauptſächlich aus

gemietheten benachbarten Tataren, beſonders Lesgiern. Dies gemiethete Kriegsvolk verurſacht die beträchtlichſte Ausgabe des Chans, und was die Unterthanen nur auftreiben können, wird ihnen zu Theile, ſo daß, ungeachtet der Chan ziemlich geliebt wird, doch ganz Derbent die glücklichen Zeiten der Ruſſiſchen Oberherrſchaft zurückwünſcht. Dem Chan iſt wegen den beſtändigen Unruhen ſeiner Nachbarn eine Kriegesmacht nöthig, wozu er fremde Völker mitnehmen muß, weil ſeine Unterthanen nicht zureichend ſind.

Ueberall um die Stadt Derbent herum, nur die ſüdliche Seite ausgenommen, findet man eine unglaubliche Menge Grabſteine, die ſowohl ſenkrecht, als quer ſtehen, mit untermiſchten andern ovalen, welche auf der Erde liegen, und die Geſtalt eines Sargs haben. Dieſe Grabſteine haben Inſchriften in verſchiedenen morgenländiſchen Sprachen, welche den Namen und das Alter des Verſtorbenen beſchreiben, und auch manchmal noch einen Spruch enthalten. Das merkwürdigſte Grabmahl iſt nahe bei der Stadt, am Fuß eines weſtlichen Gebirges, unter welchem der Körper des Chans liegt, der Peter dem Großen Derbent überliefert hat. Es gleicht einer ſteinernen Kapelle, in welcher der Todte liegt, und iſt auf der zweiten Platte bei dem dritten Theile der Gmelinſchen Reiſen abgebildet.

Auf der öſtlichen Seite der Stadt verdienen noch zwei beſondere Stellen bemerkt zu werdeu. Die eine,

welche

welche unterhalb der Berge auf der Ebene liegt, beſteht in vielen, bei einander verſammelten und dicht an einander liegenden Grabſteinen, die eine Mauer von Grabſteinen umgiebt, durch welche ein Viereck aus dem Platz gebildet wird, in deſſen Mitte eine ausgewölbte Pyramide aufgerichtet iſt, worin andächtige Perſianer Lichter anzuzünden, und Opfer an Geld zu legen pflegen, das denn nach der Hand denjenigen zu Theil wird, welche kein Bedenken tragen, ſich mit einem geheiligten Gelde etwas zu gute zu thun. Die Perſianer geben vor, es wären an dieſem Orte vierzig Märtirer von ihrer Religion ſeit vielen ihnen unbekannten Jahren begraben; und auf die Frage, warum denn die Anzahl der Grabſteine die Zahl vierzig weit überſteige, antworten ſie, daß von dem Begräbniß der Märtirer an, bis jetzo, auch andre rechtſchaffene, eifrige Alianer und wohlverdiente Leute hier begraben worden. Die in Derbent wohnenden Armeniſchen Chriſten wollen behaupten, daß vielmehr chriſtliche Märtirer hier ruhen; allein die Opferpyramide, welche, ſo wie der ganze Ort den Perſern heilig iſt, ſcheint vielmehr die Perſiſche Sage zu beſtätigen. Zunächſt dieſem Grabmahl iſt ein Haus befindlich, welches zum Beſten der Reiſenden erbaut worden, daß ſie ſich darin aufhalten können, wenn ſie ſich ſo verſpätet haben, daß ſie die Stadt nicht mehr zu erreichen im Stande ſind; denn die Derbentiſchen Thore werden mit Sonnenuntergang geſchloſſen, und Niemand geöffnet.

Die andere beſondere Stelle iſt von dieſer nicht weit entfernt, und auf einem Berge zu bemerken. Es iſt eine unterirdiſche Höhle, mit einem acht Fuß langen, und anderthalb Schuh breiten Eingang, auf deſſen linker Seite ein Kamin ausgegraben iſt. Bei dem Ende deſſelben ſind mit einigen kurzen und ſchmalen Schneckengängen zwei Wohnungen, als wenn's Stuben geweſen wären, und zwar auf jeder Seite eine, angebracht. Sie ſind kaum vierzehn Schritte lang, und man erblickt darin nicht das geringſte Tageslicht. Der Eingang in dieſe Höhle iſt, ſo wie die Stuben, ſteinern, und die Steine ſind durch Leim befeſtigt. Zwiſchen den unterirdiſchen ſchneckenförmigen Zimmern befindet ſich ein breiterer, aber ganz kleiner Platz, gleichſam als ein Vorzimmer zu beiden. Hier ſollen vierzig Georgianiſche Jungfrauen begraben ſeyn, die man als Märtirerinnen gewaltſam hingerichtet, die Georgianer aber ſollen ihre Gebeine von da nach ihrem Vaterlande gebracht haben. Noch liegen in der Höhle einige Menſchenknochen, die aber auch zum Schein können hingelegt ſeyn. Indeß iſt auch der Eingang der Höhle oberhalb von auſſen mit einer in einer morgenländiſchen Sprache geſchriebenen Inſchrift verſehen, die von dieſer Jungferngeſchichte handeln ſoll.

Die Derbentiſchen Brunnen verdienen Aufmerkſamkeit. Die Quellen ſind auf den benachbarten Gebirgen in einer ſehr beträchtlichen Anzahl. Von denſelben wird das

Waſſer

Waſſer durch Röhren und gewölbte Kanäle in die Feſtung, und von da in die übrigen Theile der Stadt gebracht. Die Waſſerbehälter ſind ſowohl ſichtbar, als bedeckt. In dieſelben fließt das Waſſer nur durch eine einzige Röhre; die Anzahl aber von jenen iſt groß, und nicht nur nahe gelegene, ſondern auch ganz entfernte, Quellen liefern den Derbentiſchen Inwohnern das Trinkwaſſer.

Von der Derbentiſchen Bauart kann man gegenwärtig nicht viel mehr ſagen; denn es iſt eine Seltenheit, ein ganzes Haus in dieſer Stadt zu finden, ſo zerſtört und verheert ſieht alles aus. Indeß bemerkt man doch noch den morgenländiſchen Geſchmack. Ein jedwedes Haus ſtellt ein Viereck vor, und hat ſeine eigne Mauer. Auf der einen, oder auf mehrern Seiten dieſer Mauer ſind die Wohnſtuben angebracht, welche längs derſelben laufen. Die Stelle der Fenſter vertritt ein hölzernes Gegitter, und ſtatt der Wandkaſten ſind viereckigte Löcher rings in der Stuben in die Mauer ausgehauen. Durch Kamine werden die Zimmer erwärmt. Von Kellern weiß man nichts. Die meiſten Häuſer beſtehen, oder beſtanden vielmehr aus einer einzigen Etage; andere haben auch zwei und mehrere. Ordentliche Küchen ſind nicht vorhanden.

Auf der ſüdlichen Seite der Stadt, längs der See, und auf der nordlichen, nach den Uſmeiniſchen Gebirgen zu, befinden ſich die treflichen Derbentiſchen Gärten, wel-

chen

chen zwar die Kunſt wenig reitzendes gegeben hat, bei denen aber die Natur deſto verſchwenderiſcher geweſen iſt. Auſſer einigen wenigen Gartengewächſen, als Gurken, Kohl, ꝛc. werden hauptſächlich Weinreben und allerlei Früchte gepflanzt. Der Wein iſt nicht nur von gutem Geſchmack, ſondern auch von gehöriger Stärke und langer Dauer. Es giebt ſowohl rothen als weißen, und röthlich weißen, welcher an einigen Orten von Deutſchland den Namen Schieler führt. Er hat zwar den Fehler, daß er ſelten rein und mehrmalen dick iſt; aber hieran iſt nicht das Gewächs, ſondern die Sorgloſigkeit und Unwiſſenheit der Menſchen Schuld, welche den Wein nicht gehörig zu behandeln verſtehen, die Gährung nicht vollkommen abwarten, und wenn ſie geendigt iſt, den Wein von ſeinen Unreinigkeiten abzuſondern unterlaſſen. Es kömmt auch beſonders der große Mangel und die ſchlechte Beſchaffenheit der Fäſſer in Betracht, geſchweige daß man daran denken ſollte, bei der Weinleſe die Trauben auszuſondern. Das Pflanzen der Reben iſt ſo einfach, als es nur ſeyn kann, denn die Weinſtöcke werden der Natur anvertraut, wie ſie ſolche wachſen laſſen will; man befeſtigt ſie nicht einmal an Pfählen, und des Winters werden ſie nicht unter der Erde bedeckt; es wäre ja auch unnöthig, denn hier fängt ſich das Vaterland der Weinreben an, da ſolche auf den benachbarten Gebirgen, mit ihren Ranken über alle Bäume ſteigend, wild wachſen.

Die

Die Früchte, welche man in den hieſigen Gärten pflanzt, ſind allerlei Arten der ſchmackhafteſten Aepfel, Birnen, Quitten, Pfirſchen, Aprikoſen, Mandeln, Feigen und Granaten. Dieſe Bäume ſtehen in unordentlichen Alleen, oder natürlichen Irrgärten, mit, neben, und unter einander, und ſind in einem auſſerordentlichen Grade fruchtbar. Die Blumen haben meiſtens einen angenehmen Geruch, doch ſind auch ſchön gefärbte anzutreffen. Balſaminen ſind beſonders häufig, welche in Türkiſcher Sprache Kna heißen, und zu einem wunderlichen Gebrauch dienen. Ueber das Kraut mit ſeinen Blumen wird Waſſer gegoſſen, und ſolches in demſelben eine Zeitlang eingeweicht. Damit waſchen ſich die Perſer und Tatarn die Nägel der Hände und Füße, und dieſe werden darauf ſafrangelb, oder gelbröthlich, welches für ſchön gehalten wird.

Statt Erbſen pflanzt man zu Derbent ein anderes Gewächs, davon der Saamen aus dem innern Perſien gebracht wird. Man nennt es Nochotte. Der Kelch iſt einblättrig, in fünf Theile geſpalten, haarig, und an ſeiner Grundlage etwas bauchig, die Einſchnitte ſind lanzenförmig, gleich und ſpitzig, die Blumen ſind, wie bei andern Pflanzen, welche Schoten haben, Papilionaceae. Das Vexillum iſt weit an ſeiner Spitze ausgezackt, an den Seitentheilen zurückgeſchlagen, in der Mitte carinatum. Die Flügel ſind kurz, breit, lanzenförmig, unterhalb

zwie-

zwiefach geſpalten, und oben zurückgebogen. Die Carina iſt noch kleiner als die Flügel, von auſſen auf ihrer Mitte ungemein höckerig, inwendig aber auf beiden Seiten geflügelt. Der Staubfäden ſind zehn, welche ſich an ihrer Grundlage in eine weiße Haut vereinigen, aber nach oben zu, und gleich in der Mitte von einander trennen; ihre Spitzen ſind gelb und ſehr klein. Der Eierſtock iſt oval, der Stiel fadenförmig, und unten rauh: das Stigma iſt länglich, gelb und einfach, die Schote, welche dieſe Pflanze bekommt, iſt ablänglich, und von hinten nächſt ihrer Spitze bauchig. Sie öfnet ſich mit zwei Klappen, der Saamen iſt herzförmig and in der Mitte gefurcht. Eine ſolche Beſchaffenheit der Befruchtungstheile ſchien Gmelin hinreichend, die Schotenpflanzen mit einem neuen Geſchlecht zu vermehren, dem er den Perſiſchen Namen dieſer Pflanze, Nochotta, beilegt, und es Nochotta oleracea nennt. Die Wurzel iſt länglich, ganz, einfach und ſenkrecht, der Stiel nicht ganz aufrecht, doch auch nicht niedergeſchlagen, winkelicht, haarig und äſtig; die Aeſte tragen nur Blätter, und bei ihrem Anfang ſind ſie mit zwei Stipulis verſehen, die haarig und fünffach geſpalten ſind, da dann die mittlern Einſchnitte die übrigen ſowohl an Länge als Breite übertreffen. Die Blätter ſind Pinnata von drei zu fünf Paaren. Die Pinnä ſind rund, eiförmig und wechſelsweiſe geordnet, eingeſchnitten, ſtumpf und haarig. Die Blumen kommen aus Flügeln der Stipulä hervor; ſie ſind einzeln, und mit einem Stiel ver-

ſehen, welcher wieder haarig iſt. Der Kelch bleibt beſtändig, und umgiebt noch die reifen Schoten. Die Perſianer eſſen dieſelbe ſowohl gekocht, wie ein Zugemüſe, als auch roh. Sie werden auch zu Konfitüren gebraucht, nämlich als Mandeln und Piſtazien verzuckert, und bei Vornehmern ſtatt eines Zubiſſes bei ſtarken Getränken herumgegeben.

Nigella ſativa wird hier auch gepflanzt, und der reife Saamen ſtatt des Mohnſaamens mit ähnlicher Wirkung auf Brod geſtreut gegeſſen.

Derbent liegt unterm 42. Grad nordlicher Breite. Eine Lage, von welcher ſich nicht anders als vortheilhafte Begriffe machen laſſen. Die Fruchtbarkeit der Felder iſt ſehr beträchtlich, und das Erdreich verlangt nichts anders, als einen größern Fleiß der Einwohner. Von Düngen weiß man nichts, ſondern man verbrennt nur Stroh auf den Feldern, beſtreut ſie mit der nachgebliebenen Aſche, und die Wirkung davon iſt fürtreflich. Für einen Botaniſten iſt Derbent vermöge ſeiner Lage gleichfalls erwünſcht.

Die Sonnenhitze in Derbent iſt ungemein groß; dieſes hindert aber nicht, daß der Winter nicht eben ſo beſchwerlich ſeyn ſollte, und hieran iſt nicht ſowohl eine durchdringende Kälte, als vielmehr die Näſſe, und der in unglaublicher Menge fallende lockere Schnee Schuld.

Weil

Weil die Häuſer keine wirkliche Dächer haben, ſondern ſtatt derſelben auf ihrer Oberfläche nur ſchlechtweg mit Leimen beworfen werden; weil ſtatt der Fenſter nur hölzerne Gitter vorhanden ſind, die meiſten Wohnſtuben aber unten auf der Erde angebracht werden, ſo dringt die feuchte Luft und der Schnee überall durch; letzterer verſperrt den Eingang in die Häuſer, kömmt durch das Gegitter in die Zimmer, und verurſacht, daß die Leute manchmal in ihren Häuſern weder ein noch ausgehen können. Der Dezember, Januar und Februar ſind die eigentliche Winterzeit, ſonſt pflegt dieſelbe, wie an andern Orten, nach der Verſchiedenheit der Jahre, bald gelinder, bald heftiger zu ſeyn.

Die Straſſen in Derbent mögen wohl ehemals gepflaſtert geweſen ſeyn, allein auf den meiſten Stellen ſind kaum noch die Spuren davon vorhanden. Dieſer Umſtand macht ſie bei regnigtem Wetter und im Winter faſt unwegſam, weil der Froſt niemals ſo ſtark iſt, daß der Schnee halten ſollte.

Die benachbarten Gebirge haben viel Waldung, ja ſie beſtehen nur aus Holz und Geſträuch, welches mitten aus den Felſen herauswächſt, und recht gut fortkommt. Die Baumarten ſind Eichen, Birken, weiße, ſchwarze und zitternde Eſchen, weiße und ſchwarze Maulbeerbäume, Haſelnüſſe, wälſche Nußbäume, Büchen und verſchiedene

Weidengattungen. Unter den Stauden iſt die Kalofſtaude, wie ſie bei den Türken und Perſern heißt, beſonders merkwürdig. Sie hat von Ferne betrachtet vollkommen die Geſtalt einer Weide, womit ſie auch in ihren Blättern und der Beſchaffenheit ihrer Aeſte übereinkommt. Dieſe ſind rund, weiß, wolligt, und nach ihrer ganzen Länge mit Stacheln beſetzt. Die Blätter ſind Lanzen-eiförmig, mit einem Stiel verſehen, ganz unten ſchneeweiß, und oben mit weißen Punkten gedöpfelt. Die Blumen ſind überall an den Aeſten befindlich, einzeln, wechſelsweiſe geordnet, und mit eignen Stielen verſehen; ſie haben einen ungemein ſtarken, angenehmen Geruch, bedient man ſich aber derſelben zu viel, ſo empfindet man, wie von den Tuberoſen, eine Betäubung, und es erfolgen leichtlich Kopfſchmerzen darauf. Ihre Farbe fällt ins gelbliche. Sie haben keinen Kelch, ſind einblätterig, triechterförmig, und vierfach geſpalten. Die Einſchnitte ſind ganz, und, wenn die Pflanze eine Zeitlang geblüht hat, zurückgeſchlagen. Die vierfadenförmige Staubfäden ſitzen mit ihren Spitzen zwiſchen den Abtheilungen der Blume. Der Eierſtock iſt länglich, die Röhre von der Länge der Blume, das Stigma einfach. Die Frucht beſteht aus einer welligen, eiförmigen, achtwinkelichen Drupa, die eine längliche Nuß in ſich enthält. Die Perſer ziehen von den Blumen ein treflich riechendes Waſſer ab, welches ſie als ein Nerven- und herzſtärkendes Mittel nicht genug anzurühmen wiſſen. Die Botanik aber bekommt

an dieſer Pflanze, nach Gmelins Vermuthung, wieder ein neues Geſchlecht, welches er aber noch nicht genau zu beſtimmen wagte.

Ohnerachtet in Derbent an Bäumen kein Mangel iſt, ſo muß man doch das Brennholz in einem auſſerordentlichen Preiſe bezahlen. Die Lebensmittel überhaupt ſind alle ſehr theuer, woran die Armuth der Einwohner Schuld iſt.

An Wild fehlt's dieſer Gegend nicht. Haſen, wilde Schweine, Rehe, Füchſe, Bären, Wölfe giebt's in großer Menge; Hermeline, und das kleine Hermelin, welches im Winter ſeine Farbe nicht verändert, keine ſchwarze Spitze an ſeinem Schwanze hat, und auf Ruſſiſch Laſtotſchka heißt. Zwiſchen den Felſen und in zerfallenen Häuſern hält ſich auch der Choriok, maſtela pulorius, auf. Die Schakallen ſind mit ihrem jämmerlichen Geſchrey auch beſchwerlich. Die Menge der Heuſchrecken, ſowohl nach ihrer Anzahl, als nach ihrer Verſchiedenheit, iſt ſehr beträchtlich.

2.

Lesgiſtan, oder das Land der Lesgier, liegt in den Kaukaſiſchen Gebirgen ſelbſt. Ihr Land erſtreckt ſich, nach der Angabe unſrer Britten, 100 Engl. Meilen in die Länge von Norden nach Süden, und etwa 80 Engl. Meilen

von

von Oſten nach Weſten. Jenning ſchreibt, daß es ſich 40 Meilen (leagues) von Norden nach Süden, und fünf und zwanzig von Oſten nach Weſten erſtrecke. Es iſt ein angenehmes, fruchtbares Land, das alle Arten von Feldfrüchten und Vieh erzeugt, beſonders die Thäler, wo eine Menge Weitzen, Gerſten und Hülſenfrüchte gebaut, und große Schaafheerden gehalten werden.

Die Lesgier ſind das Urvolk in Dageſtan, von den Georgiern Lekki genannt, und keine Tataren, ſondern ſie gehören zum Finniſchen Völkerſtamm; denn ſie reden ſechs verſchiedene Mundarten der Finniſchen Sprache, die nach ihren verſchiedenen Stämmen ſehr von einander abweichen, und mit der Tatariſchen Sprache keine Verwandtſchaft haben. Doch verſtehen die Lesgier tatariſch, wodurch ſie die Gemeinſchaft mit Rußland und Perſien unterhalten. Auch viele haben Kenntniß der Georgianiſchen Sprache, die durch die vielen geraubten, und mit ihnen verbundenen Georgianer beiderlei Geſchlechts unter ihnen ausgebreitet iſt.

Die Lesgier ſind ein mächtiges und kriegeriſches Volk. Sie verſtehen Feuergewehr zu machen, und handeln damit nach Perſien. Sie können dreißig bis vierzig Tauſend Mann ins Feld ſtellen, und haben öftere Kriege mit den Perſern, beſonders mit Nadir Schach gehabt, der einen großen Haufen Lesgier mit fünfzehn tauſend Mann

in ihren Gebirgen verfolgte, ſich aber mit beträchtlichem Verluſt zurückziehen mußte. Viele Perſer, die ihnen bei der Gelegenheit in die Hände fielen, wurden grauſam verſtümmelt, und ihnen Naſen und Ohren abgeſchnitten, auch die Augen ausgeſtochen, worauf ſie an Nadir Schach zurückgeſchickt wurden, um ihm dieſe Nachricht zu überbringen.

So wie andere Völker dieſes Erdſtrichs, ſind auch die Lesgier räuberiſch; ſie plündern nicht nur in den Ebenen, und in großen Haufen, ſondern berauben auch in fliegenden Parteien die Armenier und Georgier, welche zwiſchen Baku und Derbent Handel treiben. Kommt aber ein Reiſender an ihre Grenzen, und ſucht gleich ihren Schutz, indem er ſich einen Führer aus ihrem Mittel erwählt, ſo kann er in vollkommenſter Sicherheit durch ihr Land reiſen, ohne auch die ſtärkſten Haufen zu fürchten, ſobald dieſer Führer ihn für ſeinen Gaſt erklärt. Denn die Gaſtrechte beobachten ſie aufs heiligſte, ohne ſie je zu verletzen.

Die Lesgier ſind ein unabhängiges Volk, das ſeine eigne Fürſten hat, die Schamkalls oder Schemkalls genannt werden. Bei drohender Gefahr, wo es beſonders auf die Vertheidigung ihrer Freiheit ankommt, vereinigen dieſe alle ihre Macht, und handeln gemeinſchaftlich. Einige wenige Stämme ſind zwar von den Perſern vormals

unter-

unterjocht worden; allein die im Norden und Weſten des Perſiſchen Reichs ſcheinen nie eine fremde Oberherrſchaft erkannt zu haben. So lange ſie auch ihre bisherige Herzhaftigkeit behalten, wird es, wegen ihrer natürlich feſten Lage in den Gebirgen, einer fremden Macht ſchwerlich gelingen, ſie zu unterjochen. Olearius erzählt die beſondre Art, einen Schemkall zu wählen: Die Murſen ſetzen ſich in einen Kreis, in deſſen Mitte ein Prieſter ſteht, der einen goldenen Apfel oder Kugel hinwirft. Der, welcher zuerſt von ihr berührt wird, wenn ſie zu rollen aufhört, iſt Schemkall.

Die Lesgier ſind von Perſon wohl gebildet und groß, und dabei ausnehmend thätig. Ihre Geſichtsfarbe iſt braun, ihre ſchwarzen Augen ſind lebhaft und feurig, ihre Geſichtszüge regelmäßig und gefallend. Nicht alle tragen Bärte, einige blos Zwickelbärte. Sie kleiden ſich nach Arabiſcher Mode, und viele tragen bis auf die Knöchel herabhängende Kleider.

In der Lebensart, ſo wie in der Religion, gleichen ſie den Perſern, und ſind ſunniſche Mohammedaner; doch machen ſie nicht viel aus ihrem Propheten, den ſie für einen ſehr ſchlauen Mann ausgeben. Dem Trunk ſind ſie ſehr ergeben. Vormals ſollen ſie ſich zum Chriſtenthum bekannt haben, man ſoll auch noch einzelne chriſtliche Bücher unter ihnen antreffen.

Die Lesgier ſind auch induſtriös, und haben noch verſchiedene Manufakturen in Wolle und Kameelhaar. Sie handeln mit Perſern, Ruſſen und Armeniern, und führen Feuergewehre, welche ſie in dieſer Gegend am beſten zu machen wiſſen, Manufakturwaaren zu Kleidungsſtücken, Färberröthe aus, wogegen ſie Schuhe, Stiefeln, zu Kleidungsſtücken zubereitete Schaaffelle, gefärbte baumwollene Zeuge und andere Perſiſche Manufakturwaaren, imgleichen Meſſer, Ringe und Ohrringe von Europäiſcher Arbeit, von jenen Nazionen eintauſchen. Das Perſiſche Geld, deſſen ſie ſich im Handel bedienen, iſt meiſtens verfälſcht, und wird von den Armeniern nur zum vierten Theil ſeines angeblichen Wehrts angenommen.

Auſſer dieſem angeführten bemerkt Hr. Hofrath Gatterer noch, daß der Diſtrikt im Norden bei den Lesgiern ſelbſt Chunſag oder Chunnenreich heißt, und von Perſern und Tataren Auar genannt wird. Ferner daß Kubeſchah oder Kopaſch, ein großer und feſter Ort auf einem Berge zwiſchen Dageſtan und Lesgiſtan, Einwohner habe, die ſich ſelbſt Franken nennen, und vermuthlich Ueberbleibſel von Genueſern, jetzt aber ſunniſche Mohammedaner ſind, und Lesgiſch reden. Sie ſind faſt insgeſamt Künſtler, die inſonderheit allerhand ſchönes Gewehr für Fremde verfertigen, und ſich ſelbſt zur Vertheidigung Kanonen aus Kupfer gegoſſen haben: ſie prägen auch Türkiſches und Perſiſches Geld.

(5.)

(5.)

Georgien.

Georgien, in weiterer Bedeutung, oder Giurdiſtan, Rußiſch Gruſinien, liegt auf der Südſeite des Kaukas, und hat im Norden Tſcherkaſſien, im Süden Armenien, im Oſten Dageſtan, und im Weſten das Euxiniſche oder Schwarze Meer zu Grenzen. Es begreift das alte Kolchis, Iberien und Albanien in ſich. Woher der Name Georgien und Georgianer entſtanden, ob dieſe Benennung von den Einwohnern auf das Land, oder von dieſem auf die Bewohner gepflanzt worden ſey? iſt eine Frage, welche verſchiedenen Beantwortungen unterworfen war. Von einem Volke, ſo ſich Georgi nennte, wiſſen wir, daß es an die nordöſtliche Seite des Kaukaſus grenzte: allein es zeigt ſich keine Spur in der Geſchichte, daß dieſe Völker den Kaukas überſtiegen, und ſich in denjenigen Gegenden niedergelaſſen hätten, welche heutiges Tags Georgien überhaupt genennt werden. Nur von Völkern, ſo ſich Albani nennten, erzählt uns Plinius, daß ſie von den Nachkommen Jaſons abſtammten, daß ſie den Kaukas erſtiegen, und ſich längs der Kura zwiſchen Iberien und Armenien niedergelaſſen hätten. Wenn wir der Georgianiſchen Sage, und ihren Geſchichtsbüchern Glauben beimeſſen, ſo änderten dieſe neuen Eroberer ihren Stammnamen nicht, ſondern nachdem ſie bis ans linke Ufer der Kura vorgedrungen, und daſelbſt ihre

Grenzen beſtimmt hatten, wurde das Land nach ihnen Albanien genennt. In der reinen alten Georgianiſchen Sprache ſagt oder ſchreibt man vielmehr Albon denjenigen Strich Landes, ſo heutiges Tages unter dem Namen Kaket bekannt iſt, und der zum Gebiete des Zars Heraklius gehört. Da nun die Albanier ſowohl als Armenier und Iberier ihre gemeinſchaftliche Grenzen an den Ufern eben dieſes Kuraflusſes hatten, ſo bleibt keine Gegend mehr übrig, welche ehemals allhier die Georgi hätten bewohnen können; und folglich konnten auch die heutigen Georgianer ihren Namen nicht von jenen Völkern entlehnen. Denn von dem Anfange des Kuraflusſes längs ſeinen beiden Ufern herunter, bis an den Arakfluß, erſtreckte ſich Iberien; welches durch eben dieſen Fluß von Albanien geſchieden wurde: von Armenien aber trennten Iberien ſehr hohe unzugängliche Gebirgsrücken, da im Gegentheil der Fluß Kura Albanien von Armenien abſonderte. Dies waren alſo die Grenzen dreier Nazionen, deren verſchiedene Schickſale und Auftritte uns die Geſchichte liefert; ohne nur im geringſten der Georgianer zu gedenken, die doch ſeit einer Reihe von Jahren ſo weſentlich bekannt ſind.

Um alſo die Urſach ihrer Benennung zu erforſchen, hält man ſich am ſicherſten an den Sprachgebrauch der Aſiater und ihre Gewohnheiten. Denn keine der Aſiatiſchen Sprachen iſt fähig, das Wort Nazion für ſich allein auszudrücken, ohne es nicht zugleich mit der Religion

zu

zu verbinden, welcher dieſes oder jenes Volk zugethan iſt. So wird der Mohammedaner Perſiens, wenn ſich einer derſelben zur Armeniſchen Sekte bekennen würde, dieſen Neubekehrten niemals mehr Perſianer nennen, ſondern allezeit ſagen: er iſt ein Armenier geworden, ob er gleich ſeinen Wohnſitz nicht verändert. Der Armenier, mitten in ſeinem Vaterlande, hört auf ein Armenier zu ſeyn, ſobald er ſich zur altgriechiſchen Religion der Georgianer bekehrt, und man nennt ihn einen Georgianer, Kurtſchi, nicht des Landes wegen, denn er bleibt immer in Armenien ſeßhaft, ſondern der Religion halber, zu welcher er ſich bekennt ꝛc. Die Albanier alſo und Iberier, da ſie, nach dem Beiſpiel ihrer Nachbarn der Armenier, ſich zum chriſtlichen Glauben bekehrten, waren, wie leicht zu erachten, Menſchen, die mehr ſinnlich gerührt zu werden vonnöthen hatten. Ihre Bekehrer konnten es ſich alſo leicht gefallen laſſen, daß dieſe Völker, welche damals unter Einem Könige ſtanden, ſich den heil. Georg zu ihrem Schutzheiligen erwählten, und ſich als neubekehrte Chriſten nach deſſen Namen nannten. Daß dies keinem Zweifel weiter ausgeſetzt ſey, erhellet daraus, weil heutiges Tages die Albanier und Iberier ganz keinen Unterſchied zwiſchen ſich erkennen, ſondern ſich allgemein Georgianer, und ihr Land Kurtſchiſtan, Georgien, nennen, auch gemeinſchaftlich den heil. Georg für ihren Oberſchutzheiligen verehren. Selbſt in Erzerum, welche Stadt in ältern Zeiten noch mit zu Iberien gehörte, ſieht man über einem Stadtthore

das Bild dieſes Heiligen in Stein gehauen, und nach dieſem Bilde nennen die Türken dies Thor Kurtſchi Kapuſi, das Thor der Georgianer. Allein eben dieſer Georgianer ändert alſo gleich ſeinen Namen, ſobald er ſich zur Römiſchen Kirche bekennt, und nennt ſich Frank, zu einem Beweiſe, daß er nur der Religion halber ein Georgianer genennt wurde. So glaubt Hr. Dr. Reinegg, aus welchem ich dieſes entlehnt habe (*), mehr als zu wahr bewieſen zu haben, daß die Iberier ſowohl als Albanier mit der Religion den Namen ihrer Nazion und ihres Landes änderten.

Heut zu Tage iſt Georgien größtentheils vom Rußiſchen Reiche abhängig, anſtatt daß es zuvor meiſtens unter den Türken als ein eigner Paſchalik, zum Theil auch unter den Perſern geſtanden. Es iſt voller Berge und Wälder, die mit mannichfaltigen reizenden Thälern und fruchtbaren Ebenen abwechſeln.

Die Luft iſt trocken, der Winter kalt, und der Sommer heiß. Es erzeugt alle Arten der treflichſten Früchte, und das Brod hat wohl kaum ſeines gleichen. An ſchönem Vieh iſt ebenfalls Ueberfluß. Das Schweinefleiſch iſt hier delikat, wildes und zahmes Geflügel unvergleichlich, und Fiſche beides in Flüſſen und Seen geben keinen in der Welt etwas nach. Nicht weniger bringt das Land auch fürtrefliche Seide in großer Menge hervor.

Ein

(*) Pallas Neue Nordiſche Beiträge ꝛc. 3 Band. S. 323 ff.

Ein neuerer Reiſender verſichert, daß die Georgier ſtark von Körper, tapfer, und von geſelligem Weſen, große Liebhaber des Weins, ſehr treu und bieder ſind, daß die Natur ihnen ſehr gute Anlagen gegeben, welche nur durch die ſchlechte Erziehung verdorben werden. Das Frauenzimmer iſt hier, im Ganzen betrachtet, ſehr ſchön und artig, weswegen die Gemahlinnen und Kebsweiber des Perſiſchen Königs und ſeiner Großen größtentheils Georgierinnen zu ſeyn pflegen.

Vormals waren in Georgien viele große Städte, wie uns die Geſchichte berichtet, und die noch vorhandenen Ruinen bekunden; allein jetzt giebt es in Verhältniß zu der Fruchtbarkeit des Landes nur wenige Städte und feſte Plätze, und auch dieſe wenigen ſind volkarm, woran unſtreitig die barbariſche Gewohnheit, ihre Jugend zu Sklaven zu verkaufen, viel Schuld iſt; denn die Herren verkaufen ihre Unterthanen und Vaſallen, Aeltern ihre Kinder, und Brodherren ihre Knechte und Mägde nach Belieben. Die vornehmſten Unterhändler bei dieſem unnatürlichen Gewerbe ſind die Juden. Dieſe kaufen die Knaben und Mädchen ſehr jung auf, geben ihnen eine angemeſſene Erziehung, und verhandeln ſie, wenn ſie das gehörige Alter erreicht haben, wieder an die Türken und Perſer, wo ſie in den Armeen und Harems vertheilt werden, als Kebsweiber, Sklaven, Stumme, Verſchnittene und Soldaten, und ſich manche ſelbſt zu der Würde

von

von Staatsmännern emporſchwingen. Zur Vertheidigung dieſer ſo unnatürlichen Gewohnheit führen die Georgier an, daß ſie zum Vortheil ihrer Kinder gereiche, die nothwendig ſchwerarbeitende Sklaven werden müßten, wenn ſie in ihrem Vaterlande blieben, würden ſie aber verkauft, ſo würden ſie liebreicher behandelt, lebten beſſer, thäten weniger, und hätten beſſere Ausſichten ſich empor zu ſchwingen, als ſie je zu Hauſe haben könnten. Viele von beiden Geſchlechten, welche das Glück gehabt, am Osmaniſchen oder Perſiſchen Hofe die Gunſt der Großen ſich zu erwerben, haben auch wirklich hinreichende Urſach gehabt, ihren Aeltern und Anverwandten Nachricht davon zu geben, dieſe nachkommen zu laſſen, und ſie zu hohen und wichtigen Landesſtellen zu erheben.

Im Ganzen ſind die Georgier in ihrem Haß unverſöhnlich, und verzeihen ihren Beleidigern nie. Trunkenheit, Völlerei und zügelloſe Freiheit halten ſie für keine Laſter oder nur für Thorheiten. Das Frauenzimmer verdirbt ſeine Schönheit durch die Schminke, und ſein Herz durch das zügelloſeſte Betragen. Sie ſind Wucherer, und affektiren ein ernſthaftes Weſen.

Alle Religionen werden in Georgien geduldet, und jeder kann daſelbſt denken, reden und beten, wie es ihm beliebt. Aus allen benachbarten Nazionen halten ſich hier welche auf, beſonders Armenier, welche ſelbſt zahlreicher

als

als die Georgier ſind. Dieſe ſind auch reicher, und haben die wichtigſten Poſten im Lande in ihren Händen.

Alle öffentliche Gebäude, und die Häuſer der Großen ſind nach Perſiſcher Landesart gebaut, und man ahmt auch die Perſer im Eſſen, Sitzen, und Liegen nach. Sie haben Knöpfe und Schnüre an ihren Weſten, und tragen ſie auf der Bruſt offen. Das Frauenzimmer kleidet ſich ganz Perſiſch. Die Männer aber bedecken ihre Beine und Füße nach Perſiſcher Mode, allein ihre Mützen oder Hüte gleichen den Polniſchen.

Alle Georgier von Adel ſind Tyrannen, welche die deſpotiſcheſte Gewalt über ihre Vaſallen und Unterthanen ausüben.

Die Perſer und Türken haben mehr dem Namen, als der That nach eine Oberherrſchaft über Georgien. Denn die Georgier ſind ein beherztes, kriegeriſches Volk, können ſich leicht in die Gebirgpäſſe ihres Landes ziehen, und dieſe vertheidigen, und da ſie keine Armee in denſelben überwältigen kann, ſo iſt's gefährlich, wider ſie zu kriegen; bei der natürlichen Beſchaffenheit ihres Landes könnten ſie aber die benachbarten Türkiſchen und Perſiſchen Provinzen durch Streifereyen ſehr beunruhigen.

Die meiſten Georgier ſind Chriſten, und der alt-

grie-

griechiſchen Religion zugethan; aber viele ſind auch Mohammedaner geworden. Sie ſind indeß äuſſerſt unwiſſend, und haben von ihrer Religion wenig oder gar keine Kenntniſſe. Ein neuer Reiſender erwähnt eine ſeltſame Gewohnheit dieſes Landes, wovon er den Grund nicht ausfindig machen können, nemlich daß die Georgier ihre Kirchen auf hohen und faſt unzugänglichen Plätzen bauen, wo ſie allen Stürmen der Witterung ausgeſetzt, nur den Vögeln zum Aufenthalt dienen. Wegen dieſer Lage können ſie von den Georgiern in großer Entfernung geſehen werden, und ſie unterlaſſen nie, ſie ehrerbietigſt zu begrüßen, kommen aber äuſſerſt ſelten in ſie hinein. Doch werden auch in einigen Städten die Kirchen ſehr nett und anſtändig gehalten. Auſſer einem Patriarchen haben ſie mehrere Biſchöfe, und eine zahlreiche niedere Geiſtlichkeit. Sie bedienen ſich auch der Glocken in ihren Kirchen. Wenn ein Georgier ſtirbt, lieſt der Biſchof eine Seelenmeſſe bei ſeinem Leichnam, wofür er hundert Kronen bekommt; und hinterläßt der Verſtorbene nicht ſo viel, um dieſe ungeheure Summe zu bezahlen, ſo verkaufen ſeine Freunde ſeine hinterlaſſene Frau und Kinder, um den Biſchof zu bezahlen, der nicht unbezahlt weggehen darf. Nach geendigter Meſſe legt der Biſchof dem Verſtorbenen einen Brief auf die Bruſt, in welchem er dem heil. Petrus die Verſicherung giebt, daß er auf eine anſtändige Art beſtattet, und die Leichenkoſten bezahlt worden, weshalb er ſich nun geneigt finden laſſen möchte, ihm das Paradies

zu eröffnen. Darauf wird der Leichnam in ein leinern Tuch genähet, und begraben. Die hieſigen Mohämmedaner haben ebenfalls die ſeltſame Gewohnheit, den Verſtorbenen einen ſolchen Brief an Mohammed mitzugeben.

Die Georgier ſind gemeiniglich unwiſſender, als die Georgierinnen; denn die Mädchen werden meiſtens in Klöſtern erzogen, wo ſie Leſen und Schreiben lernen. Treten Frauenzimmer in den Nonnenſtand, ſo haben ſie das Recht, die Taufe und letzte Oehlung zu ertheilen.

Die Sprache der Georgier zeichnet ſich durch eine ſchöne Einfalt aus, und wird in drei ſtark abweichenden Mundarten geredet.

So iſt das Gemählde beſchaffen, daß unſere Britten von Georgien und ſeinen Einwohnern geben. Ich will nun noch die einzelnen Theile dieſes Landes nach Herrn Gatterer, Hrn. D. Reinegg, und unſern Brittiſchen Erdbeſchreibern durchgehen.

Georgien begreift

A.) Länder unter Türkiſcher Botmäßigkeit. Dazu gehören

1. die Landſchaft Satabago; ein abgeriſſenes Stück von Karduel, oder vom eigentlichen Georgien. Eines von den

den vielen, durch Kaukaſiſche Gebirgäſte eingeſchloſſenen, Thälern, deſſen Einwohner, nach dem Beiſpiel ihrer Großen, Mohammedaner geworden, und ſich den Osmanen unterworfen haben. Der Boden dieſes engen Thals wird durch einen Küſtenfluß auf der Südweſtgrenze, und durch den Kur oder Kür, den Cyrus der Alten, im Oſten gewäſſert, der in den Moſchiſchen Gebirgen entſpringt, und ſeine Mündung im Kaspiſchen See hat. Dieſe Landſchaft iſt fruchtbar genug, und bringt vornehmlich ſehr guten Wein und Honig, auch gutes Vieh hervor, und gehört zu Georgiens bevölkertſten Gegenden.

Nach D. Reinegg begreift dieſe Provinz den mehr ſüdlichen Theil Georgiens, der öſtlich an Armenien, ſüdlich an Kars und Erzerum, weſtlich aber ans Schwarze Meer grenzt, und wird von einem Türkiſchen Baſſa, Suleiman, beherrſcht. Er benennt ihn nach der Hauptſtadt Aghalzighe, und bemerkt ferner, daß der Kurafluß in dieſer Provinz aus den Gebirgen Tſchiltir entſpringe, und die Fruchtbarkeit der Türkiſchen Felder vervielfältige. Ob er gleich eine Menge kleiner Flüſſe, deren beträchtlichſte der große und kleine Liagh und der Xan ſind, mit ſich vereinigt, ſo bemerkt man doch kein beträchtliches Aufſchwellen in ſeinem eingeſchränkt gekrümmten Laufe, bis er die Ebene Kartels erreicht. Der Türkiſche Einwohner der Provinz Aghalzighe, ſo ſatt er von der Fruchtbarkeit ſeines Landes iſt, und ſo träge und dumm ihn ſeine Religion umge-

gebildet, ſo hat er dennoch die Eigenſchaften noch nicht vergeſſen, welche den Georgianer von allen andern Völkern unterſcheiden. Nach dem Beiſpiele der Großen erklärten ſich die Einwohner dieſer Provinz für den Mohammedismus, und ob ſie gleich einen guten Strich von Georgien bewohnen, ſo wird ſich doch keiner von ihnen Kurtſchi, Georgianer, nennen.

Die Hauptſtadt iſt Akalzike, oder Akelſka, Aghalzighe, eigentlich Akiſka, eine Feſtung im Kaukas, wo ſie in einem mit faſt zwanzig Anhöhen umgebenen Loche liegt in 41 Grad 55 Minuten Nordbreite, und 54 Grad 55 Minuten Oſtlänge, nicht weit vom Kürfluſſe, neben welcher ein großes Käſtell iſt, worin Türken, Armenier, Georgier, Griechen und Juden wohnen, welche verſchiedene Kirchen und eine Synagoge haben, die Feſtungswerke ſind alt und verfallen. Sie hat etliche hundert hölzerne Häuſer, und iſt der Sitz des Türkiſchen Paſcha über den Osmaniſchen Antheil von Georgien.

2. Guria oder Guriel am Schwarzen Meer; ein abgeriſſenes Stück von Imirette, hat ſeinen eignen Fürſten, welcher, wenigſtens ſonſt, 46 Knaben und Mädchen, als Tribut an den Türkiſchen Kaiſer liefern mußte. Auf der Südſeite fließt ein reiſſender Küſtenfluß. Der Sitz des Türkiſchen Paſcha iſt Batun oder Battum, ein ſehr guter Hafen am Schwarzen Meere, deſſen Tiefe zwar den

Schiffen von der erſten Größe nicht einzulaufen verſtattet, der aber für die Handlung aus Perſien nach Europa ſehr bequem liegt.

B.) **Länder unter Rußiſcher Hoheit.** Zu dieſen gehören

1. Der Staat des Zars David, oder Imirette, beſſer **Imereti,** bei den **Ruſſen Melitenien.**

Imereti, Emmeretien oder Atſchik Baſch, iſt der nördliche Theil des alten Iberiens, und der beträchtlichſte, fruchtbarſte und reichſte deſſelben, 120 Engliſche Meilen lang und 60 breit, nach Reinegg unter dem 38 bis 39. Grade nördlicher Breite. Man könnte es das Thal dreier Gebirge nennen, denn gegen Norden ſtößt es an das eigentliche Kaukaſiſche Gebirge, auf welchem die Völker Soni liegen, gegen Oſten ſind kleinere Kaukaſiſche Gebirgsriegel, ſo die Grenzen zwiſchen ihm und Karduel beſtimmen, und gegen Süden ſondern es ähnliche Gebirge von Akalzike ab. Nur gegen Weſten iſt dies herrliche Thal ganz offen, und wird vom Schwarzen Meere beſpühlt. Es iſt alſo ein gebirgigtes, waldigtes Land, jedoch mit abwechſelnden angenehmen Thälern und kleinen Ebenen. Es hat gute Weide und Viehzucht, in einigen Gegenden auch Weinberge, der Ackerbau aber bedeutet wenig. Die Gebirge ſind auch reich an Metallen, beſonders Eiſen. Aber die natürlichen Güter dieſes ſchönen Landes werden

von

von ſeinen Bewohnern vernachläßigt. Seine Einwohner ſind arm, da ſie reich ſeyn könnten, und machen kaum neunzehn bis zwanzigtauſend Familien aus. Sie würden ihr Leben in ſteter Unthätigkeit hinbringen, wenn ſie nicht durch ihre ſtrengen Herrn zur Arbeit zuweilen erweckt würden. Aber eben dieſer Druck, und die hier herrſchende Geſetzloſigkeit macht dies von Natur beglückte Land beinahe zu einer Einöde. Auſſer den vollen Wäldern von Eichen, ſchreibt Reinegg, welche ihrer Stärke und Höhe nach zu Maſtbäumen gebildet ſind, iſt noch ein Ueberfluß an Buchen, Tannen und Leerbäumen, um welche ſich ſeit unzähligen Jahren her der Weinſtock gewunden, der unbehackt und unbeſchnitten überflüßige Trauben liefert. Möchte nur der faule Einwohner ſie ganz abzuleſen im Stande ſeyn! Allein zufrieden mit dem Vorrathe des beſten Weins auf ein Jahr, überläßt er einen großen Theil Früchte ihrem eigenen Verderben, oder als Speiſe der Vögel. An Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Aprikoſen, Pfirſchen, Feigen und Nüſſen iſt der reichſte Ueberfluß. Die Natur hat ganze Berge voll Kaſtanien, ganze Hügel voll Oliven, Ebenen voll Granaten- und Lorbeerwälder hervorgebracht, welches alles ſo wild dahinwächſt. Zu dieſem Ueberfluß kommt noch die reiche Erndte an Reis, Hirſe, Getreide, Baumwolle, Flachs und Hanf, und die Seide, welche jedes Haus für ſich erzeugt: könnte wohl ein glücklicheres Land gefunden werden? Und dennoch quält nur zu oft der Hunger dieſe mit allem verſehenen

 Bewoh-

Bewohner, weil der Mangel der Ordnung ihren geſammleten Vorrath noch vor dem Ende der Rechnung verzehrt; und dadurch, und der Geſetzloſigkeit halber, wird dies glückliche und reiche Land zu einer Wüſte.

Der Zar Salomon ſchüttelte 1781 das Türkiſche Joch ab, und deſſen Sohn und Nachfolger, der Zar David, unterwarf ſich 1785, bald nach dem Antritt ſeiner Regierung, der Ruſſiſchen Hoheit.

Der Fluß Fachs oder Rioni, der aus einem der Kaukaſiſchen Gebirge, Phaſes genannt, entſpringt, und nachdem er von Nordoſt nach Südweſt ganz Iberien durchlaufen, ſich bei Pott ins Schwarze Meer ſtürzt, mit dem Rheon im Norden, und einer Menge kleiner Flüſſe, wäſſern dieſes Land: als der Tſcholliburi, Salſitella, Sirulla, Kurilla, und der von den Aghalzighiſchen Gebirgen entſpringende Fluß Chamis Squali, nebſt dem ſtarken, goldführenden Fluß Hippus (Pferdefluß Zſghenis Squali) welcher aus den gegenſeitigen Quellen der Kuban entſpringt, und nachdem er den nordöſtlichen Theil Mingreliens beſpühlt hat, ſich nach Iberien wendet, wo er ſich, ſo wie die vorher genannten, in den Rion oder Fachs ſtürzt, der nun ſo groß aufſchwillt, daß er Schiffe von mittler Größe trägt. Dieſe Flüſſe bringen eine beinahe unglaubliche Fruchtbarkeit an allen Arten von Getreide und Baumfrüchten hervor, und enthalten auch ſehr viele Fiſche. Die

Ge-

Gebirge ſind reich an Mineralien. Und wem iſt wohl unbekannt, daß ſchon zu den Zeiten der Römer die Goldminen Iberiens bei Cumana bearbeitet wurden? Die jetzige Politik dieſes Landes bewacht dieſe ungenützte Schätze für noch kommende Beherrſcher.

Städte im eigentlichen Verſtande giebt's in Imereti nicht. Cotatis oder Kuteti, ein offener Ort am Rioni (Rheon), iſt der Hauptort, neben und um welchen die Reſidenz des Zars mit den Häuſern ſeiner vornehmſten Hofbedienten iſt. Sie liegt am Fuß eines Berges, auf deſſen Spitze ein feſtes Schloß liegt, das die Stadt kommandirt und bedeckt. Sie hat keine Mauern, und ohngefähr 200 Häuſer. An allen Seiten liegt ſie offen, wo ſie keine Flüſſe und Berge umgeben. An der andern Seite des Fluſſes befindet ſich eine Zitadelle auf einer Anhöhe, welche doppelte Mauern und hohe Eckthürme hat. Ihre Lage iſt in 42 Grad, 23 Minuten Nordbreite, und 43 Grad, 54 Minuten Oſtlänge.

2. Der Staat des Zars Dadian, oder Mingrelien, bei den Einwohnern Odiſche auch Kadzaria genannt: ein abgeriſſenes Stück von Imereti.

Mingrelien war das Kolchis der Alten, grenzt gegen Oſten an das eigentliche Georgien, im Weſten ans Euxiniſche Meer, in Norden an den Kaukas, und in

Süden an Armenien und einen Theil von Pontus. Es wird von mehrern Flüſſen und Bächen gewäſſert, als dem Korax, Hippus = Cyaneus, Chariſtus, Abſarus, Ciſſa, Ophis und Phaſis, wo die Argonauten gelandet ſeyn ſollen. Alle oben genannte Flüſſe haben ihren Ausfluß ins Euxiniſche Meer, aber keiner von ihnen iſt beträchtlich, auſſer der Phaſis, der im Kaukasgebirge entſpringt. Von den Bewohnern dieſer berühmten Gebirge erzählen authentiſche Schriftſteller, daß ſie auſſer der Sprache vom Menſchen wenig haben. Sie ſind ſchlank und wohl gebildet, aber ihr Blick iſt wild, und verräth die Wildheit ihres Geiſtes. Sie ſind auch in der That die kühnſten, wildeſten und entſchloſſenſten Räuber in der Welt. Nach Chardin und Reinegg bewohnen die Qurieli, eine fleißige, aber minder ſtreitbare Nazion, den gebirgigten Theil Mingreliens, der 110 franzöſiſche Meilen lang, und 60 breit iſt. Die ebenen Gegenden aber eignen ſich der Fürſt Thadian oder Dadian, und die Abchaſſetiner zu, obgleich, nach Reinegg, alle drei Völker dem Fürſten Salomon zinsbar ſind.

Mingrelien erhebt ſich vom Schwarzen Meer an, immer höher; und iſt überhaupt ein ſehr unebnes und waldigtes Land, voller Hügel und Berge, und wenig angebaut. Der Boden iſt ſchlecht und unfruchtbar, und die Thäler zwiſchen den waldigen Gebirgen, die allen Luftzug aufhalten, ſind feucht und weich. Die vielen Flüſſe, welche

welche durch das Land gehen, bilden häufige Seen in den engen Thälern des Landes; der Südoſtwind, dem es allein vom Schwarzen Meer her offen ſteht, weht die Ausdünſtungen aus demſelben immer den hinten liegenden Gebirgen zu, an welchen ſie ſich ſtoßen, und in Regen aufgelößt herabfallen, der die Luft beſtändig feucht und ungeſund macht. Die Früchte ſind daher alle von ſchlechtem Geſchmack und ungeſund, auſſer den Weintrauben, woraus einer der beſten Weine in der Welt gemacht werden könnte, wenn die Leute ſeine Zubereitung verſtänden. Die häufigen Regen, womit ſich die heißen Ausdünſtungen des Klima's vermiſchen, verurſachen Peſt und andre gefährliche Krankheiten in Mingrelien nicht ſelten. Der Boden iſt ſo feucht, daß die wenigen Einwohner, die ſich mit Ackerbau beſchäftigen, ihren Weitzen und Gerſten, ohne zu pflügen, ſäen, und zu andern Sämereien nur mit kleinen hölzernen Pflügen die Erde auflockern, denn dieſe ſind ſtark genug, in einem ſo weichen Boden Furchen zu machen. Reis und Hirſe wird auch in einigen Gegenden gebaut. Kolchis war bei den Alten ſo berühmt wegen ſeiner auſſerordentlichen Anmuth und Fruchtbarkeit, und ſeine Goldminen gaben der ſo berühmten Argonautenfabel ihren Urſprung, die das goldene Fließ daher holen wollten; denn die Einwohner pflegten den Goldſand, welchen die Gießbäche vom Kaukas herabſpühlten, in Schaaffellen zu ſammlen, die ſie in den Engen dieſer Gießbäche ausſpannten.

An Rindvieh, Schweinen, wilden Schweinen, Hirſchen, Rebhühnern, Faſanen, Wachteln ꝛc. iſt hier ein Ueberfluß; und im Kaukas giebt's auch Falken, Adler, Pelikane, Tiger, Löwen, Leoparden, Wölfe und Schackals.

Das Brod bereiten die Mingrelier aus einer dem Hirſen ähnlichen Frucht Gomm, welche klein wie Koriander iſt; dieſes hat einen angenehmen Geſchmack, iſt geſund, kühlend und laxirend. Leute vom Stande eſſen auch Weitzenbrod, nicht weil es beſſer, ſondern weil's ſeltener iſt. Die vornehmſten Speiſen ſind Rind- und Schweinefleiſch, welches letztere hier fürtreflich iſt. Der Adel bringt den größten Theil ſeiner Zeit mit dem Vogelfang und der Jagd zu, beſonders ſuchen ſie Faſanen und Waſſervögel auf. Ihre vornehmſte Beluſtigung beſteht darin, daß ſie den Falken auf den Reiger ſtoßen laſſen, und der iſt nicht ſobald gefangen, als ſie ihm den ſchönen Federbuſch vom Kopfe ſchneiden, und ihn dann wieder frei laſſen. Sie haben auch eine große Anzahl treflicher Pferde, welche nicht beſchlagen, auch nicht mit Korn gefüttert werden.

Das Land iſt überall mit Häuſern bebaut, welche einzeln ſtehen. Feſte Oerter giebt es nur zehn, von welchen der vornehmſte

Rues, Ruchi, Ruchs heißt; in demſelben hat der Fürſt ſeinen Hof, und verwahrt darin ſeine Schätze. Die

Be-

Beſatzung indeß beſteht nur aus ſechzig Mann. Nahe bei dieſem Schloß ſind verſchiedene Magazine für Lebensmittel, welche ihnen auf unvorhergeſehene Fälle zur Zuflucht dienen. Sie haben hier viele Hütten aus Baumzweigen und Rohr, und halten ſich hier ſo ſicher, weil keiner zu dieſem Ort kommen kann, auſſer durch einen engen, krummen Weg, den ſie alle mal verſperren, wenn ſie einen Ueberfall beſorgen. Obgleich die Mingrelier Bauholz genug haben, ſo bauen ſie doch ihre hölzerne Häuſer nie über zwei Stockwerk hoch. Sie haben weder Fenſter noch Kamine, doch Betten und Matratzen, und des Nachts liegt nicht blos die ganze Familie, ſondern auch das Vieh in Einer Kammer.

Isgaur, bei der Nordweſtgrenze, iſt ein Landungsplatz am Schwarzen Meer für alle nach Mingrelien kommende Handelsſchiffe: und unweit davon iſt ein im Walde ausgehauener, ebener Platz, der der große Markt von Migrelien heißt, mit einer Straſſe, auf deren beiden Seiten Hütten von geflochtenen Zweigen für die Waaren ſtehen.

Die Mingrelier ſind zum Theil wohlgewachſene, aber übel geſittete und ſchmutzige Leute. Das Frauenzimmer iſt ganz artig; allein ſie bemahlen ihre Wangen und Augbraunen. Ihr Haar tragen ſie in krauſen Locken; ſie ſind witzig und fein, aber dabei eitel, ſchwelgeriſch, treulos

und wild; geſchickte Diebe, die ſich ihrer Diebereien rühmen. Sie halten es beides der Klugheit und dem Geſetz gemäß, viel Weiber zu haben, weil ſie dadurch viel Kinder bekommen, die ſie für Geld oder andere Bedürfniſſe verhandeln können. Werden aber der Kinder zu viel, ſo tragen ſie kein Bedenken, ſie umzubringen. Eben ſo ermorden ſie auch kranke und bejahrte Leute, welches ſie für eine Wohlthat halten, die ſie ihnen erweiſen, indem ſie dadurch ihres Elendes entledigt werden. Ehebruch wird nur für eine Kleinigkeit gehalten, und hat gar nichts zu bedeuten; denn wenn der Mann bei ſeiner Frau einen Galan ertappt, ſo muß dieſer ein Schwein zur Strafe geben, welches ſogleich zugerichtet, und von allen dreien freundſchaftlich verzehrt wird.

Die Bauern ſind Leibeigne der Edelleute, und werden ſehr gedrückt, auch nicht ſelten an Ausländer verkauft. Ihre Streitigkeiten werden von den Edelleuten entſchieden, aber wenn dieſe unter ſich ſelbſt Streit bekommen, ſo greifen ſie zu den Waffen.

Die Geiſtlichen haben lange Bärte, aber die Laien laſſen nur ſehr wenig von ihrem Barte wachſen. Sie ſcheeren das Haupt ſo, daß ſie nur wenig Haare auf dem Vorkopf und um die Ohren ſtehn laſſen. Sie tragen Filzmützen, die im Winter mit Rauhwerk beſetzt ſind, aber dieſe nützen ihnen wenig, denn wenns regnet nehmen

ſie

ſie ſolche ab um ſie zu ſchonen, ſtecken ſie in die Taſche, und gehen mit bloßem Kopfe. Sie ſind ſo arm, daß das gemeine Volk faſt nackend geht, und nur eine dreieckigte Decke haben, womit ſie ſich gegen Wind und Regen bedecken. Sie tragen auch ein Hemd, haben aber ſelten mehr denn eines, welches ſie alle Jahre nur dreimal waſchen. Das Hemd iſt in ein Paar Hoſen zuſammen geſchürzt, und an den Füßen tragen ſie Pantoffeln von ungegärbtem Büffelsfell, die ſie mit Riemen aus gleichem Fell befeſtigen. Im Winter tragen ſie Schneeſchuhe.

Eine ganze Familie beiderlei Geſchlechts iſſet zuſammen. An Feſttagen eſſen ſie Wildpret, Rind- und Schweinefleiſch, an andern Tagen haben die Herren der Familie Fiſche und Brei, und die übrigen geringern Perſonen nur Gomms. Erlaubt es die Witterung, ſo ſpeiſen ſie unter freiem Himmel. Bei Schmauſereien pflegen ſich beide Geſchlechter zu betrinken, und denn rühmen ſich die Männer ihrer Diebereien, und die Weiber ihrer Liebeshändel.

Das beſtändige Verhandlen der Mingrelier an die Türken und Perſer, und ihre unaufhörlichen Fehden unter einander, haben das Land ſehr entvölkert, und zu Chardins Zeiten ſollen nur zwanzigtauſend Einwohner in Mingrelien geweſen ſeyn. Zu dieſer Entvölkerung tragen auch die drückenden Abgaben, und der Mangel an Ge-

Gerechtigkeitspflege viel bei. Die Einkünfte des Fürſten werden jährlich auf 20000 Kronen geſchätzt, welche durch Geldſtrafen, Auflagen, Sklavenhandel, und Aus- und Einfuhrtaxen zuſammen gebracht werden. Von dieſem Gelde giebt er ſehr wenig aus, denn ſeine Kronländereien ſind zu ſeinem Unterhalt mehr als hinreichend, und ſeine Unterthanen müſſen ihm dazu umſonſt arbeiten. Seine Kriegsmacht beſteht hauptſächlich in Fußvolk, und iſt nicht über 4000 Mann ſtark. Vor Zeiten konnten die Mingrelier wohl 40000 Mann ins Feld ſtellen. Ein jeder Edelmann führt ſeine Unterthanen in den Krieg, aber dieſe ſind ſo ſchlecht abgerichtet, daß ſie ohne Ordre marſchiren, angreifen und zurückziehen. Aller Handel iſt Tauſchhandel, ob ſie gleich Geld unter Perſiſchem Stempel haben, deſſen Werth, weil's in Georgien gemünzt wird, indeß ſehr veränderlich iſt.

Die Mingrelier nennen ſich zwar Chriſten, ſind aber in allen Religionskenntniſſen äuſſerſt unwiſſend. Wenige ihrer Geiſtlichen können leſen und ſchreiben; aber ſie verſtehen ſich gut auf die Täuſchung des Volks durch vorgebliche göttliche Eingebungen. Viele Kirchenſchriftſteller ſagen, daß dieſe Leute unter Konſtantin dem Großen zum Chriſtenthum bekehrt worden, aber die Mingrelier ſelbſt ſchreiben ihre Bekehrung dem Apoſtel Andreas zu, der zu ihnen gekommen, und das Chriſtenthum auf einem Platz, namens Piguetas, gepredigt, woſelbſt noch itzt eine Kir-

che

che ſteht. Das Oberhaupt ihrer Kirche heißt Katholikos, und dieſer iſt verpflicht, in ſeinem Leben Einmal in dieſe Kirche zu gehen, um heiliges Oel zu weihen.

Wenn ein Mingrelier krank wird, ſo läßt man einen Prieſter holen, nicht um mit ihm zu beten, ſondern zu ſagen, ob er geneſen oder ſterben werde. Dieſer öfnet ein Buch, ſieht ernſthaft in daſſelbe, macht es plötzlich wieder zu, und ſagt: der Kranke würde unfehlbar ſterben, wenn man ihm nicht ein gutes Geſchenk gebe. Dadurch wird denn der Kranke ſehr erſchreckt, daß er den Prieſter bittet, nur zu nehmen, was ihm gefällig ſey.

Die Kathedralkirche iſt ein erträgliches Gebäude, und die darin befindlichen Bilder ſind reich mit Gold und Juwelen geziert. Die höhere Geiſtlichkeit trägt lange Bärte, ſchwarze Mützen und lange Röcke von Scharlach und Sammt, aber die niedere Geiſtlichkeit macht nur eine ſehr verächtliche Erſcheinung, und dieſe muß für ihre adelichen Herren eben ſo ſchwer arbeiten, als die Laien. Ihre andern Kirchen ſind gewöhnlich ſehr unſauber, und die Bilder darin ſchmutzig, die ſie jedoch auf eine faſt abgöttiſche Art verehren. Weil ſie keine Glocken haben, ſo pflegen ſie, um das Volk zur Kirche zu rufen, welches doch nur ſelten geſchieht, mit Prügeln an große Bretter zu ſchlagen. Solchen Heiligen, die einen recht grauſamen und wilden Charakter haben, erweiſen ſie die größte Ehrerbietung,

und machen ihnen die größten Geſchenke. S. Giobas iſt ihr größter Favorit, weil ſie glauben, daß er alle tödte, die ſich ihm nähern wollen, ſie pfeifen ihm daher nur in einer Entfernung, und legen ihre Geſchenke daſelbſt nieder. Ihre Meſſe halten ſie nach Griechiſchem Gebrauch, nur mit dem Unterſchied, daß der Griechiſche Prieſter alles deutlich ſpricht, die Mingreliſchen aber die Liturgie nur herbrummen. Statt des Kelchs haben ſie eine hölzerne Schale, und zu dem Brod einen hölzernen Teller. Sie weihen beides geſäuertes und ungeſäuertes Brod, und trinken den Wein mit Waſſer unvermiſcht.

Sie taufen durchs Untertauchen; und ſobald das Kind getauft iſt, überlaſſen Prieſter, Aeltern, Pathen und Gäſte ſich den größten Ausſchweifungen. Will ein Mann eine Frau haben, ſo muß er ſie kaufen, und für Mädchen wird noch ein ziemlich guter Kaufpreis bezahlt, weniger für eine Wittwe, und am allerwenigſten für eine Geſchiedene. Iſt der Heirathsvergleich geſchloſſen, ſo kann das Paar beiſammen wohnen bis zur Bezahlung der Summe. Man kann ſowohl wegen Unfruchtbarkeit, als übler Gemüthsart von der Frau ſich wieder ſcheiden.

Verſtorbne laſſen ſie vierzig Tage über der Erde ſtehen, während welcher Zeit ſie Leidtragen. Zuerſt erheben ſie ein fürchterlich Geheul und Geſchrei, reißen ihre Kleider in Stücken, ſchlagen auf die Bruſt, kratzen ihr

Ge-

Geſicht und raufen ſich das Haar aus, aber dieſes Wehklagen nimmt immer mehr ab bis zum vierzigſten Tage, da der Leichnam begraben wird. Denn wird eine Luſtbarkeit angeſtellt, wobei man ſich zur zügelloſeſten Frölichkeit anfeuert, und die Leidtragenden ſich beſaufen, um den Verſtorbenen zu vergeſſen. Stirbt einer von den Laien, ſo verrichtet allemal ein Biſchof das Leichenamt, der denn auf alles, was dem Verſtorbenen zugehörte, Anſpruch macht; wenn aber ein Biſchof ſtirbt, ſo ſingt der Fürſt ſelbſt die Meſſe ab, um das Recht zu haben, ſein Haus auszuplündern. So iſt ein Begräbniß gemeiniglich der Ruin einer ganzen Familie.

Wenn die Mingrelier Schweinefleiſch eſſen, oder Wein trinken, ſo machen ſie allemal das Zeichen des Kreuzes darüber, wovon aber keiner den geringſten Grund anzugeben weiß. Alle ihre Gebete richten ſie an ihre Heiligen, denen ſie auch opfern; und ihr größtes Feſt iſt, wenn die Heiligenbilder in Prozeßion herumgetragen werden, um Geld von dem Volke zu bekommen. Am Weihnachts- und Oſterfeſt arbeiten ſie nicht, aber an allen übrigen Tagen des Jahres. Sie beobachten vier große Faſten, nemlich 48 Tage vor Oſtern, 40 Tage vor Weihnachten, am S. Petersfeſt, das einen Monat dauert, und am Feſt der Jungfrau Marie, welches 15 Tage währt.

Es

Es giebt in Mingrelien auch einige Mönche vom Orden des heil. Baſilius. Dieſe beobachten die Faſten mit großer Pünktlichkeit, ſind aber in allen andern Religionspunkten ſehr ſorglos. Sie laſſen ihr Haar wachſen, eſſen kein Fleiſch, und tragen ſchwarze Mützen. Es giebt auch Nonnen dieſes Ordens, die aber in keine beſtimmte Klöſter eingeſchloſſen, noch durch Gelübde gebunden ſind, ſondern in die Welt zurücktreten können, wenn's ihnen beliebt, und mit Nonnen weiter keine Gleichheit haben, als daß ſie ſchwarze Schleier tragen.

Der Zar Dadian, der Oberherr Mingreliens, wird auch Fürſt des Schwarzen Meers genannt. Er iſt ein Vaſall des Zars von Imereti, und da dieſer ein Vaſall von Rußland iſt, ſo wird's ohne Zweifel auch der Zar Dadian ſeyn.

3. Der Staat des Zars Heraklius, der anſehnlichſte auf der Kaukaſiſchen Landenge. Er ſtand vormals unter Perſiſcher, und während der Perſiſchen Unruhen, kurze Zeit unter Türkiſcher Hoheit, und iſt durch die Tapferkeit des Fürſten Heraklius weiter ausgedehnt worden, als er vorher nie geweſen war. Seit 1783 hat ſich der Zar Heraklius der Ruſſiſchen Hoheit freiwillig unterworfen, und der Staat deſſelben beſteht itzt aus

a) den ältern Beſtandtheilen deſſelben, oder den beiden Ländern Kargwel und Kacheti.

1) Karg=

1) Kargwel, bei den Europäern Karduel oder Kartuel, bei den Ruſſen inſonderheit Kartalinien, von Reinegg Kartel genannt, grenzt weſtlich an Iberien, ſüdlich an Aghalzighe, öſtlich an Armenien und Kaket, nordlich aber an den Kaukas. Dieſe Provinz begriff ſonſt auch Satabago, und machte ehemals einen Theil von Iberien aus. Ihren Namen Kartel ſoll ſie vom Fürſten Kartlos, der es davon abſonderte, erhalten haben. Nachgehends ward dies Land mehrern gewaltigen Zerrüttungen ausgeſetzt, und ihre Entvölkerung wurde ſo groß, daß auch noch itzt der geringſte Theil davon bewohnt iſt. Der Stärkere beraubte immer den Schwächern. Die aus dieſen Plünderungen reich und groß gewordenen Edelleute nennten ſich Eriſtawi, Unabhängige, und bekriegten ſich ſelbſt mit gedungenen Tataren unaufhörlich. Nun wurden die Tataren mit dem Lande genauer bekannt, thaten Einfälle in daſſelbe, und ſchleppten ſeine Einwohner als Sklaven fort. Die Einwohner flüchteten ſich nach unzugänglichen Hölen, und die Tataren von Dageſtan verwüſteten nach ihrem Gefallen den überbliebenen Fleiß des geflüchteten Unterthans. So ward aus dieſem glücklichen Lande eine Einöde. Endlich ſetzte Fürſt Heraklius durch ſeine Tapferkeit und Geſchenke, wie einſt Philipp von Macedonien, den verheerenden Einfällen der Barbaren Grenzen, und unter ihm fiengen die Wüſteneien allmählig wieder an zu blühen, und bevölkert zu werden. Er und ſeine Unterthanen würden höchſt glücklich ſeyn, wenn ſeine Regierung minder einge-

ſchränkt, und er, alle Hinderniſſe des Wohlſtandes ſeiner Staaten zu entfernen, im Stande wäre: vielleicht treten dieſe Umſtände bald ein.

Die Grenzgebirge dieſes Landes ſind eine herrliche Vormauer deſſelben, welche Heraklius beſtändig beſetzt hält, um die Türkiſchen Einfälle abzuwehren, und die Reiſenden und Kaufleute, welche die Produkte Kargwels nach Imereti, und umgekehrt, bringen, zu ſchützen. Traurig iſts aber, an den fruchtbaren Ufern der Flüſſe dieſes Landes, am Kur auf der Südgrenze, am Arak, der mitten durchs Land fließt, auf dem fetteſten Boden faſt nichts, als Ruinen ehemaliger Dörfer, und den zertretenen Fleiß ausgewanderter Einwohner wahrzunehmen. Nur wo die Thäler enger, und die Berge ſteiler werden, an den Flüſſen Schawi Ghefzuri Squali (Schwarz Gebirgwaſſer) und Thiulett Squali iſt die Anzahl der Bewohner ſtark, und der Anbau beträchtlich, und dieſe Gegenden bringen denn auch alles hervor, was nur immer das Bedürfniß des erſten Unterhalts, und der Bequemlichkeit der Einwohner ſeyn kann.

Der erſte dieſer Flüſſe, der Kur oder Kura, nachdem er ſeine urſprünglichen Gebirge verlaſſen, richtet er ſeinen Lauf ſüdweſtlich, zwiſchen hohen Bergen eingeſchloſſen, nach Azghur, einem ſehr ſchönen Türkiſchen Orte, wo ſich das Aghalzighiſche oder Satabagiſche Gebiet von Kartel trennt.

trennt. Eine Menge von entvölkerten Dörfern und eingefallenen Feſtungen bezeugen es, wie ſehr dieſes Land allhier müſſe bewohnt geweſen ſeyn. Jetzt erſetzen die Stelle der Einwohner unermeßliche Waldungen von Tannen und Fichten, und eine unzählbare Menge allerlei wilder Thiere bewohnen dieſe verlaſſene Gegend, deren Berge die reichſten Mineralien enthalten. Der Kurafluß endlich, nachdem er in ſeinen mannigfaltigen Krümmungen nordlich ſo fortgelaufen, trennt dieſe gebirgigte Gegend, und zeigt ſich in ſeiner ganzen Größe, in einer Ebene, auf welcher Zſgra Mugha, Neun Eichen, ein Dorf, liegt, das gegen Weſten die Grenzen des Fürſten Heraklius und Salomons beſtimmt. Eine Menge Dörfer und kleine Städte theilen die Fruchtbarkeit der ganzen Ebene an den beiden Ufern des Kuraſluſſes unter ſich. Die angrenzenden hüglichten Berge liefern den ſchönſten Marmor, Holz und die fetteſte Viehweide. Es fehlt auch nicht an warmen mineraliſchen Quellen, und verſteinerten Holzkohlenbrüchen, deren ſich aber die Einwohner, aus Ueberfluß des Holzes, nicht bedienen. Nachdem endlich aber der Kurafluß weiter ſo ſüdlich fortgelaufen, vereinigt ſich mit ihm ein andrer ſtarker Fluß von Nordnordoſt, welcher Kara Kalkan Sui genennt wird. An dem Ufer der Vereinigung beider Flüſſe iſt eine kleine Stadt, Gori, gebaut, die von einer fürtreflichen Feſtung beherrſcht wird. Der Ueberfluß an Getreide und Früchten iſt allhier ſehr groß, ſo wie die Viehzucht und der Seidenbau beträchtlich. Der Kurafluß verläßt

läßt endlich, nachdem er ſich mit dem Kara Kalkan Sui vereinigt, in mannigfaltigen Armen dieſe Ebene, bildet Inſeln von der fetteſten Weide, und nachdem er bei einigen Stunden lang nach eignem Gefallen ſo fortgelaufen, vereinigt ſich ſein Strom gegen Weſten; allein die Atheniſchen Hügel hemmen ſeinen Lauf, und zwingen ihn, mehr ſüdlich fortzufließen. So fruchtbar nun dieſe ganze Ebene und beide Ufer der Kura ſind, ſo überflüſſig brachten ehedem die Atheniſchen Hügel den koſtbarſten Wein hervor: aber zu dem größten Leidweſen des Georgianers iſt jetzt alles wüſte, und der Mangel an Menſchen läßt dieſe ſchöne Gegend ungebaut. Eben dergleichen wüſte und ungebaute Felder begleiten nun beide Ufer des Kura längſt hinunter, bis dahin, wo ſich dieſer Fluß wieder nach Süden krümmt, und aus ſeinen gebirgigten Ufern in einem zwölf Stunden langen, und fünf Stunden breiten Thale in feſte Ufer ſich einſchrenkt. In dieſem Thale liegt die Herrſchaft Muchram, welche an Fruchtbarkeit faſt alle Gegenden übertrifft. Von hieraus krümmt ſich der Kura ganz ſüdlich, und vereinigt ſich endlich mit

Dem Arak, in alten Karten Mazonius oder Alazon genannt, der von Nordoſten kommt, und, wie oben erwieſen, die Grenze der Iberier, Albanier und Armenier beſtimmt. Bei dem Einfluſſe des Arak in den Kur entſteht eine Art von Halbinſel, auf deren Spitze ein ſchönes Dorf Zgetta ſteht, wovon unten. Längs dem Arak hinauf öff-

net ſich ein ſehr ſchönes Thal, das von beiden Seiten dieſes Fluſſes an Holz und Viehweiden ſehr reich iſt, und an die Herrſchaft Tuſchett grenzt. Alsdenn aber wird eben dieſes Thal zwar ſchmäler, aber um ſo viel bewohnter. Podorna, Ananurkſiri und eine Menge noch andrer Dörfer, ernten die Fruchtbarkeit der Ufer eines neuen Fluſſes, der Schawi, Ghefzuri, Squali, (Schwarz Gebirgswaſſer) heißt, und ſich allhier mit dem Arak vereinigt. Nun aber wird der Weg durch hohe Gebirgsriegel verſchloſſen, oder wenigſtens ſehr ſchwer gemacht, wegen des loſen und nur zu oft einſtürzenden Sandes, aus welchem dieſe Berge meiſtens beſtehen.

Zwiſchen dieſen Bergen verbarg die Natur noch ein kleines Thal, welches Thiulett heißt. So ſehr dieſes auch von dem Winter heimgeſucht wird, und weder Korn noch Früchte, ſondern kaum Gerſte und Hirſe hervorbringt, ſo iſts doch an Bewohnern ſo reich, wie an Waſſerquellen, welche unzählig aus jeden Berges Ritzen hervorſprudeln. Aus dem Zuſammenfluß dieſer häufigen Quellen entſteht ein neuer Fluß, welcher Thiulett Squali, das Thiuletter-Waſſer, genennt wird, der ſich hernach mit dem Schawi Ghefzuri Squali und dem Arak vereinigt. Dieſer Thiulettfluß und ſeine Quellen beſtimmen die nördliche Grenze Kartels, und der wirklichen Herrſchaft des Fürſten Heraklius.

Teflis iſt die Hauptſtadt Georgiens, und die Reſidenz des Zars Heraklius. Eine der beſten Städte des Orients, und nach Reinegg im Armeniſchen Georgien gelegen. Der Fluß Kür wäſſert ſie, bei deſſen Zuſammenfluß mit dem Arak ſich gegen Süden die ganze Provinz Kartel endigte, und der durch ſo große Flüſſe verſtärkt nunmehr anſehnlicher wird, ſich noch einige Stunden lang zwiſchen ihm widerſtehenden Gebirgen krümmt, endlich aber ſchnell durch hüglichte Ebenen neben der alten Grenze Armeniens fließt, und ſein linkes Ufer gegen Oſten für die Grenze Albaniens, ſein rechtes aber für den Theil Armeniens beſtimmt, der jetzt, als ein Theil des Gebiets des Zars Heraklius, zu Georgien gerechnet wird. Ein enger, durch Felſen gebrochener Weg iſt die einzige Straße, um nach Armenien zu gelangen; und obgleich ſteile Klippen, und der anſehnliche Kurafluß ſchon Schwierigkeiten genug in den Weg legten, um hier einzudringen, ſo wurde doch dieſer an ſich ſchon unüberſteigliche Weg noch durch eine Feſtung geſchützt, deren Ruinen man noch ſieht. Einige Dörfer, und die neuen Koloniſten bebauen die nunmehro offnen Felder an den beiderſeitigen Ufern des Kura, bis nach der Hauptſtadt Teflis, deren Mauern ſtark und ſchön ſind. Sie enthält 14 Kirchen, wovon 6 den Georgiern, und 8 den Armeniern gehören. Die ſteinerne Kathedralkirche, die Sions-Kirche genannt, ſteht nahe am Fluß. In ihrer Mitte erhebt ſich ein großer Dom von vier ſchönen ſteinernen Säulen getragen, und an ſie ſtößt der Pallaſt des Biſchofs.

ſchofs. Am Abhange des Berges iſt eine weitläuftige Feſtung, welche ein Zeughaus, einen Markt und einen öffentlichen Platz enthält. Die Georgier haben Glocken in den Kirchen, verkaufen Schweinefleiſch auf den Märkten, und ſchenken Wein auf den Straßen. Ihre Bezars, Karawanſereien und einige andere Häuſer ſind von Steinen erbaut, aber die meiſten Gebäude beſtehen aus Leimen und Ziegeln, und ſind dabei niedrig und dunkel. Die Straßen ſind ſehr ſchlecht gepflaſtert, und daher beides in naſſem und trockenem Wetter ſehr beſchwerlich. Der Pallaſt des Zars iſt ein ſehr ſchönes Gebäude. Er iſt mit weitläuftigen anmuthigen Gärten, Vogelheerden und Falknereien ꝛc. geziert, und vor demſelben befindet ſich ein großer viereckigter mit Handelsbuden eingeſchloſſener Luſtplatz. Die Stadt Teflis liegt in 42 Grad 47 Minuten Nordbreite, und 47 Grad 5 Minuten Oſtlänge, und iſt nach einer Inſchrift, welche man noch in der Zitadelle ſieht, von einem Fürſten Liewang im Jahr 1063 erbaut. Ihr ehemaliger Name war Twiulis, weil in und auſſer ihren ſchon einfallenden Mauren ſehr viele und wirkſame warme Quellen ſind, welche den Einwohnern zu Bädern dienen. Man zählt in ihr, die Vorſtädte ungerechnet, über 4000 Häuſer, davon einige ganz erträglich ſind. Die Volksmenge ſchätzt man auf 20000 Seelen, und ſie könnte noch ſtärker ſeyn, wenn wegen der Unreinlichkeit der Straßen und der ausſchweifenden Lebensart und Völlerei die Sterblichkeit nicht ſo groß wäre. Schöne Gärten vor

der Stadt machen die Gegend um dieſelbe ſehr angenehm. Die Stadt hat einen blühenden Handel, den ſie vornehmlich der Thätigkeit der unermüdeten Armenier verdankt. Sie iſt der Stapelort für Peltereien, und eine große Menge rohe Seide wird von hier nach vielen Orten verſandt, weil die Georgier von der Weberei nichts verſtehen. Die Hauptergötzlichkeit der Einwohner von Teflis iſt das Baden. Ihre Bäder liegen angenehm, und beſtehen aus ſchönen theils heißen, theils warmen, theils kalten Quellen. Die Wohnung des Großveſſirs iſt das ſchönſte Haus in der Stadt, und das Kapuzinerkloſter liegt anmuthig. Dieſe Mönche bekommen von Rom zu ihrem Unterhalt ein jeder jährlich fünf und zwanzig Römiſche Kronen, aber ſie haben die Freiheit, Aerzte abzugeben, ob ſie gleich von der Arzneikunde wenig verſtehen. Stirbt ihnen der Kranke, ſo bekommen ſie keine Bezahlung, wird er aber wieder geſund, ſo werden Sklaven, Wein, Kühe und Schaafe ꝛc. ins Kloſter als ein Dankgeſchenk geſchickt. Vom Gelde machen die Georgier wenig Gebrauch; ſie ſind größere Freunde des Tauſchhandels. Reiſende haben alſo Gelegenheit, ſich die beſten Lebensmittel im großen Ueberfluß gegen Kleinigkeiten einzutauſchen, als für Halsbänder, Ringe, Armbänder, Meſſer, Nadeln, Nägel ꝛc. Weder Maaße noch Gewichte ſind im Gebrauch, und ſie ſind ſo ſchlechte Rechner, daß ſie nicht einmal bis hundert zählen können. In Georgien wird auch ein Kaufmann weniger als ein Handwerker geachtet, und ein Handwerker ſteht

wieder dem Ehemann nach. Die vornehmſten Kauf- und Handelsleute ſind Armenier, welche von den Georgiern von Natur gehaßt, und eben ſo verächtlich angeſehn werden, wie in Europa die Juden. Eines der angeſehenſten Geſchäfte iſt in Georgien das Geſchäft eines Nachrichters. Ein Nachrichter iſt allemal ein angeſehener und geehrter Mann, und ſie ſind alle reich. Wer einen Henker unter ſeinen Vorfahren zählen kann, der thut ſehr ſtolz darauf, und verfehlt nicht, dies bei jeder Gelegenheit als eine Ehre ſeines Hauſes zu erwähnen; indem er dabei bemerkt, daß nichts edler ſey, als die Gerechtigkeitspflege, und daß die Sicherheit des Staats von der Ausrottung der Verbrecher abhange.

Bei dem Einfluß des Araks in den Kur liegt das ſchöne Dorf Zgetta auf einer Halbinſel. Die Alterthümer und Ruinen dieſes Orts, die Größe etlicher ſehr ſchön und feſt gebauter Kirchen, welche unter andern Seltenheiten, wenigſtens nach der Verſicherung des Prieſters, auch das Hemd Chriſti aufbewahren, zeigen, daß einſt hier eine anſehnliche Stadt, vielleicht Acroſtopolis, geſtanden habe, deren in der Römiſchen Geſchichte gedacht wird. Denn nachdem Pompeius die rebelliſchen Iberier geſchlagen, die Albanier ſich unterwürfig, und die Armenier zinsbar gemacht hatte, mußte er wohl einen ſolchen Ort zu ſeinem Aufenthalte wählen, wo er an den Grenzen dieſer Provinzen jedem Aufruhr ſogleich Trotz bieten konnte.

Dieſe Muthmaßungen Reinegg's werden auch noch durch die alten Mauren einer ſehr vortheilhaft angelegten Feſtung beſtätigt, welche die ganze Grenze beherrſchte. Auch beweiſen die Georgianiſche Geſchichten, und ihre Traditionen, daß dieſes die einzige und älteſte Stadt in Georgien geweſen ſey, da dieſe Nazion den chriſtlichen Glauben annahm.

An das Gebiet von Teflis und ihre fruchtbaren Gärten grenzt die Provinz Somghetien, von ohngefähr 6000 Familien, welche aus den anſehnlichen Herrſchaften Kota, und dem obern, mittlern und untern Bolnis beſteht. Dreißig Jahre lang lag dies fruchtbare Land wüſte, und erſt durch die Fürſorge des Zars Heraklius wurde es wieder bevölkert. Es hat ſehr reiche Eiſen- und Silberminen, welche aber nicht mit Vortheil bearbeitet werden. Geſundbrunnen ſind auch hier; allein dem zu ſehr an Wein gewöhnten Einwohner ekelt der ſaure Geſchmack; doch iſt er ſorgfältig genug, ſein krankes Vieh nach dieſen Quellen zu leiten, weil er ihrer Wiedererholung verſichert iſt. Quoeſch, eine andre Herrſchaft, iſt überflüſſig mit Weide und Gärten, wie auch mit Marmor, und grün und roth geſtreiften Jaſpis verſehen. Auch Kupferminen ſind ſehr häufig. Mehr ſüdlich iſt die noch wüſte Herrſchaft Tamblutt mit ſehr reichen Gold, Silber- und Bleigruben. Aber da die Gebirgswaſſer ihre Gänge erfüllt haben, und man dieſe nicht abzuleiten verſteht, ſo

wer-

werden ſie nicht bearbeitet. Noch iſt eine kleine Herrſchaft Naghatir; und neben dieſer eine höchſtbedeutende Lori, welche nicht allein die beſten Kupferminen und den fruchtbarſten Boden zu Viehweide, Garten- und Feldfrüchten hat, ſondern auch für ganz Georgien und die Türkiſchen Grenzen die beſten Mühlſteine aus dem Gebirge Karaghatſch (Schwarzkreuz) liefert, das Georgien von Satabago ſcheidet. Südlicher grenzt an ſie die kleine Provinz Bembeck, welche noch mit der Perſiſchen Provinz Eriwan und den Gebirgen der Türkiſchen Stadt Kars umgeben iſt. Sie theilt ſich in die drei Herrſchaften Kara Kiliſſe, Derbeſt und Hadſchi Kara, und enthält etwa 6000 Familien. Die Gegenden ſind mehr bergigt, aber die Weide äuſſerſt fett, und die Fruchtbarkeit an Korn, Gerſte und Hirſe iſt unglaublich. Auch vermehrt das reiche Sammeln des weißen ſehr guten Honigs das Einkommen des fleißigen Landmanns beträchtlich.

An Bembeck und Lori grenzt die an Kupferminen und Getreide ſo ſehr reiche Herrſchaft Uſunlar; an welche gegen Süden das alte aber ſehr prächtig und dauerhaft gebaute Armeniſche Kloſter Achpat, und die noch itzt entvölkerte Herrſchaft Sennain mit dem gleichnamigen Kloſter ſtößt. Hier grenzt auch die ſehr volkreiche, mit Holz, Kupfer und Getreide überflüßig verſehene Herrſchaft Schulawer, und die an Gold und Silber ergiebige Gegend Akdale. Dieſes Akdale war ehemals die Reſi-

Reſidenz des Armeniſchen chriſtlichen Fürſten Allodiuns. Auſſer einer zum Beweiſe dienenden noch ſehr gut erhaltenen und feſten Kirche, ſieht man auch noch den Fürſtlichen Pallaſt, mit Bewunderung und Erſtaunen über die Verſchwendung der Koſten und Mühe, die zu dieſem Gebäude erforderlich geweſen ſeyn müſſen. Nachdem man aber hier Gold- und Silberminen gefunden, und ſolche zu bearbeiten angefangen hatte; ſo wurde dieſer ſchöne alte Pallaſt in eine Schmelzhütte umgeſchaffen, und der gierige Grieche verwandelte in kurzer Zeit dieſe koſtbaren Alterthümer in Ruinen.

Südöſtlich von hier öffnet ſich eine ſehr ſchöne und große Ebene, in welcher die Herrſchaft Aiwas Ali iſt. Der große Fluß Chram, mit welchem ſich die Flüſſe Boertelli, Bolotauri und Naghatir Sui, die alle aus den Gebirgen Karaghatſch kommen, vereinigen, durchfließt dieſes flache Land, deſſen Fruchtbarkeit an Baumwolle, Reis und andern Feldfrüchten ſehr beträchtlich iſt, dem es aber an Bewohnern fehlt. In eben dieſer Ebene liegen auch noch die Herrſchaften Moghan und Bortſchallo, welche zweite ſehr beträchtlich iſt, und nebſt Lori, Uſunlar und Bembek dem älteſten Prinzen des Zars Heraklius, Georg, zugehört. Und da dieſer Herr alle Eigenſchaften verſpricht, zu denen die Natur ihn bildete, da er, um das Wohl ſeiner Unterthanen zu gründen, oftmals ſein eignes aufopfert, ſo zieht er eine Menge Ein-

wohner

wohner von Perſien, und beſonders von den Türkiſchen Grenzen, nach dieſen glücklichen Gegenden, ſo daß nach einigen Jahren wohl ſchwerlich noch ein ungebautes Feld gefunden werden wird.

Gegen Südoſten erhebt ſich dieſe ebene Gegend allmählig, wird hügelicht und fruchtbar-gebirgigt, bis endlich im weitern Lauf gegen Süden dieſe Bergkette ſich an die Gebirge Bembeks anſchließt. Dieſe Gebirge und ihre fruchtbaren Thäler bewohnen Völker, welche ihren Urſprung von den Doniſchen Koſaken herleiten, und deßwegen nebſt der ganzen Gegend, welche ſie bewohnen, Kaſak genennt werden. Sie wird von der Herrſchaft Bortſchallo durch den Fluß Chram getrennt, über welchen eine ſchöne ſteinerne Brücke führt, die von dem Fürſten Roſtom erbaut wurde, und Sinnik Koepri genennt wird. Etliche Stunden unterhalb dieſer Brücke ſtürzt ſich der Chram in die Kura, nachdem er vorher die Flüſſe Zſchemend und Zſchuaſis, welche beide in den Koſaſiſchen Gebirgen entſpringen, mit ſich vereinigt hat. Dieſe Völker Kaſak, welche etwa 3000 Familien ausmachen, ſind zwar Mohammedaner, deſſen ungeachtet aber die tapferſten und treuſten Soldaten für den Zar Heraklius, ſo arge Räuber ſie übrigens ſind.

Zunächſt an dieſe Kaſak grenzt eine andere Nazion, vom Lande, das ſie bewohnt, Schemſchettil genannt.

Die

Die Hälfte dieſes Volks, das ſich überhaupt auf 4000 Familien belaufen ſoll, ſind ebenfalls Mohammedaner; die übrigen Armenier, welche, wie die Kaſak, in allen kriegeriſchen Vorfällen gleich tapfer und gleich treu gegen ihre Fürſten ſind, ſo ſehr ſie auch immer Unruhen ausgeſetzt ſeyn mögen. Denn hier iſt von Oſtſüdoſt abermals die Grenze zwiſchen Perſien und demjenigen Theile Armeniens, der ſich unter der Botmäßigkeit des Prinzen Heraklius befindet. Ein ſtarker Fluß, Haſſan Sui, entſteht in den Schemſchettiliſchen Gebirgen, und vereinigt ſich mit der Kura.

2) Kacheti, oder Kaket, bei den Ruſſen Gruſinien in der eigentlichen Bedeutung. Dieſe Provinz allein widerſtand durch die Tapferkeit ihrer Bewohner jedem Einfalle der alles wagenden Tataren, bis ihnen, wie oben ſchon geſagt, Heraklius Grenzen ſetzte. Den größten Theil dieſer Provinz führt der Zar Heraklius in ſeinem Titel unter dem Namen Albaniens; wiewohl dies letztere an ſeiner ehemaligen Größe und Bevölkerung ſehr abgenommen hat. Denn in alten Zeiten wurde der ganze Strich Landes, welcher ſich vom linken Ufer des Kurafluſſes bis ans Kaspiſche Meer erſtreckt, Albanien genennt. Ein Theil deſſelben ſcheint itzt noch ſeinen eignen Fürſten unter Perſiſcher Oberherrlichkeit zu haben; der größte Theil aber gehört zum Gebiet des Heraklius. Das ganze Land iſt, eben ſo wie das vorhergehende, in mehr kleine Herrſchaften getheilt.

Bei dem Zuſammenfluß des Araks und Kür, wodurch die alte Grenze Albaniens und Armeniens beſtimmt wurde, erheben ſich gegen Südoſt viele, an Höhe ungleiche Gebirge, die in ihren verſchiedenen Verſchlingungen fruchtbare Thäler bilden, welche ſich endlich in eine unüberſehbare Ebene ausdehnen, Karajoes, Schwarzauge, genannt, deren Einwohner etwa aus 2000 Familien beſtehen, und in welcher die Dörfer Niftlik und Soghanlik liegen, zwiſchen welchen der Kürfluß ſeinen Lauf hat. Dieſe Ebene bewohnen nordöſtlich bei Lillo etliche Kurdiſche Kolonien. Mehr hinab gegen Oſten ſind etliche Oſettiſche Dörfer, die durch den Fluß Kabre von dem Dorfe Chaſme getrennt werden. Zu beiden Seiten dieſes Fluſſes, bis dahin, wo er ſich mit dem Kür vereinigt, ſind viele hundert Tatariſche Horden mit ihrem Vieh zur Winterszeit gelagert; denn auſſer der fürtreflichen Viehweide empfinden ſie hier die Strenge des Winters nicht ſo ſehr, als dieſer öfters den übrigen Theil Georgiens zu drücken pflegt.

Der fernere nordöſtliche Theil der an Karajoes grenzenden Gebirge beſtimmt dann die eigentliche Provinz Kaket, ein reiches und großes Land, deſſen Bevölkerung gegen 12000 Familien betragen ſoll, und deſſen Hauptſtadt Zachan iſt. In dieſer ſcheint noch ein eigner Fürſt als Vaſall des Perſiſchen Reichs zu herrſchen. Mehr öſtlich ſtößt an Kaket die Provinz Kſik, von 6000 Familien.

Da

Da an dieſe Provinzen die Dageſtaner und Lesgier grenzen, ſo müſſen die Einwohner beſtändig auf ihrer Hut ſeyn, um nicht mit all ihrer Habe von dieſen fortgeſchleppt zu werden. Daher iſt dieſe Nazion beſtändig unter den Waffen, und eben deswegen ſehr ſtreitbar. In den Kachetiſchen Gebirgen entſpringt der Fluß Kannatſch, welcher zwiſchen dieſer Provinz und Kſik herabfließt, endlich aber mit dem Kůr ſich vereinigt. Der Acker- und Weinbau iſt der größte Reichthum dieſer Provinzen; auch iſt die Viehzucht ſehr anſehnlich, und würde es noch mehr ſeyn, wenn nicht der Nutzen des Weinbaues ſo gar beträchtlich und überflüßig wäre; allein mit dieſem reichlichen Theil ihrer Nahrung zufrieden, bekümmern ſich die Einwohner wenig um den Segen, den ſie noch erndten könnten. So reich übrigens Georgien an Wein iſt, und ſo verſchwenderiſch ihn der Einwohner trinkt, ſo fehlt es ihm dennoch an Mitteln, denſelben länger als ein Jahr aufzubehalten: denn da ſie keine Fäſſer zu machen wiſſen, ſondern ſich nur großer in die Erde vergrabener Töpfe bedienen, ſo verliert der an ſich ſo fürtrefliche Wein ſeine ganze Eigenſchaft, und iſt zum Verſenden ſowohl als zum Aufbehalten untüchtig. Sonſt ſind in dieſen Provinzen Marmor- und etliche Alabaſterbrüche, die fürtreflichſten warmen Schwefelbäder, auch purgierende und andre ſtärkende eiſenhafte Geſundbrunnen; ferner Eiſen und andre Minen; unweit Chasme und Niſtlik quillt auch ein ſchwarzes Bergöl in ziemlicher Menge hervor. Am aller-

vortheil-

vortheilhafteſten aber würde die Salzgrube bei Segeretſcho ſeyn; allein da ſie ſehr flach liegt, und den Ueberſchwemmungen des Regenwaſſers, welches von den Bergen abläuft, ausgeſetzt iſt, ſo liegt ſie bis itzt noch unbenutzt da.

Die Volksmenge in dieſen beiden Provinzen Kargwel und Kacheti ſchätzt Hr. Hofrath Gatterer und Hr. Dr. Reinegg auf 61000 Familien:

Teflis . .	20000
Thiulett.	
Oſſ. Ghefzur .	4000
Schemſchettil .	4000
Kartel . .	4000
Kſik . . .	6000
Somgeti und	
Bembeck . .	6000
Kaket . .	12000
Kaſak . .	3000
Karajoes . .	2000
	61000 Familien.

Und die jährliche Einnahme davon berechnet letzterer alſo:

Jede dieſer Familien mit 10 Rubel jährlicher Abgabe belegt, welches gewiß noch zu wenig iſt, ſo beträgt dieſes

eine Summe von	610000	Rubel.
Die jährliche Zollpacht wirft ab . . .	25000	—
Das mit der größten Unwiſſenheit bearbeitete Bergwerk Akdale gab 1780 an Silber	60000	—
an Golde	3200	—
Eriwan giebt an jährlichem Tribut .	15000	—
Summe	713200	Rubel,

oder 1 Million 664136 Reichsgulden. Aber wie ſehr würden ſich dieſe Einkünfte noch vermehren laſſen, wenn Billigkeit und Fleiß die Stützen dieſes von der Natur ſo äuſſerſt begünſtigten Landes wären! Wie glücklich würde ſich der Unterthan ſchätzen, wenn der fünfte Theil ſeines Einkommens zu ſeinen Abgaben hinreichte; er würde den vierten Theil, ja die Hälfte, gerne hingeben, wenn ſie hinreichend wäre, den Foderungen ſeines Herrn Grenzen zu ſetzen! Nach unſern Brittiſchen Erdbeſchreibern hat der Zar von Georgien die Taxen von Teflis, die Abgaben vom Brantewein und Melonen, von jedem Feuerheerd im ganzen Lande ein Schaaf, welches 40000 Schaafe ausmacht. Seine Krongüter verſehen ihn mit Wein, Butter, Wachs, allerlei Getreide, Vegetabilien und Früchten.

Die Armee beſteht, nach Hr. Gatterer, gewöhnlich aus 40000 Mann im Krieg erfahrner Truppen. Eine große Menge Schießpulver wird in Georgien, insbeſon-

dre

dre in Teflis gemacht, da die Berge in der Nähe dieſer Stadt eine groſse Menge Salpeter erzeugen.

Die Georgier eſſen und brennen auch viel Leinöl, welches ſie im Ueberfluſs haben, aber ſie wiſſen bloſs den Saamen, nicht aber das Flachs der Pflanze, zu nützen, von deſſen Zubereitung zum Spinnen ſie gar keinen Begrif haben.

b) Neue Eroberungen. Zu dieſen gehören folgende:

1) Die Perſiſche Stadt und Provinz Eriwan, ſchon geraume Zeit vor 1781. Aus der oben ſchon beſchriebenen nordoſtlichen Landſchaft dieſer Provinz, Kaſak oder Koſaki genannt, nimmt der Zar ſeine beſten Soldaten.

2) Die Perſiſche Provinz Schirwan, am Kaſpiſchen Meere, iſt dem Zar unterthan und ſteuerpflichtig.

3) Die Stadt Tauris in Aderbidſchan, welche die zweite Stadt in Perſien, und der Sitz der beſten Seidenfabricken iſt, erkennt gewiſſermaſſen auch die Hoheit des Zars. — Von dieſen Perſiſchen Beſitzungen des Zars Heraklius werde ich bei der Beſchreibung von Perſien handeln.

4) Ein

4) Ein Stück vom Nordkaukaſiſchen Gorſky-Land Oſeti iſt ihm gleichfalls ſteuerpflichtig. Von dieſem ſchreibt Reinegg: Längs dem Fluſſe Kara Kalkan Sui hinauf grenzen zu beiden Seiten die Oſſetiner, eine ſehr ſtreitbare Nazion. Zu Kriegeszeiten machen ſie allezeit die Leibwache des Fürſten Heraklius aus, und da ſie ſich niemals das Geſicht waſchen, werden ſie allgemein die Kara Kalkan, Schwarz Aufſteher, genannt. Der größte Theil dieſer Oſſen bekennt ſich zur chriſtlichen Religion, und daher werden ſie auch die gebirgigten Georgianer, und ihr Land das obere Georgien genennt. Der noch weiter in dem Gebirge wohnende Theil dieſer Nazion verlangt zwar an dem Chriſtenthume gleichen Antheil; allein er iſt ohne Prieſter, weil die ihm nicht nöthig zu ſeyn ſcheinen. Nur das Bild eines alten unbekannten Heiligen verehren ſie in einer den Einſturz drohenden Kirche mit unglaublicher Ehrfurcht; denn keiner unter ihnen wird's wagen, in die Kirche hineinzugehen, oder ſich dem Heiligen zu nähern. Nur einem der älteſten dieſes Volks iſt dieſe Freiheit, ja der Zutritt zu dem Heiligen ſelbſt, erlaubt; denn dieſer, nachdem er ſein ganzes Vermögen unter ſeine Erben und Freunde vertheilt, führt neben dieſer Kirche das Leben eines Einſiedlers, und wird das Orakel ſeiner ganzen Nazion ohne alle Widerrede bis an ſeinen Tod.

Die Viehzucht iſt der einzige Reichthum dieſer Völker, und ſo treue Unterthanen ſie übrigens ſind, wollten

ſie

ſie es doch niemals geſtatten, daß die in ihren Gebirgen ſo reichen Mineralien und Bergwerke bearbeitet würden.

In, und hinter den nördlichen Grenzgebirgen Kartels bis Stephanzminda ſind auch noch viele chriſtliche und heidniſche Oſſetiniſche Dörfer, die dem Zar Heraklius zinnsbar ſind; allein nur ihr freier Wille, und die Noth ohne Salz zu ſeyn, zwingt ſie zum Gehorſam, wenn ſie ihre feſten und ſteilen Gebirge dann und wann verlaſſen. In dieſen unzugänglichen Bergen entſpringt der Fluß Terek, welcher hier noch ſeinen Lauf nach Nordoſt richtet, und über den zwei Schnee- und Eisbrücken den Weg zu der Handlung von Rußland nach Georgien bahnen. Es entſpringen auch in dieſen Gebirgen die kräftigſten und wirkſamſten Geſundbrunnen, die weit fürtreflicher, als alle Europäiſche Waſſer ſeyn würden, wenn ihre Kraft allgemein bekannt wäre. Eben dieſe Gebirge bis ans Dorf Stephanzminda und weiter ſind an Blei, Silber und Eiſen nicht leer; allein auch dieſe Einwohner wollten niemals einwilligen, dieſe Schätze auszugraben, und zu bearbeiten.

An die dem Zar Heraklius unterwürfigen Oſſetiner grenzt noch eine andre Nazion, welche Ghef Zur genennt wird. Der Fels, den ſie bewohnen, gab ihnen den Namen; denn Ghef heißt in ihrer Sprache ein jedweder hoher Fels oder Berg, und Zur ein Bewohner. Ob ſie

gleich auch Unterthanen des Fürſten Heraklius ſind, ſo iſt ihnen doch die chriſtliche Religion ganz unbekannt. Eine Katze, eine Kuh, ein Baum oder Stein iſt ihr Gott, ſo wie einen jeden ſeine eigne Neigung feſſelte. Aber ſie ſind an Vieh ſehr reich, ſo wie an Laſttragenden Maulthieren, welche aus dem Gemiſch von Eſel und Kuh hervorgebracht werden: ſie ſind zwar klein, aber ſehr ſtark und dauerhaft. Ein beſonderer Umſtand iſt, daß die Kuh, ſo lange das junge Maulthier ſaugt, gar nicht blöckt, und immer mit einem ſchaudernden Schrecken ihre Geburt betrachtet.

Dieſes ſind die Völker, zu denen man noch eine Stadt, Aghal Gori, zählen kann, welche ſich an den mannigfaltigen Quellen des Kara Kalkan Sui feſtgeſetzt haben, und als Unterthanen des Fürſten Heraklius, und, in ſo fern der mehreſte Theil chriſtlicher Religion iſt, zu Georgien gezählt werden.

*

An dem oben genannten Dorfe Stephanzminda, und dem Ufer des Terek betrachtet der Reiſende mit Schaudern den Kaukas, weil er ihn unter tauſend Gefahren überſteigen muß. Auf dieſem Kaukas wohnt eine Oſſetiniſche, Heidniſche und Mohammedaniſche Nation, welche, noch ganz in ihren Felſen unabhängig, die Klippen zu ihrer Rechten für ihren Gott, und die zu ihrer Linken als ihren König wiſſen. Viele Jahre hindurch waren die Stämme

me dieſer unmenſchlichen Nazion das Schrecken des alles wagenden Kaufmanns. Todtſchlag, Plündern, Sklaverei, und tauſend der Handlung widrige Schwierigkeiten in den Weg zu legen, war die eifrigſte Beſchäftigung dieſes Volks. Und noch würde es in dieſer böſen Kunſt blühender geworden ſeyn, wenn nicht die weiſen Maßregeln des Generalmajors und Ritters von Fabrizian allen dieſen unerlaubten Handlungen Grenzen geſetzt, und die Wege der ganzen Kette des Kaukaſus ſo geſichert hätten, daß da, wo ehemals 100 Mann zu reiſen unvermögend waren, jetzt mit der größten Sicherheit zwei Koſaken reiten können.

* * * *

Politiſche und Oekonomiſche Verfaſſung Georgiens (nach Dr. Reinegg.)

Georgien auf ſeinem fruchtbaren Boden zählt zwar wenig Einwohner, doch würden dieſe noch immer das größte Glück eines Fürſten ausmachen, wenn er ſolche allemal zu ſeinem Beſten anzuwenden wüßte, oder vermögend wäre. Derjenige Theil Georgiens, welcher insgemein Imereti genennt wird, zählt zwiſchen 19 und 20000 Familien. Wenn nun der Fleiß von 20000 Menſchen vereinbart ein im glücklichen Ueberfluſſe ſo reiches Land bearbeitete, könnte wohl ein Volk in ſeinem reichen Auskommen mehr zufrieden ſeyn, als dieſes? Allein die Gro-

ßen dieſes Volks ſowohl, als die Niedrigen in ihren in die Erde eingegrabenen Höhlen, eben ſo ſtolz, eben ſo zufrieden, als wenn ſie die größten, und mit aller Kunſt erbauten Palläſte bewohnten, ſind aus Unwiſſenheit gegen die Gemächlichkeit eines beſſern Lebens gleichgültig, und in Faulheit begraben, unterlaſſen ſie den rühmlichen Fleiß, ich will mehr ſagen, die Pflicht, die Schätze ihres Landes zu ernten. Sie ſind niemals wachſamer, niemals unermüdeter, wie im Raube oder Kriege begriffen; aber nicht des Gehorſams, oder der Liebe ihres Fürſten wegen, ſondern weil ein jeder hofft, ſich zu bereichern, Geld und Güter zu gewinnen.

Dieſe Hoffnung nöthigt ſie, auf ihrer Hut, oftmals auch tapfer zu ſeyn; ſie vergeſſen die Gefahren, denen ſie ſich ausſetzen, um des Gewinnſtes willen, und ziehen dieſen, weil er ſogleich in ihre Händen fällt, demjenigen Vortheile vor, welchen ſie durch häußlichen Fleiß nach etlichen Monaten vervielfältigt erwarten müßten. So oftmals aber auch dieſe Hoffnung des Raubes und Krieges fehlſchlägt, und mit wievielen Gefahren ſie auch verknüpft iſt, ſo läßt ſich dennoch der Trieb dazu bei ihnen nicht ausrotten, und in ihrer großen Armuth werden ſie ſich lieber dem Erwerben eines ſolchen ohngefähren glücklichen Zufalls ergeben, als mit gemächlicher Mühe arbeitſam ſeyn. Dieſes an ſich große Laſter aber beſtimmt bei weitem nicht das Genie der Nation, denn ſonſt würde ſie

ihr

ihr Elend nicht fühlen, in welchem ſie ſchmachtet. Sie kennt ihren Abſtand vom Glück ſehr wohl, ſie fühlt die Blöße ihres Zuſtandes; allein es fehlt ihr an Mitteln, ſich zu verbeſſern, und zwar aus Mangel der bürgerlichen Geſellſchaft unter ſich ſelbſt. Denn jetzt noch kann man in ganz Emmeretien weder Stadt noch Dorf nennen, die den Namen einer Stadt oder eines Dorfes verdienten. In ihren dicken Waldungen, oder grünenden Hügeln vereinigt ſich bloß die Geſellſchaft eines Geſchlechts, von ihren Nachbarn abgeſondert, und in ihren einſamen Hütten erträgt ſie in roher und wilder Standhaftigkeit den Mangel der Gemächlichkeit, welche ihnen durch ein mehr geſelliges Leben zum Theil würde. Da alſo der Einwohner aus Mangel der bürgerlichen Geſellſchaft nicht gebildet, nicht gebeſſert wird, da ihn vielmehr die Geſetzloſigkeit zu dem elendeſten Sklaven ſeines Herrn macht, vervielfältigt er ſich in ſeiner Einfalt, und die Faulheit iſt ſein einziges Gut in ſeiner Armuth, welche der größte Theil der Einwohner noch mit Fleiß befördert. Denn wenn auch wirklich ſeine Hände mit allem Fleiße beſchäftigt wären, ſo würde dennoch die uneingeſchränkte Gewalt und die Habſucht ſeines Obern ſich allein die Früchte zueignen, welche der Unterthan mit aller ſeiner Mühe erwarb. Er würde bei aller ſeiner Bemühung eben der Arme ſeyn, der er jetzt in ſeinem Müßiggange iſt, und daher ſetzt er durch ſeine Unthätigkeit dem Geiz und der Tirannei ſeines Herrn, ſo wie ſeinem eige-

nen Glücke Schranken. Der Herr alſo, in der Armuth ſeiner Unterthanen gleich elend, anſtatt die Mittel zu ergreifen, um ſeinen Staat zu verbeſſern, nimmt ſeine Zuflucht zu einem zufriedenen Stolze, und wenn er in ſeinem Schaafspelze eingehüllt, auf einem Steine zu ſeinem Kopfpolſter, unruhige und harte Nächte empfindet, ſo iſt er doch noch immer Herr genug, mit einer Größe von Stolze zu verſichern, daß eben ſo der Patriarch Jakob geſchlafen habe, und er doch wohl nicht vornehmer ſey als dieſer. Wenn jemals ein Beherrſcher eines ſolchen Volks ſichs einfallen laſſen würde, das Glück der Regierung ſeiner Nazion zu genießen, welches ihm der mildeſte Himmelsſtrich, die überflüßige Fruchtbarkeit, und der zu bilden gefällige Gehorſam ſeiner Unterthanen verſpricht, ein ſolcher Fürſt würde in dem Wohl ſeiner Unterthanen mehr Vergnügen empfinden, als er jetzt fühlt, da er ſich nur durch ſeine grauſamen Befehle erinnert, daß er Herr ſey, wenn er Kopf, Hände oder Füße abzuhauen, oder Augen auszuſtechen befielt.

Eine andre Bewandniß hat es mit den Einwohnern Georgiens, welche Fürſt Heraklius beherrſcht. Die Feldzüge nach Indien, auf welchen dieſer Herr den Schach Nadir begleitete, öfneten ihm die Augen, und lehrten ihn, von der Weichlichkeit und der rohen Härte der Lebensart das Mittel erwählen. Die beſtändigen Geſchäfte mit den angrenzenden verſchwenderiſchen Perſiſchen Fürſten und

Türkiſchen Baſſen, die unaufhörlichen Beſuche ihrer Abgeſandten, zwangen dieſen Herrn, an Bedürfniſſen reicher zu ſeyn, und alſo auf Mittel zu denken, ſich wenigſtens alle die Gemächlichkeiten zu verſchaffen, die ihm ſein Land anbot, und welche ſein Stand und Familie erfoderte. Alle Vortheile wurden alſo gültig erklärt, man ſuchte die Mittel aller Möglichkeiten, um nur glänzen zu können, und ließ den noch nöthigen Abgang durch Kaufleute beſorgen, welche aus Rußland, Perſien und der Türkei in dieſe Gegend handeln. Die Größern der Vaſallen bildeten ſich nach dem Verhalten ihres Herrn, war nun dieſer in Kleidung, Tafel und Verhalten gegen andre einleuchtend, ſo verlangten es jene nicht weniger zu ſeyn, und indem ein jeder unter ihnen auf die erfoderlichen Mittel bedacht war, ſchien ihnen doch, bei ihren eingeſchränkten Einſichten, der Feldbau und die Viehzucht am zuträglichſten zu ſeyn. Der Bauer Georgiens alſo, beſonders der Armenier, verdoppelte den Fleiß ſeiner Hände, und in hundertfältigen Segen unterſtützte er den Aufwand ſeines bedürftigen Herrn. Dieſer aber bei ſeinen erwachſenen Nachkommen ſahe ſich gezwungen, ſeine Einkünfte zu zertheilen, und weil er hierdurch ſich neuen Bedürfniſſen ausſetzte, wurde der Bauer mit neuen Auflagen belegt. Durch dieſe und andere wiederholte Erpreſſungen verarmte der Bauer, und mit traurigen Blicken beſäet er die Felder für ſeinen Herrn zum Aufwande, und für ſich zu kaum hinreichendem Brode.

Der

Der Einwohner Georgiens iſt ſich alſo immer eben ſo gleich in ſeiner Armuth, als es ihre Herren an Habſucht ſind, nur daß die Eigenthümer der fleißigen Herakleiſchen Unterthanen mehrere Bedürfniſſe abwehren, welche der Emerettaner in ſeiner Unthätigkeit gar nicht kennt. Das Land alſo, welches ſeine Bewohner alle gleich glücklich, alle gleich überflüſſig in ſeiner Fruchtbarkeit wiſſen wollte, iſt wegen ſolcher übeln Verwaltung kaum den Hunger abzuwehren hinreichend.

Eine andere Quelle des Elendes iſt der Mangel an Gerechtigkeit, weil die Ausübung derſelben bloß auf Furcht, Gunſt und Nachſicht gegründet iſt. Die ältern Fürſten Georgiens entwarfen zwar die Geſetze, wie es das Land erfoderte; aber auch ſchon in der damaligen Zeit wollte man den Wehrt der Gerechtigkeit nicht kennen, und dieſer Fehler wurde bis auf unſere Zeiten zu einer Gewohnheit. So ſehr ſich ehedeſſen der Fürſt Waktang bemühte, die Ordnungen der Gerechtigkeit einzuführen, ſo wurden dennoch alle ſeine Bemühungen vereitelt; daher ſchreibt er auch am Ende ſeiner Gerichtsordnungen mit eigner Hand: „Ich habe zwar dieſes Geſetzbuch entworfen; allein in Georgien iſt noch niemals ein richtiges Gericht gehalten worden, und wird auch nicht werden." Jene aufrühriſchen und ungerechten Zeiten zwangen auch dieſen Fürſten, Georgien zu verlaſſen, und ſeine Tage in Rußland zu enden. In unſern Tagen zwingt nur zu oft der aufrühriſche

Va-

Vaſall die Gerechtigkeit für ſich, welche wider ihn war, weil der Fürſt aus Mangel eines höhern Schutzes nur Geduld und Nachſicht wider ſolche Rebellen anzuwenden hat. Sollte der Nutzen bei der Beobachtung eines Geſetzes auch noch ſo einleuchtend ſeyn, ſo iſt deſſen Beobachtung dennoch vielen Schwierigkeiten ausgeſetzt. Es wurde einſtens zum Beſten des Landes ein allgemeines Geſetz beſtimmt, keinen Einwohner mehr als Sklaven zu verkaufen. Ein jeder ſah die Nothwendigkeit dieſes Geſetzes ein; allein bei dem erſten Mangel an Gelde fanden ſie keinen leichtern Weg etwas zu erhalten, als im Unglück ihres Unterthans, welchen ſie als einen guten Chriſten für Türkiſches Geld verkauften, und bei dem untröſtlichen Abſchiede dieſes Elenden von ſeinem Vater, Mutter, Weibe und Kindern noch mit der größten Verſicherung ihm zuriefen, gutes Muths zu ſeyn, weil dieſes eben die Straße wäre, auf welcher er ſein Glück machen würde, er könnte ja vielleicht gar noch Bej, Fürſt, in Aegypten werden. Kamen nun dieſer Uebertretungen halber Klagen bis zu den Ohren des Fürſten, ſo vertheidigte ſich der Edelmann nicht ſowohl mit ſeinem Rechte als Herr über ſeine Unterthanen und ihr Vermögen, ſondern vielmehr mit dem Beiſpiel ſeiner Nachbarn, welche eben ſo wie er Menſchen verkauft hatten. Weil nun der Verbrecher zu viel waren, wurde die Gerechtigkeit auf eine andre Zeit verſchoben. Dieſe Nachſicht frechte einen andern Edelmann der erſten Klaſſe von Georgien dazu an, ein ganzes Dorf Juden auf ein-

mal

mal an die Türken als Sklaven zu verkaufen, und bei ſeiner Vertheidigung vor dem Gericht behauptete er als ein Georgianiſcher Rechtgläubiger in allem Ernſte: Er habe bei dem Verkauf dieſer Juden keine andre Abſicht gehabt, als das Blut Jeſu Chriſti zu rächen. Dieſe Stütze, die Religion und der es gutheißende Prieſter, entriſſen ihn auch der verdienten Strafe. Georgien würde auch endlich noch mehr entvölkert worden ſeyn, wenn nicht die Türken in ihrem Vertrage mit den Fürſten, keinen Georgianiſchen Sklaven mehr zu kaufen, aufrichtiger geweſen wären.

Noch drückt dieſe Provinz ein nicht minderes Elend, ſo ſich in der Uneinigkeit des Adels unter ſich ſelbſt, und der Verbindung des Landes mit den angrenzenden kleinen Perſianiſchen Fürſten gründet. Der Georgianiſche Adel iſt in ſeiner Anzahl zu groß, als daß er allgemein ſo viel Vermögen beſitzen ſollte, als es ſein Aufwand erfodert. Der Stolz, ein Edelmann zu ſeyn, bemeiſtert ſich ſeiner, er hält es für ſchimpflich, durch den Fleiß ſeiner Hände ſich den Unterhalt zu verſchaffen, und wählt den Müßiggang. In dieſem denkt er auf tauſend liſtige Wendungen, und in unverſchämter Bosheit beſtiehlt er das Eigenthum ſeines Freundes, ſeines Nachbarn, des Schwächern. Ein weniger oder mehrerer Anhang gleich Uebelgeſinnter geſellen ſich, bezeugen ſich wechſelsweiſe, und ihr gemeinſchaftliches falſches Zeugniß, die Furcht vor ihren aufrühreriſchen

ſchen Geſinnungen, zwingt den Richter, ihnen günſtig zu ſeyn, und eben das Recht für ſie zu erklären, welches in kurzer Zeit ein anderer von mächtigerm Anhange unterſtützt, auf ſich zu leiten weiß, den aber ebenfalls eine neue noch ſtärkere Verſchwörung zernichtet: und ſo wird dieſer Uneinigkeit die Sicherheit und das völlige Wohl des Unterthanen aufgeopfert. Eben dieſen Nutzen empfindet auch das Land aus der Verbindung mit denen immer mit ſich ſelbſt uneins und kriegenden Fürſten Perſiens. Die Erhaltung ihrer ſelbſt, oder der Geiz, das Vermögen des andern zu beſitzen, entzweit ſie, und mit einer Hand voll Räuber bieten ſie einander den Krieg an. Welcher nun unter ihnen durch Geſchenke, oder baares Geld, die Verbindung mit Georgien ſich zu verſchaffen gewußt hat, erhält ein Heer von 3 bis 4000 Mann zum Schrecken des Feindes, und obgleich der Feldzug oft ohne den Verluſt eines einzigen geendet wird, denn beide Heere dürſten mehr nach Beute als Blut, ſo unterbleibt doch immer die Bearbeitung des Landes, und der Einwohner kommt hungerig in ſeine leere Hütte zurück, in welcher ihn ſchon die Knechte ſeines Herrn trotzig erwarten, und mit Ungeſtümm die ausgeſchriebenen Auflagen fodern.

Dieſes iſt der politiſche und ökonomiſche Zuſtand Georgiens; ſo glücklich ſeine Lage der Handlung wegen iſt, denn der gemächlichſte Weg von 9 Tagen verſendet die Waaren des Kaufmanns vom Kaspiſchen Meere nach dem

Schwar-

Schwarzen, ſo wenig kennt man den Werth eines Glücks, welches man in der Aufnahme der Handlung genießen würde; allein niemand bietet ſeine Hand an. Dennoch aber iſts zu verwundern, daß bei ſo immerwährenden unruhigen Umſtänden das Einkommen des Landes noch ſo beträchtlich iſt, welches oben ſchon berechnet worden.

II.

Aſiatiſche Tatarei
oder
Dſchagataj.

*

Einer von den fünf Groß-Chanaten der ungeheuren Dſchingiſchen Monarchie hieß Dſchagataj. Der Umfang dieſes Groß-Chanats paßt großentheils auf den Umfang der Aſiatiſchen Tatarei. Dieſes Tatarenland iſt von anſehnlicher Größe, und das einzige große Land in Aſien, ja in der ganzen Welt, worin lauter Tataren wohnen. Einige von ihnen ſind herumziehende, andre ſeßhafte Völker; alle aber ſind Mohämmedaner. Eine Miſchung von Aufklärung und Rohheit findet man von den älteſten Zeiten her in dieſen Gegenden. — So bezeichnet Herr Hofrath Gatterer die gemeiniglich, aber mit großer Unwiſſenheit, ſogenannte große Tatarei in Aſien, die man auch mit noch größerer Unwiſſenheit in die freye, Rußiſche und Sineſiſche Tatarei abzutheilen pflegt. Richtiger iſt folgende Gattererſche Abtheilung, in den Nordlichen, Südlichen und Oeſtlichen Theil der Aſiatiſchen Tatarei, die ich daher zum Grunde ihrer nähern Beſchreibung legen will.

A) Nord-Dſchagataj, oder der nordliche Theil der Aſiatiſchen Tatarei.

Dieſer iſt nur in der mittlern Gegend, um den Syr Daria, oder den Syrfluß und deſſen Nebenflüſſe hinlänglich gewäſſert: das ganze übrige Land beſteht größtentheils aus Steppen.

In Norddſchagataj wohnen die Turkmannen, Karakalpaken, Kirgiſen, Aralzen, Charesmier, nach deren Wohnſitzen man die Abtheilung machen muß.

1. Turkmannen-Land.

Die Zugplätze der Turkmannen erſtrecken ſich zwiſchen dem Kaspiſchen Meere im Weſten, und dem Aralſee im Oſten, bis an Perſien und Charesmien im Süden, und bis zur Jemba im Norden, weit ins jetzige Orenburgiſche hinein, obgleich die Ruſſen dieſes ganze nördliche Turkmannenland, weil die Kirgiſen von der kleinen Horde auch darin herumziehen, mit in die Grenzen von Orenburg eingeſchloſſen haben. Gerade in dieſer zu Orenburg gezogenen Gegend im Nordoſten gegen das Kaspiſche Meer hin, iſt der beſte Zugplatz und Zufluchtsort der Turkmannen: in dem Mangiſchlakiſchen Gebirge. Zwiſchen dem Kaspiſchen Meere und dem Aralſee, bis von der Jemba her, iſt eine Art von Sandmeer: das iſt ein waſſerarmer Landrücken mit beweglichen Sande und Sandhügeln. — So begrenzt und beſchreibt Herr Hofrath Gatterer das Turkmannenland, wovon unſere Britten, die in Anſehung Nordaſiens und der unbekannten Gegenden Mittelaſiens

ſehr wenig brauchbar ſind, gar nichts in ihrem Werke haben. Ich beſchreibe daher dieſes Volk hier nach dem jüngern Gmelin zur Ergänzung des Engliſchen Werks.

Es gehören zu dem an der Oſtſeite des Kaspiſchen Meeres liegenden Türkmannen, oder wie ſie von den Ruſſen genannt werden: Truchmenzi-Lande

1. Die Kulaliſchen Inſeln, die von der größten derſelben, Kulali benannt ſind. Allein die Aſtrachanſchen Muſuren, oder Seeleute, die auf den Handelsſchiffen der Privatperſonen dienen und aus Rußland kommen, welche dieſe Inſeln wegen des Seehundfangs in neuern Zeiten häufiger zu beſuchen angefangen, haben ihnen beſondre Namen nach ihrer Willkühr und Einbildung gegeben. Die größte behielt eigentlich den Namen Kulaly, die neben dem ſüdöſtlichen Ende derſelben gelegene kleinere erhielt den Namen Swåtoi-Oſtrov, heilige Inſel, weil man daſelbſt keine ſchädliche Amphibien und Inſekten, die der gemeine Mann für unheilig hält, antreffen ſoll. Zwei andre neben dieſer letztern weiter öſtlich gelegene Inſeln nannte man Podgornoi Oſtrov, die am Fuße des Berges gelegene Inſel, und Koſja Oſtrov, die Ziegeninſel, weil jene nahe bei den felſigten Küſten befindlich war, und weil ſich auf dieſer viele wilde Ziegen befanden. Dieſe beiden letztern ſind aber jetzt nicht mehr vorhanden, ſondern ſtehen unter Waſſer. Auch die zuerſt erwehnten beiden

größern nehmen von Jahr zu Jahr ab; ein Schickſal, das die mehreſten an der öſtlichen Küſte der Kaspiſchen See befindlichen Inſeln erfahren ſollen.

Die Inſel Swätoi hat eine ſehr länglichte Geſtalt. Sie iſt faſt zwei Werſte lang, und ihre größte Breite beträgt nicht mehr als hundert und dreißig Faden. Die beiden Enden derſelben ſind ſehr zugeſpitzt, und gekrümmt. Ein ſehr feiner, dem Fuße des Wanderers leicht nachgebender Sand, der mit Muſchelſchalen vermiſcht iſt, macht die Grundlage dieſer Einöde aus. Man kann daher die natürlichen Körper leicht errathen, die man auf derſelben ſuchen darf. Seegras ward in ſo großer Menge ans Ufer getrieben, daß es an vielen Stellen der Landung hinderlich ward. Der größe Theil dieſer Inſel iſt mit Schilf bewachſen, und darunter ſtand häufig Polniſcher Melilotus, Heckenrinde, Cynanchum acutum, Stipa pennata, Elymus arenarius, und arenaria peploides; und auf dem übrigen vom Schilf entblößten ſandigen Boden fand ſich Harmala Alhagi, Convoloulus Perſicus, Meſſerſchmidia, Statice Limonium, Frankenia hirſuta, und Tamarie gallica. Die Parus barbatus flog hier im Schilfe mit der Feldlerche, der gemeinen Meiſe und der Nachtigall herum. Motacilla Trochilus war auch in dieſer Geſellſchaft. Pelecanus carbo, Larus atricilla, Lachmöven und andre Möven, wilde Gänſe, Anas clypeata, Tadorna, Querquedula, und Circia waren die Waſſervögel, die hier bemerkt

wurden.

wurden. Von Schnepfen erſchienen, auſſer den gewöhnlichen Strandläufern, ſchwarze Sichelſchnepfen, Charadrius himantopus, Scolopax Limoſa und Lapponica. Schwalben waren hier ſehr häufig, und noch häufiger Inſekten, inſonderheit Schmetterlinge und Heuſchrecken. Die von Hr. Pallas beſchriebene Tubularia Caspia bedeckte die Blätter verſchiedener Gattungen der Potamogeton und die Ruppia und Najas, die von den Wellen in Menge an den Strand geworfen wurden, und der ebenfalls von Hr. Pallas beſchriebene Oniſcus Caspius hielt ſich zwiſchen dieſen Pflanzen auf. Die Nereis noctiluca verbreitete am Ufer des Nachts einen phosphoriſirenden Schein. In der See trift man hier große Konglomerate, theils verkalchter, theils im beſten natürlichen Zuſtande ſich befindender Muſchelſchalen an. Sand hat ſie unter einander verbunden, und Bergöl hat ſie oft ſo durchdrungen, daß ſie davon ganz ſchwarz ſind. Am feſten Lande zeigen ſich dergleichen völlig verſteinert. Der Seegrund iſt neben dieſer Inſel zum ankern ſehr gut, und an drittehalb Faden tief. Deswegen haben wohl die Aſtrachanſchen Fiſcher vorzüglich dieſe Inſel zu ihrem Aufenthalt erwählt, und verſchiedene Hütten auf derſelben errichtet, um für die Geſchäfte ſowohl, als für die Bequemlichkeit zu ſorgen.

2. Mangiſchlak, welcher Name im Tatariſchen ſo viel als einen berühmten Ort bedeutet. Die Ruſſen pfle-

gen Magiſchlak zu ſagen und zu ſchreiben. Der Ort iſt berühmt, weil hieher die an dieſen Küſten herumziehenden verſchiedenen Stämme der Tjurkmener ſich zu verſammlen pflegen, wenn dringender Angelegenheiten, oder des Handels wegen, dergleichen Zuſammenkünfte nöthig ſind. Es ſcheint, daß ehemals Tiurkmener hier in Häuſern ſogar und Dörfern gewohnt haben. Die Ueberbleibſel von ſteinernen Gebäuden, und die vielen Grabſteine, die man Landeinwärts findet, geben hievon einen Beweis. Die jetzt hier befindlichen Tjurkmener leben nur nomadiſch. Der Hafen bei Mangiſchlak iſt einer der beſten an der Kaspiſchen See. Die Rüſſen nennen ihn, wie die Tataren, Katſchak Kultuk. Er iſt groß, tief, und durch die Krümmung des Vorlandes gegen alle Winde, die von Nordoſt ausgenommen, ganz geſichert. Die Brandung, die Rußiſch Burun genannt wird, iſt hier, und an der ganzen öſtlichen Küſte der Kaspiſchen See nicht ſo ſtark, als an der weſtlichen Küſte derſelben, daran die größere Tiefe des Ufers Urſach zu ſeyn ſcheint. Das Seeufer iſt hier ſteil, an ſechszig und mehr Faden hoch, und beſteht aus verſteinerten Muſelſchalen, Kreite und Kieſelſteinen; es macht viele kleine Krümmungen, und iſt öfters durch Klüfte unterbrochen. Ein hügelichter Bergrücken läuft längs dem Geſtade des Meers, bald demſelben ſehr nahe, bald weiter entfernt, fort. Die Mündung einer Kluft zwiſchen dieſen Bergen iſt darum merkwürdig, weil ſie weit in der See geſehen, und zum ſichern Einlaufen in

dieſen

dieſen Hafen genutzt werden kann. Es nimmt dieſe Kluft in der hohen Ebene, achtzehn Werſt von der See entfernt, ihren Urſprung; bald findet man in derſelben runde, an fünf bis ſechshundert Faden weite Thäler; bald laſſen ihre nackten Steinwände nur ſehr enge Zwiſchenräume. Bei ihrer Mündung hat ſie im Grunde an ſechshundert Faden. In der Mitte ihres Laufs, etwan ſieben Werſte von der See, quillt zwiſchen den Steinen ſüßes Waſſer hervor, daher daſelbſt faſt beſtändig einige Tjurkmeniſche Familien ſich aufhalten. Die erwähnten Steinarten zeigen ſich überall in dieſer Kluft. Von der weſtlichen Seite der Mündung derſelben erſtreckt ſich der der See parallel laufende Bergrücken noch an viertehalb Werſt nach Weſten; hierauf folgt eine Ebene, und erſt nach fünftehalb Werſten fängt in Südweſt wieder ein Bergrücken an, der wieder weſtlich der See parallel läuft. Die zwiſchen den beiden Enden dieſer Bergrücken befindlichen Ebenen nach der See hin, und der Boden beſteht aus Sand, der mit Steinen vermiſcht iſt. In ihrer Mitte, ein paar Werſte von der See, ſind zwei mit Steinen ausgelegte Brunnen, neben welchen ſich gleichfalls faſt beſtändig einige Tjurkmeniſche Familien aufhalten. Nur ein paar Werſt ſüdlich und Landeinwärts von dieſem Brunnen, befinden ſich die oben angeführten Reſte von Gebäuden und Leichenſteinen. Das ſchmale niedrige Vorland zwiſchen dem Fuße der Bergrücken und dem Geſtade der See zeigt überall Spuren von Salz. Die hohe Ebene iſt ſehr dürre,

 daher

daher kann dieſe Gegend nicht fruchtbar genannt werden.

Auf den kreitigten Anhöhen wurden bei Mangiſchlak folgende Pflanzen bemerkt: Anabaſis cretacea, die die Tiurkmener Japak nennen, Anabaſis aphylla, und clavata; Salicornea herbarea, und fruticoſa; Salſola laniflora, Salſola ſedoides, Salſola altiſſima und ſativa, und Salſola orientalis, welche letztere Gmelin auf der 5ten Tafel bei dem vierten Theile ſeiner Reiſen abgebildet hat. Ihre Wurzel iſt holzig, einfach, und geht ſenkrecht in die Erde; ſie treibt viele Stengel, die aufrechtſtehend ſich weit ausbreiten einen Fuß lang werden, in Aeſte ſich theilen, weich und rauch ſind; ihre Blumen ſitzen ohne Stiele ſchuppenförmig abwechſelnd über einander, ſind gerundet, und auch rauch, und die gelben Staubfäden hangen aus den Blumen hervor, der Saamen iſt ſchneckenförmig. Rhamnus alpina kommt auch häufig hier vor, und die Tiurkmener nennen dieſen Strauch Karama, und feuern damit, weil ſie ſonſt kein ander Holz haben. In der niedern Ebene fanden ſich bei Mangiſchlak auch die bei der Inſel Swetoi erwähnten Pflanzen, und über dem Saxifraga aizoides, Heliotropium, Europaeum, Medicago polymorpha mit aufrecht ſtehendem Stengel und ſtachlichten Schoten; desgleichen Nitraria Schoberi, Tiurkmeniſch Sugak genannt, Lactuca quercina, und zwei neu ſcheinende Pflanzen Phellandrium montanum und Meſembryanthemum caſpium.

Von

Von den bei Mangiſchlak gefundenen Inſekten verdienen hier angemerkt zu werden, Skorpionen, die aber nur überaus klein waren, jedoch zuweilen gefährlich werden ſollen; Taranteln, die in der hieſigen Landesſprache My heißen, und das Phalangium, welches die Tjurkmener Abſall nennen. Die ſchädlichen Wirkungen deſſelben ſuchen ſie durchs Gebet der Prieſter zu heben.

Auſſer den kurz vorher angezeigten Vögeln ward hier auch Scolopax arquata und Vultur percropterus, der kaum nördlicher zu ziehen pflegt, beobachtet.

Die vierfüßigen Thiere bei Mangiſchlak ſind Wölfe, Füchſe, Haaſen, wilde Katzen, wilde Ziegen, Pferde, und das orientaliſche Schaaf, welches wohl das Original unſers Hausſchaafs ſeyn möchte, unerachtet es mit demſelben wenig Gleichheit beſitzt. Verſchiedene Eidechſen hielten ſich hier im Sande auf, deren zwei Arten Lacerta ſcutata und gibba unbekannt zu ſeyn ſcheinen.

3. Die Landecke Tjukkaragan, wie die Ruſſen ſagen, oder nach der Tjurkmeniſchen Ausſprache Djup Karagan, wovon Djup eine Ecke, und Karagan ein Ufer bedeutet. Sie liegt, nach Güldenſtädt, an 200 Werſte in Südoſten von Tſchetire Bugry. Diese Landecke wird durch das hohe hügeligte Ufer, das von Oſten und Süden ſtreichend faſt in einem rechten Winkel hier zuſammen

 ſtößt,

ſtößt, gebildet. Das von Süden nach Norden ſtreichende hohe Ufer wird von einigen Höhlen, und beſonders einer Kluft unterbrochen, die bei der Mündung eine Werſt breit, und neun lang iſt. Das von der hohen Ebene nach der See ablaufende Waſſer von ſchmelzenden Schnee und Regen hat dieſe und ähnliche Klüfte, deren viele am öſtlichen Ufer der See befindlich ſind, gebildet. Die Schäfer nutzen dieſe Höhlen zu Nachtquartieren, deren einige vorſetzlich ausgehauen zu ſeyn ſcheinen, und die Tiurkmener wählen beſonders die Klüfte und Thäler zu ihrem Aufenthalte, weil daſelbſt ihre Zelte vor den Winden mehr geſichert ſind, und weil die Weide in denſelben beſſer iſt, als auf der hohen und dürren Ebene, die dieſe Klüfte von allen Seiten unabſehbar umgiebt. Eine auſſerordentliche Kälte fand Gmelin weder in dieſen bei Djup Karagan, noch in den bei Mangiſchlak beſehenen Klüften und Höhlen. Die Bergart, aus der dies ſteile, und größtentheils ganz kahle Ufer hier beſteht, iſt ein Sandſtein, in dem faſt noch mehr verſteinerte Muſchelſchalen, als bei Mangiſchlak gefunden werden. Die hier verſteinerten Muſchelſchalen ſind mit denen, die noch jetzt in der See im vollkommnen Zuſtande vorkommen, von einerlei Art. Ein offenbarer Beweis, daß die Kaspiſche See ehemals viel weiter, als jetzt, ausgedehnt geweſen ſey.

Das von Süden nach Norden ſtehende hohe hügeligt ſteile Ufer bei Djup Karagan hat ein mit einem gekrümm-

ten

ten Ende verſehenes Vorland, das ein Paar Werſte breit iſt, wodurch ein den Schiffen ſehr große Sicherheit verſchaffender Hafen gebildet wird. Dies Vorland iſt größtentheils mit Schilf und mit einigen Sümpfen und Salzſeen beſetzt. Der größte dieſer Seen iſt rund, und hat eine Werſt im Durchmeſſer; ein zweiter hat faſt 400 Faden im Durchmeſſer, und der zwiſchen dieſen beiden gelegene kleine See iſt der reichſte an Salzgehalt. Der Grund dieſer Seen beſteht aus Gries und Muſcheln. Dieſen Ueberfluß des Salzes verräth alles Waſſer, das hier angetroffen wird, und eine faſt verſchüttete Quelle liefert noch das erträglichſte Waſſer. Gruben, die man an den ſchilfigten Orten gräbt, werden zwar bald mit Waſſer angefüllt, das auch in den erſten Paar Tagen recht gut und trinkbar iſt, nachher aber ſehr ſalzig und ſtinkend wird. Die Tjurkmener haben auf dieſem Vorlande einen Gottesacker. Viele Steine, die auf einen Haufen geworfen ſind, bezeichnen die Grabſtätte eines Vornehmen. In der Mitte des Haufens war eine mit einem leinernen Fähnlein verſehene Stange aufgerichtet, und am Fuße dieſes Haufens lag eine Menge Hörner, die Ueberbleibſel der Thiere, die zum Andenken des Verſtorbenen von den Leidtragenden hier verzehrt ſind. Um dieſen Haufen herum befinden ſich noch viele Leichenſteine zum Andenken geringerer Leute, die gern in der Nähe eines Vornehmen oder Heiligen begraben liegen mögen. Ohnweit davon ſieht man auch ein unvollendetes, aus rohen Ziegelſteinen aufgeführtes Gebäude,

bäude, das zwei Faden lang, 4 Ellen breit und zwei Ellen hoch iſt.

Auf dem Ende des Vorlandes zeigen ſich noch die Ueberbleibſel der Feſtung, die der Fürſt Alexander Bekewitſch bei ſeiner nach Chiwa vorhabenden Expedition im J. 1716 anlegte, und Tjukkaraganskaja nannte; dieſe Ueberbleibſel ragen aber jetzt kaum mehr aus dem Waſſer hervor, welches hier, ſo wie an mehrern Orten der öſtlichen Küſte der Kaspiſchen See, viel vom feſten Lande abzureiſſen ſcheint. Von dieſem merkwürdigen Ort, und der Expedition des Fürſten Alexander Bekewitſch iſt im ſiebten Bande der Sammlung Ruſſiſcher Geſchichte durch den ſel. Staatsrath Müller nähere Nachricht gegeben worden. Dieſer verdienſtvolle Fürſt iſt bei den Tjurkmenen, Chiwinzen und Bucharen nur unter dem Namen Dewlet Girei, den er vor ſeiner Taufe führte, bekannt; in den Aſtrachanſchen Archivſchriften wird er der Fürſt Tſcherkaskoy, vermuthlich von ſeinem Vaterlande, genannt. Der Name Bekewitſch iſt ihm nach Ruſſiſchem Gebrauche wegen ſeines Vaters, der Bek Murſa hieß, beigelegt worden.

Die bei Mangiſchlak angeführte Pflanzen finden ſich auch bei Tjukkaragan, und über dem auch noch einige andre unbekannter. Auſſer dieſen ſeltnern Pflanzen iſt bei Tjukkaragan noch angetroffen der Pontiſche Wermuth,

wel-

welcher faſt das häufigſte Gewächs hier iſt, die Statice rubella, einige Meldenarten, verſchiedene Abänderungen des Kali, und einige nahe damit verwandte Arten, das Spartium ſpinoſum und die Kapernſtaude, die die Truchmener Kioi-ull nennen. Von wilden Pferden und von Korſaken, Thieren, die dem Fuchs ſehr nahe kommen, ſagt man, daß ſie hier häufig ſeyn ſollen. Die Häringsart, Clupea Aloſa, ruſſiſch Scheleſniza, zeigt ſich hier eben ſo häufig, als in der Wolga. Dieſer Fiſch kommt, wenn er eingeſalzen iſt, dem wirklichen Häring an Geſchmack ſehr nahe. Von einem nahe gelegenen Berge erhielt Gmelin auch einen Bleiglanz und ein Kupfererz. Die Tiurkmener bilden ſich auf dieſe, in ihrem Lande befindliche, Reichthümer viel ein, obgleich ſie gar nicht im Stande ſind, ſie zu nutzen.

4. Burantſchuktapſchaga, eine Landecke, nach Güldenſtädt, an 240 Werſte im Oſten von Tſchetire Bugry, eine hervorſtehende Erdzunge, die den Schiffen viele Sicherheit verſchaft.

5. Die Bay Karabugas, bei welcher ſich die Wohnungen der Mangiſchlakiſchen Truchmenen anfangen, die ſich bis zu dem am Ende des Jembiſchen Meerbuſens befindlichen Berge Gugunek erſtrecken.

6. Alexander Bay, ebenfalls ein Meerbuſen an der

Truch-

Truchmeniſchen Küſte, im Norden von Karabugas, die Landecke beim Eingang dieſes Buſens heißt Peſtſchanoy.

7. Balkan, ein Meerbuſen im Süden von Karabugas, der tief ins Land hineingeht; bei dieſem liegt die Inſel Nephtenoy, welche die Truchmener Tſchalägan nennen. Es ſcheint, daß ſie ehemals mit dem feſten Lande vereinigt geweſen ſey. Sie beträgt an 40 Werſte im Durchmeſſer, iſt mit Sandbänken umgeben, ſo daß man in einer Viertelſtunde bei der Fahrt von 11, bis 4 und 3 Faden Tiefe findet. Der Boden dieſer Inſel iſt ſandig, durch verſchiedene Hügel ungleich, und zeigt an vielen Stellen Spuren von Salz, Schwefel, und ſchwarzem Bergöhl, daher ſie höchſt unfruchtbar iſt. Gmelin fand nur acht Arten Pflanzen daſelbſt, die alle einen ſalzigen Boden gerne vertragen. Tamarix germanica iſt hier eine ſehr häufige Staude, doch noch häufiger iſt die Nitraria auf den Sandhügeln; ſeltener ſind Arundo phragmites, das gemeine Kali, und dasjenige, welches Buxbaum auf der zwölften Tafel in ſeiner erſten Centurie vorſtellt, nur Polygonum aviculare, Najas maritima, und Potamogeton pectinatum bedeckt den Grund des Waſſers am Geſtade.

Rehe, wilde Schweine, wilde Katzen, und Tiger ſollen auf dieſer Inſel angetroffen werden. Einen Suslik ſah Gmelin, der ſich durch einen ſehr büſcheligten Schwanz

und

und durch ſehr groſse Zähen von andern unterſchied. Häufig zeigten ſich hier gemeine Schnepfen, auch der Haematopus, und die kleine Eule, die bei den Ornithologen Scops genannt wird.

Der ſchlechten Beſchaffenheit der Inſel Nephtenoy ungeachtet, haben ſich doch 83 Truchmeniſche Familien entſchloſſen, ſie zu bewohnen, welche zu einem der Stämme der Aſtrabatiſchen Truchmenen gehören, die an der öſtlichen Küſte der Kaspiſchen See, in der Gegend zwiſchen Karabugas und Aſtrabat ſich aufhalten.

Dieſe Inſel Nephetnoy und noch eine Inſel Ogurtſchenskoy liegen im Balkaniſchen Meerbuſen an 700 Werſte in Südſüdoſten von Tſchetyre Bugry, nach Herrn Güldenſtädt von den Häfen am Kaspiſchen Meere, im deutſchen Muſäum December 1777., und neben denſelben iſt ſicherer Grund zum Ankern, und Schutz gegen viele Winde. Auf dieſen Inſeln findet man gemeiniglich Truchmeniſche Tataren. Bisher pflegten die Ruſſen nicht hieher zu fahren; es könnte es aber doch mit der Zeit verdienen, um theils mit den Truchmenern ſelbſt, theils durch ſie mit den Tataren von Chiwa und Bokhara, die von hieraus gerade in Oſten nur an 600 Werſte entfernt ſind, zu handeln. Sie würden gewiß bald dieſen kurzen und ſichern Weg dem ſehr viel längern, und durch die Kirgiſen unſichere Wege nach Orenburg vorziehen, um ihre Waaren abzuſetzen, und Europäiſche zu erhalten.

8. Bei

8. Bei dem ſüdlichen Ende der Erdzunge des Buſens Krasnaja Woda, rothes Waſſer, im Norden der eben beſchriebenen Inſeln, iſt ſüßes Quellwaſſer, welches bei Anlegung eines Orts in dieſer Gegend beſonders wichtig iſt.

Von der Beſchreibung des Landes wende ich mich nun zur Beſchreibung der darin nomadiſirenden Nazion der Truchmener oder Tjurkmener, denn auf beide Arten ſchreibt Gmelin ihren Namen, und theilt ſie in die Mangiſchlakiſchen und Aſtrabatiſchen Tjurkmener ein.

Bei den Truchmenern wird in Anſehung ihrer urſprünglichen Genealogie folgende Sage geglaubt. Der Stammvater des menſchlichen Geſchlechts zeugte 142 Kinder, worunter 70 Zwillinge waren. Nur 21 Töchter und 20 Söhne blieben am Leben. Dieſe Söhne hießen: Abdil Charis, Abdil Mugis, Habill, Habill, Abdar, Anad, Harad, Chenoch, Beijan, Schiſch, Aſſan, Kajumiras, Balig, Charura, Saidill, Baruk, Raiſchab, Charga, Scutſchu, Tſchenan. Chenok war 150 Jahr alt; er bekam den Zunamen Hidris Pigambar, welches ſo viel als einen Propheten bedeutet. Er hinterließ einen Sohn, Metuſchalach, deſſen Sohn war Malik, und der zeugte den Baſchkar, der die Ehrenbenennung Nuch Pigambar erhielt. Dieſer war der Vater dreier Söhne, des Cham, Sam und Japhes, und einer Tochter Sala; er erreichte ein Alter von 1200 Jahren. Gott ſandte an

ihn

ihn einen Engel vom Himmel, der ihm meldete, daß die ganze Erde in Kurzem unter Waſſer geſetzt werden ſollte, mit der Erinnerung, er möchte baldigſt Anſtalt machen, ſich und ſeine Familie zu retten. Hierauf ſuchte Nuch Zimmerleute, deren er zur Erbauung eines Schifs benöthigt war. Es fanden ſich ihrer drei bei ihm ein, und er verſprach einem jeden von ihnen ſeine Tochter zum Weibe. Das Schiff wurde erbaut, und Nuch begab ſich mit den Seinigen und den drei Zimmerleuten in daſſelbe. Nach geendigter Ueberſchwemmung blieb das Schiff auf einem Berge ſtehen, und Nuch wurde von den drei Zimmerleuten an die Erfüllung ſeines Verſprechens erinnert. Er konnte ſich in dieſer Verlegenheit nicht helfen, und flehte Gott um Beiſtand an. Gott verwandelte eine Eſelin und einen Hund in zwei Frauenzimmer, die Nuchs Tochter ſo ähnlich waren, daß ſie nicht unterſchieden werden konnten, und ſandte ſie dem Propheten zu. Dieſer vertheilte ſie, und ſeine Tochter Sala unter die drei Zimmerleute. Die wirkliche Sala gebahr einen Sohn, dem er den Namen Tjurkmen gab; und dieſer ward ein Vater von 27 Söhnen, für deren Nachkommen die Truchmener ſich halten, die eigentlich noch jetzt ſich nach ihrem Stammvater Tjurkmen nennen.

Die Entſtehung der einzelnen Stämme des Truchmeniſchen Volks wird auf ähnliche Art eingekleidet. Von den 5 Stämmen Abdal, Buruntſchuk, Igdür, Tſchau-

dûr und Bulſatſchi, die an der öſtlichen Küſte der Kaspiſchen See in der Gegend von Mangiſchlak jetzt angetroffen werden, hält man folgendes für wahr.

Vor undenklichen Jahren lebte ein Frauenzimmer, das ein Gelübde gethan hatte, ſich niemals zu verheirathen, das aber doch ſehr wünſchte, Kinder zu gebären. Sie bat daher Gott um eine übernatürliche Befruchtung, und wurde ihres Geſuchs gewährt. Es kam ein Mann aus der Sonne zu ihr, der ſie befruchtete, und ſich darauf wieder nach der Sonne begab. Sie gebahr hierauf einen Sohn, welchen ſie Abdal nannte: welcher Name ſo viel bedeuten ſollte, als Gottes Gabe. Abdal wendete ſich in ſeinem männlichen Alter nach dem öſtlichen Ufer der Kaspiſchen See, wo deſſen zahlreiche Nachkommenſchaft den jetzigen Abdalliſchen Stamm ausmacht. Zu Abdal geſelleten ſich nach und nach vier Hauptperſonen, die von ihm aufgenommen zu werden wünſchten. Den einen nannte er Büruntſchuk, den Großnaſigen, den zweiten Igdür, den guten Mann, den dritten Bulſatſchi, den Methbrauer, den vierten Tſchaudür. Jeder derſelben ward der Stammvater eines beſondern, von ihm genannten Haufens, ſo wie ſie jetzt vorhanden ſind.

Dieſe Sagen ſchmecken nach dem Koran, in dem die Moſaiſchen, und andere bibliſche Geſchichten mit Mährchen verunſtaltet ſind, und das Unrichtige in dieſer genealogi-

ſchen Geſchichte zu zeigen, iſt unnöthig. Ich bleibe daher bei der jetzigen Verfaſſung dieſer Nazion, und zwar zuerſt der Mangiſchlakiſchen Truchmener ſtehen. Zu dieſen gehören die vorbenannten 5 Stämme, deren Hauptverſammlungsort Manggiſchlak iſt, welches faſt in der Mitte ihres Landes liegt.

Der Abdalliſche Stamm wird als der vorzüglichſte angeſehen, weil dieſem die übrigen ihr Herkommen verdanken, weil er der reichſte, und weil er der größte iſt; indem noch jetzt an 1000 Familien zu demſelben gehören. Die übrigen vier Stämme begreifen nur 1500 Familien, oder Keſſel, wie die Truchmener zu reden pflegen. Nämlich zu dem Buruntſchukſchen Stamme gehören 500, zu dem Igdürſchen 300, zum Bulſatſchkiſchen 200, und zu dem Tſchaudürſchen 500 Familien. Alle dieſe Stämme halten ſowohl im Frieden als im Kriege zuſammen, doch dazu mehr aus Noth gezwungen, denn aus Freundſchaft, die ſie zu empfinden nicht fähig ſind. Sie führen alle eine nomadiſche Lebensart, und ziehen unter einander vermiſcht herum. Doch hat der Buruntſchukſche Stamm faſt ein die andern ganz ausſchlieſſendes Recht zu dem Diſtrikt zwiſchen den Landecken Guguwek und Mangiſchlak; nur dem Abdalliſchen Stamme iſt's im höchſten Nothfall erlaubt, dieſe Gegend auch zu nutzen. Nicht in großen Horden oder Haufen, wie die Kalmücken pflegen, ſondern nur in kleinen Truppen, die aus wenig Familien

beſtehen, ziehen dieſe Truchmener herum, weil ſie nicht leicht für große Viehheerden hinlängliche Weide finden; denn das Land, das ſie inne haben, iſt größtentheils ſehr erhaben, und daher, vorzüglich im Sommer, höchſt dürre: und in den wenigen Thälern und Niedrigungen iſt der Boden ſehr ſalzig, daher überall faſt gleich unfruchtbar. Auch der Mangel an Waſſer erlaubt nicht, große Heerden an einem Orte zuſammen zu halten; denn der Quellen ſind in dieſen Gegenden nur ſehr wenige, und in den flach gegrabenen Brunnen, zu denen man ſeine Zuflucht nehmen muß, wird das Waſſer bald ſehr ſalzig und ſtinkend. Im Winter fällt auch manchmal ſo viel Schnee, daß kaum ſehr kleine Heerden genugſame Weide finden.

Die politiſche Verfaſſung der Mangiſchlakiſchen Truchmenen iſt ſehr unvollkommen republikaniſch, bald demokratiſch, bald ariſtokratiſch. Bei jedem Stamme ſind einige Männer, die das Amt der Aelteſten oder Vorſteher vertreten. Sie erhalten in der Nazionalſprache den Namen Ak Sakal, das iſt Weißbart, weil gemeiniglich diejenigen, die die Aelteſten den Jahren nach, und daher gewöhnlich Greiſe ſind, zu Vorſtehern gewählt werden. Eine vieljährige Erfahrung, und eine alsdenn gemeiniglich zahlreiche Nachkommenſchaft, giebt dergleichen Leuten ein doppeltes Recht zu dieſem Amte. Allein die Anzahl dieſer Vorſteher iſt willkührlich, eben ſo wohl als die Dauer der Würde eines jeden insbeſondre. Oefters werfen

ſich

ſich Leute, die ſich entweder auf ihren Reichthum, oder auf ihre zahlreiche Familie verlaſſen können, eigenmächtig zu Aelteſten oder Vorſtehern des Volks auf, die es der allgemeinen Stimme nach nicht ſeyn ſollten; öfters werden einmüthig gewählte Vorſteher vom Volke ſelbſt von ihrer Würde ſchleunig abgeſetzt, wenn man zur geringſten Unzufriedenheit einige Urſach zu haben glaubt. Ein jeder Truchmener will ganz ſein eigner Herr ſeyn; daher dürfen Akſakallen, die dieſe Würde gern lange bekleiden wollen, ſich nicht viel merken laſſen, daß ſie es ſind. Sie haben über ihre Stämme faſt gar keine Gewalt; ſie können Niemand am Leibe ſtrafen; von Lebensſtrafen weiß man gar nichts. Wenn ſie Streitſachen ſchlichten, ſo legen ſie dem Schuldigen eine Geldſtrafe auf, oder verpflichten ihn, nach Art der Kalmüken, den Beleidigten mit Vieh zu befriedigen. Es iſt aber die Beſtimmung dieſer Strafen willkührlich, und nicht, wie bei den Kalmüken, auf Geſetze gegründet; daher öfters unter den ſtreitenden Parteien neuer Zank entſteht. Nur der Abdalliſche Stamm hat vier beſtimmte Aelteſte; dieſe wurden in St. Petersburg, dahin ſie vor einigen Jahren von dieſen Truchmenen abgeſandt waren, zu dieſer Würde erhoben, die auch in den Familien der drei ſchon verſtorbenen Aelteſten erblich zu werden ſcheint, doch immer nur mit einer, allen übrigen gleichen, und allezeit ſehr geringen Gewalt. Dergleichen Deputirte werden allezeit in Fällen, wo es nöthig iſt, bei einer allgemeinen Verſammlung des Volks ge-

 wählt,

wählt, und zu den vorhabenden Unterhandlungen von der Willensmeinung des Volks unterrichtet.

Auch einer despotiſchen Gewalt haben ſich die Mangiſchlakiſchen Truchmener ſeit einigen Jahren unterwerfen müſſen. Sie wurden im Jahr 1767 von Nur-Ali, Chan der Kirgiſen, überfallen: viele büßten hierbei ihr Leben ein, viele geriethen in die Kirgiſche Gefangenſchaft, und der faſt alles Viehes beraubte Reſt flüchtete hinter Tiukkaragan, und endlich gar nach Chiwa, um daſelbſt gegen die Kirgiſen Schutz zu ſuchen. Sie fanden in Chiwa wirklich Beiſtand, weil ſie daſelbſt theils als Unterhändler bei den Nachbarn brauchbar, theils wegen des Tauſches ihres Viehes gegen ſchlechte Chiwiſche Manufakturwaaren, nützlich ſind. Sie verjagten mit vereinigten Chiwiſchen Kräften die Kirgiſen aus ihrem Lande. Hierauf blieben ſie noch ein Jahr und drüber in Chiwa, um ſich in Sicherheit zu erhohlen; doch ehe ſie völlig zu Kräften gekommen waren, nöthigte ſie eine unter den Menſchen wüthende anſteckende Krankheit, die ſie für die Pocken hielten, und eine anfangende Viehſeuche, Chiwa zu verlaſſen, und nach ihren alten Wohnplätzen zurück zu kehren. Kaum hatten ſie dieſe, unter einer faſt völligen Entkräftung, die theils die Krankheiten, theils die Beſchwerden des bei dem Mangel der Pferde faſt ganz zu Fuß zurückgelegten Weges verurſacht hatten, erreicht, ſo ſchickte Nur Ali Chan einige Geſandten an ſie, um ihnen

bei

bei Strafe ihrer gänzlichen Ausrottung anzukündigen, daß ſie ſeinen Sohn, den Per Ali Chan, vor ihren Oberherrn erkennen mußten. Bei ihrer gegenwärtigen Verfaſſung blieb weiter nichts übrig, als hierin zu willigen. Per Ali Chan erſchien bald unter den Mangiſchlakiſchen Truchmenern. Er ſtrafte aufs ſchärfſte an Leib und Leben, er zog den größten Theil des Vermögens der reichern Truchmener eigenmächtig an ſich, und beraubte ſie faſt alle ihres Schießgewehrs, ſo daß man dergleichen jetzt nur höchſt ſelten unter ihnen antrifft. Nachdem Per Ali Chan auf dieſe Art ſehr despotiſch ein Jahr unter den Truchmenern geherrſcht hatte, begab er ſich zu ſeinem Vater zurück, bei dem er zwei Jahre verblieben. Aber im Herbſt 1775 erwarteten ihn die Truchmener mit Furcht und Kummer in Mangiſchlak wieder.

Eben die Begegnung, die die Truchmener von den Kirgiſen erfahren, ſind ſie geneigt, gegen andre Menſchen zu bezeigen. Sie würden gerade eben dieſelben Gewaltthätigkeiten ausüben, wenn ihre Kräfte dazu reichten. Jetzt ſtehlen ſie von ihren Nachbarn, den Kirgiſen, Karakalpaken, und den Aſtrabatiſchen Truchmenern Vieh und Ruſſiſche und Perſiſche Sklaven, und von Fremden, die ſich bei ihnen in allerlei Geſchäften aufhalten müſſen, fodern ſie ſo unverſchämte Geſchenke, daß ihre räuberiſche Begierde, alles, was ſie ſehen, zu beſitzen, deutlich genug wird.

Die Truchmener bekennen ſich zur Sunniſch-Mahommedaniſchen Religion, und alle derſelben eigne Zeremonien finden auch bei ihnen Statt. Nur können ſie bei ihrer wandernden Lebensart keine eigentliche Medſcheten oder Tempel haben, ſondern ſie verrichten den Gottesdienſt in ihren Filzzelten, daher beſtändig einige Mulla oder Prieſter unter ihnen herumziehen. Ihr Eifer in Religionsſachen iſt nicht ſehr groß. Sie ſind abergläubiſch; doch findet man keine Zauberer unter ihnen.

Nach der Sprache und Geſichtsbildung ſind ſie wahre Tataren. Ihre Naſe iſt mittelmäßig, breit und grade; ihre Geſichtsfarbe gelblich braun; ihr Statur iſt niemalen ſehr groß, aber wohl manchmal ſehr klein. Ihre Natur iſt ſtark, ſie erreichen bei ſehr vollkommener Geſundheit ein hohes Alter. Sie halten daher keine Aerzte unter ſich, und äuſſerliche Zufälle, als Verrenkungen, Beinbrüche ꝛc. überlaſſen ſie dem Schickſal. Für die Unreinlichkeit im gemeinen Leben haben ſie ſo wenig Abſcheu, daß ſie es den Kalmüken ganz gleich thun würden, wenn nicht die Religion bei ihnen einige Reinigungen zur Pflicht machte. Vor und nach dem Eſſen waſchen ſie ſich, und beten. Ihre Lebensart iſt ſehr einförmig; ſie wiſſen wenig von Beluſtigungen, und haben nur ein einziges muſikaliſches Inſtrument, die Ruſſiſche Balalaika, oder Laute.

Die Weiber werden bei den Truchmenern nicht ſo ein-

eingeſchloſſen gehalten, als es ſonſt den Aſiaten eigen iſt; ſie begehen ſogar öfters Ehebrüche, ohne daß die Männer darüber ſehr erzürnt würden. Die Dirnen verwahrt man ſorgfältiger. Die Vielweiberei findet bei ihnen Statt, und die Zahl der Weiber richtet ſich nach dem Reichthum des Mannes. In Anſehung der Hochzeit und des Kalün halten ſie's, wie die Aſtrachanſchen Tataren. Es iſt hier erlaubt, zwei, drei, vier Schweſtern nach einander zu heirathen, ſich mit Halbſchweſtern, Bruders- und Schweſtertöchtern zu verbinden ꝛc.; aber es iſt unerlaubt, mit einer Perſon in den Eheſtand zu treten, deren Mutter denjenigen, der es zu thun willens iſt, in ſeiner Kindheit geſäugt hat, wenn auch ſonſt nicht die geringſte Verwandtſchaft Statt hätte.

Ihre Wohnungen ſind Filzzelte, die Bauart nach der Kalmükiſchen gleich, nur im obern Theile mehr hemiſfäriſch als koniſch. Sie werden, wie dieſe, bei Veränderung des Orts aus einander genommen. Am untern Theile werden ſie von auſſen mit Matten belegt, die ſie ſelbſt aus Schilf verfertigen. Von innen werden die Wände mit ſeidenen oder wollenen Teppichen, oder gemeinen Filzdecken behangen, mit denen auch der Boden belegt wird. Bei Hochzeiten und ähnlichen Feſten werden ſie noch durch lange zuſammengedrehte Leibgürtel, die von oben nach unten frei herunter hangen, inwendig ausgeſchmückt. Jede Familie hat ein eignes Zelt, an einem

gewählten Standorte ſtellt man die Zelte neben einander ohne Ordnung auf.

Die Männer tragen zwei bis drei ſehr weite und lange Röcke über einander, die den Europäiſchen Schlafröcken ähnlich ſind, Tſchagan genannt. Ueber dieſe Röcke tragen ſie einen gewöhnlichen Aſiatiſchen Leibgürtel. Die Zeuge, aus denen dieſe Röcke gemacht werden, ſind entweder aus Baumwolle, oder Kameelhaaren bereitet, und öfters theils mit ſeidenen und goldenen Fäden durchzogen, theils mit bunten Blumen geſtickt. Die Hemder ſind gemeiniglich von Bás, oder weißer baumwollener Leinwand, reichen bis ans Knie, und gehen über die Hoſen. Dieſe ſind weit, und bis zu den Ferſen herabhangend. Auf der Reiſe trägt man Stiefel, ſonſt geht man nur in Pantoffeln, die mit hohen ſpitzigen Abſätzen verſehen ſind. Das Haar wird bei den Männern ganz vom Kopf geſchoren; nur junge Leute erhalten gern einige Büſchel Haar auf der Scheidel und hinter den Ohren. Runde, nicht viel über die Scheidel erhabene Mützen bedecken den Kopf; ſie beſtehen aus Tuch, das vier ziemlich ſpitze Winkel bildet, und werden mit Schaaffellen eingefaßt. Ihre Waffen ſind ein Dolch, der nur einſchneidig zu ſeyn pflegt, ein Säbel, Bogen und Pfeile, und Flinten, deren ſie aber nur wenige haben, die überdem nur mit Lunden abgebrannt werden. Das Reitzeug iſt im Perſiſchen Geſchmack.

Die Weibsleute gehen im Sommer blos in einem Hemde, das bis auf die Ferſen hängt, und um das ein Leibgürtel gebunden iſt. Es wird theils aus Baumwollen, theils aus Seidenzeuge gemacht, und iſt gewöhnlich von blauer Farbe. Weite, bis auf die Hacken hängende Hoſen werden beſtändig unter dem Hemde getragen. Im Winter ziehen ſie übers Hemd einen eben ſo langen, dem männlichen nicht unähnlichen Rock, der am Oberleibe dicht zugeht, und mit kleinen Knöpfen beſetzt iſt. Die Aermel deſſelben ſind nicht unter den Achſeln aufgeſchnitten. Der Leibgürtel wird alsdenn über den Rock gebunden. Entweder aus Kattun oder Tuch werden dieſe Röcke gemacht. Bei großer Kälte wird noch ein Pelz, der dem Rocke ähnlich iſt, übergezogen. Strümpfe ſind bei keinem Geſchlecht im Gebrauch. Die Weibsleute tragen Stiefel und Pantoffeln, wie die Männer, gehen aber gewöhnlich barfuß. In den Ohren und Naſen tragen dieſe Weibsleute ſilberne Ringe. Der Kopfputz iſt verſchieden bei den Weibern und bei den Mädchen.

Die Weiber tragen eine an zwei Spannen hohe, zugerundete und gepolſterte, von vorn nach hinten zuſammengedrückte Haube, und binden über dieſelbe ein ſeidnes oder baumwollenes, gemeiniglich gelbes Tuch ſo herum, daß alle vier Zipfel deſſelben auf den Rücken fallen; einige in Silber gefaßte Steine pflegen über der Stirne angebracht zu werden. Die Haare hängen in einem dreifach-

ge-

geflochtenen Zopf auf den Rücken herunter. Im Winter bedienen ſie ſich auch wohl ſtatt dieſer Hauben hoher runder Mützen, mit einer ſchmalen Einfaſſung von Lämmerfellen.

Die Mädchen tragen Mützen, die den männlichen in der Form ähnlich ſind; ſie ſind aus Tuch oder Sammt gemacht, und theils mit ſilbernen Blechen beſetzt, theils mit Seide geſtickt; ihre hohe runde Einfaſſung iſt von Fiſchotterfell. Die Haare hängen in acht und mehrern, dreifach geflochtenen Zöpfen auf dem Rücken hinab. Vornehme Mädchen legen noch über dem ein Stirnband an, das an einen Schuh breit, und aus ſilbernen Ringen, Kugeln und rothen Korallen zuſammengeſetzt, und in der Mitte mit einem rhomboidaliſchen Blättchen geziert iſt.

Die Speiſen und Getränke der Truchmener ſind ganz ungekünſtelt. Die Milch der Stuten, der Kameele, der Kühe und der Schaafe dient ihnen, ſowohl den Körper zu ernähren, als den Durſt zu löſchen. Sie wird nur erſt denn getrunken, nachdem ſie ein Paar Tage in einem ledernen Schlauche geſäuert hat, und endlich ſo ſtark gerüttelt worden iſt, daß der butterige Theil ſich ganz mit den Molken vermiſcht hat. Es iſt dies ein angenehmes, geſundes und durſtſtillendes Getränke; doch verurſacht es Grimmen, wenn man nicht dazu gewöhnt iſt. Die Milch der Stuten, auf dieſe Art bereitet, wird leicht berauſchend; doch treiben die Truchmener keinen Branntewein von der

Milch

Milch ab, obgleich ihnen der Ruſſiſche Kornbranntewein ſehr lieb iſt. Schaaffleiſch iſt die gewöhnlichſte Speiſe. Das ganze geſchlachtete, und von Haut und Eingeweiden befreite Schaaf wird mit Kopf und Füßen in einen eiſernen Keſſel, ohne einige Zuthat mit Waſſer gekocht, und, wenn's gahr iſt, in einer hölzernen Schüſſel auch ganz aufgeſtellt. Alsdenn wird's zerlegt, und von den Knochen wird der größte Theil des Fleiſches abgeſchnitten. Hierauf theilt man die Knochen unter die Gäſte aus; das abgeſchnittene Fleiſch aber wird erſt ſehr fein gehackt, und dann in hölzernen Schalen mit der Fleiſchbrühe den Gäſten gereicht, die die Brühe abtrinken, und das Fleiſch mit 5 Fingern in den Mund nachſchieben; daher heißt dies Gericht Beſchbarmak, Fünffinger. Sie eſſen das Fleiſch und den Rogen aller Fiſche; aber die ſonſt nach dem Mohammediſchen Geſetz unreinen Thiere eſſen ſie nicht. Mehl trifft man ſelten bei den Truchmenern an; ſie genießen's entweder roh in Waſſer eingerührt, oder ſie verbacken's auch zu dünnen Fladen.

Das vorzüglichſte und faſt einzige Geſchäft der Truchmener iſt die Viehzucht. Sie halten Kameele mit einem und mit zwei Buckeln, Pferde, Ziegen, Schaafe von der Kalmückiſchen Art, und Kühe. Die Schaafe ſtehen beſonders gut bei ihnen, und pflegen ſehr fett zu werden, dazu die trockne Weide und der Ueberfluß des Salzes viel beiträgt. Auch für die Kameele iſt das Land, das die

Truch-

Truchmener hier bewohnen, ſehr zuträglich; ihrer allein bedienen ſie ſich zum Fortbringen der Laſten, die leicht auf ſie gelegt werden können, weil ſie ſich ſogleich niederlegen, wenn man ihnen mit dem Worte Tſchu zuruft. Die Pferde befinden ſich ſchlecht in dieſen trocknen und ſalzigten Gegenden. Sie ſind von der Kalmückiſchen Raße, und nur von ſehr mittelmäßiger Größe. Nur wenige, und zwar die ärmſten der Truchmener, treiben etwas Ackerbau, und erndten Weitzen, Gerſte, Melonen und Arbuſen, dazu ſie ſehr gute Saamen aus Chiwa und Bokhara ſich verſchaft haben.

Die Mangiſchlakiſchen Truchmener handeln mit allen ihren Nachbarn, den Bucharen, Kirgiſen, Karakalpaken, den Aſtrabatiſchen Truchmenern und den Ruſſen. Den Bucharen und den Einwohnern von Chiwa überlaſſen ſie ihr überflüßiges Vieh, und die Produkte, die ſie von demſelben erhalten, nemlich Butter, Filzdecken von ſchlechter Schaafwolle, die ſie öfters artig färben, und Armak, ein kamelotartiges Zeug von Kammelwolle; auch treten ſie an dieſelben einige Rußiſche Waaren ab, als Mehl, Metalle, eiſerne Keſſel, Dreifüße, hölzerne Geſchirre, und gemeines Tuch, desgleichen Meſſer, Scheeren, Spiegel, Steck- und Nähenadeln. Eben dieſe Rußiſchen Waaren erhalten auch die Kirgiſen und Karakalpaken von ihnen gegen Vieh, und gegen die vorerwehnten von demſelben gezogenen Produkte, welche die Truchmener wieder an

die Bucharen und Ruſſen abſetzen. Von den Bucharen empfangen ſie dagegen baumwollene, halbſeidene und ganz ſeidene Schlafröcke, baumwollene Zeuge, Bettdecken, ſeidene Zeuge, Leibgürtel, rohe und geſponnene Baumwolle, und Bucharische Dukaten. Die Perſiſchen Münzen, das verarbeitete Silber, die Waffen, kommen durch die Aſtrabatiſchen unter die Mangiſchlakiſchen Truchmener.

Die erwehnten Bucharischen und Chiwiſchen Waaren ziehen die Rußiſchen Kauffartheiſchiffe von Aſtrachan nach dem Lande der Mangiſchlakiſchen Truchmener; ſie werfen theils bei Mangiſchlak, theils bei Tiukkaragan, theils bei Buruntſchuktſchapſchaga Anker, doch am öfterſten am erſten Orte. Gewöhnlich, doch vielleicht unbillig, iſts bei dieſer Gelegenheit, die Aelteſten des Volks zu beſchenken. Trift es ſich, daß eben Karawanen aus Chiwa oder Bokhara angekommen, ſo macht ſich eine dergleichen Fahrt gut bezahlt; widrigenfalls muß man mit den eigenthümlichen Truchmeniſchen Waaren zufrieden ſeyn. Da die Truchmener wenig Geld, und noch wenigere Geſetze haben, ſo iſt der Handel bei ihnen nichts anders als ein Tauſch, bei dem beſtändig viele Zänkereien vorfallen; ſelten bleibt es bei einer einmal getroffenen Verabredung. Dem ungeachtet ſind für die Ruſſen manche ſehr vortheilhafte Ausſichten bei dem Handel mit den Truchmenern, beſonders in ſofern ſie die Unterhändler zwiſchen den Ruſſen und Bucharen ſind und ſeyn können. Rohe und geſpon-

ſponnene Baumwolle, baumwollene Zeuge, verſchiedene Spezereien, Goldſand, Edelſteine ꝛc. wären die Waaren, die Rußland hier von den Bucharen würde bekommen können. Es ſcheint daher die oft geäußerte Bitte der Mangiſchlakiſchen Truchmener, daß die Ruſſen einen befeſtigten Ort in ihrem Lande anlegen möchten, alle Aufmerkſamkeit zu verdienen. Ihre Abſicht iſt, durch dieſen Rußiſchen Schutz für ihre Nazion und für die Handlung mehr Sicherheit gegen ihre Nachbarn, beſonders gegen die Kirgiſen, zu erhalten.

Die Aſtrabatiſchen Truchmener machen drei Stämme aus, denen die Namen Tåkejaumut, Gokſcha und Ugordſchali beigelegt werden. In Anſehung ihrer Abſtammung denken ſie eben ſo, wie die Mangiſchlakiſchen Truchmener nach der angeführten Sage. Drei unter den 27 Söhnen Tiurkmens waren die Väter dieſer Stämme, die von ihnen ihre Namen bekommen. Der Tåkejaumutiſche Stamm, welcher auch verkürzt Dſhumut heißt, begreift an 12000 Familien in ſich, die die Gegend um den Balkaniſchen Meerbuſen bewohnen; der Gokſchaiſche Stamm iſt faſt eben ſo ſtark, und beſetzt das Land zwiſchen Aſtrabat und Chiwa; der Ugordſchåliſche Stamm beſtand ehemals aus 1000 Familien, die ſich in der Gegend zwiſchen Karabugas und Balkan aufzuhalten pflegten. Aber 1769 wurde der letzte, da er bei Balkan ſtand, von dem erſten Stamme, oder von den Dſchumuten, feindlich überfallen,

und

und bis auf die Hälfte gefangen genommen; die andre Hälfte flüchtete theils nordlich nach Mangiſchlak, theils ſüdlich nach Beloi Bugor. Von den 250 Familien des zerſtreuten Ugordſchaliſchen Stammes, die nach Beloi Bugor gezogen waren, begaben ſich die oben erwähnten 83 Familien, mehrerer Sicherheit wegen, nach der Inſel Nephtenoy. Aehnliche feindſelige Händel ſollen von jeher unter dieſen drei Stämmen oft vorgefallen ſeyn, und noch jetzt iſt gar kein gutes Verſtändniß unter ihnen. Ein Stamm raubt von dem andern nicht allein Vieh, ſondern auch Menſchen, und die letztern werden ſogar nach Chiwa und der Bucharei als Sklaven verkauft. Der Ugordſchaliſche, als der ſchwächſte Stamm, wird für den ruhigſten gehalten, und dieſer ſteht auch in einem ſehr guten Vernehmen mit den Mangiſchlakiſchen Stämmen, dazu das Vorurtheil einer nähern Verwandſchaft etwas beitragen mag.

Das Gewerbe des Täkejaumutiſchen und Gokſchaiſchen Stammes beſteht in der Viehzucht, in der ſie die Mangiſchlakiſchen Truchmener noch übertreffen, und im Sklavenhandel, den ihre Macht und Raubbegierde leicht unterhält. Dem Ugordſchaliſchen zerrütteten Stamme giebt die Viehzucht nicht genugſame Nahrung, weil in den Gegenden, die ſie jetzt bewohnen, zu wenig Sicherheit und zu ſchlechte Weide iſt. Auſſer Kameelen und Schaafen findet man nicht leicht anderes Vieh bei ihnen. Sie ſind

daher gröſstentheils Kaufleute und Seefahrer geworden. Diejenigen, welche die Inſel Nephtenoj inne haben, ſammlen auf derſelben Salz und Bergöl, und der übrige Haufen, der ſich bei Beloi Bugor aufhält, holt eben dergleichen von den übrigen im Balkaniſchen Meerbuſen gelegenen Inſeln. Dieſe den Perſern nöthige Waaren führen ſie auf Kirſchinen zu Waſſer nach dem ſüdlichen Ufer der See, und verſorgen daſelbſt die Einwohner von Maſanderan und Aſtrabat damit. Eben dahin bringen ſie auch die Pferdedecken und Packſäcke, die ſie aus der Wolle ihrer Schaafe und Kameele bereiten, zum Verkauf. Sie erhalten dagegen von den Perſern das zu ihrer Nahrung und Kleidung erforderliche, nemlich Mehl, Reis, Europäiſches Tuch, ſeidene und baumwollene Zeuge uud Leibgürtel. Einen Theil dieſer Waaren bringen ſie wohl weiter nach Mangiſchlak, und tauſchen dagegen Butter ein. Sie beſitzen einen ziemlichen Vorrath an altem Silber; ſie ſchätzen ein Ruſsiſches Pfund zu 20 Rubel, und vertauſchen es gern gegen Stahl und Eiſen, ſo daſs ſie das Pud von jenem zu zehn, und von dieſem zu fünf Rubel annehmen. Der Seehundsfang wird auf den Inſeln des Balkaniſchen Meerbuſens nur wenig getrieben, am ſtärkſten auf der Inſel Ogurtſchinskoy, die die Truchmener Aidach nennen.

In der Kleidung weichen die Aſtrabatiſchen Truchmener in etwas von den Mangiſchlakiſchen ab. Der Habit

der

der Männer gleicht mehr dem Perſiſchen als dem Buchariſchen. Ihre Waffen beſtehen in einem Dolch, Säbel, Bogen und Köcher. Der Habit der Weiber weicht nur im Kopfputz ab, der in einer mäßig hohen runden Mütze beſteht, um die ein Tuch gewunden wird, ſo daß alles das Anſehn eines Turbans erhält. Der Kopfputz der Mädchen unterſcheidet ſich durch die geraden Federn, die um die Mütze geſteckt werden.

Eine beſondre Art Tabak zu rauchen iſt bei den Truchmenern auf der Inſel Nephtenoj gebräuchlich. Eine Geſellſchaft geht aus ihren Wohnungen nach dem Geſtade, und ſucht daſelbſt einen reinen ſandigen aber feuchten Boden auf. In denſelben gräbt man mit den Händen eine flache länglichte Grube, in dieſe legt man der Länge nach einen in der Dicke eines Federkiels zuſammen gerollten Lappen, ſchüttet den Sand wieder über den Lappen, und drückt ihn mit den Händen ſo feſt, daß die ganze Grube ausgefüllt iſt. Hierauf zieht man den zuſammen gerollten Lappen wieder heraus, und man hat jetzt einen unterirdiſchen nach beiden Enden aufwärts geöfneten Kanal; die eine Oefnung erweitert man durch die Finger zu einer runden Grube, und in dieſe legt man Tabak, und über denſelben Feuer. Vor die andre Oefnung legt ſich der, der zu rauchen Luſt hat, mit dem Bauch auf die Erde, bringt den Mund an die Oefnung, und zieht den Rauch an ſich. Nach jedem Zuge hebt man den Kopf in die Höhe, behält

den Rauch etwas im Munde, und läßt ihn endlich zur Naſe hinaus. Man macht einem Andern Platz, nachdem einige Züge gethan ſind.

Nach Hr. Hofrath Gatterer haben die Truchmenen keine Chane, ſondern Bii oder Fürſten, und Starſchinen, die ſie ſich ſelbſt zum Richter wählen. Ihre beſten Leute dienen dem Chan von Charesmien oder Chiwa, mit welchem ſie in einem Schutz- und Trutzbündniß ſtehen, um Sold. Sie können etwa 10000 Mann ins Feld ſtellen, die geübtere Soldaten, beſonders im Säbelhieb ſind, als die Kirgiſen.

2. Karakalpaken-Land.

Die Karakalpaki, das iſt, Leute mit ſchwarzen Mützen, oder die Mankat, theilen ſich in die untere und obere Horde. Die untern Karakalpaken, um den unterſten Theil des Fluſſes Syr-Darja, und um den nordöſtlichen Theil des Aralſees, gehören, als Rußiſche Schutzverwandte, zum Lande Orenburg, und ſind in Südoſten durch den Fluß Saraſu von den Kirgiſen der großen Horde, folglich auch von Dſchagataj geſchieden.

Hingegen die noch zu Dſchagataj gehörigen obern Karakalpaken wohnen auf der Südſeite des Syr-Darja, von deſſen Einfluß in den Aralſee an, aufwärts bis Taſchkent; ſo daß ſie in Norden an die untern Karakalpaken

und die Kirgiſen von der großen Horde, in Weſten an den See Aral, in Süden an Charesmien, und in Oſten an Fergana grenzen.

Sie nähren ſich hauptſächlich vom Ackerbau und von der Viehzucht; im Sommer ziehen ſie umher, und im Winter wohnen ſie in Jurten oder Hütten.

Ihre Volksmenge iſt ziemlich groß; aber, weil ſie mehr Bauern als Soldaten ſind, können ſie den Einfällen und Verheerungen der Kirgiſen nicht widerſtehen.

Ihre Chane haben ſehr wenig Gewalt, weil ſie durch die Uebermacht der zahlreichen Chodſcha oder Geiſtlichen, die man als Jünger und Abkömmlinge Mohameds ſehr verehrt, eingeſchränkt werden.

So ſchreibt Hr. Hofrath Gatterer von den Karakalpaken, wovon unſre Britten weiter nichts als den Namen haben, und daß ſie als Nomaden an der Kaspiſchen See herum ziehen. Die beſten und ausführlichſten Nachrichten finde ich in Rytſchkows Orenburgiſcher Topographie im 5 und 6ten Theile des Büſching'ſchen Magazins, aus welchem ich alſo das vornehmſte hier einrücken will.

Vom alten Zuſtande dieſer Nazion berichten die Tatariſchen Bücher, ſie wären, nachdem ihre Stadt Bolgor vom Tatariſchen Zar Mirtamur zerſtört worden, in das alte Urganitſch, oder nach Chiwa gekommen, hätten an der

Mündung des Syr = Darja Halt gemacht, und ſich da bequeme Gegenden ausgeſehen, wo ſie ihren Sitz genommen; da ſie nun dort unter einer heißen Sonne gewohnt, und ſonderlich um ihre ehemaligen anmuthigen und reichen Gegenden gleichſam getrauert, hätten ſie Karakalpaken, das iſt, ſchwarze Mützen oder Kappen, auf den Köpfen getragen, und davon hätten ſie ihre Namen bekommen.

Von dem Jahr 1741 iſt weder von den obern noch von den untern Karakalpaken ein Abgeordneter bei den Orenburgiſchen Rußiſchen Befehlshabern erſchienen, auch von dieſen Niemand an jene abgeſchickt worden. In dieſem Jahr aber wurde der Lieutenant des Orenburgiſchen Dragonerregiments, Dmitrei Gladyſchew von Samara an den Abulchair Chan in die Kirgis Kaiſakiſche Horde geſchickt, welcher im April 1742 wieder zurück kam, und berichtete: Als er in dieſer Horde bei dem erwehnten Chan zwiſchen den Flüſſen Syr = Darja und Adamato geweſen, wären der dort herum ziehenden Karakalpaken Starſchinen 1) Abeidulla, 2) Murat Schich mit ſeinem Sohn, 3) Uraßan Batyr, 4) Tokumbet Bii, 5) Ubelai Saltan, 6) Choßjä Merßen, imgleichen drei Chodſchen, vornehme Geiſtliche bei ihnen, nach Art der Rußiſchen Erzprieſter, zu ihm gekommen, und hätten angebracht, ſie und die ganze Nazion der untern Karakalpaken, welche ſich auf dreißig tauſend Kibitken belaufe, begehrte auf ewig in Rußiſche Botmäßigkeit auf und angenommen zu werden;

ſie

ſie hätten aus eigenem Triebe gebeten, ſie dazu eidlich zu verpflichten, und weil ihm nicht unbewußt geweſen, welchergeſtalt einige von ihnen ſchon beim Tewkelew den Huldigungseid geleiſtet, und dadurch Verſicherung wegen Gewährung ihres Geſuchs erhalten; ſo habe er ſie bei dem Abulchair Chan zu Ablegung des Eides zugelaſſen; ſie hätten demnach ſowohl für ſich, als für ihre ganze Nation geſchworen, und die Eidesnotul unterſchrieben, welche er auch in der Orenburgiſchen Kanzlei vorzeigte. Einige hatten ſchlechthin unterſchrieben, mit Meldung ihres Stammes und der Anzeige, daß ſie für ſich und den ganzen Stamm unterſchrieben hätten; andre hatten ausdrücklich angegeben, wie viele Kibitken im Stamme wären, und bei der Zuſammenrechnung fand ſichs, daß in allem zwölf tauſend Kibitken in dieſer eidlichen Verpflichtung angegeben waren. In dem Briefe, welchen ſie dem Gladiſchew mitgaben, meldeten ſie, ſie hätten ſchon längſt Verlangen getragen, getreue Rußiſche Knechte zu ſeyn; und ob ihnen ſchon dieſe Gnade zu der Zeit, als Murſa Tewkelew bei dem Abulchair Chan geweſen, verſichert worden, ſo hätten es ihnen doch ihre ſeit der Zeit gehabten innerlichen Unruhen nicht verſtattet, die Sache gehörig in Ordnung zu bringen; dem zufolge hätten ſie nunmehr an Gladyſchew den Eid der Treue abgelegt, und eine ewige Unterthänigkeit angelobet; was ihnen befohlen werden würde, erkenneten ſie ſich zu vollziehen ſchuldig; wobei ſie verſprachen, künftigen Sommer mit dem Abulchair Chan

nach Orenburg zu reiſen, und ihre Aufwartung zu machen, da ſie denn alles nöthige anbringen wollten. Dieſer Brief war unterſchrieben von Gabaidulla Saltan, Murat Schich, und andern ihrer vornehmſten Starſchinen, und demſelben noch überdies drei ſchwärzliche Siegel beigefügt.

Auf die hierauf durch den wirklichen Geheimen Rath und Ritter, Iwan Iwanowitſch Nepljuew, unterm 2ten März 1742 an ſie geſchehene Einladung, kamen wirklich in dem Jahre ihre Geſandten Mamor Batyr und Kuſchan Batyr zugleich mit dem Abulchair Chan daſelbſt an, welche im Namen ihres Saltans und der ganzen Nazion öffentlich huldigten, worauf ſie unter die Rußiſchen Unterthanen auf und angenommen wurden.

Nach dieſem wurde Gladyſchew in Begleitung dieſer Geſandten mit einem Briefe geradeswegs an den Karakalpakiſchen Saltan und die andern abgefertigt, welchem in ſeiner Inſtruktion aufgegeben war, zuförderſt zu melden, daß ihr Saltan, Starſchinen und die ganze Nazion der untern Karakalpaken, zehntauſend Kibitken ſtark, auf ihre Bitte in wahren Rußiſchen Schutz und Botmäßigkeit aufgenommen wären, welches auch in des Geheimen Raths Briefe ſtund; wobei verlangt wurde, daß ſie den Huldigungseid feierlich ablegen, und zu Bezeugung ihrer Unterthänigkeit alle bei ihnen befindliche Rußiſche Gefangenen

zuſam-

zuſammen bringen, und an Gladyſchew ausliefern ſollten. Hiernächſt war ihm anbefohlen, ihnen einen Begrif vom Orenburgiſchen Privilegium beizubringen, und ihnen nicht nur zum Orenburgiſchen Handel, ſondern auch zur Niederlaſſung bei Orenburg Luſt zu machen, und ſo einige da wohnen wollten, ſie hinzuſchicken, überdieſes von den daſigen Sitten und Gebräuchen, wie auch von den benachbarten Nazionen Erkundigungen einzuziehen.

Nachdem Gladyſchew in der Horde angekommen war, legten ſie den Eid feierlich und öffentlich ab, zuerſt zwei ihrer Chane mit ihren Söhnen, dann die Starſchinen, ſammt einer nicht geringen Anzahl der Nazion. In dieſer eidlichen Verpflichtung werden ihre drei Geſchlechter erwehnt, das Knuratiſche, Abyniſche und Chataiſche. Sie ließen hierauf zugleich mit Gladyſchew acht beſondre Geſandten abgehen, welche ſich an den Hof begeben ſollten, wie auch zwei freigelaſſene Gefangenen, einen Ruſſen und einen Meſchtſcherjäken. In dem Schreiben, ſo ſie ihnen an den Hof mitgaben, meldeten ſie, es habe ſich die untere Karakalpakiſche Nation, vier Sana, das iſt, vierzig tauſend Mann ſtark, nebſt dem ganzen Seeſtamm, Rußland unterworfen; wobei ſie baten, man möchte die Kirgis Kaiſaken anhalten, ſich friedlich zu betragen, welche ſie oft mit ihren Streifereien verheerten, auch ihre Geſandten nicht durchließen; mit dem Verſprechen, daß ſie des nächſten einen eigenen Abgeſandten nebſt Kaufleuten,

an dreitauſend Mann abfertigen, und die bei ihnen anzutreffenden Rußiſchen Gefangenen in Freiheit ſetzen wollten. Die Karakalpakiſchen Geſandten wurden am 14. Aug. 1743 der Kaiſerin Eliſabeth vorgeſtellt, die ihnen alle Kaiſerliche Huld und Gnade zuſicherte; und bei ihrem Abſchiede erhielten ſie ein Schreiben an ihre Chane und an die ganze Nazion, worin deutlich ausgedrückt war, daß ſie unter die Zahl Rußiſcher Unterthanen aufgenommen worden, und ihnen alle Gnade zugeſichert wurde. An den Geheimen Rath wurde reſcribirt, dies Schreiben durch einen Unteroffizier abzuſchicken, ſich die Befreiung der Rußiſchen Unterthanen, ſonderlich der Chriſten, aus der Karakalpakiſchen Gefangenſchaft angelegen ſeyn zu laſſen, und für jeden fünf bis zehn Rubel Löſegeld zu geben, auch das Schreiben mit einem mäßigen Geſchenk an die Chane zu begleiten, um ſie deſto beſſer zu gewinnen; übrigens aber ſich gegen die Karakalpakiſche Nation der Ukaſe gemäß, mit gehöriger Rückſicht aufs Staatsintereſſe zu betragen; hiernächſt von den weitern Vorfallenheiten von Zeit zu Zeit Bericht zu erſtatten, und über die etwa nöthigen Befehle und Verfügungen ſein Gutachten beizufügen.

Nachdem die Geſandten mit Gladyſchew wieder angekommen, wurden ſie mit aller Gefälligkeit aufgenommen, und wohlbeſchenkt in ihr Vaterland abgefertigt. Da man aber von Orenburg keinen bequemen Weg dahin hat, auſſer durch die kleine Kirgis Kaiſakiſche Horde,

ſo wurde Gladyſchew nebſt den Geſandten, des nöthigen Geleits wegen, zuförderſt an den Chan dieſer Horde, Abulchair, gewieſen und empfohlen. Als ſie da ankamen, erfuhr Gladyſchew, daß ſich derſelbe ſehr feindſelig gegen die Karakalpaken bewieſen, ſie unvermuthet überfallen, viele von ihnen niedergemacht, eine große Anzahl zu Gefangenen gemacht, und ſonſt große Verheerungen unter ihnen angerichtet. Zur Urſache dieſer von Abulchair Chan verübten Bosheit wurde angegeben, er habe nach altem Gebrauch an ſie geſchickt, und eine ſtarke Lieferung Lebensmittel auf den Winter verlangt, worauf ſie ihn wiſſen laſſen, ſie ſtünden jetzt eben ſowohl unter Rußiſcher Herrſchaft und Schutz, als die Kirgis Kaiſaken, wären alſo nicht ſchuldig, ihm Lebensmittel zu liefern. Aber im Grunde wußte man wohl, daß er ihre Aufnahme unter Rußiſche Botmäßigkeit, ſeiner unruhigen Natur nach, ungern ſahe, und daß er den Argwohn gefaßt, man wolle ihn mit der Zeit ganz unterdrücken.

Bei dergleichen argwöhniſchen Gedanken erfrechte er ſich, auch das an die Karakalpaken gerichtete Schreiben zu erbrechen, und las es. Die am Hofe geweſenen Geſandten ſchickte er beide ohne Gladyſchews Vorwiſſen fort, und führte ſich dermaſſen toll und unbändig auf, daß Gladyſchew genöthigt war, nach Orenburg zurück zu kehren, ohne bei den Karakalpaken geweſen zu ſeyn. Seitdem hat nun dieſe Nazion von dem genannten Chan und ſeinen

Kir-

Kirgis Kaiſaken noch mehr Drangſale und Verwüſtungen auszuſtehen gehabt, und iſt dadurch in ſolches Elend und Armſeligkeit gerathen, daß faſt niemand mehr von ihnen nach dieſem nach Orenburg gekommen. Sie ſcheuen ſich vor den Kirgiſen, und es ziehen ihrer jetzt gar wenig in den Gegenden herum, wo ſie ſonſt ihre Zuglager hatten. Die meiſten haben ſich zu den obern Karakalpaken gewendet, welche ſich auch aus Furcht vor den Kirgiſen, unter den Schutz des Sjungoriſchen Prinzen begeben haben. Beide wiſſen mehr als zu wohl, daß die Kirgis Kaiſaken und ihre Chane ſchon lange darauf umgegangen ſind, und immer darauf umgehen werden, ſich ihrer ſämmtlichen Landſchaften völlig zu bemeiſtern, um auf den Fall eine Zuflucht zu haben, wenn ſie von Rußland einige Gefahr zu beſorgen haben.

Dieſe nach Rußland geſchickten Geſandten der Karakalpaken brachten bei ihrer Vorlaſſung zu Orenburg in ihrer Rede mit vor, und wiederholten es nach dem bei verſchiedenen Gelegenheiten, ſie wären ſämmtlich vor Alters Rußiſche Unterthanen geweſen, und hätten auf der Bergſeite der Wolga zwiſchen den Königreichen Aſtrachan und Kaſan gewohnt; von da wären ſie, nun vor zwei hundert und ſiebenzig Jahren, aus der Urſach weggezogen, weil damals die Rußiſchen Kriegesvölker jene beiden Königreiche angegriffen hätten, unter welchen Umſtänden ſie äuſſerſt bedrängt und verheert worden wären. Im Fort-

ziehen

ziehen hätten ſie ſich zuerſt nach der Bucharei gewendet, wären hernach an die See Aral gekommen, und hätten ſich da ausgebreitet, nemlich um dieſe See herum, und bei der alten verwüſteten Stadt Dſchankent am Ausfluß des Syr-Daria, deren Ueberbleibſel noch zu ſehen ſind, und um deren Wiederaufbauung Abulchair Chan angeſucht hat, wie auch an den Fluß Kuwan-Daria.

Ob dieſe angeführte Erzählung Glauben verdiene, überlaſſen wir andern zu beurtheilen. Es laſſen ſich aber jene beiden Umſtände leicht mit dem vereinigen, was Waſilej Nikititſch Tatiſchtſchew im 26. Kapitel ſeiner Rußiſchen Hiſtorie meldet; es habe ihm nemlich, als er zu Aſtrachan geweſen, ein ganz gelehrter Buchar aus der alten Geſchichte erzählt, die daſigen, das iſt, die Aſtrachaniſchen Völker von der Wolga bis ans Gebirge, und am Don, hätten alleſammt Kiptſchaken geheißen, und wären von den Tataren bezwungen, und großentheils jenſeit der See Aral verſetzt worden, da man ſie denn nur Kara Kiptſchaken, zum Unterſchied von andern ſchon längſt da geweſenen genennt hätte. Er führt auch daſelbſt eine Erzählung der Bucharen von ſich an, daß ſie von der Wolga weg, jenſeit der See Aral verſetzt worden. Allein dasjenige, was Rytſchkow bei ſeinem zu Orenburg angeſtellten Nachforſchen vom Urſprung der Bucharen bekannt worden, und in ſeiner kurzen Nachricht von den Tatariſchen Nazionen zu leſen iſt, kann mit dieſer Erzählung kaum in Uebereinſtimmung gebracht werden.

Sonſt

Sonſt ſind ſämmtliche Karakalpaken weder in Sprache noch Religion von den Kirgiſen und andern daſigen Nazionen unterſchieden, auſſer daß ſie mehrere Mahomedaniſche Gelehrte und ſchriftverſtändige Leute haben, folglich auch ihre Religion beſſer verſtehen und genauer beobachten, als die Kirgiſen. Zudem findet ſich eine nicht geringe Anzahl Chodſchen unter ihnen, welche die Mahomedaner für Abkömmlinge und Jünger Mahomeds halten.

Ihre Nahrung beruhet meiſtens auf dem Ackerbau. An Pferden haben ſie Mangel, dagegen viel Hornvieh, welches ſie ſowohl zu Hauſe verkaufen, als auch in die umliegenden Länder, und vornehmlich nach Chiwa, zum Verkauf treiben. Die Kirgiſen erhandeln bei ihnen Pulver, Kugeln und Schießgewehr, welches ſie alles ſelbſt verfertigen, um ſich gegen die Kirgis Kaiſaken zu vertheidigen. Sie haben kleine Städchen, worin ſie ſich vor ihren Ueberfällen retten, und im Winter flüchten ſie ſich in den Schilf um die See Aral. Da ſie aber ein unkriegeriſches friedliches Volk ſind, ſo haben ſie bei alle dem manche Verheerung von ihnen auszuſtehen, beſonders ſind ſie jetzt von ihnen ganz ausgeſogen, und es haben ihrer ſchon mehr als ein Tauſend, wegen der häufigen und unausſtehlichen Anfälle der Kirgis Kaiſaken, da ſie ſich nicht anders zu helfen gewußt, ihr Land von ſelbſt verlaſſen, ſind, um nur zu leben zu haben, in die Kirgis Kaiſakiſchen Ulüſſen gekommen, und haben gebeten, in ihre

Ge-

Gemeinſchaft aufgenommen zu werden; aber die Kirgiſchen Prinzen und vornehmſten Starſchinen haben ſie bei ihrer Ankunft unter den Kirgiſen, einige auch ſchon unterwegs, zertheilt, und ob ſie gleich in beſondern Kibitken bei ihnen wohnen, müſſen ſie doch allen Frevel und Muthwillen von ihnen erdulden. Von Rußiſcher Seite verhält man ſich gegen ſie alſo, daß ſie zufolge der Ukaſe vom 16. März 1752, wenn ſie Gelegenheit finden aus dieſer Sklaverei zu entrinnen, als Unterthanen aufgenommen, und in die Uſtiſche Provinz geſchickt werden, wo ihnen ihre Wohnung angewieſen wird. Allein bis hieher haben wenige entkommen können.

3. Kirgiſen-Land.

Hier werden bloß die Kirgiſen von der großen Horde verſtanden: denn die von der mittlern und kleinen Horde gehören, als Rußiſche Schutzverwandte, zum Lande Orenburg.

Unſre Britten haben nichts von ihnen, als den Namen. Ich theile daher hier die Nachrichten mit, die Hr. Hofrath Gatterer und Rytſchkow in der Orenburgiſchen Topographie (Büſchings Mag. 5ter Th. S. 471) von ihnen haben, welcher letztere die Quelle des erſtern iſt.

Das Kirgiſen-Land wird in Nordweſten durch den Fluß Sara-ſu von Orenburg, durch den Mustag, oder

Imaus,

Imaus, in Südoſten von der kleinen Bucharei, und durch den aus dem Mustag von Südoſt nach Nordweſt fließenden Steppenfluß Talas, von der Soongarei, ſo wie in Süden durch das Gebirge Allatau von der großen Bucharei geſchieden. Das Gebirge Karatſchuk theilt es in zwei ungleichartige Theile.

a. Der Nordoſtliche Theil iſt Steppenland, hat den vorgedachten kleinen Steppenfluß Talas in Südoſten, und den großen Steppenfluß Zui in Nordweſten, der von Nordoſten nach Südweſten gegen den Orenburgiſchen und Kirgiſiſchen Grenzfluß Saraſu hinfließt.

Die Bewohner dieſes Theils ſind Nomadiſche Kirgiſen großentheils von der großen Horde, aber auch die Kirgiſen, welche Burutten genannt werden, zwiſchen dem Fluß Talas im Nordoſten, und dem Gebirge Allatau im Südweſten.

Von den Kirgiſen, oder Kirgiſchen von der großen Horde ſagt Rytſchkow am angef. O. Dies Volk hat ſeine wandernden Wohnplätze hinter den beiden andern, nemlich der kleinen und mittlern Kirgis Kaiſakiſchen Horde, die dem Rußiſchen Reiche unterworfen ſind; und zwar um die Flüſſe Tſchirtſchik, der bei Taſchkent vorbeifließt, Oryſch, und Kaljás dies und jenſeits Turkeſtan, wie auch nach Taſchkent zu, deſſen Einwohner ſie als ein kriegeri-

ſches

ſches Volk oft überfallen, und beſonders auf dem Felde die, ſo ſich mit dem Ackerbau beſchäftigen, plündern. Sie thun auch oft auf die Handlungskarawanen, die von und zu ihnen ziehen, Anfälle, wie im Jahr 1738 auch auf eine Ruſſiſche geſchah, welche zur Zeit des Geheimen Raths Tatiſchtſchew von Orſkaia Krepoſt nach Taſchkent gieng, die ſie nicht über zwei Tagereiſen nach Taſchkent zu kommen ließen, anfielen und gänzlich plünderten.

Uebrigens ſind dieſe Kirgiſen mit den andern beiden Horden von einerlei Stamm. Sie heißt zwar die große Horde, iſt aber doch in Vergleichung mit der Kleinen und Mittlern viel ſchwächer an Volk, indem ſie nie mehr, als zehntauſend Mann ins Feld zuſammen bringen. Jetzt ſtehen ſie gewiſſermaſſen unter dem Schutz des Sjungoriſchen Prinzen, oder vielmehr in Allianz mit ihm; und obgleich eigene Chane bei ihnen geweſen, und noch angeſehene Starſchinen unter ihnen ſind; ſo verfahren dieſe doch größtentheils nach dem Willen des Sjungoriſchen Herrn; daher haben ſich auch die Einwohner von Taſchkent unter eben deſſelben Schutz begeben, aus Furcht, ſie möchten ſonſt von dieſer großen Horde gänzlich verheert werden.

Von den Buruttem, ſo wie von den beiden Städten Ober-Berſagian in Nordweſten, und Suk in Südoſten, die Hr. Hofr. Gatterer anführt, finde ich keine nähere Nachrichten.

b. Der Südweſtliche Theil: ein gutes, fruchtbares, warmes und durch Regen und Flüſſe hinlänglich gewäſſertes Land. Der nordweſtliche Bezirk beſteht größtentheils aus Turkeſtan, dem Vaterlande der Türken, und der Südöſtliche Diſtrikt heißt, Fergana, welcher nicht ſo fruchtbar iſt, als Turkeſtan.

Auf der Nordoſtſeite dieſes Südweſtlichen Theils iſt das Gebirge Karatſchuk, und von den Flüſſen führt Herr Hofr. Gatterer an:

Den Syr Darja, d. i. den Syrfluß, oder Sihon, Jaxartes, der aus zwei Armen entſteht, dem eigentlichen Syr im Oſten, und der Fergana im Weſten, und von ſeinem Einfluß in den Aralſee an, alſo von Nordweſt nach Südoſten, folgende drei Flüſſe, von Norden her, aufnimmt:

a) den Kara-ſu,
b) den Ariſch, und
c) einen ungenannten, vielleicht den Kaliäs.

Städte liegen von Weſten nach Oſten an den Flüſſen hinauf:

1) am Kara-ſu, unten Otrar oder Parab, oben Turkeſtan, oder Tara, wovon unten bei den Bewohnern.

2) am Ariſch, unten Tunkat, oben Borak.

3) die

3) Die groſe Stadt Taſchkent, ohnweit des Syr, da er ſich nach Nordweſten zu beugen anfängt, etwa anderthalb geographiſche Meilen vom Fluß Tſchirtſchik oder Girtſchik, aus welchem viele kleine Kanäle in die Stadt geleitet ſind. Von dieſer ein mehreres bei den Bewohnern.

4) An der Südlichſten Beugung des Syr, Kodſchimd.

5) In Weſten der Quelle des ungenannten Fluſſes (Kaljäs) Urkand oder Uskend.

Die Bewohner dieſes ſüdweſtlichen Theils ſind

1) ſeßhafte, oder die Einwohner der Städte und Dörfer, die meiſtens unter der Gewalt, oder unter dem Drucke der Kirgiſen leben; inſonderheit

a) die Turkeſtaner, in der Stadt Turkeſtan und ihrem Gebiete. Obgleich die Stadt und das Gebiet Turkeſtan, ſagt Rytſchkow (S. 472 des 5. Th. des Büſching. Mag.), gegen andre Orte in dieſen Gegenden nicht viel bedeutet, ſo gebührt ihr doch in Abſicht auf das Alter der Vorzug vor allen, indem die Tatariſchen Geſchichtſchreiber ſie für älter halten, als Buchar, und der Meinung ſind, daß in ihr in alten Zeiten zuerſt die obrigkeitliche Verfaſſung entſprungen, und ſich von da durch ganz Aſien ausgebreitet habe. Achun erzählte zu Orenburg, dieſe Stadt ſey von den Enkeln und Nachkommen des Turka Chan, eines Sohns Aphets, erbaut; von dieſem habe ſie auch den Namen bekommen,

 und

und alle Städte da herum bis nach Indien und Sina, als Kaſchkar, Tabat, Jerken, Chodſchait, Taſchkent, Martikan, Fantak, Jängy, Chaſar, Chutják, Utrar, Sabrar, Barßiágin, und ſo weiter, hätten unter Turkeſtaniſcher Herrſchaft geſtanden. Dies Reich oder Gebiet habe in alten Zeiten auch einen andern Namen geführt, nemlich Eſſii, welches noch älter ſeyn ſoll, als das Turkeſtaniſche. Gedachter Achun hat dies aus Arabiſchen und Tatariſchen Büchern ausgeſchrieben. Der Dollmetſcher Uraßlin aber berichtete aus Perſiſchen Geſchichtſchreibern, Turkeſtan ſey von Schamſchid erbaut, einem Iraniſchen, d. i. Perſiſchen Schach, welcher der vierte Regent ſeit Errichtung der Perſiſchen Monarchie war. Dieſer Schamſchid Chan herrſchte, nach Anzeige obiger Geſchichtſchreiber, auſſer andern Nazionen, über die Mungalen, Tatarn und Sineſer. Als er mit ſeiner Armee in der großen Tatarei war, hielt er für nothig, drei Städte zu Garniſonplätzen für ſeine Armee zu bauen. Darunter war die erſte Tjurjukſtan (Turkeſtan), die andre Utrar (bei Gatterer Otrar), die dritte Sauran (ſo noch iezt vorhanden als kleine Flecken unweit Turkeſtan), worüber er einen ſeiner Vettern zum Statthalter hinterließ. Da aber, wo Turkeſtan ſteht, ſollen ihrem Bericht nach, ſchon vorher Schanzen, oder Garniſonplätze geweſen ſeyn, die von den daſigen Einwohnern, wie oben gemeldet, Eſſii genannt worden. Sonſt erzählen die daſigen Gelehrten ſelbſt, daß einige von den um Turkeſtan wohnenden Völkern zu den

Sara-

Saraſenen übergegangen, die mahomedaniſche Religion angenommen, und ſich mit ihnen vereinigt haben, woraus der Name Türken entſtanden; dieſemnach kann man Turkeſtan als das eigentliche Vaterland der Türken betrachten, welches auch mit den Europäiſchen Geſchichtſchreibern übereinſtimmt. Nach dieſem ſind einige Chodſchen aus Ariägan nach Turkeſtan gezogen, die noch jetzt da wohnen, in großem Anſehn ſtehen, und als Heilige geehrt werden, weil man ſie für Nachkommen Mahomeds hält. In der größten Metſched zu Turkeſtan befindet ſich noch heut zu Tage das Grab eines von dieſen Chodſchen, der nach ihrer Religion als ein Heiliger verehrt wird, Namens Chodſa Achmet, welcher einer der ſieben vornehmſten Mahomedaniſchen Heiligen iſt, deren Gräbern ſie große Ehre erweiſen. Sie glauben auch, daß dieſer Heilige in ſeinem Leben Wunder gethan habe, welche auch noch bis jetzt bei ſeinem Grabe fortdauren ſollen.

Die Stadt Turkeſtan ſelbſt liegt zehn bis fünfzehn Tagereiſen weit von Orskaja Krepoſt auf der Straße nach Taſchkent, wohin man nicht über zwei bis drei Tagereiſen von da hat. Sie liegt am Fluß Karaſu, d. i. ſchwarz Waſſer. Die Gaſſen ſind krumm und ſehr enge, ſo daß die Breite an manchen Orten weniger als einen Faden beträgt. Der Häuſer ſind ungefähr tauſend nach der Landesart gebaut, doch viel ſchlechter als zu Taſchkent. Sie hat keine regulären Feſtungswerker, ſondern nur eine Wand

oder Wall von Erde rings umher, und um dieſen herum einen mittelmäßigen Graben mit Waſſer. Es ſind drei Metſcheten darinn, deren eine hölzern und von ſchöner Arbeit iſt, und eine große Anzahl unterſchiedener Zimmer enthält, darin iſt der oben genannte Mahomedaniſche Wunderthäter begraben. In dieſer Stadt ſind keine Baſchar oder Marktplätze, und die Einwohner verfahren ihre Waaren alle nach Taſchkent.

Im Felde bauen ſie Weitzen, Gerſte, Hirſen und Baumwolle. Eine kleine Tagereiſe von der Stadt ſoll der Sage nach ein Berg ſeyn, Namens Karatai, ſchwarzer Berg, wo man ehedem Gold gewonnen, aber jetzt bearbeiten ihn die Taſchkenter nicht; ſie ſagen, es verſtehe ſich niemand darauf.

Vor Zeiten hatte dieſe Provinz auf dreißig Städte, vorjetzt aber ſind ihrer nicht mehr als zehn. Heut zu Tage herrſchen die Kirgis Kaiſakiſchen Prinzen von der großen und mittlern Horde, doch mit Gunſt des Siungoriſchen Oberherrn, welcher ſich unlängſt zum Herrn über dieſe Flecken gemacht hat, ob ſie ſchon unter der großen Kirgis Kaiſakiſchen Horde ſtunden.

Wie viel Einwohner in den Städten dieſes Gebiets gezählt werden, iſt aus folgendem Verzeichniß zu erſehen.

						Zahl der Häuſer oder Familien.
Turkeſtan	.	.	.	.	gegen	1000
Kurlak, entfernt von Turkeſtan ohngef.				20	Werſte	300
Ikan	—	—	—	20	. .	300
Saurar	—	—	—	50	. .	100
Ayrar	—	—	—	40	. .	40
Taſchanak	—	—	—	15	. .	100
Awguſtan	—	—	—	40	. .	40
Sjurgu	—	—	—	8	. .	70
Soſak	—	—	—	70	. .	40

Ueberhaupt rechnet man jetzt in dieſem Gebiete zwei tauſend Familien, lauter bäuriſche Leute, die das Feld bauen, und von den Kirgiſiſchen Fürſten als Bauren, wie Heloter, gebraucht werden. Hr. Hofr. Gatterer hat aus Rytſchkow geſchöpft.

b) Die Taſchkenter, oder die Bewohner der ſehr volkreichen Stadt Taſchkent und ihres Gebiets. Dieſe Stadt, ſagt Rytſchkow S. 474., liegt zwölf Tagereiſen mittagwärts von Orenburg, iſt größtentheils auf einer Ebene erbaut, und in die Länge und Breite auf vier Werſten groß. Es geht kein Fluß durch, allein zehn Werſte davon fließt einer, Tſchirtſchik genannt, der in den Syr-Daria fällt, aus welchem kleine, nicht ſonderlich tiefe Kanäle in die Stadt geleitet ſind, deren eine ziemliche Anzahl iſt. Der Häuſer ſind in Taſchkent über ſechs tauſend,

 alle

alle von Leim, in jedem unten ſo viel Fenſter, als oben. Die Dächer ſind von Schilf, welches nur wider den Wind hilft; wenn aber Regen einfällt, wird alles naß. Einige übertünchen ihre Häuſer mit Leim, und arbeiten es inwendig künſtlich mit allerlei Figuren aus, nach Art der Stuccaturarbeit. In der ganzen Stadt ſind acht große Gaſſen, von deren jede eine hölzerne Pforte zum ausfahren hat, und noch eine andre von Backſteinen. Sie heißen: 1) Samarkan, 2) Biſch agatſch (fünf Dörfer), 3) Terſerek, 4) Schichan Tauger, 5) Tachtakus, 6) Tarſachan, 7) Kapkan, 8) Kotſchki. Die übrigen Gaſſen ſind über alle Maßen dunkel, anderthalb Faden und weniger breit. Der Haupt Baſchar oder Marktplatz liegt gegen die Mitte der Stadt, und heißt Igiſtan, wo ein Teich gemacht iſt, der mit unbehauenen Steinen ausgeſetzt, in die Breite und überzwerch auf zehn Faden, und auf zwei Arſchin über der Erde, ſo mit Waſſer gefüllt, und mit Maulbeerbäumen umpflanzt iſt. Auſſerdem giebts auch andre kleine Baſcharen, worauf kleine Buden oder Laden von Leim ſind, und Baumwolle, bunte und andre baumwollene Zeuge verkauft werden.

Von Rußiſchen Waaren kaufen ſie am allerliebſten Kramoiſin-Tuch, ausländiſche Biber und Fiſchottern, Indig und Koſchenil. Es werden zu Taſchkent hundert und fünfzig Meſtſchiden gezählt, alle von Leimen und gebrannten Backſteinen. Auſſerdem ſind daſelbſt große Gebäude

bäude von alter und ſchöner Architektur, die nach Art der chriſtlichen Kirchen Kuppeln oder Hauben haben, inwendig mit fürtreflicher Arbeit geziert ſind, und nach daſiger Landesart Medreſſy, das iſt, Schulen heißen. In einem davon iſt ihr alter Barak Chan begraben, welches ſich vor andern ſehr ausnahm, wegen vieler goldener und mit Bein ausgelegter Arbeit, aber von den Bürgern ohne alle Verwahrung gelaſſen worden, ſo daß es nun vom Vieh ruinirt wird.

In den Gärten, deren es zu Taſchkent ſehr viele giebt, baut man Wein, Pfirſchen, Kirſchen, Aepfel und Birnen, und auf den Feldern ſäet man Weitzen, Gerſte, Reis, Hirſen und Baumwolle, und erndtet reichlich. Seide verfährt ein jeder für ſich. Große Bergwerke giebt es nicht in Taſchkent; Eiſen, Kupfer und Blei ſteckt genug in den Bergen.

Uebrigens hat Taſchkent keine Vertheidigung auſſer einem Erdwall, der gegen zwei Faden hoch iſt.

Die Witterung iſt warm, es regnet genug, und der Winter währt niemals über drei Monat.

Sonſt war die Regierung der Stadt in den Händen der Bürgerſchaft: nach dem bekamen die Kirgiſen von der großen Horde die Oberhand, die oft in die Stadt zu kommen pflegen. Anjetzt aber ſtehen ſie unter dem Sjungoriſchen Prinzen, der ſeinen Befehlshaber darin halten ſoll.

2) Nomaden. Die Kirgiſen, welche die ganze Strecke zwiſchen dem Gebirge Karatſchuk und dem Syr, und um die in den Syr von Norden her ſich ergießenden Flüſſe bis nach Taſchkent hin, durchziehen. Von dieſen iſt oben ſchon geredet. — In Fergana, um den Ober-Syr, ziehen die Allatau-Kirgiſen umher.

4. Aralzen-Land.

Auch von dieſem finde ich bei den Britten gar nichts. Ich folge daher Rytſchkow (S. 470. des 5. Th. von Büſchings Mag.), woraus auch Herr Hofrath Gatterer geſchöpft hat.

Die Aralzi, Aralier, oder Araliſchen Ußbeken ſind eine nicht eben große Nazion auf der Oſtſeite, und auf den Inſeln des Aralſees, ſüdwärts bis an den Fluß Kiſil-Daria. Sie beſitzen auch am Fluß Syr-Daria auf einer Inſel ein Städtchen, Namens Aral.

Dies Volk ſtund nach der in der Orenburgiſchen Gouvernements-Kanzlei befindlichen Beſchreibung des Staatsraths Kirilow, unter den Chanen von Chiwa, von denen ſie ſich nachher frei gemacht, und ſich einen eignen Chan aus der Familie der Chane von Chiwa geſetzt haben. Als die Chiwaner von dem Geſchlecht ihrer eignen Chane abgegangen waren, und ſich Chane aus den Kirgiskaiſakiſchen Chanen genommen hatten, machte der Araliſche Chan An-

ſpruch

ſpruch auf die Nachfolge in der Chiwaniſchen Chanwürde; er war aber zu ſchwach, denn er kann nicht einmal fünftauſend Mann aufbringen, und konnte alſo nicht zu ſeinem Zweck gelangen. Jetzt aber iſts dahin gekommen, daß auch bei den Araliern Kirgiskaiſakiſche Saltane als Chane regieren.

In ihrer Landſchaft ſollen Goldadern und Erzberge ſeyn; man bekümmert ſich aber nicht darum, weil Niemand ſie zu bearbeiten, und zu ſchmelzen verſteht. Nach Gatterer finden ſich auch Marienglasberge daſelbſt, und werden aus gleicher Urſach nicht benutzt.

Dieſe Nazion redet Tatariſch nach Turkomanniſchem Dialekt. Zur Sommerzeit ziehen ſie herum auf die Weiden, und wohnen unter Zelten, den Winter über haben ſie Jurten oder Hütten. Nach Gatterer treiben ſie auch Ackerbau.

Die Vornehmſten von den Araliſchen Ußbeken halten ſich faſt beſtändig bei dem Chan von Chiwa auf, der ihnen Sold giebt, und in Kriegeszeiten machen ſie mit den Turkomanen und Chiwanern gemeinſchaftliche Sache. Nach den neueſten Nachrichten iſt ein ziemlich großer Theil der untern Karakalpaken zu den Araliern geſtoßen, die nun mit ihnen zuſammen leben.

Das Araliſche Meer, oder die See Aral heißt, wie Rytſchkow (im 6. Th. des Büſching. Mag. S. 514. ꝛc.) bei einigen Ruſſiſchen Geſchichtſchreibern die blaue See, Sinoe More, und es wird auch einer blauen Horde bei den Tatarn über dem Jaik Erwähnung gethan. Die Tatarn nennen es Aral-Dingis, welches ein Inſelmeer bedeutet; denn es hat eine Menge Inſeln, worauf die Araliſche Nazion wohnt. Im J. 1741. hat es der Geodeſiſt Murawin, welcher in die Kirgiskaiſakiſche kleine Horde und nach Chiwa geſchickt war, faſt zur Hälfte befahren, und in eine Karte gebracht, da es 809 Werſte beträgt. Es kommt faſt in allem mit dem Kaspiſchen Meere überein, denn es fallen gleichfalls viele und große Flüſſe hinein, ohne daß es einen Ausfluß oder ſichtbaren Kanal zu Ausführung des Waſſers hat. Die Fiſche ſind darin ſo zahlreich, und von eben der Gattung, wie in der Kaspiſchen See. Man hat alſo Urſach, auf die Gedanken zu gerathen, ob es nicht mit dieſer See, oder mit irgend einem andern Gewäſſer eine unterirrdiſche Gemeinſchaft habe. Das Waſſer darin iſt zwar auch ſalzig, doch kann man es zur Noth an die Speiſen gebrauchen. Die Ufer ſind meiſtens niedrig, und es wächſt um dieſelben eben ſo, wie am Kaspiſchen Meere, auf eine ziemliche Weite Schilf. An etlichen Orten liegen auch Berge am Ufer. Von ſeiner Tiefe hat man zwar keine genaue Nachricht, doch weiß man aus mündlicher Erzählung von ſolchen Perſonen, die mehrmals da geweſen, daß es an etlichen Orten, auch

ſelbſt am Ufer, tief genug iſt, und ſandigen Grund hat. Die Aralier, welche auf den Inſeln dieſer See wohnen, bedienen ſich zwar zu ihrer Fahrt auf derſelben nur der Lodken, die noch dazu klein ſind, ſie berichten aber, daß man auch mit ziemlich großen Schiffen darauf fahren könne.

Von anſehnlichen und bekannten Flüſſen fallen folgende hinein: der erſte und beträchtlichſte iſt der Syr Darja, welcher ſeinen Urſprung nordoſtwärts aus dem über Taſchkent liegenden Berge Ak-Tau nimmt; der andere geht oberhalb des Syr Darja mit einem zwei Werſte breiten Ausfluß in die See; ſein Name aber iſt in Morawins Beſchreibung ausgelaſſen, ſein ſtiller Lauf macht ihn mehr einem ſtehenden See, als einem Fluſſe ähnlich. Der dritte Ulu oder Ama Darja iſt über 80 Klafter breit, und ziemlich tief; es könnten ziemliche Fahrzeuge darauf aufwärts gehen, wenn ſie nicht durch ſeine Waſſerfälle gehindert würden; er entſpringt ebenfalls aus dem Berge Ak Tau. Uebrigens kann man zu Waſſer auf der Araliſchen See zu den Karakalpaken und Araliern, und auf jenen beiden Flüſſen nach Turkeſtan, Samarkand und Taſchkend reiſen, indem dieſe Städte an Kanälen liegen, die man aus dieſen Flüſſen geleitet hat. Imgleichen kann man aus dieſer See auf dem Ulu Darja zu Waſſer nach Chiwa, in die Bucharei und weiter gehen; nur fehlt es um die See herum an tüchtigem Holz zum Schiffbau. Wie die um

die See wohnenden Karakalpaken und Aralier erzählen, ſo ſoll ſich in der Mitte ein Schlund oder Wirbel befinden, dem ſich kein Fahrzeug nähern dürfe, weil er es in ſich ziehen und verſchlingen würde.

5. Chareſm, oder Chiwa.

Ich folge hier wieder Rytſchkow und Hrn. Hofrath Gatterer, da die Britten nichts hievon haben. Des erſtern Nachrichten ſtehen in Hrn. Büſchings Mag. 5. Th. S. 467. ꝛc.

Die Chareſmier oder Choraſmier, oder nach dem Namen der Hauptſtadt Chiwaner, oder auch, wie ſie von den benachbarten Völkern genannt werden, die Urgenetſch, grenzen im Weſten an die Turkmannen, im Norden an den Aralſee und an den Fluß Kiſil Darja, der ſie von den Aralzen ſcheidet; in Nordoſten an die Obern Karakalpaken, in Oſten an Fergana, in Süden an die große Bucharei und an Perſien. — So beſtimmt Herr Hofr. Gatterer die Grenzen. Nach Rytſchkow grenzt das Chiwaniſche Gebiet gegens Kaspiſche Meer an die Turkmanen und an Perſien, dann an die Bucharei, und zum Theil an das Siungoriſche Gebiet, an die Karakalpaken, Aralier und Kirgiskaiſaken.

Mitten durch ihr Land, das ſonſt ziemlich ſandig iſt, fließt zum Glück von Süden her der Ulu oder Amu Darja

(Gihon

(Gihon oder Oxus) in den Aralſee: auch gehört zu ihrem Lande der jetzt vertrocknete Hauptarm des Amu oder Ulu, welcher vormals auf der Südweſtſeite des Aralſee's hervorſtrömte, und in das Kaspiſche Meer ſich ergoß. Gatterer.

In den Tatariſchen Geſchichten, ſchreibt Rytſchkow, führt dieſe Nazion den Namen der Charaſſier, und der Chan von Chiwa ſchreibt ſich noch dieſe Stunde Charaßiſcher Prinz. Von ihrem Urſprung wird folgendes berichtet. Vor alten Zeiten ſey ein Herr gegen ſeine Unterthanen wegen ihrer Verbrechen aufgebracht geweſen, und habe 400 Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts aus ſeinem Reiche in die Steppe verbannt; dieſe wären längs der Steppe fortgezogen, und an den Fluß Am gekommen, hier hätten ſie ſich eine bequeme Stätte ausgeſucht, und ſich niedergelaſſen. Einige Zeit darauf habe ſich ermeldeter Herr ihrer erinnert, und ausgeſandt, ſich zu erkundigen, wo ſie ſich aufhalten möchten. Als ihm nun die Ausgeſandten bei ihrer Zurückkunft berichtet, daß ſie ſich an einem ſehr wohl gelegenen fruchtbaren Orte niedergelaſſen, wo ſie einen Ueberfluß an Vieh und Holz, auch Fiſchfang und Jagd hätten, gab er ihnen den Namen Charaßier, d. i. Leute, die Fleiſch und Holz haben. Er habe ſich dann ihrer erbarmt, und ihnen Weiber von Türkiſchem Geſchlecht geſchickt; dieſe hätten ſie bekommen, und ſich vermehrt; ſie hätten öftere Kriege mit den benachbarten Völkern geführt, daher ſie bis jetzo bei allen daſigen Völkern für tapfer, und

für

für die erfahrenſten in Kriegesſachen gehalten werden. Unter den Tataren hat man noch eine fabelhafte Sage von ihnen, als ob ſie von den Hebräern herkämen, die aber nicht verdient, hier angeführt zu werden. Es meldete auch der im J. 1750 zu Orenburg geweſene Chiwaniſche Geſandte Irbeck im Geſpräch, daß dieſe Fabel bei ihnen nur unter dem gemeinen Volke herumgetragen würde, vernünftige Leute hielten ſich an Schriften.

Die daſigen Völker nennen alle Chiwaner Urgenetſch, und halten ſie wegen ihrer alten Abkunft in großen Ehren; deswegen geben auch, ihrem Bericht nach, die Chiwaniſchen Kaufmanns-Karawanen in der Bucharei, oder wo ſie ſonſt hinkommen, niemals Zoll, ob ſie ihn ſchon bei ſich von allen Karawanen nehmen.

Die eigentlichen Chiwaner ſind zwar am Volk nicht ſehr zahlreich, aber doch mächtig durch die Usbeken, Turkomannen und Aralier, welche den Chanen von Chiwa unterwürfig waren, und ihnen nun, was die letztern anlangt, größtentheils freiwillig dienen; man ſagt, daß ſie mit dieſen Nazionen zuweilen zwanzig bis dreißig tauſend Mann ins Feld geſtellt haben; jetzt aber iſts ihnen ſchwer, ſo viel zuſammen zu bringen, und es iſt aus vielen Umſtänden zu merken, daß ſie ſich vor der Kirgis Kaiſakiſchen Nazion fürchten, und wenn dieſe Nazion einmal mit zuſammengeſetzten Kräften auf ſie losfiele, ſo würde es

den Chiwanern überaus ſchwer fallen, ihnen zu widerſtehen.

Uebrigens liegt die Haupt- und Reſidenzſtadt Chiwa von Orenburg ſüdwärts zwölf bis fünfzehn Karawanen-Tagereiſen. Der Weg dahin durch die Kirgis Kaiſakiſche Steppe iſt bequem, denn allenthalben findet man Gras und Waſſer, und großes Ueberſetzen über Flüſſe giebt es nicht, auſſer dem einzigen, über den Syr-Daria. Nur muß man täglich unermüdet gegen die Kirgiſen auf der Hut ſeyn, welche nach ihrer natürlichen Raubbegierde nicht unterlaſſen, wo ſie nur irgend können, Verſuche zu machen, und vornehmlich die Pferde wegzutreiben ſuchen.

Die Stadt liegt an ſchiffbaren Kanälen im Weſten des Amu, die aus dieſem großen Fluß, der in den Araliſchen See fällt, dahin geleitet ſind. Alſo kann man auf dieſem Fluß aus dem See Aral bis nahe an die Stadt fahren. Sie iſt mit einer leimernen Wand ins Gevierte befeſtigt; auf den Ecken und in den unſichern Stellen ſind Wohnhäuſer für die Wache gebaut. Es ſind über drei tauſend Häuſer darinn, von Leimen, alle nach der Schnur gebaut, die Gaſſen alle unter Einem Dach. Höfe giebts nicht. Für das Vieh haben die Einwohner Chutoren oder Vorwerke auſſer der Stadt, die ebenfalls von Leimen erbaut ſind, die Gaſſen aber ſind in der ganzen Stadt ſehr enge.

Man zählt auſſer Chiwa elf unter Chiwaniſchem Gebiete ſtehende Städte, darunter ſind auf der Orenburgiſchen Seite Gurinjan, Beßirkent, Schabak, Kaſſabat, und auf jener Seite Chiwa, Urganitſch (nach Gatterer auch Urganz am vertrockneten Ausfluß des Amu, in Südweſten des Aralſees) Adorus, Betnjäk und Akſarai. Auſſer dieſen giebt es verſchiedene Flecken und Dörfer. In jenen Städten ſind die Befehlshaber aus der Bürgerſchaft, und keine Chiwaniſche Beken, oder kleine Fürſten. Doch werden ſie alle unter des Chans von Chiwa Gebiet gerechnet, welcher in der Stadt Chiwa ziemlich prächtig lebt, und ſich Beherrſcher von Chareſa nennt. Ob er gleich die Regierung über das Volk führt, ſo iſts doch ſchon längſt bei den Chiwanern gebräuchlich, ihre Chane heimlich aus dem Wege zu räumen, wenn ſie ſich von ihnen gedrückt ſahen. Auf ſolche Weiſe haben ſie ihren eigentlichen Chanſtamm abgeſchafft, und nehmen ihre Chane aus den benachbarten Saltanen, wie denn 1762 Chaip, des Kirgis Kaiſakiſchen Saltans Batyr Sohn, Chan bei ihnen war. Vorher war Nurali Saltan, Abulchairs Sohn, ihr Chan, welcher hernach an ſeines Vaters Abulchair Stelle Kirgis Kaiſakiſcher Chan wurde; ja auch Abulchair ſelbſt war bei ihnen Chan, mußte aber zu ſeiner Horde zurückkehren, als im J. 1740 der Perſiſche Schach Nadyr mit ſeiner Armee vor Chiwa kam, es faſt ohne Schwierigkeit mit Sturm eroberte, und eine Garniſon hineinlegte. Nach dem Tode dieſes Schachs aber haben

die

die Chiwaner die Garniſon vertrieben, und ſich wieder in Freiheit geſetzt, worin ſie ſich noch jetzt befinden.

Vormals war, nach Hrn. Hofr. Gatterer, das Gebiet der Charesmier viel größer, da auch die Usbeken, Turkmanen und Aralier dazu gehörten; ja ſie wurden sogar im J. Chr. 1097. ein weltherrſchendes Volk, und blieben es bis 1220 und 1231, da ſie von Dſchingischan unterjocht worden ſind. Nachher haben ſich die Usbeken, Turkmanen und Aralier von ihrer Herrſchaft frey gemacht.

Die Chiwaniſche Nazion ſäet, nach Rytſchkow, genug Getreide, und bauet Weitzen, Gerſte, Reis, Hirſe, Baumwolle und Tabak. Seide wird auch bei ihnen gezogen, aber nicht viel. Ihren Handel treiben ſie mit Perſien, der Bucharei, und andern daſigen Landſchaften. An Obſt und Gartenfrüchten, auch Weinwuchs haben ſie Ueberfluß. Nur fehlt es an Pferden und Zugvieh, aus Mangel genugſamer Weideplätze, da das meiſte ſandig iſt; daher kaufen ſie ihre Pferde bei den Kirgiſen und Karakalpaken. Neben dem See Aral iſt im Chiwaniſchen Gebiete ein Berg, in welchem eine reiche Goldader ſeyn ſoll; es wird aber Niemand verſtattet, ſie aufzuſuchen.

B.) Süd-Dſchagataj oder Große Bucharei.

Unſere Brittiſchen Erdbeſchreiber haben dieſes große Land ganz übergangen. Ich erſetze daher dieſen Haupt-

mangel ihres Werks aus dem ſiebenten Bande der Allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande, wo die Beſchreibung der großen Bucharei von S. 307 an zu finden iſt. Sie gehört, ſo wie ganz Mittel-Aſien, zu den unbekannteſten Ländern unſerer Erdkugel.

Der Name wird verſchieden geſchrieben, Bokharia, Bukharia, Bogaria, Bokaria oder Boharia, am gewöhnlichſten aber bei den Deutſchen die Bucharey. Bei den Alten hieß dies Land Sogdiana, in welches auch der große Alexander eindrang, in den mittlern Zeiten Mawaralnahar, oder das Land über dem Fluſſe Amu, dem Oxus der Griechen. Dieſer Name iſt alſo nichts anders, als eine Ueberſetzung von Transoxana, welchen Namen die Alten eben dieſen Provinzen gaben.

Die Große Bucharei liegt zwiſchen dem 34. und 46 Grade der Breite, und dem 76. und 92. Grade der Länge. Sie grenzt, nach Hrn. Hofr. Gatterer, in Norden an Chareſm und das Kirgiſenland, in Oſten an die kleine Bucharei, in Süden an Indien und Perſien, und in Weſten gleichfalls an Perſien. Nach der A. H. d. R wird ſie nordwärts vom Fluſſe Syr begrenzt, der ſie von der Eluther oder Kalmücker Herrſchaften abſondert, oſtwärts vom Königreiche Kaſchgar in der kleinen Bucharei nach Oſten; die Herrſchaften des großen Moguls, und Perſien hat ſie ſüdlich, und das Land Karazm (Chareſm) weſtlich.

Sie iſt etwa 760 Meilen lang von Weſten nach Oſten, und 720 breit von Süden nach Norden. Hr. Hofr. Gatterer ſetzt ſie unter die Länder von der dritten Größe zuletzt, und giebt ihr, nach Tempelmann, eine Größe von 21240 geographiſchen Quadratmeilen.

Der Oeſtliche kleinere Theil des Landes, zwiſchen den Gebirgen, Belur Tagler in Weſten und Muſtag im Oſten, beſteht theils aus dem gebirgigen und kalten Lande Belur, theils, weiter gegen den Muſtag hin, aus Wüſten; hingegen der Weſtliche größere Theil iſt ein fruchtbares, durch den Amu oder Ulu (Gihon oder Oxus) und deſſen viele Nebenflüſſe hinlänglich gewäſſertes und volkreiches Land, unter deſſen Bewohnern Landwirthſchaft, Kunſtfleiß und Handlung, ja ſelbſt verſchiedene Wiſſenſchaften mit Eifer getrieben werden. — So Hr. Hofr. Gatterer.

Nach Bentink hat die Natur dieſem ſchönen Lande nichts verſagt, was, darin angenehm zu leben, erfodert wird. Die Berge ſind voll der reichſten Erzgruben, die Thäler erſtaunlich fruchtbar an allen Arten von Früchten, und Hülſengewächſen, die Felder mit Graſe manneshoch bedeckt, die Flüſſe voll vortrefflicher Fiſche, und Holz, das durch die ganze große Tatarei ſo ſelten iſt, wird hier an verſchiedenen Orten gefunden. Kurz, es iſt das Land im ganzen nordlichen Aſien, das am beſten bebauet und bewohnt iſt. Aber alle dieſe Glückſeligkeit nutzt den Tatarn,

die es bewohnen, wenig, weil ſie von Natur ſo faul ſind, daß ſie lieber aufs Stehlen, oder ihre Nachbarn zu berauben und zu plündern ausgehen, als daß ſie ſich bemühen ſollten, die Wohlthaten, die ihnen die Natur ſo freigebig anbeut, recht zu gebrauchen. — A. H. d. R. 7 Th. S. 309.

Von den Bergen dieſes öſtlichen Theils bemerkt Hr. Hofr. Gatterer:

1. den Muſtag oder Imaus auf der Oſtgrenze;

2. den Belur-Tagler, wodurch das Land in zwei ungleiche Theile abgeſondert wird. Der Name bedeutet in der Mongoliſchen Sprache die dunkeln Berge. Der Amu entſpringt auf Ihnen, und wird daſelbſt Harrat genannt. Sie enthalten Gold, Silber und Rubinen, und am Fuß derſelben wird eine große Menge Gold- und Silberſtaub im Frühjahr aus den Waſſerbetten geſammelt, die ſich die Bäche gemacht haben, welche bei Schmelzung des Schnees in Menge von dieſen Bergen herabſtrömen. A. H. d. R. S. 315.

3. Eine Bergkette auf der Nordgrenze unter mehrern Namen.

4. Die Sauriſchen Gebirge auf der Südgrenze im Weſten.

5. Die Berge Handukeſch auf der Südgrenze im Oſten.

Von

Von den Flüſſen ſind nach Hrn. Hofr. Gatterer zu bemerken: Das obere Amu oder Ulu Flußgebiet, wozu gehört:

1.) der Amu- oder Ulu-Darja. (Gihon oder Oxus) ſelbſt, welcher unter dem Namen Harrat, von Oſten aus dem Gebirge Belur-Tagler fließt, und ſich zuletzt, gegen die Weſtgrenze hin, Nordwärts beugt. Von dieſem ſagt die A. H. d. R. S. 242.: Der Amu, wie ihn die Ußbeker und Perſianer nennen, iſt der Araber Jihun, (ſo nennt ihn auch Abulchaſi Khan auf der 119. S. ſeiner Geſchichte) und der Alten Oxus. Er entſpringt nordnordoſtwärts des Königreichs Kaſchmir, gegen den Grenzen der kleinen Bucharei in den hohen Gebirgen, die ſolche von des großen Moguls Herrſchaft abſondern. Er geht quer durch den ſüdlichen Theil der großen Bucharei von Oſten nach Weſten, windet ſich alsdenn nordoſtwärts längs der Grenze dieſes Landes, geht ſchief durch Chareſm, und theilt ſich ſiebenzig Meilen von ſeiner Mündung in zwei Arme. Der linke wendet ſich weſtwärts, und ergießt ſich in die Kaspiſche See, gegen die Grenze der Provinz Aſtarabad in Perſien. Der Arm auf der rechten Seite aber, der zuvor bei der Stadt Urjenz vorbei gieng, und zwölf Meilen nordwärts des vorigen an die See kam, (er fiel in den Meerbuſen von Balkan) hat ſeit 80 Jahren ſeinen alten Kanal geändert, welches ſechs Seemeilen von dem Platze, wo er ſich von dem andern Arme abſonderte, geſchehen iſt.

Er hat ſeinen Lauf mehr nach Norden gerichtet, und ſich in den Fluß Kheſel, auf der andern Seite des Städtchens Tuk ergoſſen, ſo daß ſein alter Kanal vor der Stadt Urjenz jetzo ganz trocken iſt, welches dieſer Stadt viel Schaden gethan hat. — Der Amu hat einen Ueberfluß von allen Arten vortrefflicher Fiſche, und ſeine Ufer ſind die angenehmſten von der Welt. An denſelben wachſen die fürtreflichen Melonen, und andere angenehme Früchte, die in Perſien, Indien und Rußland ſo hoch geſchätzt, und dahin geführt werden.

2.) Die Nebenflüſſe des Amu

a) theils von Südweſten her aus den Gauriſchen Gebirgen der Fluß von Bamian mit dem Dehaſch im Weſten,

b) theils von Südoſten her aus dem Gebirge Handukeſch: der Fluß von Anderab;

c) theils von Nordoſten her, (von Weſten nach Oſten):

(1) der Fluß von Sogd, an welchem die Stadt Samarkant liegt. Dieſer kleine Fluß würde durch Eröfnung eines Handels mit den benachbarten Ländern, dem Orte ſehr nützlich ſeyn, wenn die Einwohner nur ſo geſchickt und mühſam wären, ihn ſchiffbar zu machen. Abulfeda ſagt in ſeiner Beſchreibung von Choraſmien S. 62: das Waſſer würde in bleiernen Röhren in die Stadt geleitet. A. H. d. R. S. 313.

(2) Der Fluß von Sanganian.

(3) Der Fluß von Waſch.

Der

Der Weſtliche größere Theil des Landes iſt die eigentliche große Bucharei. Der Amu-Daria theilt ſie auf ſeinem Queerlaufe in den nördlichen und ſüdlichen Bezirk.

1. Nord-Bucharei; auch das Land der Ußbeken, aber nur zum Theil, bei den Arabern Mawr-ennahr, bei den Alten Sogdiana genannt, welcher letztere Name noch in Al Sogd übrig iſt: einem ſehr anmuthigen, vom Fluſſe Sogd durchſtrömten Thale, das unter die vier morgenländiſchen Paradieſe gerechnet wird.

Das Land iſt in mehrere Chanſchaften getheilt, und faſt jede anſehnliche Stadt hat ihren eignen Chan. Dieſe Chane halten ſelten zuſammen, und ihre Uneinigkeit iſt fremden Eroberern vortheilhaft. — So beſchreibt Hr. Hofr. Gatterer die Nordbucharei im allgemeinen. —

Unſre Britten begrenzen die Ußbekiſche Tatarei im Norden mit dem Kalmükenlande, im Oſten mit Tibet, im Süden mit Indien, im Weſten mit Perſien und dem Kaspiſchen Meere, welche Grenzen unſtreitig zu weit ausgedehnt ſind.

Die Ußbeken, welche dies Land beſitzen (ſagt die A. H. d. R. 7 Th. S. 318), werden insgemein für die geſittetſten unter den mohammedaniſchen Tataren gehalten, ob ſie wohl, wie auch alle übrigen, ſehr räuberiſch ſind. Bis auf ihre ſehr ungeſchickt gemachten Stiefeln herun-

ter, ſind ſie alle, von beiderlei Geſchlecht, auf Perſiſch, aber bei weitem nicht ſo artig gekleidet, und die Vornehmſten unter ihnen tragen einen Buſch von weißen Reiherfedern auf ihrem Turbane. (Im Brittiſchen Werke ſind ein Paar Ußbeken abgebildet.)

Pillaw (d. i. gekochter Reis, auf morgenländiſche Art) und Pferdefleiſch ſind ihre angenehmſten Speiſen; und Kumis und Arak, welche beide aus Pferdemilch gemacht werden, ihr ordentliches Getränk.

Ihre Sprache iſt ein Gemengſel von der Türkiſchen, Perſiſchen und Mongoliſchen; doch können ſie und die Perſer einander verſtehen. (Hieraus kann man auf ihre Abkunft ſchließen.)

Ihre Waffen ſind, wie bei den übrigen Tatarn, Säbel, Wurfſpieß, Lanze und ein größerer Bogen als gewöhnlich, den ſie mit vieler Stärke und Geſchicklichkeit zu gebrauchen wiſſen. Vor einiger Zeit haben ſie angefangen, nach Perſiſcher Art Musketen zu führen. Wenn ſie in den Krieg ziehen, ſo trägt ein großer Theil ihrer Reiterei Panzerhemde, und einen kleinen Schild zu ihrer Vertheidigung.

Die Tataren der großen Bucharei bilden ſich etwas darauf ein, daß ſie die ſtärkeſten und beherzteſten von allen Tataren ſind; und ſie müſſen nothwendig ein beherztes Volk ſeyn, da ſich die von Natur tapfern Perſer gewiſſer-

wiſſermaßen vor ihnen fürchten. Auch ſelbſt die Weiber dieſes Landes bilden ſich auf ihren Muth etwas ein. Bernier macht in dieſer Abſicht eine ſehr romanenmäßige Erzählung, die ihm des Chans von Samarkand Geſandter an Aurengzeb mitgetheilt hatte. So viel iſt richtig, daß die Tatarinnen in der großen Bucharei mit ihren Männern oft in den Krieg ziehen, und ſich nicht fürchten mit zu ſchlagen. Sie ſind meiſtens wohlgebildet, und noch ſo erträglich artig; ja einige könnten in jedem Lande für vollkommene Schönheiten gelten.

Die Pferde dieſer Tataren ſehen ſehr elend aus, da ſie weder eine ſtarke Bruſt noch ſtarke Hintertheile haben. Ihr langer und gerader Hals ſieht wie ein Stock aus, die Schenkel ſind hoch, und ſie haben keinen Bauch, dabei ſind ſie ſcheußlich mager. Bei alledem ſind ſie auſſerordentlich ſchnell, und nicht zu ermüden. Sie ſind auch leicht zu erhalten. Ein wenig ſchlechtes Gras, und ſelbſt etwas Moos, ſättigt ſie im Nothfalle, ſo daß es für den Gebrauch der Tataren die beſten Pferde von der Welt ſind.

Sie kriegen beſtändig mit den Perſern; und die ſchönen Ebenen der Landſchaft Choraſan ſind ihren Streifereien vortheilhaft. Aber in die Länder des großen Mogols können ſie nicht dringen, weil die hohen Gebirge, welche ſie abſondern, für ihre Reiterei unwegſam ſind.

Die,

Die, welche von ihrem Vieh leben, halten ſich in Hütten, wie ihre Nachbarn, die Kalmüken, auf, und lagern ſich bald hier bald da, wo es ihnen am bequemſten iſt. Aber die das Land bauen, leben in den Flecken und Dörfern, wenige in den Städten, die alle von den Bucharen, oder alten Einwohnern, beſeſſen werden. — Aus dieſer Quelle haben die Britten ihre Nachrichten von den Ußbeken faſt wörtlich geſchöpft.

Auſſer den Ußbeken wohnen auch die Dſchagataj-Tatarn in der großen Bucharei, von welchen die A. H. d. R. 7 Th. S. 317. berichtet, daß ſie von Dſchingis Chans zweitem Sohn, Dſchagatai Chan, den Namen bekommen. Als Shabakht Soltan die Nachkommen Tamerlands vertrieben, ſey der Name Dſchagatai der Benennung Ußbeken gewichen. Obgleich dieſer Name ſchon ſeit 200 Jahren aufgehört, werde er doch noch immer gebraucht, um die Tataren, die zuerſt dies Land beſaßen, von denen, die jetzt Herren davon ſind, zu unterſcheiden, obgleich beide jetzt vermiſcht, und unter dem allgemeinen Namen Ußbeken begriffen ſind.

Alle Städte der Großen und Kleinen Bucharei, von den Grenzen von Chareſa bis Sina, werden von den Bucharen bewohnt, welche als die alten Einwohner dieſer Landſchaften den Namen veranlaßt haben, den ſie in den Morgenländern durchgehends führen. Die Tataren aber nennen ſie gewöhnlich

wöhnlich Tadſchiken, welches Wort in ihrer Sprache ungefähr ſo viel, als Bürger bedeutet. Dies thun ſie aus Verachtung, weil ſie nur in den Städten leben, und handeln, da die Tataren das Leben im Felde vorziehen, und den Handel als etwas niederträchtiges anſehen.

Sie ſind meiſt von gewöhnlicher Größe, aber wohlgebildet, und von ſehr ſchöner Farbe, in Betrachtung des Landſtrichs. Meiſt haben ſie große ſchwarze und lebhafte Augen, Habichtsnaſen, und wohlgebildete Geſichter, ſchwarzes und ſehr feines Haar, dicke Bärte; kurz, ſie haben nichts von der Ungeſtalt der Tataren, unter denen ſie wohnen. Die Weiber ſind groß und wohlgebildet, haben eine ſchöne Farbe, und ſehr angenehme Geſichtszüge.

Männer und Weiber tragen Hemden und Hoſen von Kaliko; die erſtern auch noch einen Kaftan, oder eine Weſte, von geſticktem ſeiden Zeuge, oder Kaliko, der bis ans dicke Bein reicht, nebſt einer runden Mütze vom Zeuge, faſt nach Polniſcher Art, mit einem großen rauhen Gebräme. Einige tragen auch Turbane, wie die Türken. Sie binden ihre Kaftane mitten um den Leib mit einer Art ſeidenen Binde, die verſchiedenemal rund um den Leib geht; und wenn ſie ausgehen, ziehen ſie einen langen Tuchrock darüber, der mit Pelzwerke aufgeſchlagen, und im Winter auch damit gefüttert iſt. Ihre Stiefeln ſind wie die Perſiſchen Halbſtiefeln, aber nicht

ſo zierlich gemacht, und ſie beſitzen die Kunſt, Pferdeleder dazu auf eine ganz beſondre Art zuzurichten.

Die Weiber tragen lange Röcke von Kaliko, oder Seide, die ſehr vollſtändig gemacht ſind, und los um den Leib hängen. Ihre Aermel ſind wie bei dem nordlichen Indianiſchen Frauenzimmer beſchaffen, und die Köpfe bedecken ſie mit einer kleinen, flachen, bunten Mütze, dabei ihr Haar den Rücken hinunter in Flechten hängt, die mit Perlen und anderm Geſchmeide geziert ſind.

Alle Bucharen ſind Mohammedaner, faſt nach der Türkiſchen Sekte, ausgenommen in etlichen wenigen Zeremonien. Sie unterhalten ſich lediglich durch Arbeiten und Handel, der gänzlich in ihrer Hand iſt, da ſich weder die Kalmüken noch die Ußbeken damit beſchäftigen. Weil aber ſelten fremde Kaufleute zu ihnen kommen, beſonders in den Gegenden, wo die Mohammedaniſchen Tatarn Herren ſind, ſo gehen die Bucharen haufenweis nach Sina, Indien, Perſien und Sibirien, wo ſie mit großem Vortheile handeln.

Ob ſie wohl alle Städte dieſer Provinzen beſitzen, ſo geben ſie ſich doch auf keine Weiſe mit den Waffen ab, ſondern beſchäftigen ſich bloß mit ihren eigenen Sachen, wobei ſie den Kalmüken und den Ußbeken einen gewiſſen Tribut zahlen, der für iede Stadt und Flecken jährlich

feſt-

feſtgeſetzt wird. Dieſerwegen ſind ſie bei den Tataren ungemein verachtet, und als ein verzagtes einfältiges Volk angeſehen, wie man in verſchiedenen Stellen der Geſchichte des Abulghaſi Khan bemerken kann.

Die Bucharen ſelbſt wiſſen ihre Abkunft ganz und gar nicht anzugeben; indeß haben ſie alte Erzählungen, daß ſie nicht urſprünglich aus der Bucharei, ſondern von einem andern entfernten Lande dahin gekommen ſind. Sie ſind nicht, wie die Tataren und viele morgenländiſche Völker, in Stämme getheilt. Schwerlich ſind ſie Abkömmlinge der Samaritaniſchen Iſraeliten, die Salmoneſar weggeführt hat; denn alle Aehnlichkeiten, die man finden will, ſind zu hiſtoriſchen Beweiſen zu ſchwach.

Von dieſer, aus der A. H. d. R. 7 Th. S. 312. genommenen Nachricht von den Bewohnern, gehe ich nun zur Beſchreibung der vornehmſten Städte in der Bucharei fort, wobei ich Hr. Gatterer zum Grunde lege. Die Städte liegen

1.) in Norden, von Weſten nach Oſten:

(1) Amu, auf der Weſtſeite des Amu Darja.

(2) Buchara oder Bochara, am Fluſſe Sogd in Al Sogd, eine Fabricken- und Handelsſtadt, die größer ſeyn ſoll, als Moſkwa. In der A. H. d. R. 7 Th. S. 310. heißt

heißt ſie Bokhara oder Boghar, und liegt, nach dem Jenkinſon, im niedrigſten Theile des Landes, und nach ſeiner Bemerkung im 39. Grade 10 Minuten Breite, 20 Tagereiſen von Urjenz. Sie iſt ſehr groß, und mit einer hohen Erdmauer wohl befeſtigt, und wird in drei Theile getheilt, wovon das Schloß, worin ſich der Chan aufhält, und was darunter ſteht, einen ausmacht. Die Murſas, Hofbedienten und die zu des Fürſten Begleitung gehören, haben den zweiten Theil inne, den dritten und größten aber die Bürger, Kaufleute und andre Einwohner. In dieſer letztern Abtheilung hat jede Handthierung oder jeder Handel ſeinen beſonders angewieſenen Platz. Die Häuſer ſind meiſtens von Erde, aber die Tempel und viel andre öffentliche und Privatperſonen zugehörige Gebäude von Steinen (oder nach Bentink von Ziegeln) prächtig gebaut und verguldet, beſonders ſind die Bäder ſchön eingerichtet.

Das Waſſer des kleinen Fluſſes, der durch die Stadt läuft, iſt ſehr ſchlecht. Es erzeugt in den Schenkeln derer, die es trinken, Würmer einer Ellen lang, zwiſchen Haut und Fleiſch, die täglich ungefähr einen Zoll weit ſich herausarbeiten, zuſammengerollt, und ſo herausgezogen werden. Wenn ſie aber während der Operazion abreiſen, ſo ſtirbt der Kranke. Wegen dieſer Beſchwerung iſts daſelbſt verboten, etwas anders, als Waſſer und Pferdemilch zu trinken. Die Uebertreter werden durch die Marktplätze

durch-

durchgepeitſchet. Es ſind Beamte verordnet, die alle Häuſer durchſuchen müſſen, ob ſie Aquavit, Wein, oder Brag darin finden. Wenn ſie dergleichen antreffen, ſo zerbrechen ſie die Gefäße, verderben das Getränke, und beſtrafen die Beſitzer. Ja wenn nur eines Mannes Athem nach ſtarkem Getränke riecht, ſo bekömmt er Fußſchläge. Dieſe große Strenge rührt von dem Geſetzoberſten in Bochara her, der mehr Gehorſam hat, als der König. Ja er ſetzt den letztern nach Gefallen ab, wie er dem Könige that, der da herrſchte, als ſich Jenkinſon daſelbſt befand, und ſeinem Vorfahren that, den er Nachts in ſeiner Kammer ermordete.

Der Chan hat nicht viel Macht und Reichthum, ſeine Einkünfte ſind ſehr geringe, und er wird vornehmlich von der Stadt unterhalten; denn er bekommt den Zehnten von allem, was verkauft wird, wodurch die Leute ſehr verarmen, und wenn ihm Geld zu Bezahlung ſeiner Schulden fehlt, ſo ſammlet er ſeine Bedienten, Waaren von den Kaufleuten zu borgen, ſie mögen wollen oder nicht. So verfuhr er mit dem Jenkinſon, 19 Stücke Kerſey zu bezahlen. Indeſſen ward dieſem Reiſenden durch den, der 1559 herrſchte, ſehr höflich begegnet. Er ließ ihn oft holen, und unterredete ſich mit ihm von den Europäiſchen Geſetzen, Religion und Macht der Länder. Er ſchickte auch auf ſein Anhalten 100 Mann aus, Räuber zu verfolgen, die ſeine Karawane angegriffen hatten, von

denen man auch viere bekam, ſie henkte, und ihm einen Theil der Güter wieder erſtattete.

Das Land Boghar war vormals den Perſern unterthänig, und es wird da Perſiſch geredet. Aber die Bogharen ſind mit dieſen ihren Nachbarn beſtändig, der Religion wegen, in Krieg verwickelt, obwohl beide Mohammedaner ſind. Sie haben auch Händel mit ihnen, weil ſie die Haare von ihren Oberlippen nicht abſcheeren wollen, wie ſie und alle Tataren thun. Sie halten dies für eine große Sünde, und heißen ſie deßwegen Kafren, d. i. Ungläubige, wie ſie auch die Chriſten nennen. Zehn Tage nachdem Jenkinſon die Stadt verlaſſen hatte, kam der König von Samarkant, und belagerte ſie in Abweſenheit dieſes Fürſten, der mit einem ſeiner Verwandten Krieg führte.

Sie haben keine goldene Münze in Bochara, und nur ein Stück Silbergeld, das zwölf Engliſche Penoe austrägt. (Bentink ſagt, die Perſiſche und Indianiſche Münze gelten auch hier.) Ihr Kupfergeld heißt Pules, wovon 120 auf ein Stück Silbergeld gehen: man braucht es aber nicht ſo ſtark, als das Silbergeld, weil der König es monatlich, und wohl zweimal in einem Monate ſteigert und abſetzt.

Von dem Handel in Bochara merkt Jenkinſon an, es hätten ſich zu ſeiner Zeit viele Karawanen aus Indien,

Perſien, Balk, Rußland und andern Ländern eingefunden. Aber die Kaufleute wären ſo arm, und brächten ſo wenig Waaren, damit ſie gleichwohl zwei bis drei Jahre warten müßten, ehe ſie ſolche verkauften, daß man ſich daſelbſt auf keinen Handel Hoffnung machen dürfte, der der Mühe werth wäre. Die Indianer brächten nichts, als weißen Kalikos, und führten gearbeitete Seide, rothe Häute, Sklaven, Pferde und dergleichen zurück; ſie wollten aber mit Kerſeis und andern Zeugen nicht handeln.

Die Perſer brächten Kraſka, wollene und leinene Zeuge, gearbeitete Seide, Argomaks und dergleichen, und führten rothe Häute mit andern Rußiſchen Waaren und Sklaven aus verſchiedenen Ländern aus. Die Zeuge bekämen ſie von Aleppo in Syrien, und andern Theilen der Türkei, daher wollten ſie von Jenkinſons ſeinen keine kaufen. Die Ruſſen führten rothe Häute, Schaaffelle, wollene Zeuge, hölzerne Gefäße, Zäume, Sättel und dergleichen ein, welche ſie gegen Kalikos, Seide, Kraſka, und andere Waaren vertauſchten, aber der Abſatz ſey ſehr geringe. Vormals wären Karawanen von Kathay (oder Sina) gekommen, wie der Weg noch offen war; ſie hätten neun Monate zur Reiſe gebraucht, und Muſkus, Rabarber, Satin, Damaſt und andre Waaren gebracht; aber die Kriege, in welche die Länder von Taſchkent und Kaſchgar, zwei Städte, die auf dieſem Wege liegen, verwickelt waren, hatten dieſen Handel auf zwei und drei Jahre unterbrochen.

Bentink, der dem Anſehn nach ſeine Beſchreibung von Bokhara völlig aus Jenkinſons Reiſe nach Boghar (in Purchas Pilgrim. 3. Bd. 239 ꝛc. S.) genommen hat, bemerkt ferner, daß dieſe Stadt zum Handel mit vorerwähnten Ländern ſehr wohl gelegen iſt, und daß die Zölle daſelbſt ſehr mäßig ſind, und ſich nicht völlig auf drei vom Hundert belaufen. Aber weil die fremden Kaufleute insgemein ſo auſſerordentlich gedrückt würden, ſo wäre der daſige Handel jetzo ſehr ſchlecht; indeß würden von hier aus die Länder des großen Mogols und ein Theil von Perſien mit allen Arten getrockneten Früchten von ſehr ſchönem Geſchmacke verſehen.

(3) Samarkand, am Sogd, weiter hinauf in Al-Sogd, groß und volkreich, mit einer Mahommedaniſchen Univerſität. — Sie liegt nach der A. H. d. R. 7. Th. S. 312. in der Landſchaft, die beim Bentink Mawaralnahr heißt, und öſtlich von der eigentlichen Bucharei, und nördlich von Balk geſetzt wird, ſich bis an die Grenzen von Kaſchgar in der kleinen Bucharei erſtreckt, und ungefähr 540 Engliſche Meilen von Weſten nach Oſten lang, aber 500 von Süden nach Norden breit iſt. Dieſes Land war vormals voll blühender Städte, von denen die meiſten jetzo zerſtöhrt oder doch ſehr verfallen ſind. Die vornehmſte unter allen iſt Samarkand, Samarkant oder Samarakand an einem Fluſſe und Thale, Namens Sogd, gelegen, in der Breite von 39 Graden, 37 Minuten, 23

Se-

Sekunden, wie Ulugbeg, der im Jahr 1447 hier herrſchte, bemerkt hat. Sie liegt ſieben Tagereiſen nordoſtlich von Bochara. Jetzt, ſagt Bentink, hat ſie bei weitem nicht ihr voriges Anſehen, doch iſt ſie noch ſehr groß und wohl bevölkert. Sie iſt mit ſtarken Bollwerken von Erde befeſtigt, und hat, nach Abulfeda, auch einen weiten Graben rings um die Mauer. Ihre Gebäude ſind meiſt von eben der Beſchaffenheit, wie in Bochara, nur daß man auch verſchiedene Privathäuſer, von Steinen gebaut, antrifft, weil um die Stadt herum einige Steinbrüche ſind. Abulfeda ſagt, ſie wären in einem Hügel, Namens Kuhak, gehauen, und die Straßen mit Steinen gepflaſtert.

Das Schloß, welches zu des Chans Wohnung beſtimmt iſt, iſt eins von den weitläuftigſten. Da aber dieſe Provinz jetzo keinen beſondern Chan hat, ſo fällt es nach und nach ein. Denn wenn der Chan der großen Bucharei im Sommer nach Samarkand kömmt, einige Monate daſelbſt zuzubringen, ſo lagert er ſich gewöhnlich in den Wieſen unweit der Stadt.

Die Akademie der Wiſſenſchaften in dieſer Stadt iſt eine der berühmteſten unter den Mohammedanern, welche aus allen benachbarten Ländern dahin gehen, daſelbſt zu ſtudiren. Von dem Fluß iſt ſchon oben bei den Flüſſen geredet. — Man ſagt, Samarkand lieferte das ſchönſte Seidenpapier in ganz Aſien, daher es durch den ganzen

Oſten ſehr geſucht wird. Das Land bringt Birnen, Aepfel, Weintrauben und Melonen von unvergleichlichem Geſchmack, und in ſolcher Menge, daß es damit das Reich des Groß-Mogols und einen Theil von Perſien verſorgt.

(4) Keſch, im Süden von Samarkand, wo Tamerlan Bek war, ehe er Weltſtürmer wurde. Die A. H. d. R. 7 Th. S. 313. ſetzt ſie nicht weit oſtlich von Karſchi, und nennt ſie Kaſch.

2.) In der Mitte, in der Landſchaft Waſch.

(1) Saganian im Weſten, am gleichnamigen Fluß, der in den Amu fällt.

(2) Waſchgherd, im Oſten, dieſe heißt in der A. H. d. R. 7 Th. S. 313 Waſhjerd, und wird auch an den Fluß Saganian, ſo wie beide Städte noch in die Landſchaft Samarkand geſetzt, auch bemerkt, daß man in neuern Reiſen kaum einige Nachricht von ihnen antrifft.

3.) Im Süden.

(1) Termed im Weſten, beim Einfluß des Saganian in den Amu Daria, in der Landſchaft Kotlan. Die A. H. d. R. a. a. O. führt bloß ihren Namen an, und rechnet ſie zu Samarkand.

(2) Badachſchan im Oſten, am Amu Daria, oder

viel-

vielmehr, wie er hier noch heißt, Harrat. — Die A. H. d. R. 7 Th. S. 315. ſetzt ſie in die Landſchaft Balk, und ſchreibt ſie Badagſhan. Sie liegt, nach derſelben, am Fuße der hohen Gebirge Belur Tag, welche des Großen Mogols Herrſchaft von der großen Tatarei trennen, iſt eine ſehr alte Stadt, und wegen ihrer Lage in den Gebirgen ſehr feſt. Sie ſteht unter dem Chan der eigentlichen Bucharei, dem ſie als ein Staatsgefängniß dient, wo er diejenigen einſperrt, vor denen er ſich in Sicherheit ſetzen will. Die Stadt iſt nicht ſehr groß, aber wohl gebaut, und ſehr volkreich. Die Gruben von Gold, Silber unt Rubinen, die ſich in ihrer Nachbarſchaft befinden, bereichern die Einwohner. Diejenigen, die ſich am Fuß der Berge aufhalten, ſammeln eine große Menge Gold- und Silberſtaub im Frühjahr aus den Waſſerbetten, die ſich die Schneebäche von den Bergen gemacht haben.

2. Süd-Bucharei, oder das Land Balk, Bactriana der Alten. — Dieſe Landſchaft liegt, nach der A. H. d. R. 7 Th. S. 314., ſüdwärts der Landſchaft Samarkand, und oſtwärts der eigentlichen Bucharei, iſt etwa 360 Meilen lang und 240 breit. Bentink bemerkt, ob dieſer Theil wohl gegen alles übrige ſehr klein ſey, das ſich in den Händen des Chans der Bucharei befände, ſo zieht doch der Fürſt gute Einkünfte davon, weil es ſehr fruchtbar, und durch und durch angebaut ſey. Beſonders hat

dieſe Landſchaft einen Ueberfluß an Seide, woraus die Einwohner ſehr artige Zeuge machen.

Die Ußbeken, die unter dem Chan von Balk ſtehen, ſind die geſittetſten aller Bewohner der großen Bucharei, wozu ihr großer Handel mit den Perſern und Indiern, dem Anſehn nach, viel beiträgt. Dies ausgenommen, und daß ſie nicht ſo diebiſch und arbeitſamer ſind, ſind ſie in nichts weiter von den andern Tataren unterſchieden.

Beſondre Theile davon ſind, nach Hr. Hofr. Gatterer

1) die Landſchaft Gaur, in Südweſten, welche ich in der A. H. d. R. nicht finde, die eine andre Abtheilung macht, und noch Kotlan und Badagſhan dazu rechnet.

2) Tokariſtan, in der A. H. d. R. a. a. O. Tokhareſtan, in der Mitte

3) Kilan im Oſten, die ebenfalls in der A. H. d. R. nicht genannt wird. In den neueſten Zeiten hat, nach Hr. Gatterer, der Oſtperſiſche Kaiſer Timur Schah einen anſehnlichen Theil der Bucharei bis Balk erobert.

Städte führt Hr. Hofr. Gatterer folgende an:

(1) Balk im Norden, beim Einfluß des Dehaſch in den Bamian. — Sie liegt, nach der A. H. d. R. 7 Th.

S.

S. 314., nach den Perſiſchen Grenzen zu, etwa fünfzig Meilen ſüdwärts von Termed, am Fluſſe Dehaſk, der etwa 40 Meilen davon nach Nordweſten in den Amu fällt. Bentink meldet uns, Balk ſey jetzo die anſehnlichſte von allen Städten, welche die Muhammedaniſchen Tatarn beſäßen, groß, ſchön und wohl bevölkert, die meiſten Gebäude wären von Steinen oder Ziegeln, und die Feſtungswerke beſtünden aus Bollwerken von Erde, die auſſen von einer ſtarken Mauer vertheidigt würden, welche hoch genug wäre, die Vertheidiger zu decken. Des Chans Schloß iſt ein großes Gebäude, nach morgenländiſcher Bauart, faſt ganz aus Marmor, der aus den benachbarten Bergen gehauen wird, aufgeführt, wo ſchöne Marmorbrüche zu finden ſind. Nur das Mißtrauen hat bisher dieſen Fürſten im Beſitz ſeiner Herrſchaften erhalten, weil er ſich darauf verlaſſen kann, allemal bei einer benachbarten Macht Schutz zu finden, wenn eine andre ſeine Länder wegnehmen will. Alle Fremde haben völlige Freiheit, ihre Geſchäfte in der Stadt zu verrichten; daher alles, was zwiſchen der großen Bucharei und Indien gethan wird, daſelbſt vorgeht, wozu der ſchöne Fluß, der durch die Vorſtadt fließt, nicht wenig beiträgt. Waaren bezahlen zwei vom Hundert beim Eingang und Ausgang, bloße Reiſende aber gar nichts.

(2) Bamiam im Süden am gleichnamigen Fluß. Kommt in der A. H. d. R. nicht vor.

(3) Anderab, im Oſten, am Fluſſe dieſes Namens. Von ihr ſagt die A. H. d. R. 7 Th. S. 315. Sie iſt die ſüdlichſte von den Städten, welche die Ußbeken jetzo beſitzen, und liegt am Fuß der Berge, vermittelſt deren die Perſiſchen Herrſchaften und die Länder des Groß Mogols von der Großen Bucharei abgeſondert werden. Da man über dieſe Berge nach Indien zu mit Laſtthieren zu gehen, keinen andern Weg, als dieſe Stadt hat, ſo müſſen alle Reiſende und Waaren, die aus der Großen Bucharei dahin wollen, hierdurch. Aus dieſer Urſache unterhält der Chan von Balk ſtets eine gute Anzahl Soldaten an dieſem Orte, der ſonſt an ſich nicht feſt iſt.

In den benachbarten Bergen bricht man ſehr viel Lapis Lazuli, mit welchem die Einwohner der Bucharei einen ſtarken Handel mit den Kaufleuten von Indien und Perſien treiben. Uebrigens iſt Anderab ſehr reich, und ſehr bevölkert, in Betrachtung, daß es ſo klein iſt. Die Waaren zahlen da vier vom Hundert für die Freiheit, durchzugehen.

C.) Oſt-Dſchagataj oder Kleine Bucharei.

Bei der Beſchreibung der Kleinen Bucharei, welche die Brittiſchen Erdbeſchreiber übergangen, folge ich, auſſer der Allgemeinen Hiſtorie der Reiſen, wo im 7 Theil von S. 329 an davon gehandelt wird, noch den Hiſtoriſch-Geographiſchen Nachrichten von der Kleinen

Bucha-

Bucharei aus den Berichten verſchiedener Reiſenden, in d. Hrn. von Archenholz Litteratur und Völkerkunde, 1783. Februar, welche mit F. unterzeichnet ſind, daher ich ſie, der Kürze halber mit F. und der Seite des Journalſtücks anführe.

Der Name der Kleinen Bucharei wird dieſem Lande nicht beigelegt, weil ſein Umfang geringer, als bei der Großen iſt, denn ſie iſt in der That viel größer; ſondern weil ſie jener an Zahl und Schönheit der Städte, Güte des Bodens, Menge der Einwohner, und dergleichen weit nachſteht. Die Beiwörter Groß und Klein ſcheinen von den Ußbeken eingeführt zu ſeyn, den Theil der Bucharischen Landſchaft, den ſie beſaßen, und dem ſie natürlicher Weiſe den Vorzug vor dem andern, der ihnen nicht unterwürfig war, gaben, zu unterſcheiden. Indeß bedient ſich Abulghaſi Khan niemals des Namens Kleine Bucharei, ob er wohl in ſeiner Geſchichte von Kaſchgar, Yarkien, und andern dazu gehörigen Ländern, als ſoviel verſchiedenen Provinzen, redet, von denen er gar nicht zu wiſſen ſcheint, daß ſie unter einer allgemeinen Benennung begriffen worden. Ehe die Ußbeken einen Theil des Bucharenlandes eroberten, war die ganze Gegend unter dem Namen Dſchagataj, oder das Land des Dſchagataj, dem es von Dſchingis Chans Söhnen zu Theil ward, bekannt. Die Europäer heißen es auch das Königreich Kaſchgar, weil dieſe Landſchaft der vornehmſte Theil des Ganzen, und

der

der Ort, wo der Chan ſeinen Aufenthalt hatte, war. In der Geſchichte des Timur Bek wird die Kleine Bucharei als ein Theil von Moguliſtan, und dem Lande Dſchetah oder der Geten, angeſehen, welche die Perſiſchen Erdbeſchreiber in den Theil der Tatarei ſetzen, der nordwärts derſelben liegt. A. H. d. R. S. 329.

Die kleine Bucharei, auch Kara Kitai genannt, Scythia extra Imaum der Alten, wird nach Hr. Hofr. Gatterer, durch den Mustag oder Imaus im Weſten von der Soongarei, dem Kirgiſenlande, und der großen Bucharei, im Norden ebenfalls durch den Mustag und durch andre Kettengebirge von der Soongarei, in Oſten von der Choſchotei, und in Süden von Tibet geſchieden. — Nach der A. H. d. R. S. 329. iſt die kleine Bucharei von Wüſten umgeben, hat im Weſten die große Bucharei, im Norden das Land der Eluther oder Kalmüken, in der Tatarei oſtlich das Land der Mongulen, das Sina unterworfen iſt, und ſüdlich Tibet, von dem es durch eine ſehr große Kobi oder Wüſte abgeſondert iſt, und das nordweſtliche Ende von Sina, welches von ihr durch eine andre Wüſte, oder einen Arm der vorigen, abgeſondert iſt. Sie liegt zwiſchen dem 92 und 118. Grade der Länge, und dem 35. Grade und 30 Minuten, und 115. Grade der nordlichen Breite. Nach F. S. 673. zwiſchen 35 Grad, 38 Minuten und 45 Grad der Breite; in Anſehung der Länge ſtimmt er mit jener Angabe überein. Eben dieſer

giebt ihr in der größten Länge 80 Deutſche Meilen und 50 in der größten Breite. Nach Hr. Hofr. Gatterer iſt das Land ungefähr 120 geographiſche Meilen lang. Nach der A. H. d. R. S. 329. erſtreckt ſie ſich in der Länge von Weſten nach Oſten über 840, und in der Breite von Süden nach Norden 570 Meilen, ohne daß beſtimmt wird, was für Meilen verſtanden werden ſollen. Wenn ſie aber in der Beugung, die ſie zirkelförmig von Süden nach Nordoſten macht, betrachtet wird; ſo wird ihre Länge 1200 Meilen, und ihre Breite nur über 140 ſeyn. In der Klaſſifikazion aller bekannter Länder auf unſerer Halbkugel nach ihrer Größe ſetzt Hr. Gatterer die Kleine Bucharei unter die Länder von der fünften Größe, und giebt ihr nach Tempelmann 10500 geographiſche Quadratmeilen. Eben ſoviel hat die Inſel Madagaskar. Siam aber hat 125 mehr, und alle Däniſche Länder in Europa haben 311 $\frac{7}{16}$ geographiſche Quadratmeilen weniger. Was könnte alſo dies Land bei Europäiſcher Cultur ſeyn? — Und könnte es dieſe bekommen? —

Ueberhaupt genommen iſt ſie zwar, nach Hr. Gatterer, ein Steppenland, mit lauter Steppenflüſſen, und Steppenſeen, wie denn auch der größte Theil des Landes zur Sandwüſte Kobi oder Schamo, die ſich nordöſtlich bis über die Mongolei verbreitet, gehört; hat aber doch in den gewäſſerten Gegenden, zumal in der Nähe von Gebirgen, und vorzüglich in Weſten, längs dem Mustag,

einen Ueberfluß an Früchten, Wein und dergleichen. Im Sommer pflegt die Hitze zu einem hohen Grade zu ſteigen. — Nach der A. H. d. R. S. 330 iſt die Kleine Bucharei fruchtbar und volkreich genug, aber wegen der großen Erhöhung des Landes, und der hohen Berge, die es an verſchiedenen Orten begrenzen, beſonders gegen Süden, iſt es viel kälter, als es natürlicher Weiſe wegen ſeiner Lage ſeyn ſollte. Im Sommer aber iſt die Hitze ſo auſſerordentlich, daß man ſie auſſerhalb der Häuſer nicht ausſtehen kann. (Geſchichte der Türken S. 477.) Hiermit ſtimmt F. S. 673 überein, und ſetzt hinzu, daß der größte Theil der Kleinen Bucharei in einer langen Kette von Gebirgen beſteht, die queer durch ſandreiche Wüſteneien gehen, und an deren Fuß verſchiedene fruchtbare Thäler befindlich ſind. (S. 674.) Eben dies ſchreibt die A. H. d. R. S. 330 mit der Bemerkung, daß das Land mit einer langen Reihe von Klippen und Eilanden, die ſich in die See erheben, verglichen werden könne.

Die Reiſenden ſchildern uns alle (ſagt F. S. 674.) die kleine Bucharei als ein ſehr reiches Land, das Gold und Silber hat; aber die Einwohner ziehen davon keinen Nutzen, doch ermangeln ſie nicht, im Frühlinge alles Gold zu ſammlen, ſo die Ströme aus den Gebirgen weggeſpühlt haben, ſobald der Schnee zu ſchmelzen anfängt. Und daher kommt alſo aller Goldſtaub, den die Bucharen nach Indien, Sina, ja ſelbſt nach Tobolſk in Sibirien zu brin-

bringen pflegen. Auch findet man in der Bucharei koſtbare Edelſteine von allen Arten, ſogar Diamanten nicht einmal ausgenommen. Da aber die Einwohner die Kunſt, ſie zu ſchleifen, nicht verſtehn, ſo verkaufen ſie ſie ſo, wie ſie ſie finden. — Eben dies meldet die A. H. d. R. S. 330, mit dem Zuſatz, daß auch viel Muskus im Lande gefunden werde, und giebt die Geſchichte der Türken S. 469 ꝛc. als Quelle dieſer Nachrichten an.

Die kleine Bucharei enthält, nach Hr. Gatterer, etwa 200000 Menſchen, es kann wenigſtens 20000 Mann ins Feld ſtellen, die mit Lanzen, Säbeln und Bogen, zum Theil auch mit Flinten bewafnet, aber nicht ſehr kriegeriſch ſind. Heut zu Tage iſt die kleine Bucharei eine Sineſiſche Provinz, und enthält

1. Flüſſe, aber lauter Steppenflüſſe, wovon die zwei vornehmſten auf der Weſtſeite aus dem Mustag hervorfließen, nemlich

1) von Süden nach Norden: Hotomni-Solu, und

2) Der Fluß von Jerken, mit dem Haſhitu-Muren in Norden, die nach ihrer Vereinigung ſich in Lop Nor ergießen.

2. Städte. Die kleine Bucharei enthält, nach F. S. 673. mehr als dreißig Städte, und eine große Menge Dörfer, und iſt alſo ſehr von den andern Kalmükiſchen

Län-

Ländern unterſchieden, wo man beides nicht antrift, ſondern die Einwohner in wandernden Horden abgetheilt, unter Zelten zu wohnen pflegen. — Regis bemerkt, nach der A. H. d. R. S. 330, daß zwiſchen den Städten dieſes Landes keine Dörfer wären, daß man alſo einen ganzen Tag von einer zur andern reiſete, ohne nur ein Wirthshaus zu finden. Dies ſchreibt er beſonders der Gemüthsart der Tatarn zu, die lieber in Zelten als in Häuſern wohnen, theils aber auch der Natur des Landes, welches durch Aeſte der Kobi ſo zertheilt iſt, daß es nur an einigen einzelnen Orten kann bewohnt werden. Gleichwohl ſagen Bentink, und der Verfaſſer der Beſchreibung der Bucharei: die Städte, deren ohngefähr 20 wären, hätten eine große Menge Dörfer unter ſich (Geſchichte der Türken S. 471 und 474). Dieſem letztern ſtimmt Hr. Hofr. Gatterer bei, mit der Bemerkung, daß die Städte meiſtens mehr Flecken als Städte vorſtellen, auſſer

1) Jerken der Hauptſtadt des Landes, die ſehr groß und ſtark bevölkert iſt. — Nach der A. H. d. R. S. 331. wird der Name der Stadt verſchieden geſchrieben. Bentink ſchreibt Yerkeen und Yerkehen, andre Irken, Irghen, Jarkan, Yarkhan, Yurkend und Hiarkhan, auch Yarkian und Yerghian. Sie iſt, nach Bentink, die Hauptſtadt in der kleinen Bucharei, und liegt nordwärts von Kaſchgar an den Ufern eines kleinen Fluſſes, deſſen Waſſer nicht für allzu geſund gehalten wird. Aber hierin muß

er

er ſich irren, denn nach der Jeſuiten-Karte liegt ſie ſüd-
oſtlich von dieſer Stadt, etwa 90 Engl. Meilen entfernt,
und an einem Fluſſe, der von den Bergen herabfällt, die
eben ſo weit ſüdweſtlich liegen, nordöſtlich läuft, und in
den See Lop, etwa 600 Engl. Meilen von ſeiner Quelle,
ſich ergießt. Eben derſelbe Verfaſſer ſetzt hinzu, ſie ſey
groß, und nach der morgenländiſchen Art ſehr wohl ge-
baut, obwohl die meiſten Häuſer aus Ziegeln beſtünden,
die an der Sonne getrocknet wären. Das Land rings
herum iſt ſehr fruchtbar, und bringt eine Menge allerlei
Früchte und Eßwaaren hervor. — Es iſt ein Schloß in
dieſer Stadt, welches dem Groß Chan, Kontaiſchi Khan,
der Eluther oder Kalmüken zur Wohnung dient, wenn
er ſich auf einige Monate ſeiner Geſchäfte halber hieher
begiebt, daher ſehens einige als ſeine ordentliche Reſidenz
an. — Eben dies berichtet auch F. S. 673. der aus dieſer
Quelle geſchöpft zu haben ſcheint; das folgende aber hat
bloß die A. H. d. R. S. 332. Weil alle Handlung, die
jetzo zwiſchen Indien und dem nordlichen Aſien, Tibet und
Sibirien, der Großen Bucharei und Sina geführt wird,
in Jerken zuſammen kömmt, ſo muß es nothwendig ſehr
volkreich ſeyn, wie die Buchariſchen Einwohner denn da-
von ſehr reich werden, da dieſe verſchiedenen Länder vermit-
telſt ihrer eine Verbindung mit einander haben. Kaiſer
Peter der Große war Willens zwiſchen ſeinen Herrſchaften
und Jerken eine ordentliche Handlung einzurichten, wozu
der Fluß Irtiſch dienen ſollte. Sie würde ſeinen Unter-

thanen ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn. Marco Paolo reiſete durch dieſe Stadt, wie er von Kaſchgar nach Kotom oder Hotom gieng.

2) Kaſchgar. Sie liegt, nach der A. H. d. R. S. 330. ꝛc. in der von ihr benannten Landſchaft, welches die weſtlichſte von allen iſt, und ſüdwärts von Akſu liegt, und im Weſten von der großen Bucharei durch eine doppelte Reihe von Gebirgen, mit Wüſten dazwiſchen, abgeſondert wird, ſüdlich Tibet, und öſtlich die große Kobi oder Wüſte hat, und ungefähr 420 Meilen (vermuthlich Engliſche) in der Länge von Norden nach Süden, und 360 von Weſten nach Oſten in der Breite ſich erſtreckt. — Die Stadt Kaſchgar, oder wie in der Jeſuiten-Karte geſchrieben iſt, Haſikar (nach Abulfeda heißt ſie auch Ardukant), liegt nordweſtlich gegen die Grenzen der großen Bucharei, am Fuße der Gebirge, die beide Länder von einander abſondern. Die Tafeln des Abulfeda, Naſſiraddin und Ulug-beg ſetzen dieſe Stadt im 44. Grade der Breite, aber Chryſokokka im 40. Grade, welches nur 20 oder 30 Minuten nordlicher iſt, als der Jeſuiten Karte es angiebt. Sie befindet ſich an der Oſtſeite eines Fluſſes, der von dieſen Hügeln herabfällt, und ſich in der Wüſte verliert, die 30 oder 40 Meilen von dieſer Stadt iſt. Vor dieſem war's die Hauptſtadt des Königreichs Kaſchgar, ſie hat aber, wie Bentink bemerkt, von ihrer vorigen Größe ſehr viel verloren, ſeitdem die Tataren ſie

im Beſitz haben. Indeß, ſagt er, werde noch immer eine ziemliche Handlung zwiſchen dieſer Stadt und den benachbarten Ländern geführt, ob ſie wohl gegen das, was vor dieſem gethan worden, in keine Betrachtung zu ziehen ſey. Dieſe Stadt war auf einige Zeit, vor Dſchingis Khans Eroberung, die Hauptſtadt von Turkeſtan, das iſt, von den Herrſchaften der Türken.

3. Städte auf der Weſtſeite, längs des Mustags von Süden nach Norden hinauf, ſind, nach Hrn. Gatterer, auſſer Kaſchgar:

(1) Koten oder Hotom, am gleichnamigen Fluſſe. Ihr Name wird nach der A. H. d. R. S. 332 verſchieden geſchrieben. Marko Polo nennt ſie Kotam, in der Jeſuitenkarte heißt ſie Hotom, in andern Koton, beim Bentink Khateen, und bei den morgenländiſchen Geſchichtſchreibern Khoton. Abulfeda ſagt, ſie ſey unglaublich groß, und ihre Einwohner wären urſprünglich von Katay. Sie liegt ſüdweſtlich von Jerken am Fluſſe Hotomni Solon, ſteht unter dem Groß-Chan der Eluther, und iſt wegen ihres ſtarken Handels noch immer im blühenden Zuſtande. Die Kaufleute aus Tibet und Indien kommen aus allen Gegenden dahin. Ob ſich die Einwohner wohl meiſt zur Mohammedaniſchen Religion bekennen, ſo wird doch allen ihren heidniſchen Nachbarn die Gewiſſensfreiheit verſtattet. Die Stadt iſt aus Ziegeln gebaut, und das

Land herum ungemein fruchtbar. Sie genieſst den Schutz des Kontaiſchi gegen einen gewiſſen Tribut, ohne weiter auf einige Art von den Eluthern beſchwert zu werden.

(2) Utſchi, etwas landeinwärts, am Fuß des Gebirges Sanktaſch.

(3) Toſon.

(4) Akſu. Nach der A. H. d. R. S. 333 die Hauptſtadt des Landes Akſu, die von Reiſenden erwähnt, aber weiter keine Nachricht von ihr ertheilt wird, als daß Goes ſagt, es ſey eine Stadt, die zum Königreiche Kaſchgar gehöre, und des Königs Vetter ſey Statthalter darin geweſen. Nach der Jeſuitenkarte liegt ſie an der nordlichen Seite eines kleinen Fluſſes, der von den nordweſtlichen Gebirgen fällt, und ſich in einer gleichen Weite im Sande verliert. Akſu heißt weißes Waſſer, vielleicht von des Fluſſes Beſchaffenheit. Das Land Akſu liegt nordwärts von Kaſchgar, und weſtlich von der Landſchaft Turfan. Wir glauben, es ſey etwa 360 Engliſche Meilen lang, und 70 breit. In dieſem Theile der kleinen Bucharei ſcheint es, daß dieſes das Reich der weſtlichen Lyau oder Kitan geweſen ſeyn; folglich muß dies die Landſchaft Kara-Kitay oder Kara-Katay ſeyn, um deren Lage die Schriftſteller ſo bekümmert geweſen ſind. Dieſes ſtimmt auch mit dem Tageregiſter des Jeſuiten Goes überein, der auf dem Wege von Kaſchgar nach Akſu durch die ſandige Wüſte Kara Katay oder Schwarz Katay reiſete, welche ihren Namen

daher

daher hatte, weil die Leute von Katay ſich daſelbſt lange Zeit aufgehalten haben. Wie die Kitane das ganze Land in der Tatarei von Lyautong bis ans Königreich Kaſchgar erobert hatten, ſo kann die ganze Landſchaft, die weſtlich des Whangho, und der Provinz Schanſi in Sina liegt, wo ſich das Reich von Kitay endigte, wenigſtens die ganze kleine Bucharei mit dem Lande Schachew, ſüdoſtlich von Khamil, den Namen Kara Kitay führen, wozu auch die Mongolen vor dem Untergange ihres Reichs können gerechnet werden. Hierauf haben die natürlichen Landesherren dieſer Gegenden das Joch der Kitane abgeworfen, daher der Name Kara Kitay alsdenn auf die beſondere Gegend einzuſchränken wäre, in welcher ſie ihre neue Herrſchaft geſtiftet haben.

(5) Kuſcha, und

(6) Haraſchar, an den Armen des Fluſſes Haſchitu. Beide finde ich in der A. H. d. R. nicht.

4. Städte auf der Oſtſeite, von Norden nach Süden, und zwar

a) Oben drei Städte neben einander, von Weſten nach Oſten

(1) Turfan im Lande Igur. Nach der Allg. H. d. R. S. 333 liegt die Landſchaft Turfan oſtwärts von Akſu, und kann etwa 210 Engl. Meilen lang, und 80

breit ſeyn. Khamil iſt etwa 180 lang, und eben ſo breit, als die andere. Beide Provinzen ſcheinen das Land geweſen zu ſeyn, das die Iguren (Viguren, oder Oyguren) vormals beſeſſen haben, wenigſtens der mittlere Theil öſtlich von Turfan. Acht oder neun Meilen oſtwärts deſſelben war ihre Hauptſtadt, die bei den Sineſern Hochew heißt. Ob ſie mit Biſchbalik einerlei iſt, oder ob dieſe letztere eine andere, nordwärts von Turfan geweſen iſt, wie Gaubil ſie ſetzt, das läßt ſich ſchwerlich entſcheiden, bis wir aus der Sineſiſchen Geſchichte mehr Licht erhalten. Sie beſaßen gleichfalls den anliegenden Theil der Tatarei bis an die Quelle des Irtiſch und den Berg Altay. — Die Landſchaft Turfan enthält verſchiedene Städte, von denen Turfan die vornehmſte iſt; Goes nennt ſie eine ſtarke, wohlbefeſtigte Stadt. Die Miſſionarien aber geben uns keine weitere Nachricht von ihrem jetzigen Zuſtande, als daß es eine anſehnliche Stadt ſey, die 6 Tagreiſen von Kami oder Khamil liege, wenn man quer durch einen Arm der Kobi oder Wüſte reiſete, aber 10 Tagereiſen über die Hügel nordwärts von Hami, welcher Weg ſicherer iſt.

(2) Aſaralik, von dieſer finde ich nichts.

(3) Hami im Lande Hami oder Kami. Bentink ſchreibt, nach der A. H. d. R. S. 334., Khamil, Goes und andre Kamul. Das Land enthält nur die kleine gleichnamige Stadt; iſt aber voll Häuſer, und hat einige wenige Flecken. Die Einwohner ſind groß und ſtark,

wohl-

wohlgebildet, und in ihren Häuſern ſehr reinlich. Hami liegt 90 Engl. Meilen von dem Thore der großen Mauer Kya-yu-kew, und hat Land genug rings um ſich: es erſtrecket ſich aber doch nicht weiter, weil der ganze Platz dürrer Sand, und das unfruchtbarſte Land der ganzen Tatarei iſt. — Dies Land iſt mit dem Götzendienſte der Lamas nicht angeſteckt, die Einwohner ſind Mohammedaner. Der Boden trägt kaum einige Frucht, auſſer Melonen, die aber ſehr ſchön ſchmecken, und den Europäiſchen in ſofern vorzuziehen ſind, weil ſie ſich über die Zeit halten, wie ſie denn auch auf des Sineſiſchen Kaiſers Tafel den ganzen Winter durch aufgeſetzt werden. Gerbillon ſagt, das Land brächte eine Menge guter Früchte, auſſer Melonen und Weintrauben, aber er hat ſich nicht auf dem Platze ſelbſt befunden, wie die andern Miſſionarien.

b) Weiter nach Süden: Tankabaſch oder Tantabee, bei der Vereinigung des Haſchitu mit dem Jerken: beim Marco Paolo, Stadt von Lop (dem See Lop) genannt: vormals Reſidenz des Chans von Tagasgas. — Marco Paolo ſagt (A. H. d. R. S. 438.): Lop iſt eine große Stadt, ſteht unter dem großen Khan, und liegt an dem Eingange in die große Wüſte gleiches Namens, die ſich zwiſchen Oſten und Nordoſten befindet. Es wird ein Jahr erfodert, ſie nach der Länge zu durchreiſen, und ein Monat, wenn man nach der Breite hindurchgehen will. Der Weg geht durch Sand und unfruchtbare Berge.

Waſſer wird alle Tage gefunden, aber oftmals ſehr ſparſam, und unter 32 Plätzen iſt es an drei bis vier Ortern ſalzigt und bitter. Kaufleute müſſen ihre Lebensmittel mit ſich führen. Man findet hier weder Thiere noch Vögel. Man ſagt aber, daß hier Geiſter wohnen, und zaudernde Reiſende mit Namen rufen, oder mit ihnen reden, als obs ihre Gefährten wären, und ſie ſolcher Geſtalt ins Verderben führen. In der Luft hört man auch ein lautes Getöſe von Muſik, Trommeln und Waffen. — Daß hieran die Einbildung viel Theil haben müſſe, iſt wohl augenſcheinlich.

c) Um die Mitte der Oſtſeite neben einander

(1) Peim in Weſten. Nach Marco Paolo (A. H. d. R. S. 437.) hat die Provinz Peim fünf Poſthalten in der Länge, und ſteht unter dem großen Khane. Sie iſt mit Schlöſſern und Städten angefüllt, und die Hauptſtadt führt mit ihr gleichen Namen. Nahe dabei ſtrömet ein Fluß, worin man Jaspiſſe und Chalcedonier findet. Geht ein Mann von ſeinem Hauſe weg, und kömmt in zwanzig Tagen nicht wieder zurück, ſo kann das Weib einen andern Mann nehmen. Die Männer thun desgleichen. Die Provinz Peim iſt durchaus ſandig, und hat wenig gutes Waſſer, welches fünf Tagereiſen weiter fortdauert, bis an die Stadt Lop.

(2) Ser-

(2) Serkam, im Oſten. Nordwärts darüber in den Gebirgen iſt der Steppenſee Kas Nor. Von beiden finde ich in der A. H. d. R. nichts.

Die Sandwüſte Kobi oder Schamo beſchreibt Hr. Hofr. Gatterer alſo: Es iſt eine einförmige, über den Horizont ſehr erhobene Ebene, in einigen Gegenden von beweglichem, in andern von feſtem Sande, und nur hie und da durch Hügel unterbrochen. Ueberhaupt genommen iſt ſie trocken und ohne Waſſer; einige Gegenden ausgenommen, wo man Quellen oder Moräſte findet, die zuweilen austrocknen; daher auch, um des Waſſermangels wegen, die Reiſende Brunnen graben. Die gewäſſerten Gegenden ſind nicht ohne Pflanzen und Kräuter, und hier haben die Bewohner ihre Zuglager mit ihren Heerden, weil ſie Weide finden. Auf den Hügeln wächſt einiges Geſträuch und Buſchwerk, aber nirgends Bäume. Es giebt hier viel Wildpret. Die Kälte iſt auf dieſem hohen abgeplatteten Berglande ſcharf, und ſehr lange anhaltend. Man darf nur einige Fuß tief graben, ſo findet man an vielen Orten faſt zu allen Zeiten Eis. — Nach der A. H. d. R. S. 48. wird ſie von den Sineſern Schamo, von den Tataren aber Kobi oder Gobi genannt, welches eine Wüſte bedeutet. Sie erſtreckt ſich gegen Sina zu, und iſt gegen Abend am größten und fürchterlichſten. Gerbillon iſt viermal in verſchiedenen Gegenden durch ſie gereiſet. Vom Morgen bis an die Berge über der großen

Mauer iſt ſie etwan 100 Meilen groß, die Berge nicht mitgerechnet, die der großen Mauer gegen Mitternacht liegen: denn ob dieſe ſchon gewiſſermaſſen unbewohnt ſind, ſo iſt doch der Boden gut, und man findet daſelbſt ſchöne Viehweiden, Gehölze, Quellen und Bäche im Ueberfluß. Der Verfaſſer rechnet hierzu nicht mit das Land jenſeit des Kerlon, welches einen Ueberfluß an Waſſer und Viehweide hat, ob es ſchon, ſonderlich auf der Weſtſeite, ſchlecht bewohnt iſt. Von Mitternacht gegen Mittag iſt die Wüſte viel größer, und erſtreckt ſich über hundert Meilen weiter. In einigen Gegenden iſt ſie ganz bloß, ohne Bäume, Gras und Waſſer; ausgenommen gewiſſe Teiche und Sümpfe, die vom Regen entſtehen, und hie und da einen Waſſerbrunnen, wo aber das Waſſer ſchlecht genug iſt. — Die Wüſte zwiſchen Hami und der großen Sineſiſchen Mauer iſt ein Theil dieſer großen Kobi, und hat weder Gras noch Waſſer. Die Reiſende verlieren darin oft ihre Pferde; daher bedienen ſich die Tatarn der Dromedarien, weil ſolche mit geringem Futter zu unterhalten ſind, und fünf bis ſechs Tage ohne Waſſer dauren können. Indeß iſt doch die ganze Kobi in dieſem Raume von 90 Meilen nicht eingeſchränkt, denn ſie hat mancherlei Arme, die ſich hie und dahin, wie ſo viele vergiftete Adern ausbreiten, und das Land in Flächen theilen, von denen einige völlig trocken und unbewohnt, andre zu Erhaltung etlicher weniger Tatarn fruchtbar gnug ſind. A. H. d. R. S. 334.

Bewohner.

Von dieſen theile ich hier die Nachrichten mit, die F. S. 674 ꝛc. darüber geſammlet hat, und bei welchen die A. H. d. R. mit als Quelle gebraucht iſt.

Die Bucharen ſind von gewöhnlicher Statur. Ihre Augen und Haare ſind ſchwarz, ihre Geſichtsfarbe gelblicht, ihre Naſe gebogen, und ihre Bildung überhaupt wohlgeſtaltet; mit einem Worte, ſie ſind nicht im geringſten den ungeſtalten Tataren ähnlich, unter denen ſie doch wohnen.

Gegen Fremde ſind ſie ziemlich höflich; aber ihr Hang zum Handel, und ihre Begierde zum Gewinn verurſachen, daß man ihnen nicht recht trauen kann. Ohne Vorſicht mit ihnen umzugehen, hieße ſich unfehlbar der Gefahr ausſetzen, von ihnen betrogen zu werden.

Die Kleidung der Mannsperſonen iſt ganz der Tatariſchen ähnlich: ſie beſteht aus einem Rock, der bis auf die Mitte der Schenkel herabgeht, und ſehr weite Aermel hat, die aber über den Ellenbogen enge an den Arm ſchließen, überdem tragen ſie noch einen Poß um den Leib, wie die Polen. Die Weibsperſonen ſind alle groß, wohlgebildet, und von ſehr ſchönen Geſichtszügen. Ihre Kleidung iſt der männlichen ganz ähnlich, auſſer daß ſie noch gewöhnlich mit Baumwolle durchnäht iſt. Ihre Ohrgehänge ſind beinahe einen Fuß lang, und hängen ihnen bis auf die Schul-

Schultern herab. Ihr Haupthaar iſt in verſchiedenen Zöpfen, aufs künſtlichſte zuſammengeflochten, und mit ſchwarzen, mit Gold oder Silber durchwirkten Bändern gebunden. Oben auf die Haare ſtecken ſie noch große ſeidene Büſchel, die manchmal mit Silber durchnäht ſind, und ihnen bis auf die Füße herabhängen; drei andre kleine Büſchel bedecken ihren Bußen. Sie tragen auſſer dem auch noch Halsbänder von Perlen, die manchmal mit koſtbaren Zierathen von Gold und Silber, die einen ſtarken Glanz von ſich werfen, ausgeſchmückt ſind. Desgleichen bedienen ſich die Perſonen beiderlei Geſchlechts noch einer andern Art von Schmuck, der aus kleinen ledernen Säcken beſteht, worin die von ihren Prieſtern geſchriebenen Gebete aufbehalten ſind, die ſie als die koſtbarſten Heiligthümer zu betrachten pflegen. Beide tragen ſehr enge Beinkleider, und leichte Stiefeln von Ruſſiſchem Leder. Ihre Mützen ſind einander gleich, auſſer daß die Weiber die ihrigen mit Perlen und andern Koſtbarkeiten zu ſchmücken pflegen.

Die Bucharen wohnen in gemauerten Häuſern, deren Bauart noch ziemlich gut iſt; ihr ganzes Hausgeräthe aber beſteht in nichts weiter, als in einigen Kaſten, auf die ſie des Tages die Matrazen, deren ſie ſich des Nachts bedienen, legen, und die ſie mit baumwollnen Zeugen von verſchiedener Farbe, eben ſo, wie ihre Bettladen, bedecken. Da ſie nach Türkiſcher Sitte auf den Ferſen ſitzen, ſo brauchen ſie weder Stühle noch Tiſche.

Ihre

Ihre Reinlichkeit in Zubereitung der Speiſen iſt auſſerordentlich. Sie laſſen ſolche durch ihre Sklaven, die ſie von ihren Nachbarn zu kaufen pflegen, vor ihren Augen zubereiten. Sie bedienen ſich hierzu verſchiedener Gefäße von Erde, Porzellan, Eiſen und Kupfer, worin ſie auch ihren Thee kochen, der ihr gewöhnliches Getränk iſt, obgleich der Wein ſowohl als der Branntewein ihnen nicht unbekannt ſind. Sie gebrauchen beim Eſſen weder Löffel noch Gabeln. Ein Stück Leinwand, das auf der Erde ausgebreitet wird, dient zum Tiſchtuch ſowohl, als zu Servietten. Das Fleiſch wird geſchnitten aufgetragen, und mit den Fingern gegeſſen.

Vom Brod macht man hier zu Lande wenig Gebrauch. Die gewöhnlichſte Speiſe beſteht aus einer Art von gehackter Fleiſchpaſtete, in Geſtalt eines halben Mondes. Sie machen aus dieſen Paſteten eine Gallerte, und bedienen ſich derſelben ſowohl im Winter, als auf ihren Reiſen. Wenn ſie ſolche alsdenn eſſen wollen, ſo werfen ſie ſie in kochendes Waſſer, und bereiten ſich alſo eine Art von Suppe.

Der Mohammedismus iſt die herrſchende Religion in allen Städten und Dörfern der kleinen Bucharei; indeß werden doch alle andre Religionen daſelbſt geduldet. Die Kalmüken, die die Herren des Landes, und Götzendiener ſind, geben den Chriſten ein ſchönes Beiſpiel von

To-

Toleranz, die ihnen viele Vortheile gewährt. Weit von den Gedanken entfernt, andre mit Gewalt zu ihren Meinungen zu zwingen, genießt der Mohammedaner und der Heide, der Jude und der Chriſt gleichen Schutz von ihnen, wofern ſie ſich ſonſt nur den Geſetzen des Landes unterwerfen, und ein ruhiges Leben führen.

Die Bucharen haben ihren Koran, der aus weiter nichts, als dem an vielen Stellen verſtümmelten und verfälſchten Alten Teſtamente der Juden beſteht. Sie glauben nicht, daß Mohamed der Verfaſſer deſſelben ſey, ſondern ſagen, daß Gott ſelbſt durch Moſen und die Propheten dieſes Buch den Menſchen mitgetheilt habe. Sie bekennen aber, daß Mohamed eine Erklärung deſſelben verfertigt, und eine Sittenlehre daraus gezogen hätte, die jedermann anzunehmen und auszuüben verbunden wäre.

Sie faſten jährlich 30 Tage, vom 15 July bis zum 15 Aug. In dieſer ganzen Zeit nehmen ſie den Tag über nicht die geringſte Nahrung zu ſich; hingegen eſſen ſie während der Nacht zweimal, ohne daß ſie dabei ſich eines andern Getränks, als Thee bedienen. Diejenigen, ſo dies Geſetz übertreten, ſind verpflichtet, den beſten ihrer Sklaven frei zu laſſen, oder 60 Perſonen zu bewirthen, und 85 Streiche mit einem ledernen Riemen auf ihren bloßen Hintern von der Hand ihres Oberprieſters auszuhalten. Indeß wird doch dies Faſten unter dem gemeinen Volke

nicht

nicht ſo genau beobachtet, und die Handwerker erhalten oft die Erlaubniß, während dieſer Zeit des Tages zu eſſen.

Es giebt zweierlei Prieſter unter dieſen Völkern. Einige derſelben werden Abis genannt, und müſſen dem Volke die fünf verſchiedenen, durch die Religion vorgeſchriebenen Zeiten des Gebets anzeigen. Die andern heißen Mullahs, und ſind eine Art von Schriftgelehrten, die bei der Nazion in großer Achtung ſtehen.

Dieſe Völker haben einige Begriffe von Chriſto, und der heiligen Jungfrau; ſie ſind aber mit ſo biſarren Ideen vermengt, daß wir nicht umhin können, uns etwas genau hierüber auszulaſſen.

Die Jungfrau Maria, ſagen ſie, war eine arme Waiſe, und ihre nächſten Anverwandten konnten ſich nicht mit einander vereinigen, wer von ihnen die Sorge ihrer Erziehung über ſich nehmen ſollte. Um dieſe Schwierigkeit zu überſteigen, beſchloſſen ſie, es aufs Loos ankommen zu laſſen. Sie kamen alſo mit einander überein, eine Feder in ein Gefäß voll Waſſer zu werfen, und einer nach dem andern einen Finger ins Waſſer zu ſtecken; an deſſen Finger ſich nun die Feder hängen würde, der ſollte ſich forthin mit der Erziehung der jungen Waiſe beläſtigen. Die Feder blieb am Finger des Zacharias auf eine ſo auszeichnende Weiſe hängen, daß er von allen einſtimmig für

den Pflegevater des Kindes erkannt wurde. Er unterzog ſich auch dieſem Geſchäfte mit Vergnügen, und nahm die junge Maria unverzüglich mit ſich nach Hauſe. Eines Tages, da ihn ſeine Berufsgeſchäfte drei Tage lang im Tempel zu bleiben, genöthigt hatten, erinnerte er ſich des Kindes, das, ohne die geringſte Hülfe von jemand erhalten zu können, in ſeinem Hauſe eingeſchloſſen, und von ihm ganz vergeſſen worden war. Er lief daher aufs ſchleunigſte dahin. Aber anſtatt ſie verhungert und todt zu finden, wie ers nicht anders erwarten konnte, ward er mit Beſtürzung gewahr, daß ſie ſich in vollkommner Geſundheit, mit allen Arten von Speiſen umgeben, befand, die ihr, wie ſie ſagte, von Gott zugeſchickt worden wären.

Da Maria das vierzehnte Jahr erreicht hatte, und zum erſtenmal gewiſſe, ihrem Geſchlecht eigne Ungemächlichkeiten, an ſich gewahr ward, ſo eilte ſie zu einem, in einem benachbarten großen Walde gelegenen Brunnen, um ſich in demſelben zu baden. Hier geſchah es nun, daß ſie, ohne jemand zu ſehen, durch eine Stimme erſchreckt wurde. Sie ergriff eiligſt ihre Kleider, um zu entfliehen, aber ſiehe! da ſtand ein Engel vor ihr, und verkündigte ihr, daß ſie die Mutter eines Kindes werden würde, das ſie Jſai nennen ſollte. Da ſie nie Umgang mit einer Mannsperſon gehabt hatte, ſo gab ſie dem Engel ihre Zweifel über die Erfüllung ſeiner Worte zu verſtehn. Nun ſäumte der Engel nicht länger, er hauchte ihren Buſen

an,

an, und machte ihr dieſes Geheimniß bekannt. Er unterrichtete ſie hierauf in allem, was ſie zu wiſſen nöthig hatte. Dieſer Augenblick war zugleich der Augenblick ihres Empfängniſſes. Die Zeit ihrer Entbindung näherte ſich, und aus Schaam begab ſie ſich in den nemlichen Wald, wo ſie auch glücklich niederkam. Ein alter Baum, der ganz entblättert daſtand, und gegen den ſie ſich während ihrer Geburtsſchmerzen ſtützte, fieng plötzlich wieder an zu blühen, und die Erde ward rund um ſie herum mit Blumen bedeckt, und grünte ſo friſch, wie im Frühling. Nun erſchienen eine große Menge Engel, die das Kind in einem Brunnen, der in eben dieſem Augenblick entſtanden war, abwuſchen, und es nachher wieder der Mutter übergaben. Maria kehrte mit dem Kinde zu ihren Anverwandten zurück, wo ſie mit tauſend Verwünſchungen empfangen, und ſehr übel behandelt wurde. Sie ertrug alles mit Geduld, und nahm ſich ſogar nicht einmal die Mühe, ſich zu vertheidigen, ſondern bat bloß ihren Sohn, ihre Sache zu führen. Ihr Wunſch ward ſogleich erfüllt, und die Erklarung, die das Kind von dem Geheimniſſe ſeiner Geburt gab, verurſachte bald, daß aller ehrenrührige Verdacht, den man auf ſeine Mutter haben konnte, verſchwand, und zeigte klärlich, daß bei einer ſo übernatürlichen Begebenheit die Hand des Himmels mit im Spiel ſeyn müſſe.

Der junge Iſai (dies iſt der Name, womit die Muſulmanen Chriſtum zu nennen pflegen) ward ein Prophet,

und

und ſehr berühmter Schriftgelehrter. Aber er ward auch dadurch dem Haß und der Verfolgung von jedermann, beſonders aber der größten Männer ſeiner Zeit, ausgeſetzt, ſo daß man ihm ſogar verſchiednemal nach dem Leben trachtete. Endlich trugen es ſeine Feinde zwei Männern auf, ihn zu tödten, es möchte auch koſten, was es wolle. Aber Gott beſchützte den Iſai, indem er ihn in demſelben Augenblick, da ſich dieſe Nichtswürdige fertig machten, ihn umzubringen, von der Erde entrückte, und zu ſich in den Himmel aufnahm. Die beiden Meuchelmörder wurden auf eine ſehr ſonderbare Weiſe beſtraft: ſie wurden beide in die Geſtalt des Iſai verwandelt, und von dem aufgebrachten Pöbel, der von dieſer Aehnlichkeit betrogen wurde, überfallen, und getödtet.

Obſchon es nun klärlich aus dieſem Bericht erhellet, daß die Bucharen keine Begriffe vom Leiden Chriſti haben, ſo glauben ſie dennoch die Auferſtehung von den Todten, und ein künftiges Leben. Sie können ſich aber nicht überreden, daß irgend ein Menſch zu ewigen Martern verdammt werden ſollte; ſondern glauben vielmehr, daß, da der Teufel der Urheber alles Böſen wäre, auch auf ihn allein der Zorn und die Strafe des Himmels fallen müßte.

Auch glauben ſie, daß am jüngſten Tage alles der Vernichtung unterworfen ſey, nur Gott ausgenommen, und daß daher keine von allen Kreaturen, worunter ſie auch

Chri-

Chriſtum, die Engel und Teufel verſtehen, dem Tode entfliehen könne. Nach der Auferſtehung von den Todten aber werden die Auserwählten durch das Feuer gereinigt, nach Maßgabe ihrer Sünden, ſo wie es Gott vermittelſt einer Waage entſcheiden wird.

Sie glauben, daß Gott für die Frommen ſieben Paradieſe ſchaffen werde, die ſie Arrags nennen, und für die Gottloſen ſieben verſchiedene Oerter der Qual, wo dieſe letztern durch das Feuer, nach dem Verhältniß der Verbrechen, von ihren Sünden gereinigt werden würden. Unter allen Menſchen werden keine, wie ſie ſagen, ſo harten Züchtigungen unterworfen ſeyn, als die Lügner, die Leute ohne Treu und Glauben, und diejenigen, denen es ein Vergnügen iſt, Familien zuſammen zu hetzen, und Zank und Zwieſpalt zu erregen. Hingegen haben die Gerechten die Feuerſtrafe nicht zu fürchten. Aus Hundert Männern wird Ein Mann, und aus Tauſend Weibern Ein Weib auserwählt werden. Dieſer kleine Haufen von Auserwählten wird ſodann in eines der oben erwähnten Paradieſe verpflanzt, wo ſie alle Arten von Glückſeligkeit genießen werden, bis es Gott dereinſt gefallen wird, eine neue Welt zu ſchaffen. Es iſt bei ihnen eine große Sünde, wenn jemand ſagt, daß Gott im Himmel ſey: ſie behaupten, daß er überall zugegen wäre, und daß, wenn man ſeine Gegenwart auf irgend einen Ort insbeſondre einſchränken wollte, dieſes ſoviel heiße, als ſeine Macht und Unermeßlichkeit zu verkleinern und herabzuſetzen.

Die Bucharen kaufen ihre Weiber für Geld, und bezahlen ſie nach dem Grade ihrer Schönheit. Je mehr ſchöne Töchter ein Vater hat, deſto reicher iſt er. Dies iſt eine Art von Waare, die man leicht, und mit großem Vortheil los wird. Es iſt den Perſonen, die ſich verheirathen ſollen, durch die Geſetze verboten, von dem Tage an, da der Kontrakt gemacht worden, bis zur Hochzeitfeier mit einander zu ſprechen, oder ſich auch nur zu ſehen. Die Luſtbarkeiten bei der Hochzeit währen drei Tage. Den Abend vorher verſammlen ſich die jungen Mädchen bei der Braut, und beluſtigen ſich bis um Mitternacht mit Singen und Tanzen. Am Hochzeittage kommen dieſe Mädchen des Morgens wieder am nemlichen Orte zuſammen, und beſchäftigen ſich mit dem Aufputz der Braut. Hierauf erſcheint der Bräutigam, den zehn oder zwölf ſeiner nächſten Anverwandten oder Freunde begleiten, dieſen folgen einige Flötenſpieler, und ein Abis, der da ſingt, und auf zwei kleine Pauken ſchlägt, beſchließt den Zug.

Sobald der neue Ehemann angekommmen iſt, wird ein Pferderennen gehalten, und nachher ſechs, acht oder zwölf Preiſe, nachdem es die Vermögensumſtände des neuen Ehepaars erlauben, unter die Sieger vertheilt. Sie beſtehen gemeinhin aus Marder- oder Fuchsfellen, aus baumwollen Zeugen, Damaſt und dergleichen.

Während der Trauung dürfen ſich die neuen Eheleute

 gleich-

gleichfalls nicht ſehen. Sie ſind beide von einander entfernt, und ein jedes antwortet ſeiner Seits auf die Fragen des Prieſters. Sobald dieſe Zeremonie vorbei iſt, begiebt ſich der junge Ehemann, unter der nemlichen Begleitung, und in derſelben Ordnung, wie er gekommen iſt, wieder nach ſeinem Hauſe zurück, wo ein groſses Gaſtmahl für die Hochzeitgäſte zubereitet iſt. Nach dem Eſſen ſtattet er einen Beſuch bei ſeiner Frau ab, und erhält nun die Erlaubniß, mit ihr zu ſprechen. Hierauf kehrt er abermals nach ſeinem Hauſe zurück; ſobald es aber Abend iſt, geht er wieder zu ſeiner Gattin, die er bereits im Bette antrifft, und legt ſich in Gegenwart einiger andern Frauenzimmer in ſeinen Kleidern zu ihr; dieß geſchieht aber nur auf einen Augenblick. Dieſe Farße wird drei Tage hinter einander wiederhohlt. In der dritten Nacht tritt er endlich gänzlich in die Rechte eines Ehemanns, und führt den andern Morgen ſeine Frau mit ſich nach Hauſe.

Die vierzig Tage, die nach der Entbindung einer Frau folgen, werden für unrein gehalten, und während denſelben verbieten die Geſetze einer Frau alles, ſogar bis aufs Gebet. Drei Tage nach der Geburt erhält das Kind den Namen ſeines Vaters, oder ſonſt eines nahen Anverwandten, der demſelben, nach Maßgabe ſeiner Glücksumſtände, ein Geſchenk machen muß.

Im achten, neunten oder zehnten Jahre empfängt

das Kind die Beſchneidung; die Väter haben den Gebrauch, dieſe Zeremonie durch ein Feſt zu feiern, welches ſie ihren Freunden geben, und das drei Tage lang dauert. Geſänge, Tänze, Pferderennen, kurz alle bei ihnen übliche Feſtivitäten, werden hier eben ſo wenig, als bei den Hochzeittagen geſpart.

Obgleich die Vielweiberei bei den Bucharen für eine Sünde gehalten wird, ſo wird ſie doch wenig beſtraft. Man ſieht daher bei ihnen Männer, die zehn, und manchmal noch mehr Weiber haben. Ein jeder Mann hat das Recht, ſeine Frau, wenn er will, zurück zu ſchicken, aber in dieſem Fall der Eheſcheidung genießt dieſe auch das Recht, alles dasjenige, ſo ſie von ihrem Manne während ihrer Ehe empfangen, zu behalten. Iſt die Frau hingegen diejenige, ſo die Trennung von ihrem Manne zuerſt ſucht, ſo darf ſie nicht das geringſte mit ſich fortnehmen.

Die Arzneikunſt iſt bei den Bucharen eine ſehr unbekannte Wiſſenſchaft. So bald jemand krank wird, ſo beſucht ihn ein Mullah, der ihm eine Stelle aus irgend einem geiſtlichen Buche vorlieſt, ihn zu verſchiedenen malen anhaucht, und endlich mit einem ſehr ſcharf ſchneidenden Meſſer um das Geſicht herum fährt. Sie glauben, daß vermöge dieſer Operazion die Wurzel der Krankheit abgeſchnitten werde, die ſie als ein Werk des Teufels betrachten. Stirbt der Kranke, ſo legt ihm der Prieſter

den Koran auf die Bruſt, und hält einige Gebete über ihn. Man begräbt hierauf den Todten in einem Gehölze, und ſchließt den Ort ſeines Begräbniſſes mit einem Zaun oder einer Hecke ein.

Bis zum Jahre 1683 genoß die Kleine Bucharei ihre eigne unabhängige Regierungsform, und ward durch einen Khan beherrſcht, der zu Jerken reſidirte. Aber eine Revoluzion, die ſich damals zutrug, verſchafte den Kalmüken die Gelegenheit, unter der Anführung des Boſto oder Boſugto Khan, ihres Kontaiſch, ſich dieſes Landes zu bemächtigen.

Der Nachfolger des Boſto war's, der zuerſt in der Bucharei die obrigkeitlichen Bedienungen, ſo wie ſie noch jetzt üblich ſind, einführte. Dieſe hängen immer eine von der andern ab. Die vom letzten Range haben die Inſpektion über zehn bis zwölf Familien. Die von einem höhern Range befehlen ſchon über hundert, und die vom erſten, über tauſend Familien. Alle dieſe Richter ſtehen unter einem Gouverneur, den der Kontaiſch ſorgfältig unter den Fürſten des Landes auswählt. Die Zwiſtigkeiten, die unter den Bucharen entſtehen, werden von den untern Gerichtsperſonen geſchlichtet, und dieſe ſind verbunden, von jedem Vorfall und dem Urtheil, das ſie darüber gefällt haben, ihren Obern Bericht abzuſtatten.

Oben erwehnter Boſto, der die ganze Bucharei im Jahr 1683 unterjochte, verlor im Jahr 1697 die Provinz Hami, deren ſich die Sineſer bemächtigten. Dieſes geſchah aber erſt nach einem ſehr blutigen Kriege, der zu merkwürdig iſt, als daß wir uns nicht etwas genauer darüber auslaſſen ſollten.

Boſto hatte ſich mit dem Kaing Khan, dem Beherrſcher der Mongolen, veruneinigt, und Langhi, der damals Kaiſer von Sina war, bot dieſen beiden Prinzen ſeine Vermittelung bei ihren Streitigkeiten an, die auch angenommen wurde. Die Geſandten beider Theile begaben ſich nach dem zum Kongreß beſtimmten Orte; aber ihre Unterhandlungen wurden nicht einmal angefangen. Beide Geſandten ſtritten ſich um den Vorſitz. Der Geſandte des Boſto behauptete, daß ihm der erſte Rang zukäme, weil ſein Herr in gerader Linie von Dſchingis Khan abſtamme, und die Macht der Kalmüken die Mongoliſche ſo weit überwiege, als die Haare des Haupts die Härchen der Augenbraunen an Menge überträfen. Der Geſandte des Kaing Khan fand ſich durch dieſe Vergleichung äuſſerſt beleidigt. Man hat bloß ein gutes Scheermeſſer nöthig, um beide gleich zu machen, erwiederte er ſtolz; und nun war, ungeachtet aller Mühe des Vermittlers, an Unterhandlungen zwiſchen dieſen beiden nicht mehr zu denken, und beide Theile machten ſich zum Kriege fertig.

Der

Der Kaiſer von Sina hatte kaum die Nachricht von dieſem Bruche erfahren, als er auch ſchon die Folgen deſſelben vorherſah; nur war er noch unſchlüßig, zu welcher Parthei er ſich ſchlagen ſollte. Der Untergang der Mongolen ſchien ihm um ſo viel gewiſſer, da die Kalmüken dieſe Völker ſowohl an Macht, als an Tapferkeit weit übertrafen. Zugleich ließ ihn aber auch der kriegeriſche und unternehmende Geiſt des Boſto alles für ſeine eigne Staaten fürchten, da das Feuer des Krieges ſo nahe bei denſelben aufloderte; es war alſo ſehr natürlich, daß er ſehr wünſchte, dieſen letztern gedemüthigt zu ſehn.

Seine Eigenliebe und Staatsklugheit machten endlich, daß er den beſten Theil wählte. Er ließ dem Kaing Khan zu verſtehn geben, daß er zu viel Gefahr laufen würde, wenn er den Angrif des Boſto erwartete. Sein Vortheil erfordre es daher, ihn ſelbſt unverhoft zu überfallen, und zuvor zu kommen. Er müßte alſo zuerſt ins Land der Kalmüken fallen, und ſo tief als möglich ins Innere deſſelben zu dringen ſuchen. Am Ende dieſer Vorſtellung hatte er noch dieſe wahre Bemerkung hinzugefügt, daß nichts auf der Welt einen Feind, der ſich für den mächtigſten hält, mehr irre machen könne, als ein unvermutheter Einbruch in ſeine eigne Staaten. Denn ſich von einem Feinde angefallen zu ſehen, den man bloß mit Vertheidigungsanſtalten beſchäftigt zu ſeyn glaubt, iſt der höchſte Grad der Ueberraſchung, der die Niederlage gemeinhin auf dem Fuße zu folgen pflegte.

Um dieſen Ueberredungsgründen deſto mehr Nachdruck zu geben, fügte Langhi noch ſehr koſtbare Geſchenke an Gold und Silber hinzu, und verſprach auch, den Kaing Khan im Nothfall mit ſeiner ganzen Macht zu unterſtützen. Dieſer Fürſt rafte nun ſo viel Truppen, als er nur konnte, zuſammen, und fiel, ungeachtet der ſtrengen Witterung, mit aller Wuth eines ergrimmten Feindes, in die Staaten des Boſto ein.

Anfänglich war dieſe Unternehmung von ſehr glücklichem Erfolge begleitet. Der Vortrupp des Kaing Khan ſtieß auf den Vortrupp der Kalmüken, und zerſtreute ſolchen gänzlich; der Bruder des Boſto verlor bei dieſem Angrif ſein Leben.

Boſto trank eben Thee, da man ihm die Nachricht von der Niederlage und dem Tode ſeines Bruders hinterbrachte. Dieſer unvermuthete Streich machte ihn zwar anfänglich ein wenig beſtürzt, erſchreckte ihn aber nicht im geringſten. In den erſten Bewegungen ſeiner Verwirrung ſprang er auf, um ſchleunigſt Befehle zu ertheilen, und ließ die Taſſe mit Thee fallen, wodurch er ſich die Hände verbrannte. Sehet, ſagte er lachend zu ſeinen Hofleuten, dies iſt der Vortheil, den man davon trägt, wenn man zu ſehr eilt. Wäre ich weniger eilfertig geweſen, ſo würde ich mich nicht verbrannt haben.

Ohne

Ohne die Zeit mit vielen Rathſchlägen zu verlieren, nahm er ſchnell ſeine Maaßregeln. Der hohe Schnee, der damals gefallen war, verhinderte ihn, etwas mit Vortheil zu unternehmen; er begnügte ſich alſo bloß ſein Heer zuſammen zu ziehn, und ſich auf ſeiner Hut zu halten, indem er vollkommen überzeugt war, daß die Mongolen, die das Land wenig kannten, und von ihrem Siege angefeurt waren, ihm bald genug die Gelegenheit geben würden, ſich zu rächen. Der Ausgang zeigte auch zur Gnüge, daß er Recht hatte.

Indeß drangen die Mongolen, ohne Vorſicht zu gebrauchen, immer weiter vor. Boſto, um die Ausführung ſeiner Entwürfe deſto mehr zu beſchleunigen, ſetzte ſich zu Pferde, und machte öffentlich bekannt, daß er ſich auf eine Zeitlang entfernen wolle, weil er in dieſer dringenden Noth unfähig wäre, dem Feinde hinlänglichen Widerſtand zu leiſten. Dieſes Gerücht verbreitete ſich auch bald bis ans Lager des Kaing Khan, der aus Furcht, daß ihm ſein Feind entwiſchen möchte, ſeine Märſche verdoppelte, und auf zwei verſchiedenen Wegen zwei ſtarke Reiterhaufen abſchickte, wovon der eine 8000, und der andre 3000 Mann ſtark war. Der von dieſem Zug unterrichtete Boſto überfiel ſie aber beide unvermuthet, umringte ſie, und hieb ſie in Stücken.

Nun ließ er ſein Heer ohne Zeitverluſt gegen Kaing

Khan aufbrechen, und bot ihm eine Schlacht an. Ein ſo kühnes und unvermuthetes Verfahren ſetzte die Mongolen in die äuſſerſte Beſtürzung. Der Schrecken bemächtigte ſich ihrer, und ſie ergriffen die Flucht, noch ehe es zum Handgemenge kam; Boſto verfolgte ſie, holte ſie ein, und richtete eine ſchreckliche Niedermetzlung unter ihnen an.

Man kann von der Menge der Haarzöpfe, die Boſto den getödteten Mongolen abſchneiden ließ, auf die Zahl ihrer Todten ſchließen. Er ließ neun Säcke damit anfüllen, die er als Zeichen ſeines Sieges mit ſich nahm. Indeß ward durch dieſen glücklichen Ueberfall ſein Zorn nicht beſänftigt; er verfolgte die flüchtigen Mongolen bis an die große Sineſiſche Mauer, hinter der ſich Kaing Khan rettete.

Der Kaiſer von Sina ſuchte zwar, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, die beiden Khans wieder mit einander auszuſöhnen, aber alle ſeine Bemühungen waren vergebens. Boſto, der eben ſo ſehr nach Ruhm geizte, als nach Rache dürſtete, verwarf alle Vorſchläge, die auf einen Vergleich abzweckten. Stolz auf ſein Glück, begehrte er vom Langhi, ihm den Kaing Khan und alle diejenigen, die ſich mit dieſem Fürſten nach Sina geflüchtet hatten, auszuliefern, und erklärte im Verweigerungsfall dem Kaiſer den Krieg.

Die Folgen dieſer kühnen Erklärung waren leicht voraus zu ſehen. Langhi ließ verſchiedene Haufen ſeiner Truppen gegen Boſto marſchiren, die aber immer eines nach dem andern geſchlagen wurden. Die Soldaten dieſes Fürſten waren den Sineſern an Tapferkeit ſo ſehr überlegen, daß ſogar einmal 1000 Kalmüken, 20000 Sineſer ſchlugen, und ein andermal 24000 Sineſer von 10000 Kalmüken in die Flucht gejagt wurden.

Langhi, der durchaus dieſen Krieg endigen wollte, entſchloß ſich endlich, ſeine ganze Macht aufzubieten, und ſeinen Feind durch die Menge zu Boden zu drücken. Er brachte daher 300000 Mann zuſammen, die mit allem nothwendigen wohl verſehen, und von einem Artilleriezuge von 300 Kanonen unterſtützt waren. Dieſes fürchterliche Heer, das zehnmal ſtärker als das feindliche war, umringte die Kalmüken, und hieb ſie nach einem ſehr blutigen Gefechte größtentheils nieder. Boſto, nebſt einer kleinen Anzahl der Seinigen, entkam nur mit genauer Noth dieſem Blutbade.

Die Sineſer hatten ihren Sieg vornehmlich ihrer Artillerie zu danken, deren Gebrauch und Wirkungen die Kalmüken nicht kannten. Die Unglücksfälle des Boſto endigten ſich noch nicht mit dieſer Niederlage. Seiner Gemahlin, die in die Hände der Feinde gerieth, ward auf Befehl des Kaiſers der Kopf abgeſchlagen, um ſich deſſen bei ſei-

nem

nem Triumphe als einer Trophee zu bedienen. Boſto, der in die öden, abſcheulichen Gebirge geflohen war, und an Lebensmitteln ſowohl, als an Futterung Mangel litt, verlor den größten Theil ſeiner Leute und Pferde, und ſah ſich endlich genöthigt, mit einer Handvoll Soldaten, die ihm noch übrig geblieben waren, in ſeine Staaten zurück zu kehren.

Der Schmerz über ſeine Niederlage ward durch das Klagen und Murren ſeiner Unterthanen noch vermehrt. Er wollte durch Unterhandlungen ſeine Unfälle wieder gut zu machen ſuchen, und ſchickte zu dieſem Endzweck ſeinen Sohn an den Dalai Lama, um denſelben um ſeine Vermittelung und Entſcheidung zu bitten, deren er ſich bisher zu bedienen immer geweigert hatte. Aber dieſe Geſandſchaft, anſtatt ihm zu helfen, vermehrte nur noch die Zahl ſeiner Unglücksfälle. Der Statthalter von Hemi, ein Unterthan des Kontaiſch, ließ den Prinzen, der durch ſeine Provinz reiſen mußte, gefangen nehmen, und ſchickte ihn nebſt ſeinem ganzen Gefolge nach Peking, wobei er ſich zugleich erbot, dieſes Land in die Hände des Kaiſers zu überliefern. Ein Antrag dieſer Art ward natürlich mit Freuden angenommen, und Langhi beſtättigte den Statthalter in ſeiner Würde, den er aber auch zugleich mit den grauſamſten Martern, und mit der Ausrottung ſeines ganzen Geſchlechts bedrohte, im Fall er ſich der geringſten Untreue ſchuldig machen würde.

Der

Der durch dieſe Verrätherei gänzlich zu Boden gedrückte, und zur Verzweiflung gebrachte Boſto verſammlete nun alle ſeine Taiska's (Oberhäupter oder Aelteſten eines Stammes, die den Rang eines Fürſten haben, aber vom Kontaiſch abhangen) um ſich herum, ermahnte ſie zu friedlichen Geſinnungen, und nahm Gift zu ſich, wovon er auch einige Stunden nachher ſtarb.

Dies waren alſo die Früchte der eiteln Rangſtreitigkeiten zweier Geſandten, wodurch mehr als 300,000 Menſchen ihr Leben einbüßten, eine große Anzahl Städte auf den Sineſiſchen Grenzen zerſtört wurden, und die Kalmüken eine anſehnliche Provinz der kleinen Bucharei, und einen Fürſten verloren, der eben ſo ſehr in Rückſicht auf ſein Genie, als wegen ſeines Muths Bewunderung verdient.

Zigan Araptan, ein Neffe des Boſto, ward einmüthig zum Nachfolger des letztern erwählt, und verdiente wegen ſeinen großen Eigenſchaften vollkommen dieſen Vorzug. Er war ein Prinz von den ausgezeichnetſten Talenten, der eben ſoviel Genie und Tapferkeit, als Sanftmuth und Frömmigkeit von ſich blicken ließ, und nachher einen blutigen Krieg mit dem Kaiſer von Sina führte.

Eines Tages, da ſich dieſer Fürſt auf der Jagd befand, trug es ſich zu, daß ein ungeſchickter Sklav ihm unglücklicher Weiſe mit einem Pfeile das eine Auge aus

dem

dem Kopfe ſchoß. Sein ganzes Gefolge fiel wüthend über den unglücklichen Schützen her, und machte ſich fertig, ihn niederzuſäbeln, als Zigan ſich ihnen entgegenſetzte, und ihn loszulaſſen befahl. Laßt ihn gehen, ſagte er zu ſeinen Leuten, ein Verbrechen ohne Vorſatz iſt kein Verbrechen. Dieſer Unglückliche hat mich wider ſeinen Willen verwundet, würde ſein Tod mir wohl das Auge wiedergeben, das ein unglücklicher Zufall mir geraubet hat? Nicht zufrieden damit, dieſem Schuldigen das Leben gerettet zu haben, ſchenkte er ihm auch noch die Freiheit, um ihn für die Gefahr, die er gelaufen hatte, einigermaſſen zu belohnen.

Ein andrer ſeiner Unterthanen hatte das Unglück, dreimal hintereinander alle ſein Vieh zu verlieren, das bekanntermaſſen den ganzen Reichthum dieſes Volks auszumachen pflegt. Der Kontaiſch, der die Verdienſte dieſes Mannes kannte, hielt ihn auf die großmüthigſte Weiſe eben ſo vielmal ſchadlos. Aber das Unglück hörte nicht auf, ihn zu verfolgen, er ward zum viertenmal an den Bettelſtab gebracht, und von neuem genöthigt zur Gnade des Kontaiſch ſeine Zuflucht zu nehmen, der ihm diesmal folgende Antwort ertheilte: Du wirſt dich erinnern, mein Sohn, daß ich dir dreimal geholfen habe; auch würde ichs dieſesmal thun, wenn ich nicht aus der Hartnäckigkeit, womit dich dein Unglück verfolgt, ſchließen müßte, daß dich der Himmel zur Armuth beſtimmt habe. Ich

unter-

unterſtehe mich alſo nicht, einen Menſchen ferner zu unterſtützen, den Gott ſo ſichtbarlich verlaſſen hat.

Der durch ſeine Reiſe nach Sibirien bekannte Abbe, Chappe d'Auteroche, hat in beſondern Memoiren, die ſeiner Reiſebeſchreibung nicht einverleibt ſind, eine Nachricht von einer ſehr merkwürdigen Revoluzion aufbehalten, die ſich im J. 1746 in dieſen Ländern zutrug, und durch welche das Geſchlecht der Zangoriſchen oder Dſongariſchen Kalmüken aus ihrem Vaterlande vertrieben, und faſt gänzlich aufgerieben wurde. Ein kurzer Auszug daraus wird unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn.

Die Dſongariſchen Kalmüken waren unter dem Koldan Tſcherin Kontaiſch, der im Jahr 1746 ſtarb, ſo mächtig geworden, daß ſowohl die Ruſſen als Sineſer über ſo fürchterliche Nachbarn in äuſſerſte Unruhe verſetzt wurden. Nach dem Tode des Tſcherin folgte ihm ſein Sohn, Tſebek Dorva, der damals ſiebenzehn Jahre alt war, in der Regierung. Da ihn aber die vornehmſten Herren ſeines Landes nicht liebten, ſo ſetzten ſie ihn bald wieder ab, ſtachen ihm die Augen aus, und erkannten den Lama Darja, einen Prinzen von dreißig Jahren, der ebenfalls ein Sohn des verſtorbenen Kaldan Tſcherin war, für ihren Beherrſcher. Aber bald entſtanden wieder neue Unruhen. Lama Daria war auſſer der Ehe gezeugt, und daher unfähig, ſeinem Vater in der Regierung zu folgen, auch

war ſeine Wahl ungültig, weil ſich noch in der That ein rechtmäßiger Erbe da befand. Dies war der Taiſka Debatſchi, der aber, anſtatt ſeine Rechte geltend zu machen, aus Furcht vor dem Lama Darja, der den größten Theil der Kalmüken auf ſeiner Seite hatte, zu den Kirſi-Koſaken entfloh, und nur ein kleines Gefolge von Kalmüken bei ſich hatte, unter denen ſich der Taiska Amurſaman befand. Die Partei des Lama war dem Debatſchi um ſoviel fürchterlicher, da derſelbe den Tſebek Dorva, nachdem er ſeiner Augen beraubt worden, nach der kleinen Bucharei verbannt hatte, wo er kurz nachher getödtet wurde.

Lama Darja erwarb ſich während ſeines Aufenthalts bei den Kirſikoſaken mit Hülfe des Amurſaman, eines unternehmenden und tapfern Prinzen, in kurzer Zeit einen beträchtlichen Anhang. Er ſäumte nun nicht lange, ſondern fiel nebſt dem Amurſaman, den Kalmüken, die ihm gefolgt waren, und einem ſtarken Haufen Kirſikoſaken ins Land der Kalmüken ein, überrumpelte den Kontaiſch, zerſtreute ſein Heer, und ließ ſich an der Stelle des Lama Darja, der in der Schlacht geblieben war, zum Groß-Khan ernennen. Indeß weigerten ſich doch einige Taiskas, ihn für ihren rechtmäßigen Oberherrn zu erkennen, und errichteten eine mächtige Partei wider ihn, zu der ſich auch Amurſaman ſchlug, der ſeit der Wahl des Debatſchi, zu der er ſoviel beigetragen hatte, Urſach zu haben glaubte, mit dem Betragen dieſes Fürſten unzufrieden zu ſeyn. Natür-

türlicher Weiſe mußten die Rebellen unter einem ſolchen Anführer furchtbar ſeyn; aber ihr Glück glich nicht ihrem Muthe. Debatſchi lieferte dem Amurſaman eine Schlacht, ſchlug ihn gänzlich, und zwang *ihn*, ſich nach Sina zu flüchten. Der Kaiſer nahm dieſen Prinzen mit vieler Achtung auf, verſprach ihm ſeinen Schutz, und gab ihm einige Truppen. Mit dieſer Verſtärkung eilte Amurſaman, den Debatſchi anzugreifen, der ihm auch ſogleich auf die Nachricht von ſeiner Annäherung entgegen gieng. Debatſchi ward diesmal geſchlagen, und bis an die Stadt Turfan verfolgt, wo er endlich gar in die Hände der Feinde gerieth, und als ein Gefangener nach Peking geſchickt wurde. Dies geſchah 1754.

Der Sineſiſche Hof hatte bei dieſer Hülfsleiſtung dem Amurſaman verſprochen, ihn an die Stelle des Debatſchi einzuſetzen; aber er betrog ſich in ſeinen Hoffnungen, und ſah ſeinen Irrthum bald ein, da er ſogar vernahm, daß man ſeinen Gegner in Peking ſehr gut aufgenommen hatte. Nun merkte er nur zu deutlich die Abſichten der Sineſer, die lediglich auf die Zerſtörung ſeines Volks abzweckten. Von dieſem Gedanken beſeelt, wandte er alles an, um die Kalmüken und Mongolen, die einen Theil des Sineſiſchen Heers ausmachten, zum Aufruhr zu reitzen. Dies Vorhaben gelang; er ſetzte ſich an ihre Spitze, fiel über die in Sicherheit ſchlummernden Sineſer her, und tödtete oder zerſtreute ſolche mit wenig Mühe.

Der Kaiſer von Sina, der mit Recht über dieſe That erzürnt war, ließ ein weit ſtärkeres Heer, als das vorige, gegen dieſen neuen Feind marſchiren, und ertheilte allen bei der Niederlage des Khan Debatſchi in Gefangenſchaft geratheuen Kalmüken die Freiheit, nebſt dem Befehl, zu ſeinen eignen Truppen zu ſtoßen. Es waren noch verſchiedene Taiskas, die ſich dem Amurſaman nicht unterworfen hatten; dieſe ſowohl, als verſchiedene andere, die bereits ſeine Anhänger waren, wurden durch die Kalmüken, die ſich bei dem Sineſiſchen Heere befanden, von ſeiner Partei abgezogen, ſo daß er ſich von Tage zu Tage immer mehr und mehr geſchwächt ſah. Endlich ward er geſchlagen, und genöthigt, zu eben denſelben Kirſikoſaken ſeine Zuflucht zu nehmen, bei denen er ſchon vormals im Gefolge des Debatſchi geweſen war.

Dieſe Völker, die bloß vom Rauben und Plündern lebten, nahmen die Gelegenheit wahr, da die Dſongariſchen Kalmüken, durch einheimiſche Kriege aufs äuſſerſte gebracht, auſſer Stand geſetzt waren, ſich zu vertheidigen, und drangen mit Gewalt in die Kalmükei ein, wo ſie überall Feſſeln, Tod und Verderben hintrugen. Die Sineſer, unter dem Vorwand die Kalmüken zu unterſtützen, thaten das nemliche. Auf dieſe Weiſe ſah ſich alſo dies unglückliche Volk, das von allen Seiten gedrängt wurde, endlich genöthigt, ihr Vaterland den Feinden Preis zu geben, und ſich, 20,000 Familien an der Zahl, nach Sibirien

birien zu flüchten, wo ſie ſich unter Ruſſiſchen Schutz begaben, und ſich endlich an den Ufern des Wolgaſtroms niederzulaſſen. Amurſaman, nachdem er eine Zeit lang in Sibirien herum geirrt hatte, ſtarb im J. 1757 an den Pocken. (Bekanntermaßen befanden ſich bei der Ruſſiſchen Armee, die 1757 unter Anführung des Feldmarſchalls Apraxin in die Preußiſchen Staaten eindrang, eine Menge Kalmüken, die aber gleich nach der Schlacht bei Groß-Jägerndorf die Armee verließen, und nach ihrem Vaterlande zurück kehrten. Ihr Anführer war an den Pocken geſtorben, und die Furcht vor dieſer, in ihrem Lande ganz unbekannten, Krankheit war wohl die Haupturſach dieſer ſchleunigen Rückkehr, und vermuthlich auch der einzige Bewegungsgrund, warum ſie im künftigen Jahre nicht wieder mit der Ruſſiſchen Armee nach Preußen kamen. Wenn wir dieſe Begebenheit mit der obigen Erzählung von Amurſamans Tode, der in eben dieſem 1757ten Jahre erfolgte, vergleichen, ſo ſcheint es mehr als wahrſcheinlich, daß Amurſaman eben dieſer in Preußen an den Pocken geſtorbene Feldherr der Kalmüken geweſen ſey.) —

Die Ruſſiſchen Kopeken ſind die einzige gangbare Münze in der kleinen Bucharei. Wenn man ja hier zu Lande groſe Summen an jemand auszahlen muß, ſo geſchieht es nach Sineſiſcher Manier, vermittelſt einer Wageſchale, womit das Gold oder Silber, das man hierzu vonnöthen hat, abgewogen wird.

Die Sprache der Bucharen iſt ein Gemiſch von Türkiſchem und Arabiſchem: indeß geht ſie doch in verſchiedenen Stücken von beiden ab, und hat ihre eigenen Ausdrücke und Wendungen.

Bis auf den heutigen Tag weiß man noch nicht den Urſprung der Bucharen anzugeben, und ſie ſelbſt ſind hierin eben ſo unwiſſend. Es geht aber eine Sage bei ihnen im Schwange, der zu Folge ſie nicht urſprünglich aus der Bucharei herſtammen, ſondern aus entfernten Ländern dahin gekommen ſeyn ſollen. Auch ſind ſie nicht, wie die Tataren, und andre orientaliſche Völker, in Stämme abgetheilt.

Diejenigen Schriftſteller, die ſich beſtreben, die heilige Geſchichte mit der Profangeſchichte zu vergleichen, glauben, daß man mit Recht annehmen könne, daß die Bucharen von jenen zehn Iſraelitiſchen Stämmen abſtammen, die Schalmoneſor nach Medien verpflanzte. Die Gleichförmigkeit der Bucharen im Aeuſſern mit den Juden, und verſchiedne Zeremonien, die beide Völker mit einander gemein haben, beſtärken dieſe Meinung. Indeß beruhen doch alle dieſe Vermuthungen auf zu ſchwachen Gründen, um mit Gewißheit irgend etwas über den Urſprung der Bucharen daraus folgern zu können. Lernen wir erſt die Buchariſche Sprache, und die Aſiatiſchen Sprachen jener Gegenden genauer kennen, ſo läßt ſich eher etwas Hiſtoriſch-wahrſcheinliches hierüber ſagen.

III.

III.

Mongolei.

Der Name Mongolei, ſagt Hr. Hofr. Gatterer, begreift in der weitern Bedeutung auch die Kalmükei unter ſich; denn Kalmüken und Mongolen reden einerlei Sprache, und machen folglich nur Eine Nazion aus.

Die Brittiſchen Erdbeſchreiber haben nur ein kurzes, mageres Kapitel von dieſem ſo wichtigen Volke; ich lege daher die kurze, aber ſehr genaue Beſchreibung des Hrn. Hofraths Gatterer zum Grunde, und erweitere dieſe aus den Nachrichten im 7ten Theil der Allgemeinen Hiſtorie der Reiſen, und aus Rytſchkows Orenburgiſcher Topographie im 5ten Theil des Büſchingſchen Magazins S. 476 ꝛc., wie auch aus den im Brittiſchen Werke befindlichen Nachrichten.

Dieſes große, unter Dſchingis Khan ſo auſſerordentlich mächtig und furchtbar gewordene Volk, iſt heut zu Tage nicht mehr unabhängig. Zwiſchen 1754 und 1771 ſtand der größere Theil unter Rußiſcher, und der kleinere unter Sineſiſcher Hoheit: ſeit 1771. d. i. ſeit dem Rückzuge der Wolgiſchen Kalmüken in ihre Heimath, verhält es ſich umgekehrt.

Die ganze Menge der Mongoliſchen Völkerſchaften erſchöpfen, nach Hr. Hofr. Gatterer, die zwei Namen: Dörbön-Oirät und eigentliche Mongolen.

I.) Die Dörbön-Oirät, d. i. die vier Verbundenen, beſtehen aus folgenden Völkern:

1. Die Oelöt, unrichtig Eleuth oder Eluth genannt. Dies ſind die ſogenannten Kalmüken; zu welchen gehören

a. die Choſchot, d. i. erſte Krieger oder Helden, wovon ein Theil ſich mit den Soongarren vermiſcht hat. Rytſchkow S. 529 ſchreibt von ihnen: Die Choſchonten, welche den zweiten Stamm der Wolgiſchen Kalmüken ausmachen, ſind zwar an Volk nicht ſo zahlreich, als die Torgouten, achten ſich aber der Herkunft nach für höher, als die andern, weil ihr Geſchlecht unter den Kalmüken für das älteſte gehalten wird. Ihr alter Name war Jeolet. Wie man erzählt, ſollen ſie in alten Zeiten bei einem Feldzuge wider die Mungalen und deren großen Chan, mit Namen Altan, den erſten Angrif auf die Feinde gethan, ihn getödtet, und in die Flucht geſchlagen haben. Hierauf haben ſie den Namen Choſchouten bekommen, welches in ihrer Sprache das vorderſte Kriegesvolk vorn an der Spitze bedeutet. Der Sage nach ſoll der berühmte Dſchingis Chan dieſer Choſchouten Chan geweſen ſeyn, und die jetzigen Choſchouten leiten ihre Abkunft von dieſes Chans Familie her. Nach Hr. Büſching (Wöch.

Nachr. 1777. S. 77.) aus Pallas, ſteht dies Volk, jetzt ungefähr 50000 Köpfe ſtark, unter Sineſiſcher Hoheit, und ſcheint eben daſſelbe zu ſeyn, welches die Sineſer Kalkas nennen, wenigſtens iſt gewiß, daß die Fürſten deſſelben die Zunamen Galgas führen.

b. Die Soongarr oder Söhngarr: Sie errichteten ſeit dem vorigen Jahrhundert nach und nach ein groſſes Reich, das ſich nicht nur über Kalmüken und Mongolen, ſondern auch über den größten Theil der Aſiatiſchen Tatarei, ja ſogar über Tibet erſtreckt hat, und ſelbſt den Sineſern furchtbar geworden iſt, bis es dieſe endlich 1754 und 1757 zu Grunde richteten.

Rytſchkow (a. a. O. S. 476 ꝛc.) nennt ſie Szjungoren oder Szjungorzi und eine große und ſehr mächtige Kalmükiſche Nazion. Sie waren, ſagt er, ſonſt unter viele Taiſchen oder Fürſten zertheilt, konnten aber wegen innerlicher Uneinigkeit nichts ſonderliches thun, daher zogen ihrer viel, und beſonders alle Torgouten, einige Choſchouten, und ein kleiner Theil der Derbeten an die Wolga. Unter den in ihrem Lande Zurückgebliebenen ſchwang ſich ein Taiſcha, Tſchetſchen, empor, und brachte die übrigen Taiſchen unter ſich. Nach ihm machte ſich Kontaiſcha zum Chan, und regierte unumſchränkt. Dieſer führte große Kriege mit den Sineſern, Bucharen und den Kirgis Kaiſaken, welche letztern er etliche mal ſchlug, und

einige zwang, ihm Tribut zu zahlen. Er bemächtigte ſich vieler Bucharischer Städte, und war noch im Kriege mit den Sineſern begriffen, als er ſtarb. Sein Sohn, Galdan Tſcherin, hielt ſich auch ſehr tapfer, und die Sineſer erkauften von ihm im Jahr 1732 den Frieden um einen ziemlich hohen Preis. Er unterwarf ſich eine große Anzahl der Kirgis Kaiſaken mit Gewalt. Mit Rußland aber hat er ſich niemals in einen wirklichen Krieg eingelaſſen, obſchon einige Streitigkeiten wegen der Grenzen vorfielen. Das meiſte wurde durch ſchriftliche Verhandlung mit dem Sibiriſchen Gouverneur abgethan, und bei Beſchädigungen Recht und Billigkeit beobachtet. Als im J. 1718 vom Irtiſch bis ans Gebirge Altai Feſtungen angelegt wurden, hielten es die Szjungoren für eine Beeinträchtigung, und rückten mit Truppen an, zogen aber ohne großen Widerſtand von freien Stücken wieder ab.

Für das Orenburgiſche Gouvernement iſt dieſe den Kirgis Kaiſaken benachbarte Nazion als die wichtigſte vor den andern zu betrachten; denn ſie wird für die mächtigſte unter allen daſigen Völkerſchaften gehalten, und da ihre Prinzen eine unumſchränkte Gewalt beſitzen, und ſich feſtgeſetzt haben, ſo trachten ſie ſchon längſt ihre Herrſchaft auszubreiten, wie ſie ſich denn bereits faſt aller Oerter in der kleinen Bucharei bemächtigt haben, insbeſondre der ganzen Jerkeniſchen und Kaſchgariſchen Provinz, woraus ſie nicht geringe Einkünfte ziehen. Ferner haben ſie ſich

Taſch-

Taſchkent, Turkeſtan und die große Kirgiskaiſakiſche Horde unterwürfig gemacht, vornehmlich ſuchen ſie auf mancherlei Weiſe, mit Glimpf oder mit Gewalt, die kleine und mittlere Kirgiskaiſakiſche Horde von Rußiſcher Botmäßigkeit abſpenſtig zu machen, und ſo wie die erſte, die große, an ſich zu ziehen. Denn ſie halten dieſe beiden Horden auf Rußiſcher Seite für die gefährlichſten Nachbarn, welches auch ſeine Richtigkeit hat; indem ſie niemand würden Geſetze vorſchreiben können, wenn die Kirgiſen in gute Kriegeszucht könnten gebracht werden, und ſich den Szjungoren mit vereinigten Kräften widerſetzten. Da aber das nicht iſt, ſo werden ſie nicht ſelten von ihnen geſchlagen und ausgeplündert. Im J. 1740 wurden von den Szjungoren zwei Partheien gegen die Kirgiſen ausgeſchickt, jegliche zehn tauſend Mann ſtark, von welchen die eine die Kirgiſen bis gar an Orskaia Krepoſt jagte, und ihrer viel tödtete und gefangen wegführte. Da ſie aber dieſe Feſtung erblickten, machten ſie Halt; und als vom daſigen Kommandanten einige an den Anführer der Parthey abgeſchickt wurden, mit der Anzeige, daß die Kirgiskaiſaken in Rußiſchen Schutz aufgenommen wären, und man die Szjungoren als Feinde behandeln würde, wenn ſie dieſelben weiter verfolgen und ausplündern würden; ſo kehrten ſie um, und meldeten nur, es wäre ihrerſeits aus Repreſſalien geſchehen, weil die Kirgiſen in die angrenzenden Szjungoriſchen Ulüſſen Einfälle gethan, und ihrer viele beraubt hätten; es hätte ihnen auch ihr Prinz

da er wiſſe, daß am Jaik Rußiſche Feſtungen erbaut würden, verboten, die Kirgiſen weiter als bis an dieſen Fluß zu verfolgen; daß aber die Kirgiſen in Rußiſchen Schutz aufgenommen worden, ſey ihnen unbekannt geweſen. Nach dieſer Zeit haben ſie ſich aller Kriegesthätlichkeit enthalten, aber auf vielerlei Art verſucht, die Kirgiskaiſakiſchen Prinzen auf ihre Seite zu ziehn. Aus dieſer Abſicht wollte ſich nach Galdan Tſcherins Tode ſein ihm in der Regierung folgender Sohn Zewen Darſha Nanſti mit des Kirgiskaiſakiſchen Chans Abulchair Tochter vermählen, welche Verbindung durch der Prinzeßin Tod verhindert wurde. Nach dieſem wurde Abulmanier Chan der mittlern Horde, der mit Abulchair Chan in keinem guten Vernehmen ſtund, durch Ränke der Szjungoren und des Abulchair dahin gebracht, daß er im Jahr 1742 mit einigen Ulüſſen aus dieſer Horde ſeinen Sommerzug nach Turkeſtan richtete, und ſeinen Sohn dem Szjungoriſchen Prinzen als Geiſſel überlieferte. Dafür bekam er auf Lebenszeit die Stadt Turkeſtan.

Dieſe ziemlich volkreiche Nazion führt, wie die Kirgiſen, Schießgewehr, ſie haben auch Kanonen, die durch einen Schweden eingeführt worden, welcher ſich unter der Regierung des Kontaiſcha daſelbſt in Gefangenſchaft befunden. Zur Kriegeszeit laden ſie ſie auf Kameele, und ſchießen daraus ohne ſie abzuladen, aber ganz ohne Wirkung; ſie dienen alſo mehr die Feinde zu erſchrecken, als

ihnen

ihnen Schaden zuzufügen. Jetzt haben ſie, den Nachrichten zufolge, auch Bergwerke, wozu ſie entlaufene Meiſter aus den Sibiriſchen Bergwerken brauchen. Uebrigens werden die Szjungoren unter den daſigen Völkern für tapfer und im Kriege geübt gehalten, zumal da ſie alle unter Einem Fürſten ſtehn, und ihrer Nojene oder Kommandöre Ordre ſtracks vollziehen. Sie halten auf ihren Grenzen an bequemen Orten zu mehrer Vorſicht zahlreiche Wachen, und im Kriege können ſie leicht vierzig bis fünfzig tauſend Mann und mehr zuſammen bringen.

In der Religion ſind ſie alleſamt Götzendiener, und übrigens Mungaliſcher Abkunft.

Zur Ergänzung dient, was im Monat Dezember 1761 in einer Beilage zu den St. Petersburgiſchen und Moskauiſchen Zeitungen wegen der großen Veränderung gemeldet worden, die mit der Szjungoriſchen Nazion vorgegangen; da dieſes oben aus Chappe d'Auteroche ſchon kurz erzählt iſt, ſo füge ich hier aus Rytſchkow S. 478 ꝛc. noch die erheblichſten Zuſätze bei, da überhaupt dieſe Nachricht beſſer hieher gehört.

Die Szjungoren, eine abgöttiſche und umherziehende Nazion, hatten ihren Sitz nahe an der Sineſiſchen und der Ruſſiſch Sibiriſchen Grenze. Ihre Chane oder Oberherren waren unumſchränkt, und hatten ihren Aufenthalt

am Fluſſe Jl, welcher in einen See fällt, der in ihrer Sprache Balchaſch Nur heißt, und unterm 48 Grade liegt.

Anfänglich war dieſe Nazion nicht ſtark; aber hernach wuchs ihre Macht von Zeit zu Zeit ſehr an, vornehmlich unter ihren zwei letzten Regenten, Zagan Araptan Chon Taidſchje, nach welchem ſie auch Chontaiſchinſchen genennt wurden, und unter ſeinem Sohne Galdan Tſcheren.

Dieſe beiden Prinzen beſiegten und unterwarfen ſich einige umliegende Völkerſchaften, insbeſondere die kleine Bucharei, und führten hierauf mit großem Vortheil Krieg mit dem Sineſiſchen Reiche. Ueber dieſes marſchirte der erſte, nemlich Zagan Araptan Chon Taidſchi unvermuthet durch die wüſten Steppen und Sandſtriche, und fiel auch die Tangutiſche Nazion an, die zwiſchen Sina und Jndien wohnt, wie auch die derſelben unterwürfige Kalmükiſche Nazion, Namens Choſchout, die ihre Zuglager am Koku Nura oder Sinem See hat, und verheerte den Tangutiſchen Hauptort Tibet, wo der Fürſt der Tangutiſchen Nazion, und ihr vornehmſter Prieſter Dalai Lama wohnt, den ſie nach ihrem Aberglauben vergöttern, und mit der da erlangten großen Beute, die vornehmlich aus Gold beſtund, bereicherte er die Sziungoriſche Nazion.

Gal-

Galdan Tſcheren ſtarb im J. 1746, und verordnete zu ſeinem Nachfolger ſeinen Sohn Zebek Dorſchu, der auch Adſchan hieß, und 17 Jahr alt war. Allein ſeine Szaiſangen oder die Szjungoriſchen Edelleute, die in der Szarge ſitzen, das iſt in demjenigen Gerichtshof, der über die ganze Nazion zu ſprechen hat, ſetzten ihn ab, und blendeten ihn, weil er ſchlecht regierte, und viel Gewaltthätigkeiten verübte, vornehmlich aber, weil ſie erfuhren, daß er damit umgieng, ſie abzuſchaffen, und an ihrer Statt andre aus ſeiner Verwandtſchaft zu ſetzen. Zu ſeinem Thronfolger machten ſie einen andern Sohn des Galdan Tſcheren von einer Mätreſſe, Lama Darſcha, der damals 30 Jahre alt war, und Adſchan wurde ins Elend in die kleine Bucharei geſchickt, wo er bald hernach geſtorben iſt. Der durch dieſen Zufall auf den Thron erhobene Fürſt nahm den Namen an Erdeni Lama Batur Chon Taidſchi, das iſt, Heiliger Vater, tapferer und guter Fürſt. — Die übrigen Begebenheiten ſind bereits oben bis zum Untergange der zahlreichen Szjungoriſchen Nazion erzählt, und das Land dieſer Nazion liegt jetzt wüſte.

Nachdem die Macht der Soongarr ſeit 1754 zu Grunde gerichtet worden, ſoll zwar ein Theil derſelben ſich in die wildeſten Gebirge gezogen haben, und daſelbſt unabhängig wohnen: die meiſten aber leben unter den Bucharen, jedoch unter der Oberherrſchaft der Sineſen, und der Theil, welcher nach Rußland gegangen, und den Wol-

giſchen

giſchen Kalmüken einverleibt worden, iſt mit dieſen, bis auf wenige nach, nach der Soongarrei zurückgeflüchtet, wo ſie von den Sineſen genau beobachtet werden. Büſchings W. N. 1777 aus Pallas.

c. Die Derbet: dieſe vermiſchten ſich theils mit den Soongaar, theils mit den Torgot. — Rytſchkow S. 530. erzählt von ihnen, ſie wären vor Zeiten ein Stamm mit den Sziungoren geweſen. Es ſey vor Alters an der Küſte des Schwarzen Meers ein kleines verlaſſenes Kind gefunden worden, welches ſie Ulindai Badon Taiſcha genannt hätten. Als der erwachſen war, wurde ein großer Mann aus ihm, und von ihm leiten die ietzigen Prinzen der Derbetiſchen Familie unter den Wolgiſchen Kalmüken ihre Abſtammung her. Sie und die Soongarr machten, nach Büſchings W. N. 1777 aus Pallas, bei der Zertrennung der Mongoliſchen Macht nur Einen Stamm aus, der ſich unter zwei uneinigen Brüdern zertheilte.

d. Die Torgot: Sie lebten lange Zeit, bis 1771, im beſten Wohlſtande in der Wolgiſchen Steppe.— Die Torgouten, ſchreibt Rytſchkow S. 528, haben, wie man ſagt, ihren Urſprung und Abſtammung aus Tibet. Nachdem ſie von da ausgezogen, kamen ſie zu dem berühmten Dſchingis Khan, der ihnen einen ſeiner Söhne zur Aufſicht anvertraut haben ſoll, welchen ſie erzogen,

und

und dadurch in die alte Kalmükiſche Familie, Namens Arit, gekommen. Der Name Torgout bedeutet auf Kalmükiſch ein groß Geſchlecht, und der Torguliſche Stamm iſt unter den übrigen in der Kalmükiſchen Horde der zahlreichſte.

2. Die Choit: Sie haben ſich unter den Soongare und andern Völkern ganz verloren. Von ihnen iſt wenig mehr übrig, nach Büſchings Wöch. Nachr. 1777. S. 77. aus Pallas.

3. Die Tümmüt oder Tummut, ſind auch gänzlich verſchwunden. Vielleicht, ſagt Hr. Hofr. Gatterer, ſind die Tumet, ohnfern der Sineſiſchen Mauer, theils in Nordoſten des Landes Ortos, theils weiter nach Oſten, im Winkel zwiſchen der ſüdöſtlichſten Scharra Mongolei und dem Lande Leao, Ueberbleibſel von ihnen. Hr. Büſching am a. O. ſagt aus Pallas, daß dieſer Hauptſtamm nach höchſter Wahrſcheinlichkeit noch in der öſtlichen Mongolei unter dem Namen Tumut vorhanden ſey.

4. Die Barga Burat oder Brazki, ſie leben als Rußiſche Unterthanen im Gouvernement von Irkutzk, und von ihnen iſt bei der Beſchreibung dieſes Gouvernements ſchon gehandelt worden.

II.) Die eigentlich ſogenannten Mongolen.

1. Die Ruſſiſchen, nicht hieher gehörigen Mongolen, im ſüdlichen Theile des Selenginſkiſchen Gebiets: es ſind ihrer nur wenige.

2. Die Sineſiſchen Mongolen.

a. Die gelben Mongolen, oder Scharra Mongol, die vorlängſt unter Sineſiſcher Hoheit ſtehen.

b. Die Kalkas Mongolen, welche nach einer ohngefähr hundertjährigen Beherrſchung des Sineſiſchen Reichs, unter dem Namen der Yuen, im J. 1368 wieder nach der Mongolei entweichen mußten, und hierauf von unabhängigen Chanen aus Dſchingischans Geſchlecht regiert worden ſind, aber heut zu Tage in Anſehung der Freiheit wenig oder nichts vor den gelben Mongolen voraus haben mögen.

Der Name dieſes Volks wird bald Mungalen, bald Mongalen, bald Mogols, auch Mongulen und Mogulen geſchrieben, aber Pallas hat gezeigt, daß Mongolen die richtige Schreibart ſey, welche auch in der A. H. d. R. und von unſern Britten beibehalten worden. Nach der Geſchichte des Abulghaſi Khan bekamen ſie ihren Namen von dem Mogul oder Mungl Khan, einem ſehr alten Beherrſcher ihres Volks. Die Sineſen nennen die Mongolen zuweilen Si-ta-tſe, oder die weſtlichen Tatarn, und zur Verſpottung Tſau-ta-tſe, oder ſtinkende Tataren, weil ſie übel riechen. Die Sudates oder vielmehr

Su-

Su=ta=tſe bei dem Neuhof 3 B. 426 S. müſſen ohne Zweifel die Tſau=ta=tſe oder Mongolen ſeyn. A. H. d. R. 7 B. S. 41.

Auſſer dem Hirtenleben, und einer entfernten Aehnlichkeit der Sprache, haben ſie gar keine Verwandſchaft mit den Tatarn, es iſt keine Spur einer Nachricht bei ihnen vorhanden, daß ſie mit den Tataren jemals Eine Nazion ausgemacht hätten, ja ſie halten den Namen Tatar für ſchimpflich, und ihre Geſichtsbildung unterſcheidet ſie von allen reinen Tatariſchen Stämmen. Fiſchers Meinung, daß die urſprünglichen Mongolen unter Dſchingischan, Türkiſcher Herkunft geweſen, und mit den Tatarn einerlei Sprache geredet hätten, die neuern Mongolen aber ein zuſammen gelaufenes Volk wären, welches ſich hauptſächlich aus den Kalmüken oder Deröt geſammlet habe, verwirft Pallas in den Sammlungen hiſtoriſcher Nachrichten über die Mongoliſchen Völkerſchaften ganz und gar, und unterſtüzt ſeine Meinung S. 3 und 4 des 1. Theils durch erhebliche Gründe. Es ſcheint zwar, als ob Abulgaſi die Türkiſche und Mongoliſche Sprache für einerlei erkläre, das iſt aber ein Fehler der Franzöſiſchen Ueberſetzung, welchen Hr. Pallas S. 4. glücklich errieth, und nachmals durch die ungedruckte deutſche Ueberſetzung des verſtorbenen Prof. Kehr aus der Urſprache des Abulgaſi ſeine Muthmaſſung beſtätigt fand. Es iſt übrigens wahrſcheinlich, daß die Mongoliſchen Stämme

 von

von den älteſten Zeiten her, auf beiden Seiten des Altaiſchen Gebirges, und hinter demſelben gewohnt haben. Alle Namen der Gewäſſer und Berge in dieſen Wüſteneien ſind urſprünglich Mongoliſch. Man findet wenige Spuren von Städten in denſelben, und die älteſten Nachrichten des Abulgaſi von den Wohnplätzen der alten Mongoliſchen Horden deuten mehrentheils auf dieſe Gegenden; es ſcheint auch, daß die Landſchaft Jrgana Kon, in welche ſich die von den Tataren ruinirten Mongolen zurückgezogen haben ſollen, die Landſchaft um den Kokonoor zu ſeyn, in welche auch die Kalmükiſchen und Mongoliſchen mündlich fortgepflanzten Nachrichten das älteſte Vaterland der Nazion zu ſetzen pflegen. Es ſcheint, daß die Mongoliſche Nazion ſich vor Dſchingischan in zwei Hauptvölker getrennt habe, welche dieſer große Eroberer wieder verbunden, die ſich aber, als ſeine Monarchie zerfiel, wieder trennten, ja bekriegten, nemlich die eigentlichen Mongolen, welche jetzt größtentheils unter Sineſiſcher, zum Theil auch unter Rußiſcher Botmäßigkeit ſtehen, und in die Dörbön Oirät oder Oeröt, die aus den oben angeführten vier verbrüderten Stämmen beſtehn, und die wir unter dem Namen der Kalmüken kennen, welcher Name eigentlich Chalmik heißt, und eben ſowohl als Oelöt, ein abgeſondertes, abtrünniges, zurückgebliebenes Volk anzeigt. Hr. Büſchings Wöchentl. Nachr. 1777. S. 75. rc. aus Pallas.

Dieſes ganze Volk von Kalmüken und Mongolen iſt, ſeit

ſeit dem Untergange der Dſchingiſen Monarchie, ſo wie es vor derſelben geweſen iſt, unter auſſerordentlich viele unumſchränkte, von einander unabhängige, größere und kleinere Erbfürſten vertheilt. Ein ſolcher Erbfürſt heißt Taidſchi: zuweilen bekömmt mancher auch von Rußland oder Sina, oder von ſeinem Pobſte, dem Dalai Lama, den Titel Chan oder Oan; ja der Dalai Lama erhebt wohl dieſen oder jenen gar zum Chun Taidſchi, oder Schwanenfürſt. Den beſondern Volkshaufen, worüber ein Taidſchi zu befehlen hat, nennt man Ulus, Volk, oder Albatu, Unterthanen: ſo wie eine Horde auf Mongoliſch Nutuk genannt wird. Nojon, Herr, bedeutet einen Prinzen von Geblüt. Jeder Nojon bekömmt eine gewiſſe Anzahl von Familien des Ulus zur Appanage. Der Haufen Volks, worüber ein Saiſan, Edler, als Vaſall oder Oberamtmann zu gebieten hat, wird Aimak genennt. Beiſitzer der Sarga, ſo nennt man ſowohl eine Staats- als Gerichtsverſammlung, ſind, ihrer geiſtlichen Würde wegen, von ſelbſt ſchon die Lama: die übrigen Beiſitzer, auſſer den Nojonen, werden aus der Zahl der Saiſanen gewählt. — **Gatterer.**

Alle Mongoliſche Völker haben, ob ſie ſchon verſchiedene Namen führen, alle nur Eine Sprache, Religion und Lebensart, und dieß beweißt, daß ſie alle von Einem Stamme hergekommen ſind. Ihre Sprache wird ſchlechthin die Mongoliſche Sprache genennt. Sie haben zwar

verſchiedene Mundarten, verſtehen aber einander ſehr wohl. — A. H. d. R. 7 B. S. 42.

Die Mongolen und Kalmüken bekennen ſich, nach Hrn. Gatterer, zur Schigimuniſchen oder Lamaiſchen Religion, die ſchon einen gewiſſen Grad von Sittlichkeit und Aufklärung mit ſich führt. Sie verehren, nach dem Gerbillon (A. H. d. R. S. 45) das Götzenbild Fo, welches ſie in ihrer Sprache Fu-ſcheki nennen. Sie glauben eine Seelenwanderung, leiſten ihren Lama, oder Prieſtern, einen blinden Gehorſam, und geben ihnen das Beſte, was ſie haben. — Nach Carpini (Ebendaſ. S. 363) glauben Sie an einen Gott, haben aber keinen Begriff von einem künftigen Leben; doch bilden ſie ſich ein, ſie kommen in eine andre Welt, und leben darin eben ſo, als ſie in dieſer ſterben. Sie fangen ihre Unternehmungen im Neu- oder Vollmonde an, den ſie den großen Kaiſer nennen, und auf ihren Knieen verehren. Jedermann, auch ſogar Fremde, ihr Vieh, ihre Güter, und alle Sachen, müſſen durch das Feuer gereinigt werden. Sie zünden zwei Feuer an, und ſtecken dicht dabei zwei Spieſe in die Höhe. An dieſelben binden ſie ein Seil, und ziehen ſolches von einem Ende zum andern, worunter denn dasienige, was gereinigt werden ſoll, weggehen muß. Sie halten es für einen Fehler, mit einem Meſſer das Feuer zu berühren, oder Fleiſch aus dem Topfe zu nehmen, oder nahe an dem Heerde mit einem Beile Holz zu hauen, indem ſie ſich ein-

bilden, es benehme ſolches die Macht des Feuers. Es iſt eben ſo fehlerhaft bei ihnen, ſich auf eine Peitſche zu lehnen, oder den Bogen damit zu berühren; junge Vögel zu tödten, oder Getränke auf den Boden zu gießen, und ein Pferd mit dem Zaume zu ſchlagen, oder ein Bein am andern zu zerbrechen. Wer in ſeinem Hauſe piſſet, wird getödtet, oder muß eine große Strafe erlegen, und alles wird durchs Feuer gereinigt. Wenn auch jemand einen Biſſen Speiſe nicht hinterſchlingen kann, und ſolchen ausſpeiet, ſo wird er durch ein Loch gezogen, welches deswegen in ſeinem Hausraume gemacht iſt, und wird geſchlagen. Es ſteht der Tod darauf, wenn einer auf die Schwelle der Wohnung ihrer Fürſten tritt. —

Die Schreibkunſt lernten ſie ſchon zur Zeit der Dſchingiſen von den Iguren, und ſie haben auch geſchriebene Geſetze. — Aus dem Regis lernen wir (A. H. d. R. 7 B. S. 42) daß die Buchſtaben auf den alten Mongoliſchen Denkmalen mit denen, deren man ſich jetzt bedient, einerlei, aber von den Mantſchuiſchen unterſchieden ſind, nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den Sineſiſchen haben, und nicht ſchwerer zu lernen ſind, als die Lateiniſchen. Sie werden auf Tafeln mit einem eiſernen Griffel geſchrieben; und daher iſt ein Buch eine große Seltenheit unter den Mongolen. Der Kaiſer hat, um ſich ihnen gefällig zu erzeigen, einige von ihren Schriftſtellern überſetzen und zu Peking drucken laſſen. Das vornehmſte Buch unter ihnen aber iſt der

Kalender, der von dem Rathe der Meßkundigen verfertigt, und in Mongoliſchen Buchſtaben geſtochen iſt.

Ihre Prieſter ſind gemeiniglich unwiſſend, und werden für ſehr gelehrt gehalten, wenn ſie nur die gottesdienſtlichen Bücher in der Sprache von Tibet leſen können. Sie ſind auch große Freigeiſter, und nothzüchtigen die Weibsbilder ungeſtraft. Die Großen aber erhalten Rath von ihnen, und werden von ihnen regiert und verſchont; ſie laſſen ihnen bei allen öffentlichen Gelegenheiten die Oberhand.

Die Lama ſind, wie Regis ſpricht, die einzigen, die geſchickt ſind, ihre Landsleute zu unterrichten. Ihr größter Vortheil iſt, wenn ſie von einem Zelte zum andern gehen, und gewiſſe Gebete herſagen, wofür ſie eine Beſoldung bekommen; oder wenn ſie die Arzneikunſt treiben, wovon ſie eine Wiſſenſchaft zu haben vorgeben. Es können alſo wenige von den Mongolen Schreiben oder Leſen. Viele von den Lama ſelbſt verſtehen kaum ihre Gebete, und noch viel weniger die alten gottesdienſtlichen Bücher, die in einer veralteten Schreibart abgefaßt ſind. Ihre Gebete, worin ſich auch einige veraltete Ausdrücke befinden, werden auf eine prächtige und andächtige, aber wohlklingende Art abgeſungen, und darin beſteht faſt ihr ganzer Gottesdienſt. Sie bringen keine Opfer; allein oftmals knieen die Leute mit bloßem Haupte vor dem Lama

nieder,

nieder, bitten um Vergebung der Sünde, und ſtehen nicht eher wieder auf, als bis ſie dieſelbe durch Auflegung der Hände erhalten haben. Gemeiniglich glaubt man, daß dieſelben vermögend ſind, Hagel und Regen herunter zu beten. Verſchiedene Mandarinen, welche dieſe Dinge mit Augen angeſehen haben, bezeugten dieſes gegen die Miſſionarien, und beſtätigten dasjenige, was man ihnen zu Peking geſagt hatte, daß die Lama mit Zauberei umgiengen. Sie glauben nicht, daß die Seelen in andere Körper, oder doch Thiere wandern; und daher eſſen ſie Fleiſch, ſonderlich aber das Fleiſch von wilden Thieren, die ſie auf der Jagd bekommen, ob ſie ſchon große Heerden von zahmem Vieh bei ſich haben.

Die Mongolen ſind ſehr andächtig, und ein jeder trägt eine Schnur von kleinen Kügelchen um den Hals, woran er betet. Man wird faſt keinen Mongoliſchen Fürſten antreffen, der nicht einen Tempel hätte, ob man ſchon in ſeinem Gebiete kein Haus findet. Gerbillon ſah das verfallene Gemäuer von einem ſolchen Tempel über 250 Meilen von Peking. Er war von Sineſiſchen Arbeitern gebaut, die man ausdrücklich dazu gemiethet hatte; und die Ziegel, die gelb angeſtrichen, oder lakirt waren, wurden van Peking herzugeführt. Ein Lama, der ſich einen lebendigen Fo nennte, und auch als ein ſolcher verehrt wurde, hatte ihn im Gebiete ſeines Bruders, des Königs der Kalkaiſchen Tataren, aufgeführt.

Ein Mongoliſcher Fürſt, der in der Geſchichte ſeiner Vorfahren wohl bewandert war, erzählte dem Gerbillon, daß unter der Regierung des Kaiſers Kublai, den er Hublai nennte, einige Lama ins Land der Mongolen gekommen wären, und ihre Religion daſelbſt eingeführt hätten; es wären aber dieſe Lama von den neuern ſehr unterſchieden geweſen: gelehrte Leute, die ein unſträfliches Leben geführt, und viele Wunder verrichtet hätten. Der Verfaſſer hält es für wahrſcheinlich, daß dieſe Lama chriſtliche Mönche aus Syrien und Armenien geweſen, welche Länder damals unter dem Kublai ſtunden; und daß ſie den chriſtlichen Glauben ſowohl bei den Mongolen, als bei den Sineſen gepredigt haben: daß aber, als nachgehends die Gemeinſchaft dieſer beiden Länder mit Sina und der Tatarei durch die Zertheilung dieſes großen Reichs aufgehoben wurde, die Sineſiſchen Bonzen ihren Aberglauben mit den chriſtlichen Gewohnheiten vermengt, und die Religion des Fo nach und nach unter den Mongolen eingeführt haben. Dies iſt, wie er ſpricht, um ſoviel glaublicher, da dieſe Lama viele Gewohnheiten und Gebräuche haben, welche mit den chriſtlichen überein kommen. Sie haben Weihwaſſer, verrichten den Gottesdienſt mit Singen, und beten für die Todten. Ihre Kleidung iſt derjenigen gleich, worin die Apoſtel abgemalt werden. Sie tragen auch einen Hut, und eine Mütze, wie Biſchöfe: ihres Groß-Lama nicht zu gedenken, mit dem es faſt eben die Bewandtniß hat, als mit dem Römiſchen Pabſt. Das

Oberhaupt dieſer Mongoliſchen Lama iſt ein Abgeordneter, der unter dem Dalai Lama von Tibet ſteht. Er wird Khutuk-tu genennt, und hat ſeinen Sitz in Huhu hotun, oder Khukhu hotun an dem Whangho, nicht weit von dem Lande Ortus, wo ihn Gerbillon 1692 geſehen hat. — Von ihm berichten die Britten noch folgendes:

Die Mongolen verehren den Fo, und glauben, daß der Oberprieſter deſſelben die Gewalt habe, ihnen Gunſtbezeugungen vom Fo zu verſchaffen. Wenn dieſer Oberprieſter ſein Verlangen zu erkennen giebt, ſich nach einer gewiſſen Gegend des Landes hinzubegeben, ſo begleiten ihn die Unterprieſter und eine große Menge andrer Perſonen; die Einwohner der Gegend aber, nach welcher er ſich hinbegiebt, kommen ihm unterwegs haufenweiſe entgegen, und bitten ihn um ſeinen Segen, welches er nie ermangelt, denen zu ertheilen, die ihm ein anſehnliches Geſchenk zu ſeinem Unterhalt darbringen können, welches er ohne Bedenken für ſeinen Segen annimmt, da er ſonſt Niemand, auſſer Perſonen vom Range, erlaubt, ſich ſeiner geheiligten Perſon zu nähern. Viele des getäuſchten Volks glauben, daß der Geiſt, der dieſen Khutukhtu belebt, in dem Augenblick ſeines Todes ſogleich in ſeinen erwählten Nachfolger übergehe. Andere glauben, er altere und verjünge ſich mit dem Monde.

Ihre Lebensart als Nomaden hindert die Mongolen, ſich

ſich weit über die unterſte Stufe der Kultur zu erheben. — Nach Bentink (A. H. d. R. 7 B. S. 42.) ſind die Mongolen gemeiniglich von einer mittlern Leibesgröße, aber ſtark unterſetzt. Ihr Geſicht iſt ſehr groß und glatt. Ihre Farbe iſt ſchwarzbraun, die Naſe platt, die Augen aber ſchwarz und groß. Ihr Haar iſt ſchwarz, und ſo ſtark, wie Pferdehaar. Gemeiniglich ſchneiden ſie es glatt an dem Kopfe ab, und behalten nur oben auf dem Wirbel einen Schopf, den ſie in der natürlichen Länge wachſen laſſen. Sie haben ſehr wenig Bart. — Nach Carpini (Ebendaſ. S. 362.) ſind ihre Geſichter zwiſchen den Augen und Backenbeinen ſehr breit, ihre Naſen kurz und flach, ihre Augen klein, und ihre Augenlieder ſtehen aufgerichtet. Sie ſcheeren die Platte auf dem Kopfe. Sie flechten ihre Haare hinten in zwei Locken, und binden jede hinter ein Ohr. Sie haben kurze Füße. — Mit der erſtern Beſchreibuug ſtimmen unſere Britten überein.

Gerbillon ſpricht (A. H. d. R. S. 43.) ſie wären in ihren Sitten ganz rauh und ungehobelt, aber doch ehrlich und von gutem Gemüthe. In ihren Zelten unt in ihrer Kleidung ſind ſie ſchmutzig und unflätig. Sie wohnen mitten unter dem Miſt ihres Viehes, den ſie auch, weil ſie kein Holz haben, zum Brennen gebrauchen. Sie ſind fürtreffliche Reiter und gute Jäger, auch fürtreffliche Schützen, ſowohl zu Fuß, als zu Pferde. Ueberhaupt führen ſie ein elendes Leben. Sie hegen eine Abneigung

gegen

gegen den Ackerbau, und ziehen den Wieſenwachs dem Ackerbau vor. — Nach unſern Britten haben ſie die äuſſerſte Verachtung gegen den Ackerbau, und ſehen alle Geſchäfte deſſelben als die niedrigſte Sklaverei an, ſo daß ſie einem nichts ärgeres anzuwünſchen wiſſen, als gleich einem Europäer zu ackern. —

Regis merkt an, daß die Mongolen ihre größte Ehre darin ſuchen, den Rang ihrer Häuſer zu behaupten; daß ſie eine Sache nur nach ihrem Nutzen ſchätzen, und nicht auf ihre Seltenheit und Schönheit ſehen. Sie ſind von Natur von einer leicht zu lenkenden und muntern Gemüthsart, immer zu lachen geneigt, und werden niemals von der Schwermuth beunruhigt. Und in der That finden ſie auch wenig Urſach zu Kummer und Sorgen, indem ſie gewöhnlich mit keinem Nachbarn viel zu thun, keine Feinde zu fürchten haben, und keinem Herrn zu gefallen ſuchen dürfen. Sie haben keine ſchwere Angelegenheiten oder dringende Verrichtungen, und beluſtigen ſich bloß mit der Jagd, mit der Fiſcherei, und mit andern Leibesübungen, worin ſie ſehr erfahren ſind.

Indeß ſind doch dieſe Leute nicht allein zu den Wiſſenſchaften, ſondern auch zu den wichtigſten Geſchäften geſchickt. Davon zeugt dies, daß ſie 1264 Sina eroberten, und es ſelbſt nach der Meinung der Sineſen mit großem Verſtande und Geſchicklichkeit beherrſchten. Und in Sina

findet

findet man noch jeßo marmorne Denkmale mit Aufſchriften, ſowohl in der Sineſiſchen als Mongoliſchen Sprache.

In Anſehung ihrer Kleidung tragen ſie, wie Bentink meldet, ſehr große Hemden und Beinkleider von Kaliko, woraus gemeiniglich ihre Kleider gemacht ſind, oder auch aus anderm ſchlechten Zeuge, die bis auf die Knöchel herunter gehn, und mit Schaafleder gefüttert ſind. Zuweilen tragen ſie ganze Kleider von Schaaffellen. Dieſe Kleider befeſtigen ſie mit großen ledernen Riemen an die Lenden. Ihre Stiefeln ſind ſehr groß, und gemeiniglich aus Rußiſchem Leder verfertigt. Ihre Mützen ſind klein und rund, und haben ein vier Finger breites Gebräme von Pelz. Die Kleidung der Weiber iſt faſt eben ſo beſchaffen, ausgenommen daß ihre Kleider länger, die Stiefeln gemeiniglich roth, und die Mützen platt ſind, wozu noch einige andre Zierrathen kommen. — Hiermit ſtimmen unſre Britten überein, und ſeßen noch hinzu, daß ſie zu Pferde kurze Kamiſöler tragen mit engen Aermeln von Thierfellen, das Rauhe auswärts gekehrt, und eine Art lange Ungriſche Hoſen von gleichem Fell, und enge anliegend. — Nach Regis Anzeige (A. H. d. R. S. 43.), beſteht ihre gewöhnliche Kleidung aus Schaaf- und Lammesfellen, und die Wolle iſt nach dem Leibe zu gekehrt. Sie wiſſen zwar das Leder zuzurichten, und machen es auch noch ziemlich weiß. Dies thun ſie auch mit den Fellen der Hirſche, Rehe, Gemſen ꝛc., deren ſich die Rei-

chen

chen im Frühlinge in gewiſſer Maße zu Unterkleidern bedienen. Ungeachtet aller dieſer Sorgfalt aber riecht man ſie doch, ſobald man ſich ihnen nähert, und daher haben ſie den Namen der ſtinkenden Tataren bekommen. Selbſt ihre Zelte haben einen kaum zu ertragenden bockartigen Geruch. — Dieſes Stinken und Schmutzige in ihrer Kleidung führen unſre Britten auch an. —

Die Waffen der Mongolen beſtehen in einem Spieße, Bogen und Pfeilen, nebſt einem Säbel, den ſie auf Sineſiſche Art tragen. In den Krieg ziehen ſie allemal zu Pferde, wie die Kalmüken. — Dies ſagen auch die Britten, mit dem Zuſatz, daß ſie im Gebrauch dieſer Waffen eine große Geſchicklichkeit haben, und ſich von Kind auf eifrig im Reiten üben, wodurch ſie ſich die ausserordentliche Fertigkeit erwerben, im vollen Gallop in der größten Entfernung ein kleines Ziel mit dem Bogen zu treffen. Es iſt eine ſehr alte Gewohnheit dieſer Völker im Kriege alles zu verheeren und zu verwüſten. Jede Horde hat im Kriege ihren beſondern Anführer oder Khan, und die Oberanführung hat ihr Groſschan.

Ihr Vieh beſteht in Pferden, Kameelen, Kühen, und Schaafen, die gemeiniglich in ihrer Art ſehr gut ſind. Man kann ſie aber weder in dem äuſſerlichen Anſehn, noch in der Güte mit dem Vieh der Kalmüken vergleichen, ausgenommen ihre Schaafe, die faſt noch beſ-

ſer

ſer ſind, und zwei Schuh lange, gemeiniglich zehn bis elf Pfund wiegende Schwänze haben, die größtentheils aus einem ganzen Stücke von ſehr ſtinkendem Fette beſtehn, worin der Knochen nicht größer als bei andern Schaafen iſt. Sie haben kein ander Vieh, als was Gras frißt, und haben vornehmlich einen Abſcheu vor den Schweinen. (A. H. d. R. S. 44.)

Die Thiere dieſes Landes, ſagen unſre Britten, ſind Kameele, Dromedarien, Kühe, Pferde, Schaafe, Maulthiere, Elenne, Bären, Tiger und Wölfe, und auſſerdem alle Arten von Wild, das ſich in Europa findet. An Pflanzen haben ſie insbeſondre Rhabarber und andre Arzneigewächſe, und an Mineralien: Salz und Salpeter. —

Gerbillon ſpricht (A. H. d. R. S. 44.), die Mongolen führten alleſamt einerlei Lebensart, wanderten mit ihren Heerden von einem Platze zum andern herum, und blieben da halten, wo ſie das meiſte Futter fänden. Im Sommer gehn ſie an einen Fluß oder Teich, und im Winter an die mittägliche Seite einiger Berge, wo ſie vom Schnee Waſſer bekommen können. Ihre Speiſen ſind ganz ſchlecht. Im Sommer eſſen ſie Milchſpeiſen, und bedienen ſich dazu ohne Unterſchied der Milch von Kühen, Pferden, Schaafen, Ziegen und Kameelen. Sie trinken Waſſer, welches mit der ſchlechteſten Art von Sineſiſchem Thee gekocht wird, und worunter ſie nach Belieben Sahm,

Butter

Butter oder Milch miſchen. Sie verfertigen auch einen geiſtigen Saft von ſaurer Milch, ſonderlich von Pferdemilch, die nach der Gährung durchgeſeiget wird. Dies Getränk iſt ſtark und nahrhaft, und ſie pflegen ſich gern darin zu betrinken. Sie rauchen auch viel Tabak. — Ihr vornehmſtes Eſſen, ſagen unſre Britten, iſt Pferdefleiſch, welches ihre Lieblingsſpeiſe iſt, und ſie finden es deſto wohlſchmeckender, je mehr es angegangen iſt. Sonſt leben ſie auch von der Jagd und Fiſcherei, imgleichen von der Milch ihrer Kameele, Ziegen, Kühe und Pferde. Uebrigens ſtimmen ſie obigen bei. —

Die Vielweiberei iſt zwar bei ihnen nicht verboten, doch haben ſie ordentlich nur Ein Weib. Männer kaufen ihre Weiber für Vieh; und hat die Frau das vierzigſte Jahr erreicht, ſo nimmt der Mann an ihrer Statt eine andre, und die alte muß der jüngern, die ihren Platz wieder erhält, als Magd dienen.

Die in ihren Hütten ſterben, werden auf einem Scheiterhaufen verbrannt, und ihre Aſche mit großer Feierlichkeit auf einer Höhe vergraben, wo ſie einen Haufen von Steinen aufführen, und kleine Fahnen darauf ſtecken.

Die Mongolen wohnen, wie Bentink berichtet (A. H. d. R. S. 44.), unter Zelten, oder kleinen beweglichen

Hütten, und erhalten ſich mit einander von dem, was ſie von ihrem Viehe bekommen. Regis merkt an, daß ihre Zelte rund, und viel bequemer ſind, als die gemeinen Zelte der Mantſchu, die nur einen einfachen oder doppelten Aufzug haben, faſt wie die Zelte der franzöſiſchen Soldaten, und mit einem dicken grauen oder weißen Filze bedeckt ſind, der auf Pfählen ruht, und mit dem einen Ende an einem Reifen oder Ringe befeſtigt iſt. Solchergeſtalt ſtellt dies die Oberfläche von einem abgebrochenen Kegel, oben mit einem runden Loche vor, woraus der Rauch von dem Heerde in die Höhe ſteigt, (eben ſo beſchreibt ſie auch Carpini S. 362.), der mitten im Zelte ſteht. So lange das Feuer brennt, iſts warm genug bei ihnen, es wird aber bald wieder kalt, und im Winter würden ſie, wenn ſie ſich nicht in Acht nähmen, in ihren Betten erfrieren. Um nun dieſe und andre Unbequemlichkeiten zu vermeiden, machen die Mongolen den Eingang zu ihrem Zelte ſehr enge, und ſo niedrig, daß ſie ganz gebückt hinein gehen müſſen. Sie wiſſen auch dieſe loſen Theile der Thür ſo geſchickt an das Zelt anzufügen, daß der ſcharfe Nordwind nicht hinein dringen kann. — Unſre Britten ſagen, daß dieſe Hütten aus Baumzweigen geflochten, und in denſelben rund herum Bänke zum Sitzen und Liegen ſind. Sie fügen hinzu, daß die Mongolen aus Abſcheu eines anſäßigen Lebens, beſtändig mit ihren Heerden herum wandern. Gewöhnlich fangen ſie dieſe Wanderungen im Frühling an, und oft iſt eine ſolche Horde zehn

tau-

tauſend Mann ſtark, die ihre Heerden vor ſich her treibt. Kommen ſie auf einen einladenden Platz, ſo bleiben ſie ſo lange, bis alles Grüne daſelbſt verzehrt iſt. Ihre Winterhütten haben oft durch unterirdiſche Gänge Verbindung mit einander. Die jüngern bauen dieſe Hütten für die kraftloſen Alten, nahe an Flüſſen, und dieſe bleiben darin, bis ſie in die andre Welt übergehen. Dieſes Geſchäft halten ſie für einen großen Freundſchaftsdienſt für die Alten. —

In Anſehung der Handlung kommen die kleinen Sineſiſchen Kaufleute in großer Anzahl zu den Mongolen, und bringen ihnen Reis, ſchlechten Thee, den ſie Karachai nennen, Tabak, baumwollenes Zeug, und andere gemeine Tücher, verſchiedene Arten von Hausgeräthe, und kurz, was ſie nur vonnöthen haben. Dafür geben ſie ihnen Vieh, denn der Gebrauch des Geldes iſt ihnen unbekannt. A. H. d. R. S. 45.

Von dieſen Nachrichten über die Mongoliſchen und Kalmükiſchen Völker, wende ich mich nun zur Beſchreibung der in ihrem Beſitz befindlichen Länder, nach Hr. Hofr. Gatterer.

Die vier Mongoliſchen Länder, wovon hier die Rede iſt, das iſt die Soongarrei und Choſchotei, welche zuſammen die eigentliche Kalmükei, oder das Land der Oe-

löſt ausmachen, und die Kalkas- und Scharra-Mongolei, worunter die Mongolei in der engern Bedeutung verſtanden wird; dieſe vier Länder ſind heut zu Tage lauter Sineſiſche Provinzen; doch iſt von ihrer vorhin beſchriebenen Verfaſſung ſo viel noch beibehalten worden, als die ihnen, und zumal den Kalmüken, freilich äuſſerſt verhaßte Oberherrſchaft eines Einzigen verſtattet.

A. Kalmükei oder vielmehr Oelötei.

Sie gehört, nach Hr. Hofr. Gatterer, zu den Ländern der zweiten Größe, und enthält, nach Tempelman, 53125 geographiſche Quadratmeilen, alſo 11346⅞ geogr. Quadratmeilen weniger, als das Europäiſche Rußland nach Tempelman, oder 4475 weniger, als ſolches nach Büſching enthält, und wird abgetheilt in

I.) Soongarrei.

Der Nördliche Theil der Soongarrei hat gewöhnliche Flüſſe, und iſt ſehr gebirgig. Hier iſt der Altaj, der ſich bis in Sibirien hinüber erſtreckt. Er wird, nach der A. H. d. R. 7 B. S. 85. in der Geſchichte des Abulghaſi, Kut genennt, iſt ein Arm von dem Uſkun-luk-tugra, und nimmt ſeinen Anfang auf der Weſtſeite von dem Urſprunge des Jeniſea. Er geht faſt gerade fort von Süden gegen Norden, und beſtändig eine bis zwei Tagereiſen weit, längs dem weſtlichen Ufer dieſes großen Fluſſes hin, bis er ſich etwan unterm 50. Grade der Breite mit dem

Tugra-

Tugra-tubuſluk vereinigt. Dieſes Gebirge wird von denen, die am rechten oder öſtlichen Ufer des Irtiſch wohnen, in der Mongoliſchen Sprache ſo genennt. Die Einwohner am linken Ufer aber nennen es Ulug-tag, das iſt den großen Berg. Es fängt ſich von dem öſtlichen Ufer dieſes Fluſſes, dem See Saiſan, wodurch der Irtiſch ſtrömet, gegen Norden an, und erſtrecket ſich gerade gegen Oſten fort, bis an den Selinga. Von hier wendet er ſich gegen Norden, und ſtreicht längs an dem Fluſſe hin, bis dahin, wo ſich derſelbe in den See Baikal ergießt. Nachgehends dreht er ſich gegen Oſten, geht an dem nordlichen Ufer des Amur in der Gegend von Nertſchinskoi hin, und folgt dieſem Fluſſe beſtändig bis an die Oſtſee. Die zweite Reihe von Gebirgen, welche von den Oelöt Uſkunluk-tugra genennt wird, und von dem Fluſſe Sir gegen Norden den Namen Kitſchig-tag, das iſt, der kleine Berg, bekömmt, fängt ſich dem Fluſſe Sir gegen Süden an den Grenzen von Turkeſtan und der Großen Bucharei an, läuft oſtwärts, und macht die Grenzen zwiſchen der Großen Bucharei und den Herrſchaften des Kontaiſch. Sie geht hernach faſt gerade fort, bis an die ſüdliche Seite von dem Urſprunge des Jeniſea. Hier wendet ſie ſich gegen Südoſten, und fällt an den Grenzen der Oelöt und Mongolen, etwan unterm 40. Grade der Breite, in die Grenzen von Sina. Sie geht hernach mit der großen Sineſiſchen Mauer fort, bis an die Provinz Leaotong. Hier dreht ſie ſich mit einem Winkel gegen Nordoſten,

 ſchei-

ſcheidet dieſe Provinz und Korea vom Lande der Mongolen, und endigt ſich endlich am Ufer des Japaniſchen Meers, etwan unterm 42. Grade der Breite.

Hier ſind auch die Anfänge von drei, aus dem Altai nach Sibirien hinunter ſtrömenden großen Flüſſen, d. i. von Weſten nach Oſten.

1. Der Irtiſch mit dem See Saiſan. Dieſer Fluß, welcher der beträchtlichſte im nordlichen Theile von Aſien iſt, entſpringt, nach der A. H. d. R. 7 B. S. 86. aus zwei Seen, die dreißig Meilen davon abliegen, etwan unter 45 Grad 15 Minuten der Breite, und unter dem 113 Grade der Länge, auf der weſtlichen Seite des Berges Altai, und auf der nordlichen der Provinz Hami oder Khamil, etwas mit gegen Oſten. Strahlenberg nennet den nordlichen Strom Khar Irtiſch, und den ſüdlichen Khor Irtiſch, auf der Karte der Jeſuiten heißt der erſtere Hara oder Kara Irtiſch, und der letztere Ho Irtiſch. Etwan dreißig Meilen von ihren Quellen vereinigen ſie ſich, und machen den Fluß aus, welcher Irtiſch genennt wird. Dieſer läuft etwan 50 Meilen gegen Weſten, und bildet den See Saiſan, d. i. den See des Adels, der vierzig Meilen lang, und zwanzig breit iſt. Nachdem er durch dieſen See hindurch iſt, wendet er ſich gegen Norden, bis nach Uſkamen, welches die erſte Schanze der Ruſſen, und ihr erſter Wohnplatz an dieſem Fluſſe iſt, und an den dieſſeitigen Grenzen des Landes der Oelöt liegt. Der übrige

Theil

Theil des Irtiſch gehört zu Sibirien, woſelbſt er beſchrieben worden.

2. Der Ob. Strahlenberg ſetzt die Quelle des Ob, Obi, oder Ubi, ebenfalls in das Land der Oelöt. Er entſteht, wie der Irtiſch, durch die Vereinigung zweier Flüſſe, des Khatun und des Bu, von welchem letztern man auch ſeinen Namen herleitet. Dieſer Bu oder Bi entſpringt in dem See, den dieſer Schriftſteller Altan Nor, Altun-Kurke, Altin, und Teleſkoe nennt. Vielleicht iſts eben der, der auf der Karte der Jeſuiten Kirkir genennt wird. Allein beide Karten ſcheinen, was dieſes betrifft, nach ſehr ungewiſſen Nachrichten verfertigt zu ſeyn: und Kyrillow verdient eben ſo wenig Glauben, indem er dieſe Miſſionarien ausgeſchrieben hat.

3. Der Jeniſej, von welchem bei Sibirien gehandelt iſt.

Der Südliche Theil iſt auch gebirgig, hat aber lauter Steppenflüſſe, und zwar

1. Steppenflüſſe im Weſten, drei aus dem Mustag nach Nordweſten flieſſende, die von Süden nach Norden ſo folgen:

1) Der Talas, auf der Grenze gegen die Kirgiſen, fließt in den See Sikerlik Nor (Nor auf Mongoliſch, See, ſo wie Kol oder Kul auf Katariſch.)

2) Der Tſchui oder Chui, fließt in den See Kal-Kol. — Die Flüſſe Tſchui und Talas, ſchreibt die A. H. d. R. S. 86, entſpringen, nach der Karte der Jeſuiten, auf dem Gebirge, welches die nordlichen Grenzen der kleinen Bucharei macht; ein jeder ſtrömt etwan 180 Meilen gegen Nordweſten, und beide fallen in verſchiedne Seen: der Tſchui in den Kal-Kol, und der Talas in den Sikirlik Nor. Strahlenberg gedenkt keines von dieſen beiden Flüſſen.

3) Der Jli, der ſich in den See Balchaſchi Nor ergießt. — Bentink ſpricht (A. H. d. R. S. 85), der Tekis nehme ſeinen Lauf größtentheils von Oſtſüdoſten gegen Weſtnordweſten zu. Etwan 40 Meilen von ſeiner Quelle vereinigte er ſein Wäſſer mit dem Fluß Jli, der von Nordoſten ſtrömt, und ſetzte von hier ſeinen Lauf gegen Weſten fort, wo er ſich an den Grenzen von Turkeſtan zwiſchen den Gebirgen verlöre, die dies Land von den Herrſchaften des Kontaiſch trennen, welcher ſich ordentlich in der Gegend dieſer beiden Flüſſe aufhält. Nach den Karten der Jeſuiten entſpringt der Tekis auf dem Gebirge, welches die Nordgrenze der kleinen Bucharei ausmacht. Nachdem er etwan 70 Meilen gegen Nordoſten gelaufen iſt, ſo fällt er mit verſchiednen Mündungen in den Jli, der auf eben dieſem Gebirge entſpringt, und etwan 150 Meilen gegen Nordweſten fortſtrömt, hernach ſeinen Lauf 150 Meilen weiter gegen Norden nimmt, und ſich, etwan

unter dem 48 Grade der Breite in den See Palkati (Balchaſchi) ergießt. Auf Strahlenberg's Karte von der großen Tatarei und dem Rußiſchen Reiche wird dieſer See Choi genennt, und unter den 46 Grad geſetzt. Sonſt kömmt ſie, was dies anlangt, mit der Karte der Jeſuiten überein, ausgenommen, daß der Tekis gegen Nordweſten in den Jli fällt, und dieſer letztere nicht über halb ſo lang vorgeſtellt iſt.

In der untern Gegend am Jli war, nach beiden, das Standlager, oder der vornehmſte Sitz des vormaligen Kalmüken Kaiſers Chun-Taidſchi, von den Jeſuiten und von Herrn Gatterer Harkas, von Strahlenberg Urga genannt.

2. Steppenflüſſe in der Mitte. (Im Süden des Jrtiſch) Hier fließt

1) Ein anſehnlicher Steppenfluß nach Oſten, in den See Poro-tala.

2) Der Emil (in Norden) nach Weſten in den See Kurghé Nor.

3. Steppenflüſſe in Oſten: 2 die nach Weſten laufen

1) Der Tes (in Norden) ergießt ſich in den See Upſa Nor.

2) Der Tſchabakan (in Süden) fließt in den See Kirkir Nor. Der Kirkir Nor, ſagt Gerbillon (A. H. d. R. S. 725.) liegt gegen Oſten des Berges Hangay, und in einer guten Entfernung von den Flüſſen Kong hey und Schap kam (Tſchabakan), welche auf dieſem Gebirge entſpringen, und, nachdem ſie ſich vereinigt, in den See fallen. Der Kirkir hat nicht über 150 oder 160 Li im Umfange, der Ekeral (Eké Aral) See aber, worin ſich der Hopdo (Hoptu) ergießt, nachdem er längs dem Berge Kokoge hingefloſſen, wenigſtens 300.

3) Der Hoptu (bei Gerbillon Hopdo) fließt von Südweſten her, nachdem er den See Eké Aral Nor durchfloſſen, in den Tſchabakan.

Städte in Süden, von Weſten nach Oſten, ſind folgende zu merken:

1. Manas.

2. Orangſhi, am gleichnamigen kleinen Steppenfluß.

3. Orto, am Steppenſee Par-Kol. — Alle drei führt Hr. Hofr. Gatterer an.

II. Choſchotei.

Die Choſchotei, oder das Land von Koko-Nor (blauen See) iſt größtentheils Steppenland, obgleich dabei

bei ſehr gebirgig. Nur in Süden und Nordoſten ſind gewöhnliche Flüſſe; im ganzen übrigen Lande ſind Steppenflüſſe mit Steppenſeen.

Dieſes Land heißt, nach der A. H. d. R. S. 104. Kokonor oder Kokonol von einem großen See, den die Einwohner ſo nennen, und der bei den Sineſiſchen Erdbeſchreibern Si-hay, der weſtliche See, genennt wird. Es iſt einer von den größten in der ganzen Tatarei, über 20 große franzöſiſche Meilen lang, und mehr als zehn breit. Er liegt zwiſchen dem 36 und 37 Grade der Breite, und zwiſchen dem 16 und 17 Grade der weſtlichen Länge von Peking.

Das Land Koko-nor, Khokho-nor, oder Hoho-nor, liegt über Si-ming hinaus, innerhalb den Thoren der großen Sineſiſchen Mauer, und wird von den Provinzen Schen-ſi, Se-tſchuen, und Tibet umgeben. Es iſt ziemlich groß, und erſtreckt ſich über 7 Grade weit von Norden gegen Süden. Von Sina wird es durch Berge getrennt, die ſo hoch und ſo ſteil ſind, daß ſie faſt überall anſtatt der großen Mauer dienen können. Jedoch findet man einige Stücken davon, wo ſich das Gebirge öffnet, ſonderlich an den Orten, welche von den Einwohnern aus Kokonor, und andern Fremden, häufig beſucht werden. Hieher gehört Tſong-fang-wey, wo man einige Haufen Soldaten unter der Anführung eines Feldherrn findet.

Auf

Auf der mittäglichen Seite des Landes, wo es an Se-tſchuen grenzt, findet man fürchterliche und unerſteigliche Berge, die von einem wilden Volke bewohnt werden, und wodurch dieſes Land von den Königreichen Pegu und Ava getrennt wird. Das nordlichſte von dieſen Gebirgen grenzt an das Gebiete der Kokonor, und wird Nui genennt. Das ſüdlichſte aber ſtößt an Ava, unterm 25 Grade 33 Minuten der Breite, und führt, in der Gegend gegen die Stadt Yſun-tſchang-fu, den Namen Li-ſe. (Dieſe Lage des Landes Kokonor ſtimmt indeß nicht mit der auf der Karte überein, wo es auf die Weſtſeite von Schek-ſi, und auf der Nordſeite von Tufan oder Sifan geſetzt wird, welches Land an Se-tſchuen grenzt.) Die Eingänge durch dieſe Gebirge, die auch einen guten Theil von den weſtlichen Grenzen des Sineſiſchen Kaiſerthums ausmachen, ſind nicht befeſtigt. Denn das Gebirge, das auf dieſer Seite, ſowohl wegen ſeiner Breite, als wegen ſeiner Länge, zur Schutzwehr dient, iſt ſchon genug zur Sicherheit des Staats und der Handlung, die mit Ava getrieben wird. —

Im Süden fließt der Hoang-ho oder Hara-Murin nach Oſten, und dann nach Nordoſten, wo er von Weſten her den Olang-Murin aufnimmt, und hierauf ins Sineſiſche hinunter fließt.

Unter den Steppenſeen iſt der größte, der oben ſchon be-

beſchriebene Kokonor, oder Hoho Nor, in den, von Weſten her, der Steppenfluß Puka - Bira fließt.

In den weſtlichen Gegenden, in der Mitte, fließt aus dem See Toſong Nor, von Oſten nach Weſten, der Steppenfluß Tſchätang, und verſiegt auf der Weſtgrenze.

In Nordoſten entſteht der Etzinè Murin, welcher nordwärts in die Mongolei fließt. — Alle dieſe Flüſſe erwähnt Hr. Hofr. Gatterer.

B. Mongolei.

I.) Kalkas Mongolei.

Dieſer Theil der Mongolei hat den Namen vom Fluß Kalka im Nordoſten, welcher Fluß von Südoſten her in den See Dalai Nor fließt.

Das zahlreichſte und berühmteſte Volk unter allen Mongolen ſind dieſe Kalkas Mongolen. Sie beſitzen über 200 Meilen Land von Morgen gegen Abend, und dazu gehören die Ufer von den ſchönſten Flüſſen. Sie wohnen über dem Lande der eigentlich ſogenannten Mongolen hinaus, und haben gegen Abend die Oelöt zu Nachbarn. Ihr Land erſtreckt ſich, nach dem Gerbillon, von Abend gegen Morgen vom Berge Altaj bis an die Provinz Solon, und von Mitternacht gegen Mittag vom 50 und 51 Grade

der

der Breite, bis an die ſüdlichen Grenzen der großen Wüſte Schamo, die auch mit zu ihrem Gebiete gerechnet wird. Nach Du Halde China 2 B. 265 S. erſtrecken ſie ſich 22 Grad von Morgen gegen Abend; von Mitternacht gegen Mittag aber nicht mehr, als fünf und einen halben Grad. Im Winter ſchlagen ſie ihr Lager in der Wüſte auf, da ſie nicht ſo großen Mangel an Waſſer leiden: denn dies trifft man nur ſelten und gemeiniglich ſehr ſchlecht an. Dieſe Kalkas ſind die Nachkommen der Mongolen, die um 1368 vom Hong-wu, dem Stifter des Hauſes Ming, aus Sina vertrieben wurden, ſich hierauf nordwärts über die große Wüſte hinaus zogen, und ſich vornehmlich an den Flüſſen Selinga, Orkhon, oder Orhon, Tula und Kerlon niederließen, wo ſich viel Viehweide findet. Das ſeltſamſte iſt, daß ſie, nachdem ſie ſo lange an die Sineſiſche Zärtlichkeit gewöhnt waren, doch ſo leicht wieder zu der herumſchweifenden und unflätigen Lebensart ihrer Vorfahren zurück kehren konnten. (A. H. d. R. 7 B. S. 47. 48.)

Nur im Nordlichen Theile ſind, nach Hrn. Hofr. Gatterer, gewöhnliche Flüſſe, nämlich:

1. Im Nordweſten der obern Gegenden der Selenga oder Selinga, wovon Bentink (A. H. d. R. 7 B. S. 49) meldet, daß dieſer Fluß verſchiedene Quellen hat, und daß die Werſch Selinga, welches einer von den vornehmſten iſt, aus einem See entſpringt, den die Mongolen Koſogol

oder

oder Koſokol nennen; daß ſein Lauf faſt in einer graden Linie durch fruchtbare Ebenen von Mittag nach Mitternacht geht; und daß er ſich, nachdem er auf beiden Seiten durch viele Flüſſe ſehr merklich angewachſen iſt, endlich in den See Baikal ergießt; daß ſein Waſſer ſehr gut und leicht, aber nicht ſehr fiſchreich iſt; daß beide Seiten dieſes Fluſſes, von ſeinem Urſprung an, bis etwan eine Tagereiſe von hier nach Selenginſkoi, zum Gebiete der Mongolen gehören; daß aber das benachbarte Land von dieſer Stadt an, bis an den See, unter Rußiſcher Botmäßigkeit ſteht.

2. In Nordoſten, die obern Gegenden des Amur, deſſen zwei Hauptarme hier entſpringen und fließen, das iſt

1) In Norden der Onon. Nach Gerbillon (A. H. d. R. 7 B. S. 721) nennen die Kalkas dieſen Fluß ſo lange Onon, bis der Argun hinein fällt, und entſpringt an der Nordſeite eben deſſelben Gebirges, und ungefähr 400 Li von den Quellen des Kerlon. Er enthält eine Menge Hechte, Karpfen und andre Fiſche. Die Sineſen nennen ihn Helong-Kyang und die Tataren Saghalian-Ula.

2) In Süden der Kerlon, der in den See Dalai Nor oder Kulon fließt, und nach ſeinem nordoſtlichen Ausfluß Argun heißt. — Nach der A. H. d. R. 7 B. S. 48 und 614 iſt es ein mäßiger Fluß, der nach Gerbillons Bericht

auf

auf dem Berge Kentey, 170 bis 180 Meilen weſtwärts gen Norden entſpringt. Sein Lauf geht von Weſten gegen Oſten, doch windet er ſich manchmal auch gegen Norden oder Süden. Sein Waſſer iſt klar und geſund, und enthält einen Ueberfluß von Forellen und andern Fiſchen. Er fließt durch fruchtbare, große und volkreiche Ebenen, und fällt in den See Kulon, der ſich, vermittelſt des Fluſſes Ergona (Argun), welcher auf dieſer Seite die Grenze von dem Mantſchu Reiche ausmacht, in den Saghalian-Ula (Onon) ergießt. Er iſt nicht tief, und man kann faſt überall hindurch waden. Er hat einen ſandigen Boden, und iſt etwan ſechzig gemeine Schuh breit. Er durchſtrömt die fetteſten Viehweiden in der ganzen Tatarei.

In eben dieſen See Dalai Nor oder Kulon ergießt ſich von Oſten her

3) Die über Süden nach Nordweſten durch den See Poiur Nor fließende Kalka. Dieſer Fluß wird, wie Regis (A. H. d. R. 7 B. S. 48) bemerkt, nicht viel von den Kalkas beſucht, ob ſie wohl ihren Namen davon haben. Er fließt von einem berühmten Berge, mit Namen Suelki oder Siolki, vier und achtzig Meilen von Parin, und 64 Meilen von Tſitſikar. Man giebt vor, es entſprängen daraus verſchiedene andre Flüſſe, die aber gar nicht beträchlich ſind. Nachdem er durch einen See, mit Namen Puir, gegangen iſt, ſo bekömmt er den Namen

Urſon

Urſon, nimmt ſeinen Lauf gerade gegen Mitternacht zu, und ergießt ſich in den größern See Kulon Nor.

In dem Südlichen Theile iſt lauter Steppenland: ein Theil der Wüſte Kobi oder Schamo, die oben ſchon beſchrieben worden. Unten am Steppenfluß Onghen Murin, der ſich in den See Kurahan-olen Nor ergießt, lag das weltberühmte

Karakoram, der Dſchingiſen Hauptſtadt und Reſidenz. Von dieſer ſchreibt die A. H. d. R. 7 B. S. 50 ꝛc. — Bentink ſcheint es in Zweifel zu ziehen, ob jemals eine ſolche Stadt Karakoram vorhanden geweſen ſey, weil man jetzo keinen ſolchen Platz mehr findet, und die Erzählung von der Reiſe des Rubruquis dahin iſt, nach ſeiner Meinung, ſehr verwirrt, und ſtimmt nicht mit den Nachrichten überein, die wir jetzo von dem Lande haben, wodurch er gereiſet ſeyn will. Es ſcheint aber ſein Irthum daher zu rühren, daß er Karakum und Karakoram für einen einzigen Ort hält, da doch das erſtere der Name des Landes, das letztere aber der Name der daſelbſt erbauten Stadt iſt; und Abulgaſi unterſcheidet beides wohl von einander, ob er ſchon die Stadt nicht nennet. Nicht weit von der verfallenen Stadt Para-hotun ſieht man einen Ort, mit Namen Kara-uſſon, wo ſich ein kleiner See, und ein ſchöner Quell auf einer fruchtbaren Ebene findet, worauf viele Hirſche, Mauleſel ꝛc., die alle wild ſind,

 weiden.

weiden. Regis hält es für ſchwer zu entſcheiden, ob dieſes das Karakorum, der Sitz des Mango-han, oder ſeines Vorfahren Kayn-ſu ſey, an welchen der heil. Ludwig im Jahr 1249 den Dominikanermönch Longumeau mit prächtigen Geſchenken abgeſendet hat. Er ſpricht, man könne ſich nicht wohl einbilden, wie ein Kaiſer der ganzen Tatarei und des nordlichen Sina ſeinen Sitz in den Ländern habe wählen können, die dem Saghalian Ula gegen Mitternacht liegen, und ſich nur zu einer Wohnung wilder Völker ſchicken. (Allein warum konnte nicht Parahotun und Kora-uſſon von den Tatarn gebaut ſeyn, welche an den Flüſſen Kerlon und Onon gewohnt haben?) oder wie er an dieſem Orte eine ſolche Menge von Bedienten, Geſandten und Kaufleuten aus allerhand Völkern habe unterhalten können, wie von ihm erzählt wird. Er merkt ferner an, daß die Lage der Flüſſe und der Berge, in dieſem Theile der Tatarei, der gänzlich noch unter dem 50 Grade der Breite liegt, gar nicht mit der Straße der damaligen Reiſenden überein kommen. Denn da dieſelben weder in der Meßkunſt erfahren waren, noch einen Kompaß bei ſich hatten, nach dem ſie ſich auf einer ſo langen Reiſe gegen Oſten hätten richten können; ſo bildet er ſich ein, daß ſie unvermerkt weiter nach Süden gekommen ſeyn würden, anſtatt daß ſie, nach ihren Gedanken, ſo weit gegen Norden, bis unter die ſechzigſte Parallele gerückt wären. Er ſetzt hinzu, obgleich nach ihrer Erzählung, auch im Zelte des Kaiſers ſelbſt, oder in ſeinem Zimmer, nur Dornen,

Wur-

zeln von Wermut, und Kuhmiſt gebrennt wurde, ſo fehlte es doch auch der Tatarei nicht an Holze zum brennen, ſowohl in den nordlichen, als in den ſüdlichen Gegenden, bis dahin, wo Karahotun liegt, nur die Ebenen ausgenommen, die man auf dieſer Seite unter dem 50 Grade findet.

Wie ſich die Miſſionarien, welche die Karte von dieſem Laade verfertigt haben, erklären, ſo kann man nicht genau beſtimmen, wo die Stadt und das Dorf Karakorum gelegen haben. Der Engliſche Ueberſetzer des Du Halde hat ſich daher in ſeinen Anmerkungen bemüht, dieſen Punkt feſtzuſetzen, der in der Erdbeſchreibung von der Tatarei in den mittlern Zeiten von groſſer Wichtigkeit iſt. In Anſehung des Namens merkt er an, daß ſolcher, nach dem Herbelot, von den Einwohnern in Türkeſtan gegeben worden ſey, welches ihre Nachbarn gegen Abend ſind. Abulfaradſch ſpricht, Karakoram ſey einerlei mit Ordu balik; und Gaubil verſichert uns, daß es in der Sineſiſchen Geſchichte Holin genennt werde. Rubruquis erzählt uns, Karakorum habe zu ſeiner Zeit (1255) nur eine Mauer von Erde gehabt, und ſowohl der Platz ſelbſt, als der Pallaſt des Khan, wären, in Vergleichung mit den Europäiſchen, nur armſelige Gebäude geweſen. Doch geſteht er, daß der Ort ſehr volkreich geweſen ſey, und eine groſſe Menge Palläſte, Tempel ꝛc. in ſich begriffen habe. In Anſehung der Gründung dieſer Hauptſtadt des Mon-

goliſchen Reichs verſichern Abulfaradſch und Herbelot, daß Oktai, der dritte Sohn und Nachfolger Dſchingis Khans nach ſeiner Zurückkunft von der Eroberung des Reiches der Kin, oder Katai, ſie erbaut habe, und mit ihnen ſtimmt auch Abulgaſi überein. Allein in den Auszügen aus der Sineſiſchen Geſchichte, die uns Gaubil geliefert hat, wird davon ſo geredet, als ob ſie noch vor den Zeiten Dſchingis Khans vorhanden geweſen ſey. Man erzählt uns, Oktai habe im J. 1235 aus Holin nur eine Stadt mit einem prächtigen Pallaſte gemacht, und Abulfaradſch meldet, daß er ſie mit Einwohnern aus Katai und Turkeſtan, mit Perſern und Muſtarabern bevölkert habe.

Allein Abulchaſi iſt etwas umſtändlicher in Anſehung des Urſprungs dieſer Stadt. Er erzählt uns, daß Ugadaj oder Oktai Khan nach ſeiner Zurückkunft von der Eroberung von Katai im J. Chr. 1236, noch immer ſeinen Sitz im Lande Karakum, oder des Schwarzen Sandes gehabt, daſelbſt einen prächtigen Pallaſt erbaut, und zu Auszierung deſſelben die geſchickteſten Mahler aus Katai kommen laſſen; auch den Prinzen vom Geblüte, und ſeinen vornehmſten Befehlshabern anbefohlen habe, daß ſie ſchöne Häuſer um denſelben herum bauen ſollten. Er habe auch einen ſchönen Brunnen graben, und einen Tiger in Lebensgröße aus lauterm Silber verfertigen laſſen, der Waſſer von ſich ſpie. Der Ueberſetzer des DU Halde hält dafür, Karakorum, Ordubalik oder Holin, haben

im

im Lande Karakum gelegen, und dieſe Gebäude wären in dieſer Stadt aufgeführt worden; obſchon de la Croix ſpricht, Oktai habe ſeinen Sitz ordentlich in Olugh-gurt gehabt, welches nicht weit von Karakorum entlegen war. Daher könnten einige ſchließen, der Pallaſt ꝛc. wäre daſelbſt erbaut worden; oder Ulug-gurt wäre vielleicht ein andrer Name, den die Mongolen der Stadt Ordubalik beigelegt hätten. Denn wir finden bei andern Schriftſtellern keine Nachricht von zwei Städten, ſondern nur, daß alle Khane, vor dem Koblai zu Holin oder Karakoram gekrönt worden ſind, und ihren Sitz daſelbſt gehabt haben. De la Croix ſpricht, dieſes ſey der Sitz des Ung oder Vang-Khan der Karaiten geweſen, den man gemeiniglich den Prieſter Johannes nennt; es ſey ein ſehr anſehnlicher Ort geweſen, da ihn Dſchingis Khan in ſeine Gewalt bekommen habe, dieſer habe ihn ſehr verbeſſert; und dieſer Oktai Khan habe ihn wieder gebaut, und eine berühmte Stadt daraus gemacht.

Der Ueberſetzer bemerkt in einer andern Anmerkung, daß Gaubil, aus der Sineſiſchen Geſchichte, die richtige Lage der Stadt angiebt, wovon die Rede iſt. Er ſpricht, die Horde der Mongolen habe nicht weit von der Stadt Holin, oder Karakorum, mit der Horde der Naymaner gegrenzt, und zwar auf der nordlichen Seite der ſandigen Wüſte; die Breite der Stadt, wie ſie auf Befehl des Koblai Khan genommen worden, ſey 44 Grad, 11

Minuten geweſen, die Länge aber, nach der Ausrechnung 10 Grad, 11 Minuten gegen Abend von Peking. Hieraus iſt, nach dem Ueberſetzer, klar, daß Karakoram an dem See Kura-han-ulen, oder nicht weit davon, und folglich in einer großen Weite, ſowohl von Karahotun, als auch von Parahotun gelegen habe, nemlich 480 Meilen gegen Nordweſten von dem erſtern, und 420 Meilen gegen Südweſten von dem letztern Orte. Ob nun, wie der Verfaſſer fortfährt, die Miſſionarien, welche die Karte von der Tatarei verfertigten, an dem beſagten See geweſen ſind, oder ihn nach den Erzählungen der Mongolen gezeichnet haben, wiſſen wir nicht. Indeß wäre es doch etwas ſeltſames, wenn ſie nichts von Karakorum gehört haben ſollten, deren Ueberbleibſel noch immer in der Gegend vorhanden ſeyn müſſen. Es war der Kaiſerliche Sitz der Khane, bis ihn Koblaj, damit er ſeinen eroberten Ländern näher ſeyn möchte, nach Schangtu verlegte, welche Stadt er gebaut hat, wie uns Marko Polo und Häyron erzählen, der erſtere nennt ſie Ciandu, der andre noch verderbter, Jons. Nach der Vertreibung der Mongolen aus Sina, ums J. 1368, iſt's wahrſcheinlich, daß Karakorum wiederum der Sitz der Khane geweſen iſt, ob ſie ſchon, nach dem de la Croix, ſeit den Zeiten des Oktaj, ihren Sitz zu Ulugh-gurt, einer nicht weit davon abgelegenen Stadt, gehabt haben, wenn's nicht, wie zuvor angemerkt worden, eben der Ort iſt. Ihre nachherigen Schickſale ſind unbekannt.

II.)

II.) Scharra Mongolei.

Die Scharra, das iſt die gelbe Mongolei, erſtreckt ſich Südwärts bis an die Sineſiſche Mauer.

A. Die Weſthälfte iſt, das öſtlichſte Stück ausgenommen, lauter Steppenland (Kobi), mit Steppenflüſſen und Steppenſeen. Die vornehmſten Steppenflüſſe ſind folgende von Weſten nach Oſten:

1) Der Polonkir=Murin, welcher von Süden den Sirgantſchin=Bira, woran die Stadt Schatſcheu liegt, aufnimmt, und in den auf der Weſtgrenze liegenden See Hara=nor ſich ergießt; und

2) Der von Süden aus der Choſotei in zwei Armen fließende Etzine=Murin, welcher zuletzt, in zwei kleine Arme zertheilt, in die zwei Seen, den Sohuk=Nor in Weſten, und den Sopu=Nor in Oſten, ſich ergießt. — Alles dies führt Hr. Hofr. Gatterer an. —

Im öſtlichſten Theile krümmt ſich um das Land Ortos der Hoang=ho oder Whang=ho; auch zwei Nebenflüſſe von ihm ſind hier: der Turghen=Bira in Oſten, woran die Stadt Kuku oder Huhu liegt, fließt von Nordoſten her, und der Wutin=ho in Weſten, fließt von Nordweſten her nach Schenſi. —

Die Mongolen, welche Ortos oder Ortus genennt werden, grenzen (nach der Allg. H. d. R. 7 B. S. 41.) gegen Mittag an die große Mauer, die daſelbſt, und auch durch ganz Schenſi hindurch, bloß aus Erde beſteht, und fünfzehn Schuh hoch iſt. Auf den drei übrigen Seiten umgiebt ſie der Whangho oder gelbe Fluß. Dieſer verläßt Sina nicht weit von der ſchönen Stadt Ninghya, nimmt einen großen Umſchweif, und kehrt, in der Gegend von Pau-te-tſchu, wieder nach Sina zurück. Seine Krümmungen und Wendungen gegen Mitternacht ſind durch die Anmerkungen beſtimmt worden, die man machte, als man ſeinem Laufe bis nach Kuramodo folgte. Dieſe Länder ſind von Einwohnern, und von allen Merkwürdigkeiten entblößt. Ueber der großen Mauer an dem Wangho lag ehemals die Stadt Toto, die nach den Ueberbleibſeln ziemlich groß geweſen zu ſeyn ſcheint, obſchon dieſe Leute weder Geſchicklichkeit noch Luſt zum Bauen haben. Sie werden von verſchiednen kleinen Fürſten unter ſechs Fahnen beherrſcht, und thun ſich gern durch die Größe und Menge ihrer Gezelte, wie auch die Anzahl ihrer Heerden hervor. — Der Turghen-Bira wird von Gerbillon (Allg. H. d. R. 7 B. S. 616) Turghe-pira genannt, und als ein kleiner, ſich immer windender und ſchneller Bach beſchrieben. Der viele zähe Schlamm an den Ufern macht den Uebergang über ihn etwas ſchwer, und nicht weit über ihn hinaus wird die Ebene ſchmäler, und verliert ſich zwiſchen den Bergen. Ebend. S. 704.

nennt

nennt er ihn Turghen, und ſagt, daß er der alten Stadt Toto gegen über in den Wangho ſich ergieße. Dieſe alte Stadt Toto ſcheint Gatterers Huhu zu ſeyn.

B. Die Oſthälfte iſt durch ein von Norden nach Süden ſtreichendes Kettengebirge in zwei ungleichartige Theile geſchieden:

1) Der Weſtliche Theil iſt Steppenland, aber zugleich auch gebirgig. In Südoſten fließt der Küſtenfluß Schantu nach Petſcheli, wo er Lan-ko heißt. — Der kleine Fluß Schantu, ſagt Gerbillon (A. H. d. R. 7 B. S. 642.) fließt in einer Ebene, namens Kahaye, und er konnte 1691 daſelbſt noch die verfallenen Gemäuer von der Stadt Schantu ſehen, welches der Sommerſitz der Kaiſer aus dem Hauſe Yuen, der Nachfolger Dſchingis Khans in Sina und der Tatarei, geweſen iſt. Der Fluß windet ſich auf der Ebene von Weſten gegen Oſten; und von der großen Mauer an bis hieher ſah Gerbillon nicht einen einzigen Baum.

2) Der Oeſtliche Theil iſt auch nordwärts ſteppenartig; aber ſüdwärts wird das Land durch den großen vielarmigen Küſtenfluß Schara oder Sira Murin, an deſſen nördlichſten Arme die Stadt Parin liegt, gewäſſert. Dieſer Fluß läuft von Weſten im Bogen herum nach Leao. — Der Fluß Sira, ſagt Gerbillon (A. H. d. R. 7 B. S. 712) entſpringt auf dem Berge Pecha, geht in die öſtliche Grenze

Ohan durch Onhyot, ſtrömt vor dem Sitze des Fürſten von Ohan, Schang-tu-wang vorbei, vereinigt ſich mit einem andern Fluſſe, und fällt in den Lyauho (Leao). — Das Land Parin wird nach der A. H. d. R. 7 B. S. 39. in zwei Fahnen getheilt, und iſt vornehmlich an dem Hara Muren bewohnt, der ſich in den Sira Muren ergießt. Die Länder Onhiot und Parin liegen gegen Mitternacht über die Jagdplätze des Kaiſers hinaus. Ihre Fürſten ſind viele Jahre lang mit dem Kaiſerlichen Hauſe verbunden geweſen. Man findet verſchiedene von ihnen in beiden Ländern. Parin iſt größer als Onhiot, in andrer Betrachtung aber dieſem Lande ganz gleich. Der Boden iſt hier nur mittelmäßig. Hier findet man einige wenige Gebäude nahe bei dem Pallaſte der Kaiſerlichen Prinzeſſinn, wohin ſich ihre Bedienten begeben, und wo man den Miſſionarien recht wohl begegnete. Ihr Gemahl führte den Namen eines Tſing wang, oder erſten kleinen Königs, und einer von den Fürſten von Onhiot wurde Kun wang, oder ein kleiner König vom zweiten Range genannt. Seine Mutter hatte für ihn einen kleinen Pallaſt am kleinen Fluſſe Sirgha oder Siba gebaut, ob er ſchon ordentlich an dem Ufer dieſes Fluſſes ſein Lager aufzuſchlagen pflegt.

IV.

Tunguſien oder Amur-Land.

Unſre Britten haben dieſes Land ganz übergangen. Ich rücke daher zur Ergänzung die zwar kurze aber genaue Beſchreibung deſſelben von Hr. Hofrath Gatterer hier ein, und ergänze ſolche aus der A. H. d. R. 7 Band, da ich ſie für jetzt nicht genauer und vollſtändiger zu geben weiß.

Von den Rußiſchen Tunguſen, die im öſtlichen Sibirien, vom Jeniſei an, bis an das Ochotſkiſche Meer, wohnen, iſt hier die Rede nicht, ſondern von den Tunguſen im Amur-Lande, das iſt, von denen, die zu beiden Seiten des Amurſtroms wohnen. Dieſe ſind zwar Ein Volk mit den Rußiſchen, und bekennen ſich zur Schigimuniſchen oder Lamaiſchen Religion, haben die Schreibkunſt von den Dſchingiſen, ihren ehemaligen Oberherren, gelernt, und ein Stamm von ihnen, die Mantſchu, herrſcht ſeit 1644 über das Sineſiſche Reich.

Dieſes Tunguſen- oder Amur-Land iſt von Sibirien im Nordweſten durch den Bergäquator, und in Nordoſten durch eine, noch nicht traktatenmäßig genaue, Grenzlinie geſchieden, und hat in Oſten das Ochotskiſche und das Kurilen Meer, in Südoſten das Japaniſche Meer, in Süden Korea, und das Meer Hoang-hay, und in Weſten die Mongolei zu Grenzen.

Hier

Hier iſt kein Steppenland mit Steppenflüſſen, ſondern gewöhnliches Land, welches der ſchiffbare große Amurſtrom mit ſeinen vielen zum Theil ſtarken Nebenflüſſen, durchſtrömt: auf den Küſten ſind natürlicher Weiſe Küſtenflüſſe.

Dieſes große Land wird in zwei Gouvernementer getheilt, welche in der Nordhälfte durch das große Kettengebirge Hinkan natürlich, in der Südhälfte aber politiſch geſchieden ſind. — Gerbillon (A. H. d. R. 7 B. S. 707.) nennt den Berg Hing hang, und ſagt, daß auf der abhängigen Seite des Berges ſehr leicht fortzukommen ſey, und daß der Berg weit höher über der Erde an der Seite von Sina, als gegen die Tatarei zu, ſey. In der A. H. d. R. S. 15. wird dieſe berühmte Reihe Berge Hinkan-alin genannt. —

1. Gouvernement von Tſitſikar.

Dieſes Gouvernement macht den nordweſtlichen kleinen Theil des Landes aus, und wird durch den Amur in Norden und Süden getheilet. — Nach Fenning machen zwei Flüſſe, die beide in den Amur fallen, ihre Grenze im Weſten, und gegen die Rußiſchen Länder. Er nennt dieſe Flüſſe aber nicht. Die A. H. d. R. S. 19. nennt den einen Ergona oder Argun, der gegen Mittag, etwas unter dem 15. Grade der Breite entſpringt, und ſich in vier Graden der oſtlichen Länge von Peking mit dem Sachalin

Ula vereinigt. Der andre Fluß, mit Namen Aighe Kerbechi, hat einen kürzern Lauf von Mitternacht. Etwas auf der Nordweſtſeite der Mündung des Ergona ergießt er ſich in den Sudhalin. Wir bemerken darin

A.) Die Flüſſe.

1) Der gedachte Amur, auf Tunguſiſch Sachalin-Ula, Schwarzer Fluß, und auf Sineſiſch heißt er Ja-long-kjan, Drachenfluß, und bis der Argun hineinfällt, nennen ihn die Tataren Onon. Er entſteht auf der Weſtgrenze aus der Vereinigung der aus dem Irkuzkiſchen herſtrömenden zwei Flüſſe, der Schilka im Norden, und des Argun im Süden, und nimmt von Nordoſten her den Fluß Silimpdi (vermuthlich der Simkipira in der A. H. d. R. S. 15.), mit dem Tſchikiri von Nordweſten, und von Südweſten her den Humar auf. — Der Tſchikiri heißt in der A. H. d. R. 7 B. S. 21. Chikiri, wie ihn auch Gerbillon (Ebendaſ. S. 631) nennt. Dies iſt ſein Mandſchuiſcher Name, die Ruſſen nennen ihn Zia. Er fließt auf der Morgenſeite des Sachalin Ula, etwan hundert Meilen unter Yakſa, und ergießt ſich etwan eine halbe Meile von hier in den Sachalin Ula. Auf der Reiſe zu ſeiner Quelle ſoll man zwei Monate zubringen müſſen. Allein man kann in vierzehn Tagen hin und wieder kommen. Er entſpringt auf einer Reihe von Bergen, die den beiden Reichen zur Grenze dient, und läuft ſehr ſchnell gegen Mittag zu.

2) Der

2) Der Naun oder Noni, in der ſüdweſtlichen Gegend, fließt von Norden nach Süden, und ergießt ſich auf der Südgrenze in den Songari. — Beim Jenning, und in der A. H. d. R. 7 B. S. 82. heißt er Nonni-ula, und wird in 46 Grad 30 Minuten 0 Sekunden Breite, und 7 Grad 45 Minuten 0 Sekunden Länge geſetzt. Die Länge iſt von Peking aus gerechnet. Ebendaſ. S. 16. heißt er ein anſehnlicher Fluß, der ſich in den Songari ergießt, welcher Songari in der Mantſchuiſchen Geſchichte ſehr berühmt iſt, ſo wie auch der Berg, von welchem er entſpringt, und den die Tatarn Schanyen-alin, die Sineſer aber Tſchang-pe-tſchan, das iſt, den immer weiſſen Berg nennen. Sie führen ihren Urſprung von demſelben her, und vermiſchen damit eine große Menge von erdichteten und wunderſamen Umſtänden. So viel iſt gewiß, daß die Mandſchu damals in ihrem ganzen Gebiete keinen Fluß hatten, den man mit dem Songari-ula hätte vergleichen können. Er iſt ſehr fiſchreich, breit und tief. Man kann überall ohne Gefahr darüber ſchiffen, denn er hat einen nicht all zu ſchnellen Lauf, auch da, wo er ſich mit dem Samhalian vereinigt. Der Berg Tſchang-pe iſt der höchſte in der ganzen öſtlichen Tatarei, und man kann ihn ſehr weit ſehen. Die eine Hälfte iſt mit Bäumen, und die andre mit Sande bedeckt. Dieſer Sand iſt die Urſach, daß er immer weiß zu ſeyn ſcheint, und nicht der Schnee, wie ſich die Sineſen einbilden; denn es findet ſich faſt gar kein Schnee auf demſelben. Auf dem Gipfel ſind

fünf

fünf Felſen, die wie abgebrochene Spitzſäulen ausſehen, und über die Maßen hoch ſind. Sie ſind beſtändig naß, welches von dem dieſem Lande eignen Nebel und Dünſten herrührt. Dazwiſchen iſt ein ſehr tiefer See, aus welchem der Songari in einem ſchönen Strome entſpringt. Es entſpringen aber nicht ebenfalls daher, wie die Mandſchu vorgeben, die drei großen Flüſſe Tumen-ula, Yalu-ula, und Sihu-ula, welche die Grenzen von Korea umfließen, ſich hernach vereinigen, und in die See dieſes Königreichs fallen.

B.) Tunguſiſche Völkerſchaften.

1) Die Humar, um den gleichnamigen Fluß.

2) Die Solon, ein herumziehendes Volk, auf der Weſtſeite des Fluſſes Naun. — Nach der A. H. d. R. 7 B. S. 18. ſind die Solon, von denen die Zobel gejagt werden, urſprünglich öſtliche Tataren, und ſtammen, wie ſie ſelbſt erzählen, von denen her, die im J. 1204 aus der allgemeinen Niederlage des Volks noch entronnen waren. Sie ſind ſtärker, geſchickter und tapferer, als die übrigen Einwohner dieſer Gegenden. Ihre Weiber reiten auf Pferden, ziehen den Pflug, und jagen Hirſche und anderes Gewild. Sehr viele von ihnen wohnen itzt zu Nierghi, einer ziemlich großen Stadt nicht weit von Tſitſikar und Merghen. Die Miſſionarien ſahen ſie den erſten Oktober von hier auf die Zobeljagd ausziehen. Ihre Kleidung

beſtund

beſtund aus kurzen engen Wämſern und einer Mütze, beide von Wolfsfellen. Sie nahmen einige Pferde mit ſich, die mit Hirſe beladen waren, wie auch ihre lange Mäntel von Fuchs- oder Tigerhäuten, deren ſie ſich ſonderlich des Nachts wider die Kälte bedienten. Ihre Hunde ſind zur Jagd abgerichtet, können gut klettern, und wiſſen den liſtigen Zobeln geſchickt beizukommen. Weder die Strenge des Winters, wobei auch die größten Flüſſe zufrieren, noch die Tiger, von denen ſie oftmals zerriſſen werden, können ſie abhalten, daß ſie ſich nicht wiederum zu ihrer mühſamen und gefährlichen Arbeit begeben ſollten; denn ihr ganzer Reichthum beſteht hierin. Die feinſten Felle werden für den Kaiſer ausgeſucht, und dieſer bezahlt einen geſetzten Preis für eine gewiſſe Anzahl. Die übrigen werden, auch im Lande ſelbſt, ſehr theuer bezahlt; denn erſtlich werden ſie nicht häufig gefunden, und hernach werden ſie auch von den Mandarinen in dieſen Gegenden, und von den Kaufleuten von Tſitſikar ſogleich aufgekauft. — Eben dies erzählt auch Fenning aus dieſer Quelle.

3) Die Da-uri, auf der Oſtſeite des Fluſſes Naun, die durch die Sineſer zum Häuſer- und Ackerbau gewöhnt worden ſind. — Sie nehmen, nach der A. H. d. R. 7 B. S. 20, ihren Anfang da, wo ſich der Argun mit dem Sachalin-ula vereinigt, und erſtrecken ſich längs dem Fluſſe hin über 150 Meilen gegen Ninguta zu. Der Statthalter erzählte dem Gerbillon, daß ſich in der Provinz

vinz nicht über zehn tauſend Haushaltungen befänden. Sie ſind ſtarke Jäger und geſchickte Schützen, und bezahlen ihre Abgaben an Zobelfellen. Ein jedes Hauswesen liefert jährlich zwei, drei, oder mehr, nachdem ſich viel tüchtige Perſonen darin finden. —

C.) Städte. Dieſe liegen

1) In Weſten am Naun von Süden nach Norden hinauf:

(1) Die Hauptſtadt Tſitſikar. Nach der A. H. d. R. 7 B. 16 S. nennt ſie Ides Xixigar, Brand aber Suttega, und in dem Jeſuitiſchen Verzeichniß der Breiten und Längen heißt ſie Chiſkar. Sie iſt eine neue Stadt, die der Kaiſer Kanghi erbaut hat, um ſeine Grenzen wider die Ruſſen zu ſichern. Sie liegt nicht weit vom Nonni Ula, einem anſehnlichen Fluß, der ſich in den Songari ergießt. Sie iſt mit einem ſtarken Pfahlwerke umgeben, das nicht hoch, aber mit einem ſehr guten Walle umgeben iſt. Die Beſatzung beſteht vornehmlich aus Tataren, die Einwohner aber ſind meiſtens Sineſen, die durch die Handlung hieher gezogen, oder wegen ihrer Verbrechen hieher verwieſen werden. Beide haben ihre Häuſer außerhalb der hölzernen Mauer; denn innerhalb derſelben findet man wenig, auſſer den Gerichtshäuſern, und dem Pallaſt des Tatariſchen Feldherrn. Die Häuſer ſind von Erde aufgeführt, in ſchöne geraume Straßen eingetheilt, und mit

einer Mauer von Leimen eingefaßt. Es wohnen darin Mandſchu, Solon, und vornehmlich die alten Einwohner des Landes Tſitſikar, mit Namen Taguri, oder bei Isbrand Ides, Targazi. Dieſes Volk, welches nicht allzuzahlreich iſt, unterwarf ſich unter dem Vater des Kaiſers Kanghi dem Mandſchu, und flehte ihn um Schutz gegen die Ruſſen an. Dieſer lief in Barken, die mit Soldaten beſetzt waren, aus dem Sachalin in den Songari, verſicherte ſich aller Flüſſe, die ſich damit vereinigten, und machte ſich bei den Tatariſchen Völkern an ihren Ufern furchtbar. Die Taguri, welches große und ſtarke Leute ſind, ſind beſtändig gewohnt geweſen, Getreide zu ſäen, und Häuſer zu bauen, ob ſie ſchon mit Tataren umgeben waren, die keines von beiden jemals gethan haben. — Fenning ſetzt dieſe Stadt in 47 Grad, 24 Minuten Nordbreite, und ſchöpft übrigens aus eben der Quelle ſeiner wenigen Nachrichten.

(2) Merghen, heißt in der A. H. d. R. S. 17 auch Merghen hotun und Merghin, und ſteht unter dem Statthalter von Tſitſikar, wovon es über 40 Meilen weit liegt, hat bei weitem nicht ſo viel Einwohner, und iſt nur mit einer Mauer umgeben. Die dazu gehörige Gegend iſt ganz mittelmäßig, und beſteht aus einem ſandigen Boden. Eben dies erzählt Fenning: hat alſo aus dieſer Quelle geſchöpft.

2) In Oſten, an dem Amur, von Südoſt nach Nordweſten hinauf:

(1) Teldeni.

(2) Sachalin Ula Choton (Choton oder Koton, auf Tunguſiſch, Stadt). In der A. H. d. R. 7 B. 17 S. und bei Fenning, der daraus geſchöpft hat, heißt ſie Saghalian-Ula, auch Saghalian Ua Hotun, d. i. die Stadt des ſchwarzen Fluſſes, an deſſen Südſeite ſie liegt. In ihrer Gegend findet man gute Weitzenfelder auf einer Ebene, die ſich längs dem ſchönen Fluſſe hin erſtreckt, und verſchiedene Dörfer in ſich begreift. Sie iſt eben ſo gebaut, wie Tſitſikar, und hat eben ſo viel Einwohner, aber mehr Bequemlichkeit. Zu dieſer Stadt gehören die Mantſchu-Dörfer an dieſem Fluſſe, deren aber nur wenige ſind, und verſchiedene zur Zobeljagd fürtreffliche große Wälder. Die Ruſſen würden ſich davon ſelbſt Meiſter gemacht haben, wenn nicht ihre Stadt Yakſa, die einige wenige Tagereiſen weiter hinauf an dem Fluſſe gebaut war, vermöge des 1689 geſchloſſenen Vertrags geſchleift worden wäre. Die Tatariſchen Jäger halten beſtändig eine recht gute Wache an der Grenze, und haben bewaffnete Barken auf dem Fluſſe Sachalin Ula. — In den Fluß Saghalian ergießen ſich, auſſer den oben angeführten Flüſſen, auch der Son-pira, der Korſin-pira, und verſchiedne andre Flüſſe, die wegen der Perlenfiſcherei berühmt ſind. Dieſe geſchieht ohne viel Kunſt. Die Fiſcher ſpringen bloß in dieſe

kleinen Flüſſe hinein, und nehmen die erſten Muſcheln heraus, die ſie finden. Im Saghalian ſelbſt ſollen keine Perlen gefunden werden, vielleicht deßwegen, wie ſich ihre Mandarinen gegen die Miſſionarien erklärten, weil ſie ſich in ein ſo tiefes Waſſer nicht hinein wagen. Sie fiſchen für ſich auch in verſchiednen andern kleinen Flüſſen, die ſich in den Nonni Ula und in den Songari ergießen. Dergleichen kleine Flüßchen ſind Arom und Nemer, auf dem Wege von Tſitſikar nach Merghin; ſie verſichern aber, daß ſie niemals in ſolchen Waſſern Perlen gefunden hätten, die der Stadt Sachalin Ula gegen Abend, gegen das Ruſſiſche Gebiete zu, fließen. Die Tataren ſtreichen ihre Perlen ungemein heraus, Europäer aber würden ſie vermuthlich nicht hoch ſchätzen, weil ſie in der Geſtalt und in der Farbe mangelhaft ſind. Der Kaiſer hat verſchiedene Schnuren, und an jeder hundert, oder noch mehr, ſehr große Perlen, die einander vollkommen gleich ſind; allein ſolche werden aus tauſenden ausgeſucht, die ihm alle zugehören.

(3) Uluſſu Mudan, wo die nördlichſte Grenzpoſtirung der Sineſerwache ſteht, oder wenigſtens ſonſt ſtand.

2. Gouvernement von Kirin.

Es macht den ſüdöſtlichen größern Theil des Landes Tunguſien aus, auf beiden Seiten des Amur, und ſeiner zwei großen ſüdlichen Nebenflüſſe.

Die Oſthälfte, von dem Amur und dem Uſuri an, bis an die Seeküſte, iſt mit dicken Wäldern angefüllt. —

In der A. H. d. R. 7 B. 7 S. heißt dieſe große Statthalterſchaft Kirin = ula = hotun, und ſtößt gegen Abend an das Pfahlwerk Lyautong, gegen Morgen an die Oſtſee, gegen Mittag an Korea, und gegen Mitternacht an den großen Fluß Sanghalian Ula, deſſen Mündung etwas auf dieſer Seite unterm 53 Grade iſt. Die Breite enthält alſo nicht weniger, als zwölf Grade, und die Länge beinahe zwanzig Grade. Es iſt nemlich dieſes Land 750 Meilen lang, und 600 breit, und nicht ſehr bevölkert. Hiemit ſtimmt Fenning überein, der es aus dieſer Quelle beſchrieben hat. — Wir bemerken darinn

A.) Die Flüſſe. Der Amur läuft von Nordweſten her, aus dem Gouvernement Tſitſikar, gegen die Mitte des Gouvernements Kirin, und nimmt

1) Bei ſeiner nordoſtlichen Wendung den Songari auf, der von der Koreaniſchen Grenze, das iſt, von Südweſten her, zuerſt Nordweſtwärts bis an die Grenze dieſes Gouvernements fließt, wo der Naun oder Noni von Norden her ſich in ihn ergießt, darauf aber ſich nach Nordoſten herum beugt, und in den Amur fällt. Man vergleiche von ihm das vorhergehende Gouvernement.

2) Ergießt ſich in den nordoſtlich fortlaufenden Amur, der Uſuri, der von Süden her aus dem See Hinka fließt, — Der Uſuri hat, nach der A. H. d. R. 7 B. 11 S. ein helles und klares Waſſer, und einen langen Lauf. Er fällt in den Saghalian, und gehört zu dem Lande der Ynpiſchen Tataren, die an deſſen Ufern in Dörfern wohnen. Es ergießen ſich in ihn ſehr viele große und kleine Flüſſe, und er muß auſſerdentlich fiſchreich ſeyn, denn die Fiſche dienen den Anwohnern nicht nur zur Speiſe, ſondern auch zur Kleidung.

B.) Die Tunguſiſchen Völkerſchaften.

1) Die Jüpi, das iſt, mit Fiſchhäuten bekleidete, welche ſich in den untern Gegenden des Uſuri, und längs dem Amur aufhalten. Von dieſen giebt die A. H. d. R. 7 B. 11 S. folgende Nachrichten. — Sie wiſſen die Häute der Fiſche zuzurichten, ſie auf drei bis viererlei Art zu färben, und ihnen eine ſolche Geſtalt zu geben, und ſie ſo künſtlich zuſammen zu nähen, daß man's anfangs für Seide halten ſollte; wenn man aber einen, oder ein Paar Stiche von der Nath auftrennt, ſo zeigt ſich ein über die maßen zartes Leder, das aus einer ſehr dünnen Haut geſchnitten iſt. Sie kleiden ſich, wie die Mandſchu, auf Sineſiſche Weiſe. Der einzige merkliche Unterſchied iſt, daß ihre lange Röcke unten gemeiniglich eine grüne oder rothe Einfaſſung, und einen grauen oder weißen Boden haben. Die Weiber behängen auch ihre Röcke oder Mäntel

tel unten mit kleinen Stückchen von Kupfer, oder mit kleinen Schellen, damit man ſie hören könne, wenn ſie zu jemand kommen. Ihr Haar, welches in verſchiedene Locken abgetheilt iſt, hängt ihnen über die Schultern, und iſt mit Stückchen von Spiegeln, Ringen und andern Kleinigkeiten beladen, welche ſie ſo hoch ſchätzen, als Juwelen.

Die Lebensart dieſer Jü pi iſt nicht weniger auſſerordentlich. Den ganzen Sommer bringen ſie mit Fiſchen zu. Ein Theil von dem, was ſie fangen, wird zuſammen gehäuft, und daraus verfertigen ſie Oehle für ihre Lampen; ein andrer Theil dient ihnen zu ihrer täglichen Speiſe; und das übrige, welches ſie an der Sonne trocknen, und es nicht einſalzen, weil ſie kein Salz haben, wird als ihr Vorrath auf den Winter aufgehoben, und davon nähren ſich ſowohl Menſchen als Thiere, wenn die Flüſſe zugefroren ſind. Indeß bemerkten doch die Miſſionarien, daß die meiſten von dieſen armen Leuten viel Munterkeit und Stärke beſaßen. Das Vieh aber, deſſen man ſich zur Speiſe bedient, iſt in dieſem Lande ſehr ſeltſam, und das Fleiſch davon hat einen ſo unerträglichen Geſchmack, daß ſelbſt die Bedienten, ſo begierig ſie auch nach Fleiſche waren, indem ſie lange Zeit nichts als Fiſche gegeſſen hatten, daſſelbe nicht vertragen konnten. Die Hunde ziehen in dieſem Lande die Schlitten, wenn die Flüſſe zugefroren ſind. Bei ihrer Rückreiſe begegneten ſie der Frau von Uſuri, die von Peking kam, wo ihr Gemahl

vor kurzem geſtorben war, welches der oberſte Feldherr bei dieſem Volke geweſen, und die Ehrenbezeugungen und Vorzüge genoſſen hatte, die der Leibwache zuſtehen. Sie erzählte ihnen, daß ſie hundert Hunde zu ihren Schlitten hätte. Einer, der den Weg ſchon gewohnt war, lief voran, und die übrigen folgten ihm mit ihrem Geſchirre nach, ohne ſich zu verlaufen. Bei den Poſthalten wurden ſie von andern, von derjenigen Kuppel abgelöſet, die bisher nicht gezogen hatte. Sie verſicherte dieſelben, daß ſie oftmals hundert Sineſiſche Li, oder zehn franzöſiſche Meilen, ohne ſtille zu halten, fortgefahren wäre. Anſtatt ihnen Thee zu bringen, wie die Sineſen und andere Tataren zu thun gewohnt ſind, trugen ihnen ihre Bedienten auf reinlichen Tellern von Ratan kleine Stückchen Fleiſch von Stören auf. Dieſes Frauenzimmer, welches die Sineſiſche Sprache verſtund, hatte ganz andere Gebärden und Sitten, als die Jüpiſchen Tataren. Dieſe ſind gemeiniglich von einer friedliebenden Gemüthsart, dabei aber plump, ungeſittet, und ohne die geringſte Wiſſenſchaft. Sie wiſſen auch gar nichts von einem öffentlichen Gottesdienſte, und die Sineſiſchen Götzen ſelbſt haben bei ihnen noch keinen Eingang finden können. Vermuthlich geſchieht dies, wie der gute Jeſuit ſpricht, deßwegen, weil ſich die Bonzen in einem ſo armen und elenden Lande nicht behelfen können, wo man weder Reis noch Weitzen ſäet, ſondern nur etwas wenigen Tabak auf einigen wenigen Plätzen nahe bei jedem Dorfe an dem Ufer

des

des Fluſſes. Ihr ganzes übriges Land iſt mit einem dicken und faſt undurchdringlichen Gehölze bedeckt, wo ſie mit einer Menge von Mücken, und anderm ſolchen Ungeziefer geplagt werden, welches ſie mit Rauch zu vertreiben ſuchen müſſen.

In den daſigen Flüſſen werden faſt alle Arten von Fiſchen gefangen, die in Europa bekannt ſind. Doch findet man in Europa nicht ſo viele Stören, worin die vornehmſte Fiſcherei dieſes Volks beſteht. Nach ihrer Meinung iſt der Stör der König der Fiſche, und hat ſeines Gleichen nicht. Gewiſſe Theile davon ißt man roh, und giebt vor, daß man dadurch aller dem Fiſch zugeſchriebenen Tugenden theilhaftig werde. Nächſt dem Stör wird ein anderer Fiſch hochgehalten, der bei uns nicht bekannt iſt, aber das wohlſchmeckendſte Fleiſch hat, das zur Speiſe gefunden werden kann. Er hat faſt die Länge, und auch beinahe die Geſtalt des kleinen Thonfiſches, aber eine ſchönere Farbe. Das Fleiſch iſt völlig roth, und dadurch wird er von andern Fiſchen unterſchieden. Er wird ſo ſelten gefunden, daß die Miſſionarien niemals über zwei oder drei davon antreffen konnten. Die großen Fiſche werden von den Einwohnern gemeiniglich mit Angeln oder Spießen, die kleinen aber mit Netzen gefangen. Sie haben kleine Barken, und ihre Bote ſind nur aus Baumrinden verfertigt, aber ſo gut zuſammengefügt, daß kein Waſſer hinein dringen kann.

Ihre Sprache ſcheint aus der Sprache der Mandſchu, die gegen Abend und gegen Mittag ihre Nachbarn ſind, und aus der Sprache der Ketſchingiſchen Tataren, mit denen ſie gegen Mitternacht und Norden grenzen, vermiſcht zu ſeyn; denn den Oberhäuptern der Dörfer waren beide Sprachen verſtändlich. Dieſe Oberhäupter können nicht Mandarinen genennt werden, weil ſie weder gleiche Gewalt und Ehrenzeichen, noch auch gleiche Bedienungen und Gefolge mit ihnen haben. Es haben auch die Miſſionarien niemals gehört, daß ein Tatar oder Sineſe dieſem Lande den Namen eines Königreichs beigelegt habe, womit daſſelbe von einigen Europäiſchen Erdbeſchreibern beehrt worden iſt.

2) Die Ketſching, an dem Amur hinunter, reden eine eigne Sprache, vielleicht nur eine ſtark abweichende Mundart, welche Fiatta heißt. Ihr Land erſtreckt ſich, nach der A. H. d. R. 7 B. 13 S. von dem Tondon, längs am Amur hin, bis an die See; und man findet darin, beinahe 150 Meilen weit, nichts als gemeine Dörfer, die faſt alle am Ufer dieſes großen Fluſſes liegen. Ihre Sprache iſt von der Sprache der Mandſchu unterſchieden, und dieſe nennen ſie Fiatta. Dieſer Fiattaiſchen Sprache bedienen ſich auch vermuthlich diejenigen Tataren, die von der Mündung des Amur, bis unter den 55. Grad der Breite wohnen; welches in dieſem Theil die nordliche Grenze der Kaiſerlichen Herrſchaften in der öſtlichen Tatarei

tarei iſt. Sie pflegen ſich das Haupthaar nicht abzuſcheeren, wie man itzt in dem Reiche zu thun gewohnt iſt; ſondern ſie binden ihre Haare hinten mit einer Art von Bande, oder tragen es in einem Beutel. Sie ſcheinen ſinnreicher zu ſeyn, als die Jüpiſchen Tataren; antworteten deutlich auf die Fragen, welche die Jeſuiten wegen der Erdbeſchreibung ihres Landes an ſie ergehen ließen, und lernten vieles von ihren Arbeiten in der Meßkunde einſehen.

3) Die Mandſchu haben, ehe ſie Leao, und ſeit 1644 Sina ſelbſt erobert hatten, zwiſchen den Flüſſen Songari, Amur und Uſuri, als in ihrem urſprünglichen Vaterlande, gewohnt. —

C.) Die Städte. Dieſe liegen

1) In der Südhälfte, theils

a) Im Südweſten am Songari, von Südweſten nach Nordweſten, und dann nach Nordoſten hinunter:

(1) Hauptſtadt Kirin Ula Choton; nach der A. H. d. R. 7 B. 7 S. bedeutet ihr Name die Stadt des Fluſſes Kirin: denn der Fluß Songari, woran ſie liegt, heißt hier Kirin Ula, ſie iſt ſchlecht gebaut, und nur mit einer Mauer von Leimen umgeben. Hier hat der Feldherr der Mandſchu ſeinen Sitz, der alle Vorrechte eines Unter-

Unterkönigs, und ſowohl die bürgerlichen Mandarien, als auch die Kriegsvölker unter ſich hat.

(2) Petuneh, in der A. H. d. R. 7 B. 7 S. Pedne und Petuna genannt, liegt an eben dem Fluſſe, 45 Meilen gegen Nordweſten von Kirin Ula Hotun, iſt bei weitem nicht ſo beträchtlich, und ihre Einwohner beſtehen größtentheils aus Tatariſchen Soldaten, die unter einem Generallieutenant ſtehen, und aus Leuten, die des Landes verwieſen ſind.

(3) Tſchulgur.

(4) Oantin oder Uanlin.

b) Theils im Südoſten, am Uſuri, von Südweſt nach Nordoſt hinunter:

(1) Niman.

(2) Noro.

(3) Horo.

2.) In der Nordhälfte, am Amur ſelbſt nach Nordoſten hinunter:

1) Tondon,

2) Kolgu: beide eigentlich nur Dörfer.

Die

Die große Inſel Sachalin Ula Hata (Hata auf Tunguſiſch Felſen, und Inſel) wird von der Tunguſiſchen Völkerſchaft Giljåki oder Jůpi bewohnt, welche auch um die Amur-Mündung herum ſich aufhalten. Die Einwohner des feſten Landes geben ihr, nach der A. H. d. R. 7 B. 14 S. nach ihren verſchiedenen Dörfern auch verſchiedene Namen; der allgemeine Name derſelben aber iſt Saghalian Anga hata, oder die Inſel der Mündung des ſchwarzen Fluſſes. Der Name Huye, den einige zu Peking erdichtet haben, iſt ſowohl den Tataren, als den Einwohnern völlig unbekannt. Die Mandſchu, welche die Inſel in Augenſchein genommen hatten, erzählten den Miſſionarien, daß die Einwohner derſelben weder Pferde noch andres Laſtvieh hielten: ſie håtten aber in verſchiedenen Gegenden eine Art von zahmen Hirſchen geſehen, welche ſie vor ihre Schlitten ſpannten. Nach der Beſchreibung waren ſie den Rennthieren gleich, deren man ſich in Norwegen bedient.

Das Land Leaotong oder Leao: der Mandſchu zweites Vaterland, långs der Küſte des Meeres Hoanghay. — In der A. H. d. R. 7 B. 5 S. heißt es die Statthalterſchaft Schinyang, welche von den Mandſchu Mugden genennt wird, und das ganze alte Lyau tong (Leaotong) begreift, und gegen Mitternacht an die große Sineſiſche Mauer grenzt. Gegen Morgen, Mitternacht und Abend iſt ſie nur durch ein hölzernes Pfahlwerk umgeben, welches

ſieben

ſieben bis acht Schuh hoch iſt, und mehr dient, die Grenzen anzuzeigen, und kleine Räuber abzuhalten, als einem Kriegesheere Widerſtand zu thun. Die Thore ſind nicht beſſer, und werden nur von einigen wenigen Soldaten bewacht. Die Sineſiſchen Erdbeſchreiber haben dieſem Pfahlwerke den Namen einer Mauer beigelegt, und dies hat Gelegenheit gegeben, daß man die Provinz Leaotong in einigen Karten, z. E. in des Jeſuiten Martini, und nach ihm Sanſons, des de Fer, und aller übrigen Erdbeſchreiber bis auf de l'Isle, irrig mit in den Umfang der großen Mauer gebracht hat. Zu den Zeiten, da man den Unterthanen in Leaotong nicht geſtattete, daß ſie ohne Bewilligung der Mandarinen entweder aus ihrem Lande, oder nach Sina gehen durften, wurde dieſe Statthalterſchaft für ſehr vortheilhaft gehalten. Es fanden ſich auch in derſelben verſchiedene feſte Plätze; iezt aber ſind ſolche größtentheils eingegangen, weil man ſie unter den Mandſchuiſchen Kaiſern nicht mehr nöthig hat.

Die Sineſer ſchneiden gewaltig auf, wenn ſie von den Seltenheiten dieſes Landes reden, die Miſſionarien aber haben weder auf den Bergen, noch in den Flüſſen etwas merkwürdiges angetroffen. Alſo iſt die Spitze Sancha-ho, deren die Sineſiſchen Schriftſteller ſo häufig gedenken, nichts mehr, als ein Zuſammenfluß von drei gewöhnlichen Strömen, die ſich hier vereinigen, und ſich unter dieſem gemeinſchaftlichen Namen in die See ergieſſen.

ſen. Dieſes macht aber noch lange keine Seltenheit aus. Der Boden iſt in dieſer Provinz gemeiniglich ſehr gut, und bringt eine große Menge von Weizen, Hirſe, Wurzeln und Baumwolle hervor. Sie haben auch eine große Anzahl von Schaafen und Ochſen, die man in allen Provinzen von Sina nur ſelten zu ſehen bekommt. Sie haben nur etwas weniges Reis, aber einen Ueberfluß an Aepfeln, Birnen, wälſchen Nüſſen, Lambertsnüſſen und Kaſtanien, die auch in ihren Wäldern wachſen. Der oſtliche Theil, der an das alte Land der Mandſchu und an Korea ſtößt, iſt voller Wüſteneien und Sümpfe; daher wars kein Wunder, daß einer von den Kaiſern aus dem Hauſe Tang genöthigt wurde, einen Damm oder Weg von zwanzig großen Franzöſiſchen Meilen aufwerfen zu laſſen, damit er ſein Heer nach Korea führen, und den König daſelbſt nöthigen könnte, ihm zu huldigen. Denn wenns in dieſen Gegenden regnet, wie oft zu geſchehen pflegt, ſo dringt das Waſſer ſo tief in die Erde hinein, daß die Seiten von den Bergen, wo die Leute zu gehen ſuchen, größtentheils eben ſo ſumpfigt ſind, als die Ebenen. An einigen Orten dieſes Landes ſieht man noch itzt die verfallenen Gemäuer von Städten und Dörfern, die in den Kriegen zwiſchen den Sineſen und Koreanern zerſtört worden ſind.

Die Hauptſtadt Mukden, auf Sineſiſch Schin-yang, oder Fintjen-Fu, an dem Hunu-ho, einem öſtlichen Nebenfluſſe des großen, aus der Mongolei von

Nord-

Nordweſten her fließenden Küſtenfluſſes Schara oder Sira Murin, der in Leao den Namen Leaoho (Ho auf Sineſiſch, Fluß) bekömmt. — Die Mandſchu ſehen (nach der A. H. d. R. S. 5.) dieſe Stadt als die beſondre Hauptſtadt ihres Volks an, und haben dieſelbe daher, ſeitdem ſie zum Beſitz von Sina gelangt ſind, nicht nur mit verſchiedenen öffentlichen Gebäuden ausgeziert, und mit Vorrathshäuſern verſehen, ſondern auch hier eben ſolche höchſte Gerichte niedergeſetzt, wie zu Peking, ausgenommen dasjenige, welches Lipu genennt wird. Dieſe Gerichte beſtehen aus lauter Eingebornen des Landes, und alle ihre Urkunden ſind in der Sprache und mit den Buchſtaben der Mandſchu geſchrieben. Sie üben die höchſte Gewalt nicht allein in Leaotong aus, ſondern auch in allen den Theilen der Tatarei, die dem Kaiſer unmittelbar unterworfen ſind. Mukden iſt auch der Sitz eines Tatariſchen Feldherrn, der hier ſeinen Generallieutenant, nebſt einer beträchtlichen Anzahl Soldaten von eben dem Volke hat. Dies hat eine große Menge Sineſen aus den übrigen Provinzen dahin gezogen, die faſt ganz allein die Handlung in der Tatarei führen. Nicht weit von den Thoren dieſer Stadt ſieht man zwei prächtige Begräbnißplätze der erſten Fürſten aus dem regierenden Hauſe, welche, von dem Anfang ihrer Regierung in Leaotong an, den Namen eines Kaiſers geführt haben. Sie ſind nach der Sineſiſchen Bauart aufgeführt, dabei aber, was das ſonderbarſte iſt, mit einer dicken Mauer und Bollwerken umgeben, auch etwas

niedriger, als die Stadtmauer. Verſchiedene Mandſchuiſche Mandarinen von allen Ordnungen ſind dazu beſtimmt, daß ſie dafür Sorge tragen, und zu geſetzten Zeiten eben die Gebräuche der Ehrerbietung daſelbſt beobachten ſollen, als ob die Fürſten noch am Leben wären.

Der Urältervater des Kaiſers Kanghi liegt in einem ordentlichen Begräbnißplatze zu Inden begraben, welches einem Dorfe mehr ähnlich ſieht, als einer Stadt; obſchon die Mandſchu anfangs den Sitz des Sineſiſchen Kaiſers hieher verlegten. Die übrigen Städte in dieſer Provinz verdienen keine große Achtung. Sie ſind ſchlecht bevölkert, übel gebaut, und, eine Mauer von Erde ausgenommen, ohne Befeſtigungswerke. Doch ſind einige von ihnen, als Itſchu und Kingtſchu, ſehr gut zur Handlung gelegen, und haben einen Ueberfluß an Baumwolle.

Die Stadt Fong wang tſching iſt die beſte und volkreichſte, und treibt einen anſehnlichen Handel. Sie iſt gleichſam der Schlüſſel zum Königreiche Korea, und zur daſigen Handlung. Dieſes hat eine große Anzahl Sineſiſcher Kaufleute hieher gezogen, welche ſchöne Häuſer in den Vorſtädten beſitzen. Der vornehmſte Handel wird mit Papier getrieben, das aus Baumwolle verfertigt wird, und ſehr ſtark und dauerhaft iſt. Es iſt aber weder weiß noch durchſichtig. In Peking braucht man es in Palläſten und andern vornehmen Häuſern zu Fenſterrahmen. Die

Stadt wird von einem Mandſchu unter dem Namen eines Hotongta beherrſcht, der hat verſchiedene andre Mandarinnen aus ſeinem Volke unter ſich, die theils die bürgerlichen Angelegenheiten, theils die Kriegesgeſchäfte beſorgen. Dieſer Ort hat ſeinen Namen von dem bekannteſten Berge in dieſem Lande, Fong whang ſchan, wo der berühmte Vogel Fong whang brüten ſoll. —

Unſre Britten bemerken noch, daß von Mukden nach Peking, welche etwa 1100 Engl. Meilen davon liegt, zwei hübſche Landſtraſſen angelegt ſind, die beſtändig gut unterhalten werden, und anfänglich für den Kaiſer angelegt worden, wenn es ihm beliebte, eine Reiſe nach dieſen Provinzen vorzunehmen. Die eine war zur Reiſe des Kaiſers nach dieſen Ländern, die andre zu ſeiner Rückreiſe nach Peking angelegt.

V.

Halbinſelſtaat Korea.

Dem Staate von Korea haben die Britten ein beſonderes Kapitel ihres Werks, und zwar das vierte von Aſien gewidmet. Auſſer dieſem habe ich den ſechſten Band der Allgemeinen Hiſtorie der Reiſen, und die Nachrichten des Hrn. F. von der Halbinſel Korea in Aſien, in des Herrn von Archenholz Litteratur und Völkerkunde, 9. B. vom Jahre 1786 genutzt, welcher Hamels Beſchreibung von Korea im vierten Bande der Voyages au Nord, recueillis par Bernard, und des Jeſuiten Regis Nachrichten von Korea in DU Halde Beſchreibung des Sineſiſchen Reichs als ſeine Quellen angiebt.

Hr. Hofr. Gatterer bezeichnet folgende Grenzen von Korea: — Korea, bei den Einwohnern Tio-cen-koak, bei den Sineſern Tſchao-ſjen oder Kaoli, bei den Mandſchu Solko genannt, hängt in Norden durch das hohe, ewig beſchneite Gebirge Schan-pe-ſchang, auf Tunguſiſch Schan-Alin, weiſſes Gebirge, mit dem feſten Lande zuſammen: iſt über die Grenzmeere, das Japaniſche in Oſten und Süden, und das gelbe, oder Hoang hay, in Weſten, beträchtlich erhoben, und ſowohl durch Felſen und Untiefen an den Küſten, als auch durch eine kleine Flotte von Wachtſchiffen gegen Landungen ziemlich geſi-

 chert.

chert. — Nach F. S. 232. iſts in Aſien auch unter dem Namen Trozenbuk bekannt, welcher eine Verunſtaltung des oben angeführten einheimiſchen Namens Tio-cen-koak zu ſeyn ſcheint; und er ſowohl als die A. H. d. R. S. 556. und den Britten, die aus letzterer wahrſcheinlich ihre Nachrichten geſchöpft haben, iſt die von der Natur ſchon genug verwahrte Grenze an der Nordſeite noch überdem mit einer hölzernen Verpfählung verwahrt, welche die Sineſer Mu tju ſching oder die hölzerne Mauer nennen, um dadurch die Streifereien der Nachbarn abzuwehren.

Es erſtreckt ſich, nach der A. H. d. R. S. 556. und den Britten, vom 34 bis 43. Grad nordlicher Breite, und ſeine größte Breite iſt von Oſten gegen Weſten ſechs Grad. Nach den Britten iſt es von Norden nach Süden 450 Engl. Meilen lang, und von Oſt nach Weſt 225 breit. F. S. 333. giebt Korea eine Länge von ohngefähr 90, und eine Breite von ohngefähr 60 Deutſchen Meilen, welches ein beträchtliches mehr als die Brittiſche Angabe ausmacht, denn dieſe beträgt beinahe 49 Deutſche Meilen in der Breite, und beinahe 73 in der Länge. —

An der Weſtſeite hat man von Korea die Ausſicht nach Schantong in Sina, wovon es durch eine Meerenge getrennt wird, worüber der gewöhnlichſte Weg von Korea nach Sina geht, denn der Weg über das große Gebirge iſt ganz unwegſam. Im Winter friert dieſe Meerenge

ſo zu, daß man zu Fuß über ſie gehen kann. — Dies berichten unſre Britten, und F. S. 333.

Korea hat, nach Hr. Hofrath Gatterer, in den ſüdlichen Gegenden ein angenehmes geſundes Klima, einen überaus fruchtbaren Boden, und eine beträchtliche Menſchenzahl, in den nordlichen aber rauhe und kalte Luft, einen gebirgigen, waldigen, und nur zum Gerſtenbau, aber zugleich auch zum Wachsthum der koſtbaren Pflanze Niſi, oder Schinſeng, tüchtigen Boden, und wenig Einwohner. — Nach der A. H. d. R. S. 559. ſind die Grenzen von Korea, ſo weit Regis ſie ſah, wohl angebaut, nach Art der ſüdlichen Provinzen von Sina; und der Tatariſche Geſandte berichtete ihm, daß das Land einen Ueberfluß an allen Nothwendigkeiten des Lebens hätte. Obgleich das Land bergigt iſt, ſo iſt es doch fruchtbar, vornehmlich in den Provinzen Tſching tſing, King ſchang und Tſiuen lo. — Unſre Britten, und F. S. 334. geben folgende Beſchreibung von der natürlichen Beſchaffenheit des Landes: Das Klima iſt überhaupt in dieſem Lande ſehr kalt, vornehmlich in den mitternächtlichen Provinzen. Es fällt daſelbſt oft ein ſo häufiger Schnee, daß man mehr als einmal genöthigt wird, ſich durch denſelben einen Weg zu bahnen, um von einem Hauſe zum andern kommen zu können. Auch zwingt der unfruchtbare Boden in dieſen Gegenden die Einwohner, bloß von Gerſte zu leben, und ſich in groben Hanf, oder in Schaaffelle zu kleiden.

Dahingegen wächſt hier die berühmte Sineſiſche Pflanze Schinſeng im größten Ueberfluß, die aber nicht ſo gut ſeyn ſoll, wie die in der Sineſiſchen Tatarei. Die ſüdlichen und öſtlichen Provinzen verſorgen die Einwohner zur Gnüge mit allen Bedürfniſſen, die zur Erhaltung des menſchlichen Lebens gehören.

Korea wird in acht Provinzen getheilt, die von Statthaltern und Beamten mit Offiziers Titel und Range regiert werden. — In Anſehung dieſer Zahl der Provinzen ſtimmen Hamel und Regis überein. Nach der A. H. d. R. S. 557. liegt die erſte Provinz mitten im Königreiche, und heißt King hi oder die Hofprovinz, die öſtliche, Kyang iuen, oder die Waſſerquelle, war vordem das Land der Me. Die weſtliche Whang hay genannt, oder die gelbe See, enthält ein Stück vom alten Tſchao-tſien, und das Land der alten Ma-han. Die nordliche Ping-ngan oder die friedfertige, war vordem ein Stück vom Königreiche Tſchao-tſien. Tſuen lo die ſüdliche war der Sitz der Pyen-Han. Die ſüdweſtliche Tſchu-ſin, das iſt, die treue und reine, iſt das alte Ma-han. Die nordoſtliche Kyen-king, oder die glückſelige, war das alte Gebiet der Kao-kyn-li, und die ſüdoſtliche Kan-ſchan war vordem das Land der Tſhin-Han.

Das ganze Land ſteht unter einem unumſchränkten Könige, welcher alleiniger Herr aller Länder, Städte und

Dörfer iſt, und davon an die Großen und Vornehmen ſo viel, als ihm beliebt, gewöhnlich auf Lebenslang verleiht; aber zugleich ein Vaſall des Sineſiſchen Kaiſers iſt, welchem er huldigen, und Tribut geben muß. —

Unſre Britten ſowohl als F. geben eine ausführliche Beſchreibung von der Staatsverfaſſung von Korea, die beide aus einerlei Quelle geſchöpft haben, und welche ich hier mittheilen will.

Obgleich der König von Korea nicht mehr als ein Vaſall des Sineſiſchen Kaiſers iſt, ſo hat er doch einen großen Hofſtaat, und viele pomphafte Ceremonien. Wenn er ſich auſſer ſeinem Pallaſt irgend wohin begiebt, ſo begleitet ihn jederzeit ſein ganzer Hofſtaat, und ſeine Haustruppen, die auch ſeinen Pallaſt bewachen, und aus den vornehmſten Bürgern ſeiner Hauptſtadt beſtehen. Er trägt alsdenn ein Kleid von ſchwarzem Seidenzeug, und über ihn wird ein Baldachin von großem Werth getragen. Trägt es ſich zu, daß jemand des Weges herkommt, wo der König durchpaſſirt, ſo muß er ſich ſogleich auf die Seite begeben, und darf es nicht wagen, den König anzuſehen; auch werden alle Thüren und Fenſter in den Straßen, die er paſſirt, ſogleich zugemacht: denn der König darf von keinem Menſchen geſehen werden. Würde ſich jemand einfallen laſſen, in des Königs Gegenwart zu pfeifen, der bekäme Stockprügel. Dicht vor ihm her geht ein Staatsſekretär, oder

ſonſt ein vornehmer Hofbeamter mit einer kleinen Schachtel, worin alle Bittſchriften gelegt werden, die man unterwegs empfängt. Sie werden auf eine höchſt ſonderbare Art überreicht: denn ſie ſind entweder auf ein Schilfrohr geſteckt, oder hängen auch an den Mauern und Zäunen herab, ohne daß man dabei jemals einen Menſchen erblickt. Nach der Zurückkunft in den Pallaſt läßt ſich der König unverzüglich alle dieſe Supplikẽn vorleſen, und fällt darüber ſogleich ſein Urtheil, welches auf der Stelle vollzogen wird.

Der P. dü Halde ſagt: daß der Kaiſer von Sina, ſo bald er Nachricht vom Tode eines Königs von Korea erhält, ſogleich zwei vornehme Staatsbedienten abſendet, die in ſeinem Namen den Erbprinzen auf den Thron ſetzen, und ihm den Titel Quei-Yang, das heißt, König, beilegen. Der Prinz empfängt knieend ſeine Krone aus den Händen der Sineſiſchen Geſandten, die er dagegen reichlich beſchenkt. Sobald dieſe Zeremonie vorbei iſt, überſendet der König dem Kaiſer ſeinen Tribut durch einen zu dieſem Geſchäft ausdrücklich ernannten Geſandten. Die Gemahlinn des neuen Königs darf nicht eher den Titel einer Königinn annehmen, bis ſie dazu vom Sineſiſchen Kaiſer Erlaubniß erhalten hat.

Die Sineſiſchen Geſandten werden immer vom Könige von Korea mit großem Pomp empfangen, der ihnen

jederzeit mit einem zahlreichen Gefolge bis vor die Hauptſtadt ſeines Königreichs entgegen geht. Da hingegen man die Koräiſchen Abgeſandten in Sina nur mit ſehr mittelmäßiger Achtung aufnimmt. Sie ſind gezwungen, den Mandarinen der beiden erſten Klaſſen den Vortritt zu überlaſſen; werden in einem Privathauſe einquartirt, und dürfen nie ausgehen, ohne eine Wache bei ſich zu haben, die von allen ihren Handlungen Rechenſchaft ablegen muß. Die Sineſiſchen Abgeſandten in Korea werden zwar mit Ehrenbezeugungen überhäuft, die dem äußerlichen Anſchein nach ſelbſt diejenigen zu übertreffen ſcheinen, die man dem Könige erzeigt, aber deßhalb im Grunde nicht weniger zwangvoll behandelt, wie die Koräiſchen Geſandten in Peking. Während dem ganzen Aufenthalt eines Sineſiſchen Geſandten am Hofe des Königs von Korea ſind beſtändig alle Straßen von ſeiner Wohnung an bis zum Königlichen Pallaſt mit Schildwachen beſetzt, die nicht mehr als zehn bis zwölf Schritt von einander ſtehn. Zwei oder drei Leute müſſen Tag und Nacht Achtung auf die geſchriebenen Zettel geben, die ihnen von heimlichen, vom Könige ausdrücklich dazu beſtellten Aufpaſſern, aus den Fenſtern des Hauſes, welches der Geſandte bewohnt, zugeworfen werden, und ſolche ſogleich dem Könige überbringen, der auf dieſe Weiſe jederzeit, ſelbſt von den geringfügigſten Beſchäftigungen des Geſandten, unverzüglich Nachricht erhält. Dem Scheine nach zu urtheilen giebt ſich der König in der That alle erſinnliche Mühe, ſich den Sineſiſchen Ab-

geſandten bei jeder Gelegenheit gefällig zu erzeigen, um ihn zu bewegen, dem Kaiſer, ſeinem Herrn, die günſtigſte Meinung von ihm beizubringen; aber alle dieſe zuvorkommenden Höflichkeiten zwecken doch im Grunde auf weiter nichts ab, als den Geſandten zu verhindern, ſich heimlich um die innere Verfaſſung des Königreichs Korea zu bekümmern.

Obgleich der König von Korea dem Sineſiſchen Kaiſer zinsbar iſt, ſo übt er doch die unumſchränkteſte Gewalt in ſeinen Staaten aus. Kein einziger ſeiner Unterthanen, ſelbſt die vornehmſten Standesperſonen nicht ausgenommen, hat freie Macht, über ſeine Güter zu ſchalten, ſondern genießt blos die Einkünfte derſelben. Alle liegende Gründe gehören dem Könige, der ſie nach eigenem Wohlgefallen weggiebt, und dem ſie auch nach dem Tode des Beſitzers wieder zufallen, wofern er's nicht für gut finden ſollte, die Kinder des Verſtorbenen aufs neue damit zu beſchenken.

Der Königliche Staatsrath beſteht in den vornehmſten See- und Land-Offizieren, die ſich täglich verſammlen müſſen. Keiner dieſer Räthe darf eher ſeine Meinung ſagen, bis er vom Könige darum befragt wird, und keiner darf ſich in Staatsſachen miſchen, ohne ausdrücklichen Königlichen Befehl. Dieſe Rathsſtellen ſind eben ſo wenig erblich, als alle übrige Bedienungen des Hofes, die

Beſitzer derſelben aber behalten ſie ſo lange ſie leben, wenn ſie ſich dabei ſo betragen, daß ſie den Beifall des Königs haben. Was aber die Gouverneurs anderer Städte, die Magiſtratsperſonen, und überhaupt alle Beamten in den Provinzen anbetrift, ſo währen ihre Ehrenämter nie länger, als drei Jahre; ja die wenigſten behalten ſie einmal ſo lange, weil auf die geringſte Klage der Aufpaſſer, die der König überall in großer Menge hält, die meiſten noch vor Ablauf dieſer Zeit ihres Amts entſetzt, und verbannt werden; auch werden ſie wohl gar zum Tode verurtheilt.

Die gewöhnlichen Einkünfte des Königs beſtehen im Ertrage ſeiner Domainen, in den auf die Einfuhr aller Waaren gelegten Zöllen, und in einem gewiſſen Vorbehalt von den Einkünften der Güter ſeiner Unterthanen. Hiezu muß man noch den zehnten Theil von allen Produkten rechnen, die ſeine Staaten hervorbringen. Sie werden in Natura abgetragen, und in die zu dieſem Behuf in allen Städten angelegten Königlichen Magazine gebracht. Auſſer dieſen Zehnten ſind auch noch alle Unterthanen, die nicht Soldatendienſte thun, verpflichtet, in jedem Jahre drei Monate lang für den König allein zu arbeiten.

In den Geſetzen dieſes Landes herrſcht große Strenge bei großer Parteilichkeit. Ein des Hochverraths wegen Angeklagter, ein Aufrührer, und überhaupt ein jeder, der

ein

ein Staatsverbrechen begeht, wird mit allen Seinigen hingerichtet, und ſeine Wohnung geſchleift. Hiebei findet gar kein Erbarmen ſtatt. Eine Frau, die ihren Mann tödtet, wird lebendig bis an die Schultern mitten auf der Landſtraße in die Erde gegraben, und neben ihr ein Beil gelegt, womit ein jeder Vorübergehender, der nicht zum Adel gehört, ihr einen Hieb in den Kopf geben muß, bis ſie völlig todt iſt. Der Obrigkeit des Orts, wo der Mord geſchehen iſt, wird auf eine Zeitlang alle Amtsverwaltung unterſagt, und iſt's eine anſehnliche Stadt, ſo verliert ſie ihre eigne Gerichtsbarkeit, und muß eine ganze Weile von einer andern Stadt abhängig ſeyn, oder aufs gelindeſte noch wird ſie einem Privatmann eine Zeitlang untergeben. Diejenigen Städte, die ſich wider ihre Gouverneurs auflehnen, oder ungegründete Klagen über ſie führen, fallen nach den Landesgeſetzen in die nemliche Strafe.

Ungeachtet der Strenge der Geſetze gegen die Weiber, ſo rechtfertigen und ſchützen ſie doch den Mann, der ſeine im Ehebruch oder einem andern Halsverbrechen ertappte Gattin auf der Stelle tödtet, wenn das Verbrechen nur ganz klar iſt; oder wenn er ſie der öffentlichen Juſtitz übergiebt, ſo wird ſie zum Tode verurtheilt, doch mit der Erlaubniß, ihre Todesart ſelbſt zu wählen, in welchem Fall ſie ſich gemeiniglich ſelbſt den Hals abſchneiden.

Wird ein unverheiratheter Mann in einem verbreche-

riſchen

riſchen Umgange mit einer Ehefrau ertappt, ſo beſtraft man ihn dadurch, daß man ihn von oben herab bis an den Bauch nackt auszieht, und ihm blos ein Paar Unterhoſen anläßt; denn beſchmiert man ſein Geſicht mit Leim, ſteckt durch jedes ſeiner Ohren einen Pfeil, und bindet ihm einen Keſſel auf den Rücken, worauf geſchlagen wird, während man den Verbrecher durch die Straße führt. Hierauf bekömmt er Prügel.

An Männern wird der Ehebruch mit dem Tode beſtraft, vornehmlich aber unter Standesperſonen. Lebt der Vater des Ehebrechers noch, ſo muß er mit eigner Hand der Henker ſeines Sohns ſeyn, iſt er aber bereits todt, ſo geſchieht die Hinrichtung durch die Hand des nächſten Blutsverwandten. Man ſtellt es dem Verbrecher frei, ſich ſelbſt ſeine Todesart zu wählen, und gemeinhin begehrt er mit einem Degen zu verſchiednen Malen von hinten durch den Leib geſtoſſen, und auf dieſe Weiſe vollends getödtet zu werden.

Ein Herr hat auch das Recht über das Leben ſeiner Sklaven, wenigſtens braucht er in dieſem Fall zur Rechtfertigung der blutigſten That weiter nichts, als den leichteſten Vorwand zu haben. Dahingegen wird ein Sklav, der ſeinen Herrn ums Leben bringt, aufs grauſamſte hingerichtet. Die Beſtrafung eines Mörders iſt in dieſem Lande ſo ſonderbar, daß ſie in jedem Betracht erzählt zu werden verdient. Nachdem man dem Verbrecher eine geraume

raume

raume Zeitlang mit den Füſſen auf den Leib getreten hat, wird der Körper des Ermordeten mit Weineßig abgewaſchen, und dieſer Eßig dem Mörder alsdenn vermittelſt eines Trichters eingeflößt. Sobald er dies abſcheuliche Getränk völlig eingeſchluckt hat, bekömmt er ſo lange eine Menge Stockſchläge auf den Bauch, bis er todt iſt. Ein Dieb wird mit Füſſen zu Tode getreten. Ohngeachtet dieſer harten Strafen aber bemerkt Hamel doch, daß die Koräer ſehr zum Diebſtahl geneigt wären.

Diejenigen, die ihre Gläubiger nicht auf der Stelle befriedigen, wenn die rechte Zeit zum Bezahlen da iſt, bekommen alle vierzehn Tage Stockſchläge auf die Schienbeine, und müſſen ſich dieſer Strafe ſo lange unterwerfen, bis ſie ihre Schuld gänzlich abgetragen haben. Sterben ſie während dieſer Zeit, ſo ſind ihre nächſten Anverwandten verpflichtet, für ſie zu bezahlen, oder auch an ihrer Stelle die Baſtonnade auszuhalten. Auf dieſe Weiſe iſt niemand ſo leicht der Gefahr ausgeſetzt, um das Seinige zu kommen, und das Eigenthumsrecht wird dadurch hinlänglich genug geſichert.

Die Baſtonnade wird in dieſem Lande eben ſo wenig als in Sina für eine große Beſchimpfung gehalten. Es iſt die gewöhnliche Strafe für die kleinſten Vergehungen. Man giebt ſie den Verbrechern bald auf die Fußſohlen, bald auf die Schienbeine, den Hintern, und die Waden.

Wer

Wer ſie auf die Schienbeine aushalten muß, bekömmt ſie mit einer Latte, die einen Arm lang, auf der einen Seite ein wenig rund, auf der andern ganz flach, zwei Finger breit, und nicht dicker wie ein Thaler iſt. Der Verurtheilte wird alsdenn mit den Füſſen und den Knieen an ein paar Bänke feſt gebunden, und alsdenn bekömmt er die zuerkannten Schläge auf die Schienbeine, aber nicht mehr als dreißig auf einmal. Nach Verlauf von zwei bis drei Stunden aber fängt man von neuem an, und fährt ſo lange damit fort, bis die durch den Urtheilsſpruch des Richters feſtgeſetzte Anzahl Schläge voll iſt. Wer zu den Schlägen unter die Fußſohlen verurtheilt wird, muß ſich platt auf die Erde niederſetzen, denn bindet man ihm die beiden großen Zehen feſt zuſammen, befeſtigt ſie in ein Holz, und denn ertheilt man ihm die beſtimmte Zahl Schläge mit einem Knüttel, der einen Arm dick, und zwei bis drei Fuß lang iſt. Wird jemand verurtheilt, dieſe Strafe auf den Hintern zu leiden, ſo wird er nackend ausgezogen, mit unterwärts gekehrtem Geſicht auf die Erde niedergeworfen, und gleichfalls mit einer Latte geſchlagen, die aber viel länger, breiter und dicker, als die vorgedachte iſt. Ein Weib, welches auf dieſe Weiſe beſtraft werden ſoll, bekömmt ſie nicht, wie eine Mannsperſon, auf den bloßen Hintern, ſondern muß zuvor leinwandene Hoſen anziehen. Hundert Streiche iſt eine Strafe auf Leben und Tod, und oft ſind ſchon funfzig hinlänglich, den Tod zu bewirken. Die Baſtonnade auf den Bauch

wird

wird mit dünnen Stöcken gegeben, die aber doch wenigſtens ſo dick wie ein Daumen ſeyn müſſen. Dies iſt die gewöhnliche Strafe der Weiber, und junger Leute beiderlei Geſchlechts. Der P. Regis ſagt, daß man denjenigen, die man auf dieſe Weiſe beſtrafen will, zuvor einen Sack über den Kopf wirft, der bis an die Füſſe reicht, und ſowohl dient, ſie zu demüthigen, als auch ſie mit mehrerer Freiheit züchtigen zu können. Uebrigens darf weder der Gouverneur, noch der Magiſtrat einer einzigen Stadt jemand hinrichten laſſen, bevor nicht das Endurtheil durch die Unterſchrift des Gouverneurs der Provinz, in welcher die Stadt liegt, beſtätigt worden iſt. Staatsverbrecher können nur allein vom höchſten Staatsrath zum Tode verurtheilt werden.

Die Kriegesverfaſſung iſt in dieſem Lande nicht weniger ordentlich eingerichtet, als die bürgerliche. In einer jeden Provinz befindet ſich ein General, und unter ihm vier bis fünf Oberſte, die alle eigene Regimenter haben, bei welchen eben ſo, wie bei Europäiſchen Regimentern, Hauptleute, Lieutenants, und alle übrigen Subaltern und Unteroffiziere ſtehen. In einem jeden Dorfe kommandirt ein Serſchant, und unter ihm ein Korporal oder Befehlshaber über zehn Mann. Dieſe Serſchanten ſind von Zeit zu Zeit verpflichtet, ihren Hauptleuten die Anzahl der Soldaten genau anzuzeigen, die ſie unter ſich haben, und ein jeder Hauptmann muß alsdenn dem Könige

Bericht

Bericht davon abſtatten, der auf dieſe Weiſe jederzeit weiß, wie viele Truppen zu ſeinem Dienſt in Bereitſchaft ſind. Die Trutz- und Schutzwaffen des Fußvolks ſind Musketen, Degen, oder halbe Piken, Bruſtharniſche und Helme. Ein jeder Soldat iſt verbunden, ſich auf eigne Koſten mit funfzig ſcharfen Patronen zu verſehen. Die Offiziere führen ſonſt kein anderes Gewehr, wie Degen, Bogen und Pfeile. Die Reiterei iſt mit Helmen, ganzen Harniſchen, Säbel, Bogen und Pfeilen bewafnet; auch führen ſie Peitſchen bei ſich, die mit eiſernen Spitzen verſehen ſind. Ein beſondrer Gebrauch dieſes Landes verdient hier aus Hamels Reiſebericht angeführt zu werden. Er beſteht darin, daß eine jede Stadt verpflichtet iſt, aus ihrem Diſtrikt eine gewiſſe Anzahl Mönche dem Könige als Soldaten zu liefern, und auf ihre eigne Koſten zu unterhalten. Sie werden in die Bergfeſtungen verlegt, ſtehen unter Offizieren, die gleichfalls Mönche ſind, und richten ſich in ihrem Dienſt nach den nemlichen Vorſchriften, wie die übrigen Truppen des Königreichs. Ueberhaupt bekömmt ein jeder Soldat jährlich drei Stück Leinwand zu ſeiner Kleidung, aber nicht eher ſeinen Abſchied, bis er wenigſtens ſechzig Jahr alt iſt. Die Kinder müſſen jederzeit den Abgang ihrer Väter erſetzen.

Da dies Königreich eine Halbinſel iſt, ſo geht natürlicher Weiſe die Hauptſorge der Regierung dahin, die Seeküſten durch eine anſehnliche Flotte gegen auswärtige An-

fälle zu vertheidigen. Eine jede Stadt iſt daher verpflichtet, ein Schif zum Kriege auszurüſten und zu unterhalten. Alle dieſe Kriegesſchiffe haben durchgehends zwei Maſten, und dreißig bis zwei und dreißig Ruder, zu deren jedem fünf oder ſechs Leute gehören. Ueberhaupt finden ſich auf einem jedweden Kriegsſchiffe nie weniger als dreihundert Mann, die ſowohl zum Schiffsdienſt, als auch wie Seeſoldaten gebraucht werden. Auſſer dem führen dieſe Schiffe noch einige Kanonen, und eine Menge Feuertöpfe.

In einer jeden Provinz befindet ſich ein beſonderer Admiral, dem es jährlich obliegt, die Kriegesſchiffe in ſeinem Diſtrikt zu muſtern, und dem Großadmiral davon Rapport abzuſtatten, der aber auch oft in eigner Perſon dieſen Muſterungen beizuwohnen pflegt. Ein Offizier, der ein Dienſtverbrechen begeht, wird entweder am Leben geſtraft, oder doch auf immer des Landes verwieſen, und ſelbſt der geringſte Fehler in Rückſicht auf Ordnung und Aufmerkſamkeit aufs ſchärfſte geahndet. Hamel ſagt, daß er im Jahr 1666 Augenzeuge von der Verurtheilung eines Provinzial-Admirals, der dreißig Kriegesſchiffe kommandirte, geweſen ſey. Er wurde des Landes verwieſen, weil er dem Könige verhehlt hatte, daß in einem dieſer Schiffe Feuer ausgekommen, welches das Pulver ergriff, und fünf Mann in die Luft ſprengte.

Von

Von dieſer Beſchreibung der Koreaniſchen Staatsverfaſſung wenden wir uns nun zur nähern geographiſchen Beſchreibung dieſer Halbinſel, und betrachten

1. Die Flüſſe, welche insgeſamt Küſtenflüſſe ſind, worunter die zwei größten in Norden auf, und ohnfern der Gränze ſind, nemlich

1) Der Tumen in Nordoſten, von den Mandſchu Tumen ula, von den Sineſen Tumen kyang genannt, welcher Anhang bei beiden Völkern einen Fluß bedeutet.

2) Der Jalo in Nordweſten, von den Sineſen Yalu kyang, von den Mandſchu Yalu ula genannt. Bei F. heißt er Y-lu.

Beide entſpringen aus einem und eben demſelben Berge in dem hohen Gebirge, welches die Nordgrenze von Korea macht, der Berg wird für einen der höchſten in der Welt gehalten, und weil ſein Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt iſt, von den Sineſen Schan pe ſchang, von den Mandſchu Schan Alin, das iſt, der ewig weiſe Berg, genannt. Der eine dieſer Flüſſe läuft gegen Weſten, der andre gegen Oſten, beide ſind tief, etwas ſchnell, und haben ungemein gutes Waſſer. Dies berichten die Britten, die A. H. d. R. S. 557. und F. S. 334.

2. Die Produkte. Die Halbinſel Korea erzeugt

1) Reis, Hirſe und andre Getreidearten, auch Paniz, woraus ſie einen ſtarken Branntwein verfertigen.

2) Hanf und Baumwolle, woraus ein ſtarkes und dauerhaftes Papier gemacht wird, das aber theurer iſt, als irgend eines in Sina. A. H. d. R. S. 559.

3) Seide, welche ſie aber nicht zu bearbeiten verſtehen.

4) Toback. Die Japaner unterrichteten ſie bereits vor einem Jahrhundert in mancherlei Dingen, die ihnen bisher ganz unbekannt geweſen waren, vornehmlich lehrten ſie dieſelben, ihre Felder und Aecker zu beſtellen, und Toback zu pflanzen und zuzubereiten, den ſie vorher oft mit Silber aufgewogen hatten. Heut zu Tage iſt der Gebrauch deſſelben bei dieſer ganzen Nation beiderlei Geſchlechts allgemein geworden, und man gewöhnt ſogar Kinder an das Tobackrauchen, die nicht älter als fünf bis höchſtens ſechs Jahre ſind.

5) Die Pflanze Schinſeng (Jinſeng, Ginſeng). Von dieſer ertheilt die A. H. d. R. 7 B. 9 S. folgende Nachrichten: Die Pflanze, die unter allen am meiſten geſchätzt wird, und eine große Menge von Kräuterſammlern in die Wüſteneien locket, iſt die Jinſeng, welche die Mandſchu Orhota, das Haupt oder die Königin der Pflanzen nennen. Sie wird wegen ihrer fürtreflichen Eigenſchaften ſehr hoch gehalten. Sie heilt verſchiedene Krankheiten, und ſtellt die Kräfte vollkommen wieder her, die durch übermäßige Anſtrengung des Leibes oder Gemüths geſchwächt worden ſind. Daher hat man ſie jederzeit für

den

den vornehmſten Reichthum der öſtlichen Tatarei gehalten, denn was im nordlichen Theile von Korea gefunden wird, das wird alles in dieſem Königreiche verzehrt. Der ehemalige Werth dieſer Wurzel kann aus ihrem gegenwärtigen Preiſe zu Peking geſchloſſen werden, wo man eine Unze davon mit ſieben Unzen Silber bezahlt. Vormals giengen die Sineſen in das Schinſeng Land, unter einem Haufen von Mandarinen und Soldaten, die zwiſchen Peking, Kirin Ula und Ninguta beſtändig hin und wieder reiſeten, oder ſie thaten dies, weil ihnen von den Statthaltern nachgeſehen wurde. Allein im Jahr 1709 wollte der Kaiſer, daß vielmehr ſeine Mandſchu als die Sineſen dieſen Vortheil einerndten ſollten, und befahl daher, daß zehntauſend von ſeinen Soldaten, die auſſerhalb der groſſen Mauer ihr Lager hatten, ausgehen, und alle Schinſeng, die ſie finden könnten, einſammlen ſollten, jedoch mit der Bedingung, daß ihm ein jeder zwei Unzen von der beſten Art geben, und für das übrige eben ſo vieles feines Silber am Gewicht bekommen ſollte. Dadurch erhielt der Kaiſer in dem Jahre zwanzig tauſend Sineſiſche Pfund davon, die ihm noch nicht den vierten Theil ſo theuer zu ſtehen kamen, als dieſe Pflanze zu Peking koſtet. So bald dieſe Kräuterſammler anfangen zu ſuchen, müſſen ſie ihre Pferde und ihr Geräthe zurücklaſſen, und dörfen weder Zelt, noch Betten, noch Lebensmittel mitnehmen, ausgenommen einen Sack mit Hirſe, der im Backofen getrocknet iſt. Die Nacht bringen ſie entweder un-

ter einem Baume auf bloßer Erde zu, oder in einer elenden Hütte, die ſie in der Eile von Baumäſten zuſammengebaut haben. Die Befehlshaber, die ihr Lager in einiger Entfernung aufſchlagen, wo ſich Vorrath von Futterung findet, erhalten von Zeit zu Zeit durch dieſenigen, welche ſie mit Rindfleiſch oder Wildpret an ſie abſchicken, Nachricht, wie weit ſie gekommen ſind. Die größte Gefahr, der ſie ſich ausgeſetzt befinden, ſind die wilden Thiere, ſonderlich Tiegerthiere; und wenn ſich irgend einer nicht wieder einſtellet, wenn das Zeichen zum Aufbruch gegeben iſt, ſo ſchließen ſie daraus, daß er von wilden Thieren zerriſſen ſeyn müſſe. — Die Pflanze wächſt nur an der abhängigen Seite waldigter Berge, an den Ufern tiefer Flüſſe, und um ſteile Felſen herum. Kömmt in einem Walde Feuer aus, ſo läßt ſie ſich in drei bis vier Jahren nicht wieder daſelbſt finden. Daraus ſieht man, daß die Schinſeng keine Hitze vertragen kann. Weil man ſie aber auch nicht über den 47. Grad der Breite hinaus findet, wo die Kälte empfindlicher iſt, ſo kann man daraus den Schluß machen, daß ſie auch eben ſo wenig einen zu kalten Boden vertragen könne. Man kann ſie leicht von allen übrigen Pflanzen unterſcheiden, die um ſie herum ſtehen. Oftmals erkennt man ſie an ihren ganz runden und rothen Früchten, die traubenförmig beiſammen ſtehen; oder an einem langen Stengel, der über die Seitenſtengel emporwächſt. Eine ſolche Pflanze ſahen die Miſſionarien bei dem Dorfe Honſchun an den Grenzen

von

von Korea. Dieſe Pflanze, die nur anderthalb Schuh hoch war, hatte nur einen Knopf. Daraus wuchſen vier Seitenſtengel hervor, die gleichweit von einander abſtunden, als ob ſie nicht von einerlei Pflanze entſproſſen wären. Ein jeder Stengel hatte fünf Blätter; und dieſe Anzahl findet man allezeit, wie man vorgiebt, wenn ſie nicht durch einen ungefähren Zufall vermindert wird. Die Wurzel iſt der einzige Theil, den man zur Arzenei braucht, und hat dieſe beſondre Eigenſchaft, daß ſie an den überbliebenen Merkmalen von den Stengeln, die daraus hervor gewachſen ſind, die Anzahl der Jahre zeigt, die ſie alt iſt. Ihr Werth wird nach ihrem Alter geſchätzt, denn die gröſten und ſtärkſten ſind die beſten.

6) Vieh. Das Land hat Ueberfluß an allen Arten Vieh, und unter andern eine Pferderace von nicht mehr als vier bis fünf Fuß hoch, ſchreiben die Britten. Auch alle Arten zahmes Geflügel findet ſich hier, unter andern Hühner mit drei Fuß langen Schwänzen.

7) Wildpret. Auch davon giebts alle Arten, wovon die Britten insbeſondre Wölfe, Tiger, Bären anführen, aber bemerken, daß es hier keine Elefanten gebe, ſo wie F. ſchreibt, daß es auch gar keine Inſekten daſelbſt gebe.

8) Fiſche, auch Perlen in den Meeren.

9) Eiſen, Blei, Silber und Gold in den Bergwerken.

10) Das Gummi von einem Baume, der dem Palmbaume gleicht; alles was damit gefirnißt wird, ſcheint vergoldet zu ſeyn.

11) Mineraliſches Salz in großer Menge, aber auch

12) Giftige Schlangen und große Krokodille (Kaimans) in den Flüſſen. Dieſe letztern haben auf dem Rücken ſo harte Schuppen, daß keine Musketenkugel ſie durchdringt, einen großen Kopf, und einen Rachen, den ſie bis an die Ohren öfnen können. Sie bewegen gegen die Art aller andern Thiere den obern Kinnbacken. Ihr Rückgrad beſteht aus einer langen Reihe von Wirbelknochen, oder beweglichen Gelenken, und in den Schwimmfüſſen hats eine Art von Klauen. Dies Thier iſt äuſſerſt gefräßig, und eben ſo gierig nach Fiſchen als nach Thierfleiſch, insbeſondre auch nach Menſchenfleiſch.

3. Die Städte. Ihre Zahl iſt nach P. Regis höchſtens hundert und funfzig, Hamel aber zählt, ohne eine Menge meiſtentheils auf Anhöhen gelegenen Feſtungen und Schlöſſer zu rechnen, dreihundert und ſechzig Städte. Da P. Regis aber ſeinen Bericht nach der Erzählung eines Mandarins von der mathematiſchen Klaſſe niedergeſchrieben, der den Geſandten des Kaiſers Kanghi an den Koreaniſchen Hof begleitete, und eine ſehr genau aufgenommene Karte von dieſem Lande mit zurückbrachte, ſo verdient ſein Bericht, nach dem Urtheil des H. F., den Vorzug.

Folgende drei ſind, nach Hr. Hofr. Gatterer, die vornehmſte von Süden nach Norden:

1) Kuſu.

2) King=ki=tao, auf Sineſiſch Kong=ki=tao, die Hauptſtadt und Reſidenz am Fluſſe Li=kiang. Die Sineſen halten nemlich das Wort King für viel zu anſehnlich, als daß es einem andern Hofe als dem ihrigen beigelegt werden könne. Die Häuſer haben, ſo wie überall in dieſem Königreiche, nur Ein Stockwerk, und ſind von Ziegeln gebaut. Die Bauart iſt durchgängig Sineſiſch.

3) Pin=yan, am Fluſſe Tatong. Dieſe Stadt wird nach Regis Bericht, der 1720 daſelbſt geweſen (A. H. d. R. 6. B. S. 569.), gegen Südoſten durch einen Fluß, gegen Abend aber durch ſteile Gebirge geſichert. Der wichtigſte Platz aber war eine Erhöhung gegen Mitternacht; bei ihr wurde bei der Sineſiſchen Eroberung von Korea eine große Schlacht geliefert.

4. Bewohner von Korea und ihre Sitten.

Die Koreaner ſind, wie aus ihrer Sprache zu erhellen ſcheint, ein Gemiſch von Mandſchu, Tunguſen und Sineſern. Ihre Sprache iſt, nach Regis Bericht, A. H. d. R. 6. B. S. 558. von der Sineſiſchen unterſchieden, ihre Schriftzüge ſind aber mit derſelben einerlei,

und beide Nazionen bedienen Dollmetſcher. Nach unſern Britten haben die Koreaner auch eigne Schriftzüge, deren ſich Weiber und geringere Leute bedienen, Gelehrte aber bedienen ſich der Sineſiſchen Schrift und Sprache. Aus Mangel genauer Nachrichten läßt ſich indeß nicht über die Koreaniſche Sprache urtheilen.

In der Religion ſind ſie faſt ganz Sineſiſch: die meiſten ſind der Religion des Fo, einige aber auch der Lehre des Konfutſe zugethan, welche bei Sina näher beſchrieben werden wird. Sie glauben die Seelenwanderung. Tempel und Klöſter ſtehen auſſer den Städten auf Bergen und Hügeln. Ihre Mönche müſſen ſich von ihrer Hände Arbeit nähren, und Abgaben bezahlen. — Unſre Britten erzählen von der Koreaniſchen Religion folgendes: Die Koreaner haben ſehr wenig religiöſe Einſchränkungen. Nach einem neuern Schriftſteller bekümmern ſich die Groſſen des Landes wenig um den Gottesdienſt, und beten lieber ſich ſelbſt als ihre Götter an; obgleich die geringern Volksklaſſen religiöſer ſind, ſo beſteht doch ihr ganzer Gottesdienſt mehr in äuſſern Gebräuchen, als in innerer Verehrung des Herzens. Die Religion des Fo, die in Sina viele Verehrer beim Volke hat, hat auch einige große Verehrer in Korea, und das Land iſt mit Tempeln angefüllt, die dieſer Gottheit gewidmet ſind. Dazu kommen auch die Anhänger des Konfutſe.

Sie

Sie verſammlen ſich bei beſondern Gelegenheiten in ihren Tempeln; hier zündet jeder ein Stück wohlriechendes Holz an, und wirft ſolches in ein Gefäß, das vor dem Götzenbilde ſteht. Der größte Theil der Koreaner glaubt eine Seelenwanderung und einen Stand der Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode.

Es giebt eine ungeheure Anzahl Mönche in allen Theilen des Königreichs. Einige Städte haben nach dem Umfang ihres Gerichtsbezirks nicht weniger als vier tauſend derſelben, und es giebt Klöſter, worin fünf bis ſechs hundert leben, die in ihre beſondere Klaſſen von zehn, zwanzig, dreißig, eingetheilt ſind. Der Aelteſte des Kloſters hat das Anſehen eines Gouverneurs, und iſt berechtigt, ſeine Untergebenen wegen jeder Verletzung der Regel des Ordens die Baſtinade geben zu laſſen. Dieſe Mönche binden ſich nicht, wie in andern Ländern, durch lebenslängliche Gelübde, ſondern ſie haben das Recht, in die Welt zurück zu kehren, wenn ſie der Einſamkeit müde ſind; und man muß geſtehen, daß ihre Lebensart eben nicht ſehr wünſchenswerth iſt; denn ſie ſind nicht allein einer ſehr ſtrengen Zucht unterworfen, ſondern werden auch gezwungen, an den Staat ſchwere Abgaben zu bezahlen, dabei verachtet ſie das Volk aufs äuſſerſte. Doch werden die Königlichen Mönche beſſer geachtet; dieſe leben am Hofe, und werden oft in wichtigen Geſchäften gebraucht. Die Mönche ſind zur größten Enthaltſamkeit

ver-

verpflichtet, und eine Verletzung des Gehorſams wird mit der Ausſtoßung aus dem Kloſter, nach vorhergängiger Baſtinade, beſtraft.

Es giebt hier auch Nonnenklöſter, einige für adeliche, andere für bürgerliche Frauenzimmer. Alle ſind geſchoren; aber nicht auf Lebenszeit eingeſperrt, ſondern der König ertheilt ihnen, wenn ſie es verlangen, die Erlaubniß, zu heirathen, und das Kloſter zu verlaſſen.

Hiezu kommen noch folgende Nachrichten des Hrn. F. aus Hamel: Vielleicht, ſagt er, iſt dies der einzige Staat in der Welt, wo Mönche dem gemeinen Weſen wirklich einigen Nutzen ſchaffen. Ihre Lebensart iſt ſehr ſtrenge; die Regierung belaſtet ſie mit Frohndienſten und hohen Abgaben, und das Volk verachtet ſie. Die bei Hofe in nicht geringem Anſehen lebenden ſind die Obern der Klöſter, und gemeinhin kluge und gelehrte Leute. Dieſen werden die wichtigſten Ehrenſtellen des Staats anvertraut, und ſie werden durch beſondere Merkmale auf ihren Kleidern vor den andern gemeinen Geiſtlichen ausgezeichnet. Dieſe Mönche ſcheeren ſich alle das Haupthaar und den Bart ab. Keiner von ihnen darf Fleiſch eſſen, heirathen, oder ſonſt vertraut mit Weibern umgehen. Dieſe Regeln werden ſämtlich aufs ſtrengſte beobachtet. Wer nur gegen Eine ſündigt, wird mit ſechzig bis achtzig Stockſchlägen auf den Hintern beſtraft, und aus dem Kloſter gejagt. Am Ein-

klei-

kleidungstage wird einem jeden ein unauslöſchliches Merkmal in den einen Arm eingedrückt. Sie leben blos von demjenigen, was ſie mit eigner Handarbeit verdienen, und von Allmoſen, die ihnen freiwillig ertheilt werden. Einige erhalten ſich auch durch Unterricht der Jugend. Ein Schüler, der Luſt bezeugt, in den Stand ſeines Lehrers zu treten, wird ſogleich beſchoren, und muß von Stund an dem Kloſter Dienſte leiſten. Alles, was er verdient, fällt ſeinem Lehrer zu, und erſt nach dem Tode deſſelben erlangt er das Recht, für ſich ſelbſt arbeiten zu dürfen; alsdenn iſt er aber auch der einzige Erbe von der ganzen Verlaſſenheit ſeines Lehrers, und legt ordentlicher Weiſe die Trauer um ihn an.

Die meiſten Klöſter liegen auf Anhöhen, die dem Auge die reizendſte Ausſicht gewähren, und haben überdem noch die ſchönſten Gärten und Luſtgehölze, daher ſie denn auch oft vom Koreaniſchen Adel beſucht werden. Jeder bringt ſeine Maitreſſe, oder ſonſt ein gutwilliges Mädchen mit, denn in dieſem Lande giebts auch öffentliche Freudenmädchen zur Gnüge, und ſo können die Klöſter der Koreaniſchen Bonzen weit eher Wohnungen der Wolluſt und des Vergnügens, als Oerter genannt werden, die der Einſamkeit und einer ſtrengen Zucht geweihet ſind.—

Auſſer dem Ackerbau, der Viehzucht, und andern Gewerben, verfertigen die Koreaner auch noch allerhand

Zeuge

Zeuge von Hanf und Baumwolle, und Papier von Baumwolle. Die ganze Menge von Seide, die ſie ziehen, geht roh nach Sina, theils als Handelswaare, theils als Tribut. Sie handeln faſt nur allein mit den Japanern und Sineſern, vorzüglich, ſagen unſre Britten, mit den erſtern, und zwar den Einwohnern der Inſel Tſuſſima, die eine Faktorei zu Pauſan in Korea haben, nach welchem Handelsplatz ſie wohlriechendes Holz, Alaun, Papier, Pfeffer, Büffelshörner, und andre Handelswaaren bringen, und dagegen Baumwolle und Schinſeng eintauſchen. Die einzige Art des Geldes in Korea ſind Kupferſtücke, Caſis genannt, die aber nicht weiter als bis an die Sineſiſche Grenze gangbar ſind. In andern Gegenden machen ſie ihre Zahlungen in Klumpen und großen Stücken Silber, die gar nicht geſtempelt oder gemarkt ſind.

Wiſſenſchaften und Künſte werden auf Sineſiſche Art traktirt, ſie machen auch Doktoren nach der Weiſe der Sineſer. Die freien Künſte ſtehen bei ihnen, wie bei den Sineſern in großer Achtung. Sie haben ihre Doktoren und andre Gelehrte, welche ſich durch einen doppelten Federbuſch an ihrer Mütze auszeichnen. Sie gelangen regelmäßig zu ihrem Grad durch eine jährliche Prüfung in den Hauptſtädten, ſo wie es in Sina üblich iſt. Die Verſammlung der Kandidaten bei dergleichen Gelegenheiten iſt ſehr beträchtlich, unglücklicherweiſe ſind aber die Stimmen der Wählenden meiſtentheils erkäuflich. In

der

der Erdbeſchreibung ſind ſie ſehr unwiſſend, und haben die abgeſchmackteſten Vorſtellungen. Sie glauben, die Erde beſtehe nur aus zwölf Königreichen, und ihre Karte reicht nicht über Siam hinaus. Selbſt die Gelehrten haben auch noch die irrige Meinung, daß nicht mehr als zwölf Nazionen auf der ganzen Erde wären, und man hat ſie bisher von ihrem Irrthum noch nicht überführen können. —

Die Koreaner, ſetzt Hr. F. hinzu, pflegen ihre Kinder mit vieler Sanftmuth zu behandeln, und dieſe bezeigen ihnen dagegen eine Ehrfurcht und einen Gehorſam, der grenzenlos iſt. Jeder freie Mann läßt ſich die Erziehung ſeiner Kinder äuſſerſt angelegen ſeyn. Schon von Kindheit an ſucht man ihnen Eifer und Luſt zum Studieren einzuflöſſen, indem man ihnen ohne Unterlaß die Tugenden und Gelehrſamkeit ihrer Vorfahren ſchildert, und ihnen einſchärft, daß Gelehrſamkeit der beſte und ſicherſte Weg für einen Jüngling ſey, der einſt ſein Glück zu machen wünſcht. Das Hauptſtudium der Koreaner ſchränkt ſich zwar gröſtentheils nur auf die Kenntniß der Sittenlehre des Konfuutſe ein, aber auſſer dieſer Lieblingsbeſchäftigung ihres Geiſtes haben ſie auch noch in einer jeden Stadt ein öffentliches Schulgebäude, wo einem alten Gebrauch zufolge, den jungen Leuten die Geſchichte des Landes, und die Prozeßakten der Miſſethäter, die in dem nemlichen Ort am Leben beſtraft wurden, zu leſen gegeben werden. Die Gelehrſamkeit, und alle die davon

Pro-

Profeßion machen, ſtehen überhaupt in dieſem Lande in eben ſo großem Anſehn, wie in Sina, und die den Doktortitel erhalten, erlangen bald nachher die einträglichſten Bedienungen. —

Man hat in Korea eine große Anzahl von Büchern, die theils auf Koſterſche Art gedruckt, theils geſchrieben werden; inſonderheit wird die Bibliothek in der Hauptſtadt gerühmt, deren Vorſteher allezeit ein Prinz von Geblüte iſt. Die Bücher ſind gewöhnlich mit Sineſiſchen Charakteren geſchrieben, und werden ausnehmend hoch geſchätzt; auch befinden ſich in verſchiedenen Städten Kopien von der Bibliothek in der Hauptſtadt, um ſie dadurch deſto beſſer für Feuer und andern Gefahren zu ſichern. F. S. 340.

Die Einwohner von Korea ſind überhaupt wohlgebildet, von guten Geſichtszügen und ſanftmüthigem Weſen. Dem Vergnügen, der Muſik und dem Tanz ſind ſie ſehr ergeben. Größtentheils ſind ſie ſchwach und leichtgläubig, doch dabei auch liſtig und betrügeriſch. Dem ungeachtet haben ſie ein Geſetz, das betrügliche Contrakte vernichtigt, wenn der Betrug erwieſen werden kann. Die nordlichen Provinzen bringen die herzhafteſten Leute, und die beſten Soldaten hervor. Sonſt ſind ſie furchtſam und kleinmüthig, und haben deswegen eine Abneigung vom Soldatenleben. Sie verabſcheuen den Anblick des Bluts,

und erſchrecken nicht weniger vor dem Anblick kranker Leute, beſonders ſolcher, die eine bösartige Krankheit haben. Die Kranken bringen ſie in kleine Strohhütten im Felde, wo ſie von ihren Verwandten beſorgt und gewartet werden, welche gemeſſene Befehle haben, alle Vorbeikommende zu warnen, ſich in einer gewiſſen Entfernung zu halten; zuweilen werden die armen Kranken auch gänzlich verlaſſen, und müſſen ſo umkommen. Wenn ſich in einer Stadt oder einem Dorfe eine Seuche äuſſert, ſo verzäunen ſie alle Zugänge zu ſolch einem Orte mit Dornſträuchen, und machen Zeichen an die angeſteckten Häuſer. — Arznei nehmen ſie niemals. —

Sie kleiden ſich, nach Regis (A. H. d. R. 6 B. 558 S.) wie die Sineſen unter der Tay Mingſchen Familie, in einen Rock mit langen und weiten Aermeln, eine hohe viereckigte Mütze, einen Gürtel, und lederne, leinene oder ſatinene Stiefeln. Sie tragen durchgängig rauhe Mützen und brokatene Kleider. Die Frauensperſonen ſetzen Borten oder Schnüre, ſowohl auf ihre Ober- als Unterröcke. Die Vornehmen ſind gemeiniglich in purpurfarbiger Seide gekleidet, und die Gelehrten unterſcheiden ſich durch zwei Federn auf ihren Mützen. Bei öffentlichen Gelegenheiten ſind ihre Kleider reichlich mit Golde und Silber geſchmückt. —

Gewöhnlich ſind ihre Wohnungen ſchlecht. Auf dem

Lande wohnen ſie in elenden Hütten, die von Leimen zuſammengebacken, und mit Stroh gedeckt ſind. Aber die Wohnungen der Vornehmen ſind artig und geräumig genug. Vorne in ſelbigen iſt ein vorausgebautes Zimmer, zur Aufnahme der Fremden, zu Beſuchen und geſellſchaftlichen Unterhaltungen. Gewöhnlich gehört dazu auch ein großer Hof, ein Springbrunnen, und ein Garten mit Baumgängen bepflanzt. Hinten an dieſen Hof ſtoßen die Zimmer der Weiber, in welche keine Fremde Zutritt haben, obgleich auch vornehmere Leute ihren Frauen auch wohl erlauben, Beſuche im gemeinſchaftlichen Saale anzunehmen, und mit zu Tiſche zu kommen, wo ſie indeß allezeit gerade gegen ihren Männern über ſitzen.

Ihre gewöhnlichſte Speiſe iſt Reis, und ihr Getränk wird gleichfalls aus Reis und aus anderm Getreide verfertigt. Bei Tiſche bedienen ſie ſich der Schüſſeln und Teller, und laſſen ſich höchſt ſelten verleiten, gegen die Geſetze der Mäßigkeit zu ſündigen. F. S. 335.

Kein Koreaner darf eine Frau nehmen, die gar zu nahe mit ihm verwandt iſt, und Ehen ſind bis zum dritten Grade der Blutsfreundſchaft unterſagt. Zuweilen finden aber auch eheliche Verbindungen zwiſchen Kindern von ſieben bis acht Jahren Statt, in welchem Fall aber die Braut, wenn ſie nicht die einzige Tochter ihres Vaters iſt, ſich von dem Augenblick ihrer Verlobung an, bei ihren

Schwie-

Schwiegerältern aufhält, und daſelbſt ſo lange bleibt, bis ſie ſich ſelbſt ernähren, und eine eigne Haushaltung führen kann. Sobald der zu ihrer Vermählung beſtimmte Tag erſcheint, kehrt ſie früh morgens zu ihren Aeltern zurück. Der Bräutigam ſteigt zu Pferde, und reitet mit allen ſeinen Anverwandten durch die Straßen des Orts, endlich hält er vor dem Hauſe der Brautältern ſtille, und empfängt ſeine Verlobte aus den Händen ihres Vaters und ihrer Mutter, die hierauf ihre Tochter in das Haus des neuen Ehemanns begleiten, und hierin beſteht denn die ganze Hochzeitszeremonie. Die Töchter bekommen auch keine andre Mitgabe, als ihre Kleider.

Einem jeden Manne ſteht es frei, ſo viel Weiber zu unterhalten, als er will, und ſie ungehindert zu beſuchen, aber nur eine einzige darf bei ihm wohnen. Einige Standesperſonen ſetzen ſich zwar über dieſen Zwang in ſo weit hinweg, daß ſie mehrere Weiber bei ſich unter Einem Dache haben; aber auch bei dieſen darf nur eine einzige die rechtmäßige Frau des Hauſes vorſtellen, und die übrigen wohnen ſämtlich in einer abgeſonderten Wohnung.

Eigentlich machen ſich die Koreaner nicht viel aus ihren Weibern, und behandeln ſie meiſtens nicht beſſer als Leibeigne, die gänzlich von ihrer Gnade abhängen. Sie werden daher auch wegen der kleinſten Vergehungen, und manchmal ſogar unter dem leichteſten Vorwande, ver-

 ſtoſſen.

ſtoſſen. Dieſe unglückſeligen Geſchöpfe ſind alsdenn nicht allein aller Unterſtützung beraubt, ſondern müſſen ſogar auch noch für ihre Kinder aus dieſer Ehe ſorgen: denn nur ſelten denkt der Mann großmüthig genug, ſie bei ſich zu behalten. Hingegen dürfen die Weiber ihre Männer ohne Einwilligung der Gerichte nicht verlaſſen.

Der beträchtlichſte Theil des väterlichen Vermögens fällt dem älteſten Sohn zu, und das übrige wird unter die übrigen Söhne gleich getheilt; die Töchter haben gar keine gültige Anſprüche an die Erbſchaft.

Lebt ein Vater bis zu einem ſehr hohen Alter, ſo pflegt er wohl ſein ganzes Vermögen ſeinem älteſten Sohne zu übertragen, der in dem Falle Beſitz vom Wohnhauſe nimmt, und für ſeinen Vater ein kleines baut, und ein Beiſpiel von kindlicher Ehrfurcht und Zärtlichkeit giebt, welches der Denkungsart dieſes Volks in der That Ehre macht. Er verſorgt nemlich ſeinen alten Vater mit allen Nothwendigkeiten, und ſucht ihm den Ueberreſt ſeiner Tage, ſo viel er nur kann, zu verſüßen. Kurz, er begegnet ihm mit ſo viel zuvorkommender Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht, als ob er dereinſt noch alles von ihm zu hoffen hätte.

Die Koreaner beerdigen ihre Leichen nur in zwei Jahrszeiten, nemlich im Herbſt und im Frühling. Derjenige,

jenige, der im Sommer oder Winter ſtirbt, wird in einer zu dieſem Behuf jedesmal ausdrücklich erbauten Stroh-Hütte beigeſetzt, bis die zu ſeinem völligen Begräbniß beſtimmte Zeit da iſt. Der Verſtorbene liegt in einem doppelten Sarge, der in allen Fugen dicht verkittet iſt. Er iſt in ſeine beſten Kleider gekleidet, und zu ſeiner Seite liegt einiges Spielzeug. Zur Zeit der Begräbniß trägt man die Leiche in das Haus zurück, welches der Verſtorbene im Leben bewohnte, woſelbſt alle Verwandte deſſelben am Vorabend vor dem Begräbnißtage erſcheinen, und die Nacht mit fröhlichem Schmauſe zubringen. Mit Anbruch des Tages beginnt der Leichenzug. Die Träger ſingen, und heben die Füße nach dem Takte der Muſik, während dem die Luft von dem Klaggeſchrei der Leidtragenden ertönt. Man begräbt hierauf den Körper an einen Ort im Gebirge, der von ihren Wahrſagern, die ſie bei dergleichen Angelegenheiten um Rath zu fragen nie unterlaſſen, als der ſchicklichſte angezeigt worden iſt. Die Gruben werden fünf bis ſechs Fuß tief gemacht. Leute vom Stande werden aber in ſteinerne Gewölbe beigeſetzt, wovor gewöhnlich das Bild des Verſtorbenen geſtellt wird mit einer Inſchrift darunter, welche ſeine Titel enthält ꝛc. Nach Verlauf von drei Tagen kehren alle Anverwandte des Verſtorbenen wieder zu ſeinem Grabe zurück, und bringen ihm einige Opfer dar. Dieſes wird um die Zeit des Vollmonds wiederhohlt, und zugleich auch das Gras, welches aus dem Grabhügel gewachſen iſt, abgeſchnitten.

 Kinder

Kinder trauren um ihren Vater beinahe drei Jahre. Dies wird ſehr ſtrenge beobachtet, und iſt mit mancherlei Ungemächlichkeiten verknüpft. Ein Sohn iſt verbunden, ſich alsdenn aller öffentlichen Geſchäfte zu entſchlagen. Wer ſich während dieſer Zeit zankt, ſchlägt, oder betrinkt, zieht ſich durch ſein Betragen allgemeinen Abſcheu und Verachtung zu. Verehelichte Perſonen müſſen durchaus allen vertrauten Umgang mit einander innerhalb der Trauerzeit vermeiden: denn man hält die dadurch erzeugten Kinder nicht für rechtmäßig.

Die Trauerkleidung der Koreaner beſteht in einem langen Rocke von grober, aus Hanf gemachter Leinwand, unter welchem ſie ein eben ſo grobes Haarhemde tragen, und einen Hut von Schilf, der ſtatt des Flors mit einem dicken Stricke umwunden iſt. Keine Mannsperſon, die im Trauer iſt, wird ausgehen, ohne einen Stock, oder ein Schilfrohr in Händen zu haben. Erſteres zeigt, daß er ſeinen Vater, und letzteres, daß er ſeine Mutter betrauret. Auch der Gebrauch des Badens iſt ihnen alsdenn gänzlich unterſagt, und ein jeder beſtrebt ſich, in ſeinem Anzuge ſo nachläßig und unreinlich, als nur immer möglich, zu erſcheinen.

Beim Tode eines Anverwandten laufen die Blutsfreunde, gleich raſenden Leuten durch die Straßen, raufen ſich ihre Haare aus, und ſetzen die ganze Nachbarſchaft mit ihrem Klaggeheule in Lärmen.

Unſere

Unſere Britten fügen zuletzt noch folgende ganz kurze Geſchichte von Korea hinzu:

Die Bewohner von Korea waren vormals unter mehrere Prinzen getheilt, hatten verſchiedene Geſetze, Sitten und Gebräuche. In der Folge der Zeit vereinigten ſie ſich zu Einer Nazion. Nach den Sineſiſchen Geſchichtsſchreibern waren die ſogenannten Kao-kju-li, Abkömmlinge der Tatarn, die beträchtlichſten unter dieſen älteſten Eingebornen des Landes.

Der erſte König von Korea ſoll Ki-tſe, ein Neffe des Sineſiſchen Kaiſers Sche-Hu, geweſen ſeyn, der Sineſiſche Geſetze in ſein Königreich einführte, das Volk geſitteter machte, und ſeine Regierung des Staats mit großer Klugheit und Einſicht führte. Dieſes geſchah 1120 Jahre vor Chriſto.

Die Nachfolger dieſes Ki-tſe beſaßen den Thron von Korea faſt 900 Jahre, bis der Sineſiſche Kaiſer Tſchuang-ſiang-wang Korea unterjochte, und den Titel des Königes, deſſen Anſehen er ſehr einſchränkte, in den Titel eines Hean, oder Grafen, veränderte. Vierzig Jahre nachher nahm ein Prinz aus der Familie des Ki-tſe den Königstitel wieder an, ward aber in kurzer Zeit wieder entthront, und das Haus des Ki-tſe ganz ausgerottet.

Ein geborner Sineſer, Namens Wey-nan, ſchwang ſich nun mit Gewalt auf den Thron von Korea, und um

ſeine Eindringung zu ſichern, ſchmeichelte er um eine Allianz mit Sina, und erhielt vom Kaiſer den Titel Wang oder König. Indeß blieb die Herrſchaft nicht lange bei der Familie dieſes Wey-nan, denn ſein Enkel ward ermordet, und die Sineſer nutzten die daraus entſtandene Zerrüttung, und eroberten Korea zum andern Male. Doch ward nach einiger Zeit die alte monarchiſche Regierung des Landes wieder hergeſtellt, und der König mußte ſich bloß einem Tribut an den Sineſiſchen Kaiſer unterwerfen.

Seitdem hat Korea mancherlei Revoluzionen erlitten, bald waren ſeine Könige Sineſiſche Vaſallen, bald den Sineſern tributbar, bald auch unabhängig, und auch ſehr oft in Kriegen mit Sina begriffen. Jetzt indeß ſind ſie dem Kaiſer wieder tributbar, und der Koreaniſche König muß bei ſeiner Thronbeſteigung vom Sineſiſchen Kaiſer auf den Knieen die Belehnung empfangen.

Eine ausführlichere Geſchichte von Korea ſteht in Hr. Hofrath Gatterers Handbuch der Univerſalhiſtorie. 2 Th. 1 B. Göttingen, 1764. von S. 354—369, die leider aber auch nicht vollendet iſt.

VI. Inſel=

VI.

Inſelſtaat Japan.

Bei der Beſchreibung von Japan ſind zu den Nachrichten im Brittiſchen Werke, wo die Beſchreibung des Japaniſchen Staats das dritte Kapitel Aſiens von S. 121 bis 128 einnimmt, noch Taverniers Reizen door Glazemaker vertaalt. Amſterdam, 1682. 3. Theil, 1. Buch, welches von Japan handelt; De Japonicis rebus epiſtolarum libri quatuor, ex Hiſpanico ſermone converſi, welche ſich bei Rerum a Soc. Jeſu in oriente geſtarum ad annum usque 1568, commentarius Em. Acoſtae Luſitani. Dilingae, 1571. 8vo. befinden; Kämpfers Beſchreibung von Japan, von Dohm. Lemgo, 1777. und Thunbergs Reiſen in Afrika und Aſien, vorzüglich in Japan, im Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen 7. Band. Berlin, 1791. Benyowsky Schickſale und Reiſen, ſowohl von Georg Forſter, Leipzig, 1791, als im 3. Bande des Magazins von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen. Berlin, 1790. Die Nachricht von den Lequejo Inſeln aus den Lettres edifiantes, in Sprengels Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, 10. Th. Leipz. 1789. gebraucht worden.

Japan, eigentlich Dſchapan (vom Sineſiſchen Dſchepuenkue, Reich des Sitzes der Sonne, oder des

Tags Anfangs), auf Japaniſch Nipon oder Nifon (von der größten Inſel des Reichs), iſt der öſtlichſte Staat auf unſerer Halbkugel. Nach Kämpfer wird Japan von den Einwohnern mit verſchiedenen Namen und Charaktern bezeichnet, und unter denſelben iſt in der gemeinen Sprache und Schrift Nipon der gebräuchlichſte, welches ſie, nach ihrer Mundart des Wohlklangs wegen, oft Nifon, die Nankiner aber und andre Südſineſer Sjippon ausſprechen. Es heißt nach den Buchſtaben: der Sonnen Feſte, weil Ni das Feuer, oder in edlerer Bedeutung die Sonne, Pon aber eine Grundfeſte bedeutet. Awadſi Sima iſt der uralte Name, und beſteht aus den Worten: Awa Schaum, Dſi der Erdboden, Sima eine Inſel. Die Bedeutung dieſes Namens iſt alſo: eine erdene Schaum-inſel, und er gründet ſich auf folgende Sage: Im Anfang hat der erſte Geiſt oder Gott dies unterirdiſche Chaos mit einem Stabe umgerührt. Als er den Stab wieder herauszog, tröpfelte ein moderiger Schlamm davon ab, und bildete die Japaniſchen Inſeln, welche das Alterthum aus Unkunde andrer Länder, für den ganzen Erdboden hielt, und ihnen von ihrem Urſprunge dieſen Namen beilegte. Mehr Namen kann man noch bei Kämpfern nachleſen (1. Th. S. 73. 74.).

Der Japaniſche Staat beſteht ganz aus großen und kleinen Inſeln, und erſtreckt ſich, mit ſeinen nördlichen und ſüdlichen Nebenländern vom Wendekreis des Krebſes

bis an 45 Grad Nordbreite. Hr. Hofr. Gatterer rechnet ihn, weil er, nach Tempelman, 8625 geopraphiſche Quadratmeilen hat, zu den Ländern von der ſechſten Größe. Er iſt nach dieſer Angabe nur $52\frac{5}{10}$ Quadratmeilen kleiner, als Frankreich nach Tempelmans Angabe, oder 1375 nach der Büſchingſchen Angabe. Aber welch ein großer Unterſchied iſt in allem Betracht zwiſchen dieſen beiden Staaten! — Nach unſern Britten erſtreckt ſich der Japaniſche Staat von 30 bis 41 Grad Nordbreite, und von 130 bis 147 Grad Oſtlänge, hat 600 Meilen (leagues) im Umfang, 200 in der Länge. — Nach Kämpfer liegen die Japaniſchen Inſeln zwiſchen dem 31 und 42. Grad Nordbreite, und zwiſchen 157 und 175 Grad 30 Minuten öſtlicher Länge, nach den Sineſiſchen Karten, welche die Jeſuiten aus vielen Beobachtungen verfertigt haben. Ihre Richtung geht nach Nordoſt und Oſtnordoſt, mit einer unregelmäßigen, und beinahe durchgehends ſchmalen und ungleichen Breite, von dem äuſſerſten Ende der Provinz Fiſen bis zu dem äuſſerſten Ende der Provinz Oſju. Die Länge beträgt in gerader Linie 200 deutſche Meilen. In dieſer Berechnung ſind aber die weiter abgelegenen, dem Japaniſchen Reiche unterworfenen Inſeln oder Küſten nicht begriffen (S. 74 des 1. Th.).

Dieſer Inſelſtaat iſt rings umher von dem Nordmeer des großen Ozeans umgeben, wodurch Japan in Oſten von Nordweſtamerika und Kalifornien, in Süden von

den Ladroniſchen und Philippinen Inſeln und von Sina, in Weſten von Sina, Korea und Tunguſien, und in Norden von den Rußiſchen Kurilen Inſeln getrennt wird; und wird von der Natur ſelbſt gegen Ueberfälle geſichert; denn das Meer iſt überall ſtürmiſch, voller Klippen und Strudel, und an vielen Orten ſehr ſeicht, und die Küſten, Buſen und Seehäfen ſind von ſehr hohen und ſteilen Bergen, die unüberſteiglichen Mauern und Bruſtwehren gleichen, umgeben. Sie ſcheinen, ſagen unſre Britten, wenn man ſie zur See in der Ferne erblickt, ein einziger unermeßlicher Felsklumpen zu ſeyn:

— ein Felſen, welcher trotzt
Der Stürme Wuth, der Wogen Hochgethürm.
Sich ſelber ſtützend ſteht er in der Fluth,
Und ſeine Klippenwand hält von ſich ab
Das Seemoos und die brauſende Hochfluth.

Kämpfer ſchreibt S. 76. 1. Th.: die Grenzen dieſes Reichs bieten faſt allenthalben dem Auge hohe und rauhe Felſen, und werden von einer ſtürmiſchen See umſchloſſen, die wegen klippigter Untiefen nicht wohl zu befahren iſt, und faſt nirgends ohne Gefahr zu landen erlaubt, beſonders da auch die Meerbuſen und Hafen entweder nicht bekannt genug, oder untief, und nur für leichte Schiffe brauchbar ſind. Und ſo iſt alſo das Japaniſche Reich durch die Natur ſelbſt zu einer eignen kleinen Welt von allen Ländern abgeſondert, befeſtigt, und mit allen Bedürfniſ-

ſen des Lebens ſo verſorgt, daß es ganz für ſich allein, ohne Hülfe andrer Nazionen beſtehen kann.

Dieſer Inſelſtaat iſt erſt gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts bei einem unglücklichen Zufall durch Portugieſen entdeckt und bekannt geworden. Man glaubt, ſagt Thunberg (S. 214.), daß Japan den Alten nicht ganz unbekannt geweſen ſey, und daß unter andern Marko Polo aus Venedig, unter dem Namen Zipangri dies Land von den Sineſen nennen gehört habe. Unter den Europäiſchen Nazionen ſind die Portugieſen die erſten, die es entdeckten. Anton de Mota, Franz Zeimoto, und Anton Peixota wurden in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts durch einen Sturm an dieſe Küſte verſchlagen. Ausführlicher erzählt Kämpfer die Entdeckungsgeſchichte von Japan (2 Th. S. 58 ff.). Nach ihm wurden die Portugieſen auf einer Reiſe nach Sina im Jahr 1542 mit einem Schiffe an das noch unbekannte Japan verſchlagen, und landeten nach ihrer eignen Erzählung in dem Hafen einer auf der Inſel Kiusiu gelegenen Provinz oder Fürſtenthums Bungo; nach der Japaniſchen Chronik aber ſoll das erſte Europäiſche Schiff in Awa, auf der gegenüber liegenden Inſel Tſikokf geſehen worden ſeyn. Nachher kamen ſie allemal ums andre Jahr zum Handel nach Bungo, und errichteten erſt 1549 einen feſten Wohnplatz daſelbſt. Weil ſie insbeſondre von dem Fürſten von Kiusiu ſehr begünſtigt wurden, ſo befanden ſie ſich in kurzer Zeit

in

in Japan in einem ſehr blühenden Wohlſtande, und die Jeſuiten ſuchten die Japaner zum Römiſchen Chriſtenthum zu bekehren. Der gute Fortgang ſowohl der Handlung als der Bekehrung wurde nicht wenig durch die Zuneigung der Japaner zu den Portugieſen befördert, wegen dieſer ihnen gefälligen Lebensart, mit Ernſt gemiſchten Freundlichkeit, und wirklich innern Gleichheit der Denkungsart zwiſchen beiden Nazionen. Weil indeß durch die immer weitere Ausbreitung des Chriſtenthums die einheimiſchen Prieſter und Tempelbedienten Schaden litten, und man glaubte, daß es auch zu vielen Unordnungen in der politiſchen Verfaſſung Gelegenheit gäbe, ſo wurde das Chriſtenthum ſchon 1586 bei angedrohter Todesſtrafe verboten. Allein aller harten Verfolgungen ungeachtet, breitete es ſich doch ſehr weit aus, und die Japaniſchen Schriftſteller ſelbſt ſagen, daß der junge Kaiſer Fide Jori, der 1616 von ſeinem Vormund umgebracht wurde, mit ſeinen Hofleuten, Kriegesbedienten und Soldaten das Chriſtenthum angenommen habe.

Eben ſo glücklich, wie die geiſtlichen, giengen auch die irdiſchen Unternehmungen der Portugieſen von Statten. Sie verheiratheten ſich mit den Töchtern der reichſten Bürger, und zogen ungeheure Reichthümer aus dieſen Inſeln. Aber Hoffart der Vornehmen, und Geiz der Gemeinen machten ſie endlich den Japanern verhaßt, und die Inſolenz eines chriſtlichen Biſchofs gegen den erſten Reichs-

rath

rath beförderte, nebſt dem ganzen Betragen der Chriſten gegen die Heiden, die Ausrottung des Chriſtenthums, die durch die ſchrecklichſten Verfolgungen bewirkt wurde. Die allergrauſamſte Verfolgung der Chriſten bis zur Vergießung des letzten chriſtlichen Blutstropfen währte über vierzig Jahre, und hatte auch endlich die ewige Verbannung der Portugieſiſchen und Kaſtilianiſchen Nazion, und ihres ſo wichtigen Seehandels, von Japan zur Folge.

Der Handel wurde ihnen doch noch eine Zeitlang erlaubt; als ſie aber endlich gefährliche Anſchläge gegen den Kaiſer im Sinne hatten, die ſie mit Hülfe des Portugieſiſchen Hofes und des Pabſtes ausführen wollten, und dieſe durch die ſeit dem Jahr 1600 auch nach Japan handelnden Holländer entdeckt, und bei Hofe angezeigt wurden, ſo erſchien endlich im J. 1637 eine ſtrenge Kaiſerliche Verordnung wider die Portugieſen, die ihnen und allen Fremden das Japaniſche Reich auf immer verſchloß. Sie konnten ſich nicht länger als bis 1639 halten, noch vor Ausgang deſſelben waren alle Portugieſen und Spanier aus Japan gänzlich vertrieben.

Hierauf ſetzten ſich die Holländer in der Japaniſchen Handlung feſt, die ſie auch noch, wiewohl unter vielem Zwange, beſitzen, und allen übrigen Fremden iſt Japan verſchloſſen, und daher wenig bekannt.

Der

Der Japaniſche Staat wird von jeher deſpotiſch regiert. Lange beſaß der Kaiſer, Dairo genannt, die geiſtliche und weltliche Gewalt zugleich; aber ſeit 1180, und noch mehr ſeit 1585 haben die Sſeogun oder Kubo, das iſt, die erſten Staatsminiſter und oberſten Feldherrn, die weltliche Gewalt an ſich geriſſen, ſo daß ſeit dem zwei Kaiſer ſind; der Dairo iſt der geiſtliche, und der Kubo der weltliche Monarch. Die Thronfolge iſt in den Familien der beiden Kaiſer erblich. —

Von den Japaniſchen Regenten handelt Kämpfer am ausführlichſten im zweiten Buche ſeines Werks, aus welchem erhellet, daß die Japaniſchen Annalen, beſonders in den früheſten Zeiten, ſo voll unzuſammenhängender Erzählungen, Zweideutigkeiten und Abgeſchmacktheiten ſind, daß ſie wenig Aufmerkſamkeit verdienen. Anſtatt den politiſchen und moraliſchen Charakter der Beherrſcher zu ſchildern, haben ihre Chroniſten ſich auf unintereſſante, eckelhafte Ausführungen von der Geburt, Namen, Reichsfolge, Regierungs- und Lebensjahren derſelben eingelaſſen, deren Wiederholung ohne Nutzen und Unterhaltung ſeyn würde. Man kann ſie ziemlich ausführlich bei Kämpfern leſen. Wir wollen hier nur das Wichtigſte, ſo kurz als möglich, zuſammen faſſen, um unſern Leſern eine Ueberſicht von der Verfaſſung und den Staatsveränderungen dieſes ſo ſingulären Staates zu geben.

An die Spitze ſtellen die Japaner, wie mehr andere alte Völker, Götter und Herren, die weit über die Schöpfung hinausreichen; denn ſie legen ihnen eine ungeheure Menge Jahre bei, womit es ſich vielleicht eben ſo, wie mit den Babyloniſchen und Aegyptiſchen Götter- und Herrenperioden verhält.

Die dritte und letzte Periode der Japaniſchen Monarchie, die von ihren Oo Dai, Sin Oo, oder geiſtlichen Erbkaiſern handelt, fängt ſich mit dem 660 Jahre vor Chriſti Geburt an, von welcher Zeit an, bis aufs Jahr Chriſti 1693, 114 geiſtliche Erbkaiſer von Einer Familie nach einander auf dem Throne von Japan gefolgt ſind, denen eine ungemeine und mehr als menſchliche Ehrerbietung von ihren Unterthanen erwieſen wurde, weil man ſie für Abkömmlinge der Götter hielt. Sie führten den Titel Mikaddo, oder kleine Götter; auch Tenſin, Söhne des Himmels; im gemeinen Leben werden ſie auch öfters Dairi gennant, mit welchem Namen aber eigentlich ihr ganzer Hof angedeutet wird. Wenn der Kaiſer von ſich ſelbſt redet, nimmt er den Titel Tſin an, und wenn er ſiegelt, den Titel Maro.

Noch bis auf den heutigen Tag, ſchreibt Kämpfer, werden die von dieſem Hauſe abſtammenden Prinzen, inſonderheit die, welche auf dem Throne ſitzen, als an ſich ſelbſt ſehr heilige Perſonen, und gleichwie geborne Päbſte

angeſehen, und ſind genöthigt, eine ungemeine Sorgfalt vor ihre geheiligte Perſonen zu haben; ihrer Heiligkeit und Anſehn wird es für nachtheilig gehalten, mit bloßen Füßen die Erde zu berühren, deßwegen werden ſie auf Menſchenſchultern allenthalben hingetragen, wohin ſie nur wollen. Die Sonne wird nicht für würdig gehalten, ihr heiliges Haupt zu beſcheinen, daher dürfen ſie nicht in freie Luft kommen. Ja ſogar wird allen Theilen ihres Leibes eine ſolche Heiligkeit zugeſchrieben, daß ſie weder Haar, noch Bart, noch Nägel jemals abzuſchneiden ſich erkühnen, und dies nur des Nachts thun, weil es denn ihrer Heiligkeit nicht für unanſtändig gehalten wird.

In alten Zeiten war der Dairo verbunden, alle Morgen etliche Stunden mit der Kaiſerlichen Krone auf dem Haupte wie eine Säule auf dem Kaiſerlichen Throne zu ſitzen, ohne irgend einen Theil ſeines Leibes zu bewegen, denn jede geringſte Bewegung wurde für eine üble Vorbedeutung gehalten. Jetzt wird die Krone alle Morgen ſtatt ſeiner einige Stunden auf den Thron geſetzt, weil man dieſer die magiſche Kraft zuſchreibt, durch ihre Unbeweglichkeit Friede zu erhalten. Die Speiſen des Dairo müſſen jederzeit in neuen Töpfen zubereitet, und ihm in neuen Schüſſeln aufgetragen werden, die zwar recht ſauber und nett, aber nur aus gemeinem Thon und neuem Holze gemacht ſind, damit ſie ohne große Koſten auf die Seite gelegt, oder weggeworfen werden können. Denn gemei-

niglich werden ſie zerbrochen, um in keines Layen Hände zu gerathen, weil man feſt glaubt, daß, wenn ein Laye etwas daraus genöſſe, ihm Mund und Kehle ſchwellen, und inflammirt werden würden; dergleichen ſchlimme Wirkung wird auch von den geheiligten Kleidern des Dairo befürchtet, wenn ſie ohne deſſen ausdrückliche Erlaubniß ein Laye anziehen würde.

Sobald durch den Tod eines Mikaddo der Thron erledigt iſt, wird derſelbe durch die Miniſter dieſes geiſtlichen Hofs mit demjenigen beſetzt, welchen ſie für den nächſten Erben halten, ohne Rückſicht auf deſſen Jahre und Geſchlecht; daher oft ganz junge Prinzen, oder junge unverheirathete Prinzeſſinnen den Thron beſteigen. Sind verſchiedne Kronprätendenten, ohne daß des einen Näherrecht vor dem andern entſchieden iſt, ſo wird die höchſte Gewalt einem jeden von beiden etliche Jahre nach einander übergeben, nach dem nächſten Grad der Verwandtſchaft mit dem verſtorbenen Mikaddo. Zuweilen giebt auch wohl ein Vater die Regierung auf, und überläßt ſie einem ſeiner Kinder. Alles dies geht meiſtens ganz in der Stille zu; doch ſuchen auch zuweilen von der Thronfolge ausgeſchloſſene Prinzen ihr Recht mit Gewalt durchzuſetzen, und den Dairo zu ſtürzen. Solche einheimiſche Kriege endigen ſich nie anders, als mit gänzlichem Untergang der einen ſtreitenden Partei, und grauſamer Ausrottung ganzer Familien.

Alle Hofbedienten des Dairo ſind von der Familie des Ten ſyo Dai dſin, und ſchätzen ſich ſelbſt ihrer Geburt halber für weit höher, als andre Menſchen. Zu Kämpfers Zeit waren ihrer etliche tauſend, alle von Einem Geſchlecht. Einige wenige werden mit Abteien und Prioreien in reichen Klöſtern verſehen, welche hin und wieder im Reiche geſtiftet ſind; allein der größte Theil bleibt bei Hofe, und iſt ſtets um des Dairo geheiligte Perſon, von der ſie auch gänzlich abhängen, und ihren Schutz und Lebensunterhalt haben, ein jeder nach der Würde und Amte, womit er verſehen iſt. Anjetzt bewilligt der weltliche Kaiſer die nothwendigen Subſidiengelder zum Unterhalt des Dairi und ſeines geiſtlichen Hofs, wozu alle Einkünfte und Pertinenzſtücke der Stadt Miaco angewieſen ſind, und wozu dieſe nicht ausreichen, das erſtattet der weltliche Kaiſer aus ſeinen Kammergefällen. Indeß wird alles dieſes ſo ſchmal zugetheilt, daß der geiſtliche Hof ſchwerlich davon ſubſiſtiren, und die Figur machen kann, die er vorher machte, als der Dairi ſelbſt Meiſter vom Reich war, und mit allen deſſen Einkünften nach eignem Gefallen ſchalten und walten konnte. Jetzt iſt bei dieſem Hofe nur Splendida miſeria, die hohen Bedienten ſetzen ſich in Schuld, und die niedrigen müſſen, da ihre Beſoldung nicht zureicht, für ihren Lebensunterhalt arbeiten, und verkaufen Strohkörbe, Tiſche, Schuhe und andere dergleichen Sachen mehr.

Obgleich

Obgleich die Einkünfte des Mikaddo gegen die vorigen Zeiten ſehr geringe ſind, ſo bemüht er ſich doch, ſie unter eigner Aufſicht zu haben, um der Sorge für ſich ſelbſt deſto gewiſſer zu ſeyn, auch alles zu veranſtalten, was zur Unterſtützung ſeines vorigen Anſehens und zu ſeiner Schwelgerei und Verſchwendung, die er für einen beſondern Vorzug der Krone hält, nöthig iſt. Daher freut er ſich, wenn er vom weltlichen Monarchen in Ruhe gelaſſen wird, und ſeine Schatzkammer gewinnt auch noch dabei ſehr, daß er das Recht hat, dem weltlichen Monarchen, den Vornehmſten des Reichs, und ihren Kindern und Anverwandten mancherlei Ehrentitel zu bewilligen.

Er hat allemal zwölf Gemahlinnen, nach einer uralten Gewohnheit ſeiner Vorgänger im Reich. Eine derſelben, als Mutter des Erbprinzen oder der Erbprinzeſſinn des Reichs, hat den Titel der Kaiſerinn. Bei der Vermählung des Dairi, der Niederkunft der Kaiſerinn, Erwählung einer Säugamme für den Kronerben, und deſſen Erziehung werden die allerprächtigſten Zeremonien beobachtet.

Es ſind auch verſchiedne anſehnliche Aemter bei dieſem geiſtlichen Hofe, deſſen Adel aus Perſonen von unterſchiedenem Range und Eigenſchaften beſteht. Der Mikaddo ſelbſt iſt aller Ehren Quell und Urſprung. Einige Aemter ſind an gewiſſe Titel geknüpft, dahingegen andere nur in

bloßen Titeln beſtehen, die auch für eine Summe Geldes zu erhalten ſind. Alle Ehrenämter und Titel ſind in ſechs Klaſſen getheilt. Der Titel der erſten Klaſſe iſt Dai Seo Dai Sin, und macht die ihn führende Perſon ſo heilig, daß die Japaner glauben, die Seele derſelben komme ſogleich nach dem Abſchiede aus dem Leibe zu einem Gott oder Kami, und aus der Urſach behält der Mikaddo dieſen Titel für ſich ſelbſt, und überläßt ihn ſelten einem andern. Die andre Perſon dieſes geiſtlichen Hofs iſt der Quanbuku, der Vicekönig unv Premierminiſter des Dairi in allen Regierungsſachen. Dieſer Titel wird von dem weltlichen Monarchen angenommen, und deſſen muthmaßlichen Reichserben beigelegt: er iſt einerlei mit dem Quabacondono, deſſen ſo viel Meldung in den Briefen der Jeſuiten geſchieht. Die folgenden drei Titel: So Dai Sin, U Dai Sin, und Nai Dai Sin, gehören zum nächſtfolgenden Range, und werden niemals an mehr, als drei Perſonen gegeben. Der Dai Nagon und Tſu Nagon macht den dritten Rang aus, und ſind jedesmal mit gewiſſen Bedienungen verknüpft. Die Titel, welche zum vierten und fünften Range gehören, ſind Seo Nagon, Tſiu Nagon, Tſiu Seo, Seoſio und Sidſiu; aber dieſe Klaſſen ſind ſehr zahlreich, und wieder in verſchiedne Ordnungen eingetheilt. Die Perſonen dieſer Klaſſe werden gleichfalls Tenſio bito, himmliſch Volk, genannt. Der ganze geiſtliche Hof aber nimmt den Titel Kuge an, der ſoviel, als geiſtliche Herren bedeutet, um ſich von den Gege zu unter-

ſcheiden, mit welchem Namen alle Laien und gemeine Leute angedeutet werden, die nicht von ſo heiliger und hoher Herkunft ſind. Die Titel der ſechſten und letzten Klaſſe ſind Tai U, Goi, und viel mehrere Ehrentitel von niedrigerm Gehalt und Stufen.

Alle dieſe Ehrentitel verleiht nur der Mikaddo. Denn als die weltlichen Monarchen die Regierung des Kaiſerthums an ſich riſſen, hat doch der Dairi dies anſehnliche Stück der Kaiſerlichen Vorrechte mit dem allerhöchſten Anſehn für ſich allein behalten: daher müſſen alle Titel, welche die weltlichen Kaiſer ihren Günſtlingen und Miniſtern ertheilen wollen, vom Mikaddo erlangt werden, und nur die zwei Titel: Maquandairo und Cami kann der weltliche Kaiſer, mit Genehmhaltung des Dairi, ſeinen vornehmſten Miniſtern und Reichsfürſten geben. Der erſte war vor Alters erblich, und bedeutet ſoviel, als einen Herzog oder Grafen; der andere bedeutet einen Ritter. Thunberg S. 186. berichtet, daß der Oberrichter faſt die einzige Mannsperſon am ganzen Hofe des Dairi, oder des geiſtlichen Kaiſers, und gleichſam deſſen Vikarius oder Hofmarſchall iſt, der, vorzüglich in geiſtlichen Sachen, alles im Namen dieſes Fürſten beſorgt. Dieſer angeſehene Mann wird aber nicht von dem Dairi ſelbſt, ſondern von dem Kubo geſetzt, und iſt gemeiniglich ein erfahrner Greis. Gewöhnlich wird ein alter verdienter Offizier von Rang zu dieſem Poſten gewählt; aber da ſeine Einkünfte ſehr un-

unbedeutend ſind, ſo wird er bei dieſem Dienſte mehrentheils blutarm.

Der Hof trägt zur Unterſcheidung von allen weltlichen Leuten, die er für ein geringes und unheiliges Geſchlecht achtet, eine beſondere Art Kleidung, die unter den Hofleuten in einigen Theilen ſo abwechſelt, daß eines jeden Würde daraus zu erkennen ſteht. Auch das Frauenzimmer trägt vor andern weltlichen Perſonen ihres Geſchlechts eine ausgezeichnete Kleidung, und ſonderlich des Dairi zwölf Gemahlinnen ungefütterte, mit Gold beblümte koſtbare Röcke, welche in viele breite Falten gelegt, und ſo weit und lang ſind, daß ſie darin bequemer ſitzen, als gehen können.

Die Wiſſenſchaften machen nebſt der Muſik die wichtigſte Beſchäftigung dieſes Hofes aus; beſonders haben auch die Damen auf verſchiednen muſikaliſchen Inſtrumenten, in der Dichtkunſt, und auch in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften viele Kenntniß und Geſchicklichkeit. Viele Hofleute üben ſich im Wettrennen, Ballſpielen, Springen, Tanzen, Taſchenſpielen und dergleichen. Alle Kalender ſind zuerſt bei Hofe gemacht, nachher von einem gelehrten Bürger in Miako verfertigt: doch müſſen ſie bei Hofe von der Kalenderdeputazion unterſucht und geprüft, und hernach in die Druckerei nach Iſie geſandt werden. Sie haben auch Komödien und Tragödien, und ſind zu allerhand

hand Luſtbarkeiten geneigt, worauf ſie anſehnliche Geld-ſummen verwenden. Nach Thunberg S. 187. kann man den Hof des Dairi als die einzige Akademie des Landes be-trachten, alle Bücher werden hier gedruckt. —

Vor dieſem, als der Dairi allein Herr des Reichs war, reſidirte er mit ſeinem Hofe bald in dieſer, bald in einer andern Stadt oder Lande ſeines Kaiſerthums. Sel-ten erwählten zwei auf einander folgende Kaiſer einerlei Sitz, bis zuletzt ihre Hofhaltung zu Miako feſtgeſetzt iſt, wo ſie den öſtlichen Theil dieſer großen Hauptſtadt in Be-ſitz haben. Der Dairi (ſagt Thunberg S. 186.) bringt hier ſeine ganze Lebenszeit zu, und entfernt ſich nie dar-aus. Begiebt er ſich einmal aus ſeinen Zimmern, um in den Gärten ſpazieren zu gehn, ſo wird das ſogleich durch ein Zeichen bekannt gemacht, damit Niemand ſich nähere, und dieſen vormaligen Regenten des Landes, der itzt doch nur in geiſtlichen Sachen unumſchränkt iſt, erblicke. — Die Kaiſerin wohnt mit ihrem Gemahl in eben demſelben Pallaſt, die andern Gemahlinnen aber in einem zu aller-nächſt daran gebauten. Wenn ein Mikaddo abdankt, iſt ihm ein beſondrer Pallaſt angewieſen, wie auch ſeiner Fa-milie und Hofleuten, imgleichen dem Erbprinzen mit ſei-ner Hofhaltung. Der weltliche Monarch hält jedesmal eine Garde von Bugios und Soldaten an des Dairi Hofe, aus zärtlicher Liebe und Sorgfalt für die Erhaltung deſſen geheiligten Perſon, oder eigentlich um ihn unter ſeiner

Gewalt beſtändig zu erhalten, und zu verhindern, daß er den Thron und das höchſte Anſehn, welches ihm genommen iſt, niemals wieder bekommen möge.

Wie bald mehrere bald einzelne zinsbare Fürſten und Statthalter faſt unter einer jeden Regierung Unruhen anfiengen, und ſich unabhängig zu machen ſuchten, ſchickten die Kaiſer Armeen wider dergleichen Rebellen ab, die insgemein von ihren jüngern Prinzen, oder auch von andern Großen des Reichs angeführt wurden. Dieſe oberſten Feldherrn der Krone führten den Titel Kubo, und hatten, um die Abſichten der Kaiſer deſto leichter erfüllen zu können, eine überaus große, und beinahe uneingeſchränkte Gewalt. Unter der Regierung des Kaiſers Konſcheh (Konie) fieng die oberſte und uneingeſchränkte Macht der Dairi an, in Verfall zu gerathen, und die Fürſten des Reichs wurden immer widerſpenſtiger, und ſetzten das Reich in Verwirrung. Dieſen Zerrüttungen abzuhelfen, ernannte endlich der Kaiſer An Tokú, oder nach andern, deſſen Sohn und Nachfolger Ko Toba, oder Toba der Zweite, den berühmten Schoritomo (Joritomo) zum Oberbefehlshaber ſeiner Armeen, und räumte ihm, allem Anſehn nach, bei der damaligen dringenden Noth eine größere Gewalt ein, als die Kubo ſonſt ſchon hatten. Wenigſtens gab er ihm den Titel Seogún, der, wie es ſcheint, noch von keinem Kubo geführt worden, und ſo viel bedeutet, als ein Oberbefehlshaber der Armeen.

Schori-

Schoritomo, dem die ganze Macht des Reichs anvertraut worden, um das verfallene Anſehn des Kaiſers wieder herzuſtellen, mißbrauchte dieſelbe, um ſein eignes Anſehn zu vergrößern. Er verband ſich mit der mächtigſten Parthei, und richtete mit ihrer Hülfe die übrigen zu Grunde. Nun ſah er ſich im Stande, dem Kaiſer ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben, und den Grund zu einer Staatsveränderung zu legen, wodurch in der Folge die bisherigen Kaiſer oder Dairi ihrer weltlichen Macht gänzlich beraubt wurden. Die Macht der Seogún nahm nach und nach zu. In den erſten vier Jahrhunderten hiengen dieſe Krongroßfeldherrn noch in gewiſſen Stücken von dem Kaiſer oder Dairi ab, allein 1585 ſahen ſich die Dairi auf einmal ihrer weltlichen Macht gänzlich beraubt, und ſtellen ſeitdem mehr nicht als die Päbſte der Japaniſchen Nazion vor. Der Seogún, der von der Zeit an bis auf den heutigen Tag, der wahre Kaiſer von Japan iſt, wieß nun dem Dairi die Stadt Miako zur Reſidenz an, ſo wie der jedesmalige Seogún oder Kubo ſeinen Sitz zu Jedo hat, wo er als unumſchränkter Monarch über das ganze Reich herrſcht.

Der eigentliche Stifter dieſer Kaiſergewalt der Kubo oder Seogún, war Fide Schoſſi, nachher Táko, auch Tákoſama genannt. Ungeachtet er nur eines Bauern Sohn war, ſo hat er ſich doch durch ſeine fürtreflichen Eigenſchaften, inſonderheit durch Tapferkeit und Muth, wodurch er ſich ſowohl in den Kriegen gegen die Seeräu-

ber,

der, als gegen verſchiedene aufrühriſche Fürſten ungemein hervorgethan, und um den Staat verdient gemacht hat, nach und nach bis zur Würde eines Quanbuku oder Reichsſtatthalters im Jahr 1585 emporgeſchwungen. Die Groſſen hatten ſich durch ihre bisherigen innern Kriege zu sehr geſchwächt, um etwas gegen Fideſchoſſi ausrichten zu können, der ein ſo ſchlauer Staatsmann als tapferer Kriegesheld war, und den ſeine Würde als Quanbuku berechtigte, ſo viel Truppen als er wollte, zu halten, und die zinsbaren Fürſten bei Strafe militäriſcher Exekution zu nöthigen, mit ihrem Kontigent zu ihm zu ſtoſſen. Er hat alſo bei den damaligen Umſtänden mehr durch ſeine hohen Eigenſchaften, als durch Gewalt der Waffen, eine Staatsveränderung zuwege gebracht, die ihn im ganzen Reiche ſo unumſchränkt machte, als nur irgend ein morgenländiſcher Monarch ſeyn kann. Der Koreaniſche Krieg, den er aus Staatsabſichten anfieng, diente zur Befeſtigung ſeiner Gewalt, indem er dadurch die mißvergnügten Fürſten und ihre Kriegesvölker aus dem Vaterlande entfernte, und ſie zwang, gegen die kriegeriſchen Koreaner ihre Kräfte und Schätze zu erſchöpfen. Er endigte den Krieg nicht eher, als bis ſie ihm alle Bedingungen zugeſtanden, die er von ihnen verlangte, und worunter dieſe eine von den härteſten, aber auch ſeinem Vortheile am zuträglichlichſten war, daß ſie ihre Gemahlinnen, Familien und Schätze nicht bei ſich zu Hauſe behalten durften, ſondern gleichſam zum Unterpfand ihrer Treue an ſeinen Hof ſchicken,

cken mußten, wo ſie unter dem Vorwand der Sicherheit bei ſo unruhigen und gefährlichen Kriegeszeiten ſtets verwahrt wurden, und nur zu gewiſſen Zeiten von ihnen beſucht werden konnten. Wie er ſich auf dieſe Weiſe der Treue der Vornehmſten verſicherte, ſo brachte ers zugleich auch durch ſcharfe Geſetze, und allerlei ſehr kluge Anſtalten dahin, daß es dem unruhigen Pöbel unmöglich wurde: Meutereien und Empörungen zu unterſtützen. Hierauf konnte er ohne Scheu den Titel Täko, oder unumſchränkter Herr, annehmen. Die Verſchließung des Reichs vor allen Ausländern, zumal vor den ſo zahlreich und mächtig gewordenen Portugieſen, und die gänzliche Vertilgung der Chriſten gehörten gleichfalls zu dem Plan, den er zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft gemacht hatte; weil aber dieſe Dinge Zeit erfoderten, ſo mußte er die völlige Ausführung derſelben ſeinen Nachfolgern überlaſſen. Unter dem ſiebenten derſelben, Tſina Schoſſiko, kam der berühmte Kämpfer nach Japan im J. 1692, der ihn als einen großen, weiſen und gnädigen Herrn beſchreibt, der aber ſtreng auf die Landesgeſetze gehalten, und durch ſeine gelinde Regierung ſeine Unterthanen ſehr beglückt habe.

Seit dem Jahre 1585 wird alſo der Japaniſche Staat von zweierlei Kaiſern oder Oberhäuptern regiert. Der Dairi iſt ſeit dem nur Pabſt oder Hoherprieſter des Reichs, und der Kubo der eigentliche Kaiſer, doch ſo, daß dieſer letztere dem erſten alle 3. 4 oder 5 Jahre eine Art von

Hul-

Huldigung leiſtet, und um deßwillen aus ſeiner Reſidenz Jedo nach Miaco reiſen muß. Dieſe Huldigung iſt weiter nichts als ein Gepränge, um das gemeine Volk zu hintergehn, und es glauben zu machen, die Verfaſſung des Staats ſey noch immer die alte, da der Kubo oder Seogûn nichts anders als der erſte Miniſter und Oberfeldherr des Reichs war, der die Beſorgung ſolcher Angelegenheiten habe, die für die Hoheit des Dairi zu gering ſeyn. Seitdem die Kubo die Regierung des Staats den Dairi entzogen haben, wird zwar dieſer Titel von jenen noch beibehalten, allein die Würde eines erſten Miniſters, die ſonſt durch den Titel Kubo bezeichnet wurde, iſt von der Zeit an gänzlich abgeſchaft worden, und die Staatsgeſchäfte werden von den vornehmſten Adelichen, die der Kaiſer ſelbſt wählt, verwaltet.

Der Kubo, oder der weltliche Kaiſer (ſchreibt Thunberg S. 186.), hat freilich als Generaliſſimus über die Armee, die höchſte Macht; allein die größte Würde bleibt doch bei dem Stande des Dairi. Im Anfang dieſer Revoluzion machte der Kubo auch noch jährlich eine Reiſe nach Miako, um bei dem Dairi ſeinen Beſuch abzulegen; allein nach und nach wurden dieſe Beſuche immer ſeltener, und jetzt haben ſie ganz aufgehört. — Die Vornehmen laſſen ſich ſehr ſelten ſehen (ſagt Thunberg S. 205.), und die Perſonen am Kaiſerlichen Hofe ſind öfters ſo unbekannt, daß bisweilen nur wenige Leute den Namen des regierenden

Kaiſers

Kaiſers eher erfahren, als bis er geſtorben iſt. Mit auſſerordentlicher Mühe erfuhr er den Namen des regierenden weltlichen Kaiſers. Es war folgender: Minamoto no Je Faru Koo, mit dem vom Dairi ihm ertheilten Zunamen: Sjo ji tſi ji nay dajiſin Sakonje, no tay ſio zeijtaij ſiogun. Minamoto ſoll ſein Familienname ſeyn, Je Faru ſein eigentlicher Name, und Koo iſt ſo viel als Herr. Der Name des Kronprinzen war Minamoto Je Moto Koo, und mit des Dairis Zunamen: Su nieji dainagon. Man ſagte, er ſey ungefähr zwölf Jahr alt. (S. 209.)

Der große Rath der Nazion, worin der Kaiſer den Vorſitz hat, beſteht aus vier Miniſtern aus dem höchſten Adel, und 28 beiſitzenden Räthen, wovon 4 zinsbare Fürſten ſind, die abwechſelnd zur Aufwartung nach der Hauptſtadt Jedo kommen. Und nicht nur dieſe, ſondern auch alle übrige zinsbare Fürſten ſind verpflichtet, ſich alle Jahr ſechs Monate am Kaiſerlichen Hofe aufzuhalten, wo ſie in dieſer Abſicht Palläſte nahe bei dem Kaiſerlichen Pallaſt haben. Auf gleiche Art müſſen auch alle Große, Statthalter, Adeliche, ſich von Zeit zu Zeit am Kaiſerlichen Hofe einfinden, und dem Kaiſer eine Zeitlang aufwarten. Ihre älteſten Söhne werden bei Hofe erzogen, und müſſen ſo lange um den Kaiſer bleiben, bis er ſie befördert, oder von ſich läßt. So wird die Treue der Großen und des Adels zu jeder Zeit, theils durch ihre eigne Gegenwart bei

Hofe, theils durch die Geißeln, die ſie zurücklaſſen, geſichert. Bei kritiſchen Zeiten müſſen ſie den Eid der Treue erneuern, und ihre Gemahlinnen und jüngere Kinder ſo lange in die Reſidenz Jedo ſchicken, bis das aufziehende Ungewitter vorüber zu ſeyn ſcheint.

Gegen den gemeinen Mann gebraucht der Kubo nicht weniger Vorſicht, als gegen die Fürſten und Großen. Es müſſen nemlich vom Volke beſtändig hunderttauſend Mann, die von Zeit zu Zeit abgelöſet werden, zum gemeinen Beſten Frohndienſte thun, in Feſtungen arbeiten, Straßen, Dämme, Brücken ꝛc. verbeſſern oder anlegen. Auſſer dem ſind zahlreiche Beſatzungen überall im Reiche herum gelegt, alle Städte und Flecken ſind in Viertel abgetheilt, die mit Thoren verwahrt ſind, die alle Nacht verſchloſſen werden.

Politiſch wird das ganze Reich in ſieben Hauptländer getheilt, wovon fünf auf Nipon liegen: die übrigen beiden beſtehen aus den Inſeln Kiusiu und Sikokf: die kleinen Inſeln ſind mit darunter begriffen. Dieſe Eintheilung machte, nach Kämpfern, der Erbkaiſer Siusjun im J. 590 nach Chriſti Geburt.

Jedes dieſer ſieben Hauptländer wird ferner in verſchiedene Reichsprovinzen, deren in allem 68 bis 72 gerechnet werden, und jede Reichsprovinz in Diſtrikte oder Landſchaften, deren in allem 604 ohngefähr ſeyn ſollen, getheilt.

theilt. Dieſe Eintheilung machte, nach Kämpfern, der Kaiſer Ten Mu im Jahr 681, der das Reich in 66 Provinzen eintheilte, über deren jede auch ein Fürſt oder Statthalter geſetzt wurde. Zu dieſen kamen im 16. Jahrhundert, zwiſchen 1585 bis 1598, da Tako Sama regierte, noch zwei Inſeln Iki und Tſaſima, die er den Koreanern abgedrungen hatte, ſo daß nun das ganze Reich aus 68 Provinzen zuſammengeſetzt war. Die erſten Eintheilungen und Namen waren zwar noch zu Kämpfers Zeit beibehalten; aber die abwechſelnden Begebenheiten der folgenden Zeiten hatten dieſe Lande in 604 kleinere Stücke und Herrſchaften zerriſſen.

Nur über fünf Reichsprovinzen iſt der Kaiſer unmittelbar Herr. Dieſe ſind ſeine Domänen, mit deren Einkünfte er ſich begnügt, ohne die Unterthanen durch anderweitige Steuern zu beſchweren; von der Ausbeute der Bergwerke bekömmt er zwei Drittheile. Die übrigen Reichsprovinzen ſind mittelbar, und gehören theils den Dai Mjo, oder Erbfürſten, theils den Sjo Mjo, oder Erbherrn. Die Einkünfte dieſer Erbfürſten und Erbherren beſtehen in zwei Drittheilen der Ackereinkünfte. — Die Einkünfte der Kaiſer und ihre Reichthümer übertreffen alles, was man ſich in dieſer Art vorſtellen kann. Nur allein die Beſoldungen, die den Statthaltern und andern Bedienten gereicht werden, machen nach dem Bericht wohl unterrichteter Schriftſteller jährlich auf 283

Millionen Gulden aus. Genau laſſen ſich aber dieſe Einkünfte nicht beſtimmen. Die Fürſtenthümer werden von ihren Erbfürſten Dai Mio, großen Landesherrn, beherrſcht. Einigen derſelben hat in vorigen Zeiten das Glück der Waffen noch mehr Länder gegeben. So beſaß zu Kämpfers Zeit der Fürſt von Satzuma auch die benachbarten beiden Reichsprovinzen Oſymi und Fiuga, der Herr von Canga auch die angrenzende Provinz Nſoto, und dieſe beiden Fürſten wurden daher auch für die mächtigſten des Reichs gehalten. Die Beſitzungen der kleinen Landesherren Sjo Mio, ſind theils kleine Inſeln, als Goto, Firando, Amakuſa, Matſaki, theils feſtes Land auf den drei großen Inſeln. Sie werden im allgemeinen Reichskataſter der 68 Provinzen jede unter diejenige Provinz gebracht und gezählt, in deren Umkreiſe ſie liegt.

So wie der Kaiſer unumſchränkter Herr über das Leben aller ſeiner Unterthanen, vom höchſten zinsbaren König oder Erbfürſten an, bis zum geringſten Hausvater iſt, ſo haben, und üben auf eben die Art auch die Erbfürſten und Erbherren in ihren Gebieten, und die Familienhäupter unter den ihrigen, das Recht über Leben und Tod. Der Kaiſer verfährt mit den Ländern und Leben der Fürſten nach Belieben. Er vertheilt und vertauſcht die Länder, entſetzt auch wohl die kleinen Regenten ihrer Würde, wie ers ihren Verdienſten oder dem Vortheile des Reichs gemäß findet, oder gemäß zu finden vorgiebt. Die Re-

gie-

gierungskunſt des Kaiſerlichen Hofes hat es immer zum Zweck gehabt, durch Vertheilung der größern Herrſchaften die Macht der Fürſten zu brechen, und für denſelben ihren Thron zu ſichern, und einige der Kaiſerlichen Domängüter ſind ſolchen in Ungnade gefallenen Fürſten abgenommen.

Der Kaiſer kann eine Armee von mehrern 100000 Mann ins Feld ſtellen: ſie ſind mit Bogen und Pfeilen, Säbeln und Dolchen, auch mit Flinten bewaffnet: ſie haben auch einige Kanonen, womit ſie aber nicht ſo gut, wie die Sineſer umzugehen wiſſen. — Nach unſern Briten beſteht die Armee des Kaiſers, mit Einſchluß der Beſatzungen, aus 100000 Mann zu Fuß, und 20000 zu Pferde. Dies iſt der Friedensfuß; aber in Kriegeszeiten ſind die zinsbaren Fürſten verpflichtet, die Kaiſerliche Armee mit ſoviel Mannſchaft zu vermehren, daß ſie aus 368000 zu Fuß, und 38000 zu Pferde beſteht. Die Reiterei trägt Harniſche; aber das Fußvolk hat keine Schutzwaffen, als Helme. Die Japaniſchen Kriegsvölker marſchieren in Haufen von 50 Mann, fünf Mann in der Fronte, und zehn Mann in der Tiefe. Jeder Haufen hat nur Einen Offizier, der ſie in der genauſten Ordnung hält. Fünf ſolcher Haufen machen ein Regiment aus. Sie haben gar keine Kriegesmuſik. Zwiſchen jedem Haufen ſind drei ſchön bedeckte Leitpferde, wovon jedes von drei Sklaven an langen Schnüren geleitet wird. Die

Hauptleute reiten zwiſchen ihren Haufen, und haben an jeder Seite des Pferdes eine Art Körbe, die ihre Betten und Gepäck enthalten. Wird ein Offizier alt, ſo hat er die Erlaubniß, eine Art von kleinen Wagen zu haben, oder eine Rücklehne hinter ſich, wogegen er ſich lehnen kann, wenn er nicht mehr aufrecht ſitzen kann.

Vormals hatten ſie ſehr anſehnliche Flotten: auch fuhren ſie mit Kauffarteiſchiffen bis nach Bengalen; aber ſeit der Staatsveränderung 1585 ſind die Kriegesſchiffe gänzlich abgekommen, und die Kauffarteiſchiffe werden in der Bauart meiſtens ſo eingerichtet, wie ſie ſich für eine Nazion ſchicken, die aus Politik von der übrigen Welt faſt ganz abgeſondert leben ſoll. — Thunberg berichtet S. 178. daß die größten Japaniſchen Fahrzeuge von 90 Fuß Länge, ungefähr 25 Fuß breit, und am Hintertheil ſehr ſteil ſind. In der Mitte von dieſem befindet ſich eine Oefnung für das große Steuerruder, das man ſehr leicht abheben kann. Einem ſehr ſtrengen Befehl zu Folge müſſen alle Fahrzeuge auf dieſe Art gebaut ſeyn, damit die Unterthanen nicht leicht tief in die See fahren, und die Küſten des Reichs verlaſſen können. Bisweilen ſind ſie aus Zedern- oder Föhrenholz, doch gewöhnlich weit ſchwächer als die Europäiſchen. Der Schiffs-Kiel iſt ſowohl gegen das Vordertheil, als gegen das Hintertheil des Schiffs hin, aufwärts gebogen, und es befindet ſich nur ein einziger Maſt auf einem ſolchen Fahrzeuge. Beim Einlaufen in den Hafen,

um da längere oder kürzere Zeit zuzubringen, wird der Maſt der Länge nach ins Fahrzeug niedergelegt, und ruht auf verſchiednen dazu eingerichteten Stützen. Oefters breitet man, wenn's entweder ſehr kalt iſt, oder regnet, über das ganze Fahrzeug ein Segel aus, worunter das Schiffsvolk ſicher liegen kann. Die Kajute nimmt den größten Theil des Verdecks ein, und iſt ſehr geräumig, ſie hat dieſelbe Einrichtung der Wände, wie in andern Zimmern, ſteht auch auf beiden Seiten eine gute Elle weit über dem Schiffsbord vor, iſt alſo breiter, als das Fahrzeug ſelbſt. Der (nach S. 180.) auf den Japaniſchen Fahrzeugen gebräuchliche Kompaß iſt in zwölf Winde getheilt: nemlich erſtlich nach den vier Hauptwinden, und jeder von dieſen in drei andre. Die Winde bekommen ihre Namen nach gewiſſen Thieren. So heißen die drei Nordwinde, Ratze, Kuh und Tiger; die drei Oſtwinde, Haſe, Drache und Schlange; die Südwinde, Pferd, Schaaf und Affe; die drei Weſtwinde, Huhn, Hund und wildes Schwein. Zu Miterai und an verſchiednen andern Plätzen ſah Thunberg, wie die Japaner ihre Fahrzeuge vor dem verderblichen Schiffwurme, Teredo navalis, ſchützen. Nachdem das Fahrzeug auf den Strand gezogen iſt, brennt man es auf beiden Seiten mit angezündeten Spänen ſoweit, als es unter Waſſer zu gehen pflegt, bis die Seiten mit einer Kohlenrinde überzogen ſind. Dieſer Umſtand trägt auch dazu bei, die Schiffe vor der Fäulniß zu bewahren. (S. 182.)

Von dieſen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns nun zur nähern Beſchreibung dieſes Inſelſtaats, und zwar erſt zum Japaniſchen Hauptlande, dann zu den Nebenländern.

A) Japaniſches Hauptland.

Das Hauptland, zwiſchen 31 und 42 Grad Nordbreite, von Südweſt nach Nordoſt ſchräg hingeſtreckt, beſteht theils aus der großen Inſel Nipon, und den mittelmäßig großen Inſeln Kjusju und Sikokf; theils aus einer erſtaunlichen Menge kleiner, zunächſt um die großen herumliegenden Inſeln. Nach Kämpfern (S. 75.) ſind dieſe beinahe unzählbar, theils fruchtbar, theils unfruchtbar.

Der Boden dieſer großen und kleinen Inſeln iſt mehrentheils trocken, felſigt und gebirgig, auch von Natur faſt gar nicht fruchtbar. So beſchreibt ihn Kämpfer S. 119. 1 Th., und Thunberg S. 214. noch näher, indem er auch meldet, daß es beſonders um die Küſten her ſehr viele Felſen giebt, und die Häfen mit Klippen und Bänken erfüllt ſind; daß der Boden größtentheils aus Thonerde und Sand beſteht, aber durch Fleiß und guten Dünger, durch Wärme und hinreichenden Regen ungemein fruchtbar wird. Doch, wie Kämpfer a. a. O. ſchreibt, nicht ſo ſehr, daß er ſeine Bewohner ohne Beihülfe desjenigen, was die See an Fiſchen, Muſcheln und mancher-

lei Seekräutern hergiebt, nähren könnte, wozu noch auſſerdem die nicht urbaren Berge und ſteinigten Gründe durch Wurzeln und wilde Kräuter beitragen müſſen, welche ihre Vorfahren aus Dürftigkeit zu bereiten, und eßbar zu machen gelernt haben.

Im Sommer iſt die Hitze zuweilen ſehr groß, und im Winter die Kälte lang anhaltend, und nicht ſelten ſehr ſtreng; und doch weiß man nichts von Oefen oder Kaminen, ſondern man erwärmt die Zimmer nur durch Kohlen in kupfernen Grapen. Donnerwetter, Stürme und Erdbeben, auch Waſſerhoſen ſind ganz gemein; es fallen heftige und anhaltende Regen, zumal im Junius und Julius, die man Regenmonate nennt. — Nach Kämpfern (1 Th. S. 118.), dem die Britten folgen, rühmt ſich dies Reich eines geſunden Klima. Die Luft aber iſt ſehr ungeſtümm, durchgehends kalt, und des Winters mit vielem Schnee beladen, allein doch in den Hundstagen unerträglich heiß. Der Himmel iſt das ganze Jahr durch mildreich in Bewäſſerung des Landes, beſonders im Junius und Julius, doch fällt der Regen nicht ſo anhaltend noch ſo genau, wie zur Regenzeit in Indien. Auch Donnerwetter hört man nicht ſelten. Die umgrenzende See iſt vielen Sturmwinden unterworfen, mit vielen Klippen ober und unter dem Waſſer beſetzt, und deswegen gefährlich zu beſchiffen. Es giebt in derſelben zwei gefährliche merkwürdige Strudel. Der eine, Faiſaki genannt, liegt

unter Amakuſa, bei Simabari, und wird nur zwiſchen Ebbe und Fluth gemieden: weil alsdenn derſelbe, da er vorher mit der See in gleicher Fläche geſtanden, nach einigen gewaltſamen Drehungen plötzlich in eine Tiefe von funfzehn Klaftern (wenn man glauben darf) einfällt, und die unwiſſenden Fahrzeuge auf ſeinen Klippengrund herunter reißt, und zerſchmettert. Die Stücke ſollen einige Meilen davon, oder auch gar nicht wieder hervorkommen. Der andre Strudel, Narroto genannt, liegt ohnweit Kinokuni bei der Provinz Awa; man heißt ihn deswegen Awano Narroto, das Geräuſch von Awa, weil nemlich das Waſſer mit großer Gewalt und beſtändigem Rauſchen ſich um ein klippichtes Inſelchen dreht, und ſolches unaufhörlich erſchüttert. Dieſer Strudel ſcheint ſehr fürchterlich, wird aber nicht für gefährlich gehalten, weil man ſein erſchreckliches Geräuſch von Ferne hört, und ihn deswegen leichter meiden kann. Wegen dieſer bewundernswürdigen Natur und Bewegung wird der Narroto in ihren Uta oder Liedern, und in nachdenklichen Reden ſehr oft angeführt. Man ſieht auch im Japaniſchen Meere bisweilen Waſſerhoſen, die aus der See ſich erheben, und über das Land wegſtreichen. Man malt ſie ab wie einen Drachen mit einem Waſſerſchwanze, und glaubt, daß es ein Waſſerdrache ſey, der mit gewaltſamen Drehungen in der Luft fahre, und nennt deswegen dieſe Wirbelwinde Tats Maki Drachenwirbel. — Thunberg berichtet S. 215., daß die Hitze im Sommer ungemein hef-

tig,

tig, und die Kälte im Winter größer iſt, als ſie durch das Thermometer erkannt wird, weil die heftige Nord- und Nordoſtwinde die Empfindung der Kälte vermehren; daß die Witterung ſehr unbeſtändig, und beſonders ſehr regnicht und feucht, auch Gewitter, Stürme, Orkane und Erdbeben ſehr häufig ſind. Nach ſeinen Beobachtungen war die größte Wärme zu Nangaſacki im Auguſt 98 Grad, und die ſtrengſte Kälte im Januar 38 Grad.

1775	Septemb.	Stand des Thermometers	67—90°
——	Okt.	— — — —	60—86°
——	Novemb.	— — — —	45—78°
——	Decemb.	— — — —	38—70°
1776	Januar	— — — —	35—70°
——	Febr.	— — — —	40—60°
——	März	— — — —	44—72°
——	April	— — — —	48—77°
——	Mai	— — — —	54—82°
——	Jun.	— — — —	64—84°
——	Jul.	— — — —	92—92°
——	Auguſt	— — — —	76—98°
——	Sept.	— — — —	60—96°
——	Oktob.	— — — —	58—86°

Er hatte kein Barometer, um die Elaſtizität der Luft zu beſtimmen; indeß machte er doch folgende allgemeine Bemerkungen:

1. Daß der Oſt, Nordoſt- und Nordwind hier ungemein kalt ſind, der Süd, Südweſt- und Weſtwind, als Seewinde, ſind allezeit wärmer.

2. Im Sommer wehet auf Nangaſacki des Nachmittags meiſtens der Süd-, des Nachts und Morgens aber der Oſtwind.

3. Wenn Abends ein Nebel aufſteigt, ſo fällt die Nacht gewöhnlich Regen; ſteigt er aber Morgens auf, ſo folgt ſchönes Wetter.

4. Wird die Luft in Oſten und Süden zur Winterszeit trübe, ſo folgt gewöhnlich Sturm. Sobald es ſich in Weſten und Norden aufklärt, wird das Wetter beſtändig.

5. Im Dezember und Januar ſah man einigemal in der Luft feinen Schnee, der aber ſogleich ſchmolz, wie er niederfiel. Sonſt ſoll der Schnee bisweilen in Menge fallen und liegen bleiben.

Von den Erdbeben ſchreibt Kämpfer noch S. 120.: Der Japaniſche Boden wird oft von Erdbeben erſchüttert, aber aus Gewohnheit daſelbſt ſo wenig geachtet wie bei uns ein Donnerwetter. Das gemeine Volk ſagt, es krieche wieder ein Wallfiſch unter dem Lande her, und habe nichts zu bedeuten. Nicht ſelten aber iſt die Erſchütterung ſo heftig und anhaltend, daß davon die Gebäude zum

großen

großen Ruin der Städte, und mit dem größten Verluſt von Menſchen, übereinander fallen. Ein ſolches Unglück hat ſich bei der Anweſenheit des Pater Ludwig Froes im Jahr 1586 (nach ſeiner Erzählung im Opere de rebus Japonicis collecto a Joh. Hayo) und auch nach der Zeit einigemal zugetragen. Und noch im J. 1704 erhielt Kämpfer durch einen Freund aus Batavia die Nachricht, daß im J. 1703 in Japan ein ſo ſchreckliches Erdbeben geweſen ſey, daß die große Stadt Jedo, welche am mehreſten gelitten, nebſt der Kaiſerlichen Reſidenz in Trümmern liege, wobei mehr als 200000 Menſchen durch den Ruin, und durch zugleich entſtandene Feuersbrünſte, das Leben eingebüßt hätten. Es iſt zu bewundern, daß einige einzelne Oerter im Reich niemals von Erdbeben erſchüttert werden, welches man der Heiligkeit der Oerter, und dem Schutz des daſelbſt herrſchenden Götzen oder Geiſtes zuſchreibt; andre aber glauben, dieſe Oerter ruhn auf der Grundfeſte des unbeweglichen Erdcentrum. Unter dieſe Oerter werden gezählt: die Inſeln Gotho, die kleine Inſel Sikuouſima, wo der erſte und vornehmſte Bonzentempel erbaut iſt, der berühmte mit Klöſtern beſetzte Berg Kojaſan, und vielleicht noch wenige andre.

Produkte.

So unfruchtbar der Japaniſche Boden von Natur iſt, ſo ſehr hat ihn der Fleiß und die Emſigkeit ſeiner Bewohner verbeſſert, daß er wegen des gütigen Klimas viele

wilde

wilde und fruchtbare Pflanzen hervorbringt, die anfangs ohne Unterſchied nur zur Speiſe und zum Unterhalt des bloßen Lebens aus Noth gebraucht wurden; allein die Scharfſinnigkeit hat die Einwohner in ſpätern Zeiten auch gelehrt, dieſelben zur Wolluſt und Pracht anzuwenden. Die vollſtändigſte Nachricht von den Produkten aller drei Naturreiche giebt uns Kämpfer von S. 120 des 1. Th. ſeines unſchätzbaren Werks, an, wozu Thunbergs Reiſe noch einige Beiträge liefert. Nach beiden wollen wir ſie hier kurz beſchreiben.

Japans Erzeugniſſe ſind alſo, und zwar aus dem Pflanzenreich:

1.) Getreide, zumal Reis, Hülſenfrüchte, wie auch allerlei Gartenkräuter. Dieſe erzeugen nicht nur die platten Felder, die man niemals zu Wieſen gebraucht, ſondern auch die ſteilen Gebirge bis zu den höchſten Spitzen, ja auch die ablaufenden Höhlen und Winkel der ſteinigten Klippen, und wo es nur immer Wurzel und Regenwaſſer faſſen kann. Der platte Grund wird mit Ochſen gepflügt, die Höhen aber mit Menſchenhänden bearbeitet, und beides wohl dreimal im Jahr mit Menſchenmiſt gedüngt, und in ſeiner Fruchtbarkeit unterhalten. Wer ſeinen Acker ein Jahr unbeſäet läßt, wird deſſen nach den Landesrechten verluſtig. Die vornehmſten und zum Unterhalt der Menſchen allernützlichſten Feldfrüchte werden Gokokf, das iſt, fünf Feldfrüchte, benennt. Nach

ihrem

ihrem ſparſamen oder reichlichen Wachsthum ſchätzt man die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Jahrs und eines Ackers, und den Reichthum oder die Armuth des Beſitzers. Sie erſetzen den Mangel des Fleiſches, und ſind die Grundlagen der täglichen Mahlzeiten und der Gaſtereien. Dieſe Gokokf ſind: Reis, Kome, von verſchiedenen Sorten. Die beſte hat ihres Gleichen in ganz Aſien nicht; ſie iſt ſchneeweiß, und ſättigt ſo ſehr, daß ein Ausländer wenig auf einmal davon genießen kann. Der Reis dient in Waſſer aufgekocht ſtatt des Brods, und vom jährlichen Ueberfluß wird ein fettes Bier, Saki genannt, gebrauet, doch nur zur Nothdurft, und es darf weder mehr Reis noch Bier von Fremden ausgeführt werden, als die Regierung erlaubt. — Gerſte, Oo Muggi, das iſt, großes Getreide, wird nur zum Futter der Pferde, und anderes Viehes, das Mehl aber zu Kuchen und verſchiedenen Speiſen gebraucht. Es giebt eine Art Gerſte, deren Aehren und Hülſen purpurfarbig ſind, welches in den Feldern einen ſehr ſchönen Anblick giebt. — Waitzen, Koo Muggi, das iſt klein Getreide, der ſehr wohlfeil iſt, und nur zu Mehlkuchen gebraucht wird. — Davidsbohnen, Daidſu, ſind wie türkiſche Erbſen, wachſen aber wie Lupinen, dieſe ſind nach dem Reis bei den Einwohnern in der höchſten Achtung, weil man aus ihrem Mehl die Midſu, das iſt einen gewiſſen mehlichten Pap macht, welcher in Zubereitung der Speiſen den Platz der Butter vertreten muß; und auch den Soegu, welches ein Appetit

machen-

machendes Embamma oder Ueberguß iſt, der bei allen Mahlzeiten aufgeſetzt, und auſſer Landes bis in Holland ausgeführt wird. Die Zubereitung deſſelben hat Kämpfer in Amoenitat. Exoticis p. 839. beſchrieben. — Sobohnen, Adſuki, oder Sodſu, wachſen ebenfalls wie Lupinen, ſind aber ſchwarz, und wie Linſen, oder Indianiſcher Cajan; das Mehl, mit Zucker vermiſcht, wird in Manſje gethan, und auch zu andern Kuchen verbraucht. — (Nach Thunberg S. 157. bedient man ſich zum Waſchen der Leinwand eines Bohnenmehls, das ſehr fein gemahlen, ein völlig weißes Pulver giebt.) — Man pflegt ſonſt unter dem Namen Gokokf auch überhaupt folgende Feldfrüchte zu begreifen: Awa, oder Indianiſchen Fench, Panicum Indicum Tabonaemont., Kibi, Hirſen, oder Milium vulgare noſtras, Tye, oder Panicum vulgare, juba minore, ſemine nigricante, Maggi, das iſt allerlei Getreide; und Mami, das iſt allerlei Bohnen- und Erbſen- oder Hülſenfrüchte. — Es giebt auch durchs ganze Land Rettige von unglaublicher Größe, die wegen des Ueberfluſſes unter allen Feldfrüchten zum Unterhalt des Lebens das meiſte beitragen müſſen. Sie riechen und ſchmecken aber ſo ſtark nach dem menſchlichen Miſt, womit ſie gedünget werden, daß wegen des Geſtanks keiner in Europa davon eſſen würde. Man genießt ſie roh, kocht ſie friſch, und bewahrt ſie getrocknet und eingeſalzen. Rüben, (nach Thunberg S. 162. vorzüglich rothe Rüben, beta vulgaris) Möhren, Daucus carota, Kürbiſſe, Melonen,

An-

Angurien, Kukumern, Mala inſana; Fenchel, Anethum foeniculum (nach Thunberg S. 162. auch Dill, Anethum graveolens, und Anis, Pimpinella Aniſum) Daucus, und eine einheimiſche Lactuca noſtras ſind in Japan gemeine Feldgewächſe, die bei uns in Gärten gezeugt werden. Paſtica hortenſis wird hier nicht gefunden, die ſilveſtris aber allenthalben. Peterſilien, Apium Petroſelinum; (nach Thunberg a. a. O. auch Spargel, Aſparagus officinalis) Kumpis, Cichorien, Lactuca noſtras, ſind jederzeit hier von den Ausländern gebaut worden, und wachſen fürtreflich. (Thunberg S. 162 führt noch an, verſchiedene Laucharten und Zwiebeln, als Porre, Schnittlauch und Zwiebeln, Allium Porrum, Schoenopraſum & Lepa, Endivien. Am Fuße der Berge bei Nangaſaki auch ſehr wohlſchmeckende Batattenwurzeln, Convolvulus Batatas; die Kartoffeln, die weit weniger ſucker und wohlſchmeckend ſind, hat man hier auch anzubauen geſucht, es iſt aber keine gute Art geworden. Die Kalmuswurzel, Acarus calamus, wuchs hier an den naſſen Stellen ebenfalls wild; die Japaner ſchätzten ſie wegen ihres aromatiſchen Geſchmacks als ein fürtrefliches Heilmittel, allein ſie wußten ſie doch nicht recht anzuwenden. Eine Art von Ingwer, Amomum mioga, wuchs hier ſehr häufig wild, die Wurzel kömmt an Geſchmack ziemlich mit dem gewöhnlichen Ingwer überein, ſtatt deſſen ſie auch gebraucht wird.) — Es geben auch die wüſten Wälder, Berge, Klippen, Moräſte und Seegründe viele ſowohl

be-

bekannte, als unbekannte Kräuter, deren junge Sproſſen, Blätter, Früchte, Wurzeln nicht nur dem Pöbel zur täglichen Speiſe dienen, ſondern auch auf vornehmer Leute Gaſtmalen und Schmauſereien zu delikaten Gerichten zubereitet werden. Von den Schwämmen werden die mehreſten Arten genutzt, wodurch öfters Menſchen um ihr Leben kommen. Eben dieß trägt ſich auch durch andere Kräuter zu, wenn ſie durch Unkundige zur Speiſe geſammlet werden. Dem Dracunculo (Koniakf) weiß man durch Lauge ſeine Schärfe zu benehmen, und einen ſüßen Pap oder Mehl daraus zu machen. Eben dies geſchieht auch aus den Wurzeln der Warabi oder Filik, Ren oder Tarate, (Faba Aegyptiaca) und Kasne. Nachdem dieſe zerſtoßen, mit Waſſer mazerirt, und abgeſeigt ſind, laſſen ſie ein feines Mehl zu Boden ſinken, das zu vielen Gerichten gebraucht wird, und auch ſchon in Waſſer zerlaſſen, ſogleich eine Mahlzeit giebt. — Kein Seekraut iſt unterm Meere zu finden, das nicht zur Speiſe genommen wird. Es giebt derſelben vielerlei Arten, welche von den Fiſchweibern, die durch das ganze Reich hiezu abgerichtet ſind, aus der Tiefe von zwanzig bis vierzig Faden herausgeholt, hiernächſt gewäſchen, geſäubert, und in gewiſſe Sorten zerlegt werden, von welchen jede nach ihrer Art zur Speiſe aufbewahrt wird.

2.) Tabak. Dieſen führt Kämpfer unter den Produkten nicht an. Thunberg aber bemerkt S. 162 ꝛc. daß

er

er ſehr ſparſam gebaut wird, und von den Portugieſen zuerſt eingeführt worden, auch das einzige ſey, was hier von ihnen noch übrig iſt. Die Japaner nennen es auch Tabako, und rauchen es aus ganz kleinen metallenen Pfeifen.

3.) Baumwolle und Hanf werden, ſo viel es der Raum zuläßt, auf ihren Aeckern gebaut. Sjiro oder wilde Hanfneſſel, wächſt an wüſten Orten häufig, und erſetzt den Mangel des Flachſes und der Wolle, weil man daraus vielerlei, ſowohl feine als grobe Zeuge webet.

4.) Oehle zu vielerlei Gebrauch preſſet man aus folgenden Saamen: Kiri, iſt ein ungeheuer großer, doch ſeltner Baum; er hat Blätter, wie die Klette, trägt an einem langen Stiele Blumen, der Digitalis ähnlich, und Saamen wie ein Althaea. Das Blatt mit drei beblümten Stielen iſts Wappen des Mikaddo. Abraſin, ein mittelmäßiger Baum, hat Blätter, wie der Platanus, Blumen, wie einfache Roſen, Saamen wie ein Ricinus, daher ihn Kämpfer Ricinus arboreus folio Alceae nennt. Aſa diracht Avicennae, die Tſubacko, Bruſi, Faſi und Kai no ki, dann auch die Baumwollenſtaude und Kraut, beide Geſchlechter von Seſamo mit weißen und ſchwarzen Saamen. Unter dieſen wird nur das Oehl von Seſamo und Kai, aber doch ſelten und ſparſam zur Speiſe gebraucht, weil man dieſe in dieſen Ländern ohne Butter und Fett zu bereiten weiß. In Lampen brennt man, nach Thunberg

S. 158. das Oehl von Senfſaamen, und nach S. 185. auch das Oehl aus dem Saamen des morgenländiſchen Kohls, Braſſica orientalis, deſſen Blüten die Aecker ganz vergolden.

5.) Obſt- und Südfrüchte, wie Orangen, Zitronen, Feigen. Aepfelbäume, wie es in Europa giebt, kennt man hier nicht. Birnen giebt es in ziemlicher Menge, aber nur von Einer Art, welche bei uns Winterbirnen heißen, und können roh nicht wohl genutzt werden. Sie ſind von ungemeiner Größe, durchgehends pfündig, oder noch ſchwerer. Feigen giebt's von dreierlei Art. Eine von dieſen, Kaki genannt, wird in großer Menge durch das ganze Reich gefunden. Der Baum iſt ungeſtaltet, wie ein alter kurzer Apfelbaum, ſeine Blätter ſind länglicht-oval, und ohne Kerben, die Frucht gleicht an Geſtalt einem röthlichen Apfel, an Fleiſch und Beſchaffenheit einer delikaten Feige. Der Saame iſt dem Kürbisſaamen ähnlich, aber hart und ſteinigt. Dieſer Baum iſt einer der fruchtbarſten und nützlichſten des ganzen Reichs. Die Frucht dient getrocknet Reichen und Armen zu einer delikaten Speiſe. Die Sineſer wiſſen ſie mit Zucker weit beſſer anzumachen. (Thunberg S. 153. nennt ſie Dioſpyros Kaki, eine Frucht, die den gelben Pflaumen ſehr ähnlich iſt.) Die zweite Sorte von Feigen iſt der gemeinen Europäiſchen ähnlich, ſie wachſen aber an einem Baume mit breiten, langen, rauhen, ungekerbten Blät-

tern.

tern. Die dritte iſt die Europäiſche, welche von den Portugiſen eingeführt worden. Es giebt deren wenige, ſie tragen aber große, aufberſtende, delikate Früchte. Die Früchte des Sycomorus oder wilden Feigenbaums, der hier häufig wächſt, werden nicht genoſſen. (Nach Thunberg S. 153. werden ſie bisweilen gegeſſen, allein ſie ſind ſo klein wie die Pflaumen.) — Kaſtanienbäume giebts im Ueberfluß, und durchgehends mit viel größern Früchten, wie in Europa; die beſten und meiſten aber in der Provinz Tſikuſen. — Den Wallnußbaum findet man am häufigſten in den nordlichen Provinzen, wo auch ein hoher Taxus, Kaibaum genannt, wächſt, mit langgeformten Nüſſen, die mit einer fleiſchichten Rinde, in Geſtalt und Größe einer Arakfrucht, umgeben ſind. Dieſe auch gehülſete Nüſſe haben zwar keinen angenehmen, ſondern einen ſehr zuſammenziehenden Geſchmack, beſonders wenn ſie noch friſch ſind; ſie laxieren aber vermöge ihres ſüßen Oels, und werden wegen ihrer Arzneikräfte unter Konfituren aufgetragen. Das ausgepreßte Oel iſt beinahe wie Mandelöl, und wird zu Speiſen und Arzneien gebraucht. Der Rauch dieſer Nußkern iſt die vornehmſte Ingredienz der allertheuerſten und feinſten Japaniſchen Dinte. Eine andre Art Nüſſe, Ginau genannt, von Geſtalt wie große Piſtazien, wachſen durch das ganze Reich auf einem ſchönen ungeheuer großen Baume, mit weiten adiantinen Blättern, Namens Itſjo no ki. Ihr Oel dient zu vielerlei Gebrauch. Man hat zwei fremde Arten von Eichbäumen:

die Früchte des größern werden gekocht, und von gemeinen Leuten gegeſſen. Der Nantſme oder Lotusbaum giebt in dieſen Ländern eine geſunde wohlſchmeckende Frucht, und zwar eine größere als anderswo. Zitronen findet man hin und wieder in Gärten der Liebhaber von ſonderbaren Gewächſen, aber doch wenig. Limonen und Pommeranzen wachſen hier häufig, und von verſchiedener Art. Die edelſte Art nennt man Mican, deren Figur und Größe einem Borſtorfer Apfel gleicht, und welche einen ſehr angenehmen Geruch und weinſauren Geſchmack haben. Kinkan iſt eine andre ſeltene Art, von der Größe und Figur einer Muskatennuß; ſie iſt überaus ſauer, wächſt auf einer kleinen Staude, und wird in Speiſen und Atſiaar gebraucht. — Trauben werden hier ſelten reif, und deswegen wird der Weinſtock wenig angebaut. Brombeeren und Himbeeren haben aber keinen angenehmen Geſchmack, Erdbeeren ſind ganz ohne Geſchmack, und nicht eßbar. Pfirſiche, Aprikoſen und Pflaumen giebts im Ueberfluß; und unter dieſen letzten zwei fremde Arten, nemlich weiße und purpurfarbne, tuberkulirt wie Maulbeeren. Dieſe werden mehrentheils zu Atſiar verbraucht. Kirſchen und Haberſchleenbäume, Kriekenbäume werden nur wegen ihrer ſchönen Blüten unterhalten, welche durch die Kultur die Größe einer doppelten Roſe gewinnen, und in ſolcher Menge hervorbrechen, daß ſie den ganzen Baum wie ein blutiger Schnee bedecken. Dieſe Bäume geben allen Haus- und Tempelgarten die beſte Zierde, und

bloß zu dieſem Endzweck werden auch mehrmals Aprikoſen und andre Pflaumenbäume unterhalten. Thunberg S. 162. führt noch den Wacholderſtrauch, Juniperus communis an, den er aber hier ſelten nahe bei Tempeln gefunden, und in einigen Höfen, vorzüglich neben Tempeln, ſah er eine beſondre Gattung Celaſtrus, den Alatus, welche ausſtehende und ausgezackte Flügel oder Spitzen längs den Aeſten hatte, wovon man ihm ſagte, daß Eheluſtige dieſen Strauch vor die Thüren ſteckten, um anzuzeigen, daß ſie eine Braut ſuchten. Er fand auch zwei Gattungen Spaniſchen Pfeffer, Capſicum annuum, welches die Japaner ſelbſt nicht gebrauchen, ſondern die Sklaven auf der Holländiſchen Faktorei verkaufen, und C. groſſum, von dem die Japaner unter allen Gewächſen am meiſten halten.

6.) Thee. Der Theebaum, Tſia no ki, iſt eine unanſehnliche Staude, der man in dieſem engen Lande keinen andern Platz vergönnt, als die Ränder der Aecker, und andre zur Beſamung unbequeme Oerter. (Thunberg S. 174. ſah häufig Hecken von Theebüſchen an den Landſtraßen.) Es iſt aber dennoch die nutzbarſte unter allen Pflanzen, indem aus deſſen gebratenen groben Blättern das tägliche Hausgetränk abgekocht wird. Die zarteſten und jüngſten Blätter aber werden, wenn ſie gebraten, gemahlen und mit heißem Waſſer zu einer Suppe gemengt, unter den Vornehmern den Gäſten als ein ge-

wöhnliches Ehrengetränk, und nach eingenommener Mahlzeit zum Abſchiedstrunk dargereicht.

7.) Sandſjo iſt ein ſtachlichter Baum von mittelmäßiger Größe, deſſen Hülſe und Rinde als Pfeffer, und deſſen Blätter als ein angenehmes Gewürz gebraucht werden. Die einländiſchen Riches dienen zu eben demſelben Gebrauch.

8.) Lorbeerbäume giebts hier von verſchiedener Art. Derjenige, welcher rothe Beeren trägt, iſt eine Canneliſera ſperia, oder wenigſtens, wie es die Mukoſität bezeugt, eine Caſſia lignea, deſſen Geſtalt, Figur und Subſtanz der Blätter gar nicht von jenen verſchieden iſt, wiewohl die Rinde wenig von der Süßigkeit und Lieblichkeit des Kaneels, mehr aber vom aromatiſchen Geſchmack eines Coſti beſitzt. Der Boden ſcheint dieſe Unvollkommenheit allein zu verurſachen. Unter das Geſchlecht des Lorbeerbaums mit ſchwarz purpurnen Beerchens gehört auch der Kus oder Kampferbaum, aus deſſen Wurzeln in der Inſel Gotho, und noch mehr in der Provinz Satzuma der Kampfer durch ein gemeines Kochen von den Dorfleuten geſchieden und bereitet wird. Der Preis iſt ſehr wohlfeil, und wird ein Catti des eingeführten Borneiſchen Kampfers, welcher zwiſchen den Rinden, Aeſten und Spalten der niedergefällten alten Stämme geſammlet wird, gegen 80 bis 100 Catti des Japaniſchen Kampfers vertauſcht.

9.) Der Papierbaum iſt zwar ein wilder Baum, allein er wird wegen ſeiner Nützlichkeit in die Felder verpflanzt, wo er mit unglaublichem Wachsthum ſeine Aeſte verbreitet, und viele Rinden liefert, aus welchen durch viele Mühe und Arbeit das Papier, und aus dieſem Lunten, Stricke, Zeuge, Kleider und andre Sachen gemacht werden, wie zum Theil in Kämpfers Amoenitat. exot. ausgeführt worden.

10.) Der Firnißbaum, oder Bruſi, wird wohl für den edelſten Baum dieſer Länder gehalten, mit deſſen Milch das hölzerne Tafelgeräthe und alle Tafelgeſchirre überzogen und verlackt wird, und deren ſich ſowohl der Arme als der Reiche, und ſelbſt der Kaiſerliche Hof bedient, wo man die verlackten Gefäße den ſilbernen und goldnen weit vorzieht. Eine andre wilde Sorte, Faaſi genannt, hat ſchmale Blätter, wächſt durchgehends in Hecken und Bergen, giebt aber wenige und ſchlechte Milch, und wird deswegen faſt nicht geſammlet. (Thunberg S. 158 nennt ihn Faſinoki und Rhus vernix und ſuccedanea ß. Die Materie, woraus die Japaniſchen Lichter verfertigt werden, ſagt er, iſt das ausgepreßte, aufgekochte Oel dieſes Baums, der ſehr häufig iſt. Dies Oel nimmt die Feſtigkeit des Talgs an, und die Lichter davon brennen gut, laufen aber wie die Talglichter.) Der Bruſi-Baum iſt von einem beſondern, und dieſem Lande eignen Geſchlecht, und will ſich faſt in keiner andern, als in der Provinz

Jamatto zu dieſem Gebrauch anziehen laſſen; doch findet man ihn auch in Figo, und hin und wieder in Tſikoku. Der Firniß aus Siam und Cambodia, der von einem ganz andern Baume kommt, wird ſelbſt in Japan wohlfeil verkauft, und nur zu ſchlechtern Gefäßen oder zur Grundlage ihres einheimiſchen, ſeltnern und weit ſchönern Firniſſes gebraucht.

11.) Der **Maulbeerbaum**, deſſen Früchte, ſowohl weiße als braune, in dieſen Ländern unſchmackhaft ſind, giebt durch ſeine Blätter den Seidenwürmern Speiſe, und der Papierbaum gehört auch unter das Geſchlecht deſſelben.

12.) Von **Tannen und Cypreſſen** giebt's hier vielerlei Arten, und es ſind die gemeinſten Bäume der Wälder, aus welchen Häuſer, Bretter und Gefäße gemacht werden. Die Aeſte und andrer Abfall dienen zu gemeinem Küchenfeuer; das gemeine Volk aber braucht hiezu die abfallenden Pirnäpfel und Blätter, welche ſie täglich zuſammen fegen, und mit eben derſelben Mühe den Boden ſauber halten. Zum Zierrath werden dieſe Bäume in lange Reihen, auf die Spitzen der Berge, und auf beiden Seiten der Landſtraßen, Heerwege gepflanzt. Man bemüht ſich auch ſehr, alle ſandige und wüſte Oerter mit denſelben zu beſetzen. Es darf keine Tanne oder Cypreſſe gefällt werden, ohne Erlaubniß der Obrigkeit des Orts, und muß alsdenn ein junger Baum wieder in den Platz geſetzt werden.

13.) Bambuſen iſt eine der gemeinſten Stauden, aus welchen vielerlei Hausgeräth, als Waſſerrinnen, Wände, die man betünchen will, die feinſten Lauben, zierlich geflochtene Körbe, und andere Sachen gemacht werden. Eine Art derſelben ſchießt in der Provinz Oomi lange knotige Wurzeln, die bei uns Rottang genannt, und zu Handſtöcken überbracht und gebraucht werden. Sowohl Tannen als Bambuſen werden bei dieſer Nation wegen ihres langen Lebens und ſtäten Grünens für onimös, oder glücklich gehalten. Man ſammlet ſie deßwegen zur Auszierung heiliger Oerter bei Feſt- und Feierzeiten, und ſpielt in Glückwünſchungsreden, Verſen und Sinnbildern auf dieſelben an: weil man nemlich glaubt, daß die Bambuſen das Alter von etlichen hundert, und die gemeine Tanne, Matznoki genannt, von tauſend Jahren erreiche, und alsdenn ihre Aeſte und Blätter niederwärts nach der Erde zu wende. Finoki und Suggi, zwei Arten des Cypreſſenbaums, geben ein leichtes, feſtes, ſchönes, weißes Holz, welches kein Waſſer eintrinkt, und für gutes Zedernholz gelten kann. Es iſt eine gewiſſe Zeit durch das ganze Reich verboten, dieſe Bäume zu fällen, auch nicht einmal zum Maſchinenbau; es wird aber den Verboten dieſer Art, wo auf das Verbrechen keine Strafe geſetzt iſt, wenig nachgelebt. Kſa Maki oder ſtinkender Makibaum, Sſinoki, eine Art Eichbäume, Jusnoki oder Eiſenbaum, wegen ſeiner Härte genannt, ſind Bäume von gemeinem Holz, die man auch zum Hausbau gebrauchen kann. Tatz-

noki, deſſen Holz von der Stadt Jeſeri abgehohlt wird, und die Wurzel des Kampferbaums, geben das rarſte, geflammte Holz zu Komtoiren und verlackten Kiſten. Thunberg S. 176. fand auf den Höfen in der Handelsſtadt Kokura auch Pinus ſylveſtris, Azalea Indica, Chryſanthemum Indicum, und noch zwei Bäume, welche Aukuba und Nandina genannt wurden, und von denen man glaubte, daß ſie Glück ins Haus brächten.

14.) Blumen. Es giebt hier, in Vergleichung andrer Länder, ungewöhnlich mancherlei wilde Pflanzen von wunderſchönen Blumen und Blättern, womit ſie zu gewiſſen Zeiten die wüſten Felder und Bergwälder zieren, und welche ſie auch in die Gärten verpflanzt, und durch die Kultur zu mehrerer Vollkommenheit gebracht haben. Die vornehmſten derſelben ſind: Tſubaki, eine große Staude mit Roſenblumen, welche ſich in Hecken und Wäldern findet. Durch Pfropfung entſtehen viele ſeltene Arten, und man hat bei der namenreichen Nazion, wie man vorgiebt, 900 Namen ihrer Varietäten; Satſuki, eine Lilien tragende kleine Staude, ſoll mehr als 100 benannte Varietäten haben, deren zwei wilde Arten, mit rothen und fleiſchfarbnen Blumen viel öde Felder und Hügel mit ihrer angenehmen Farbe bedecken. Saka Nandſjo, eine Staude, trägt gleichfalls eine Lilienförmige Blume, aber weit größer, als die vorige; es giebt ihrer dreierlei Arten, welche indeſſen nicht ſo gemein ſind, wie die vorigen. Momidſi,

eine

eine Art Ahorn, hat ihren Namen von dem Purpur ihrer Blätter. Es giebt davon zwei Varietäten, deren eine im Frühling, die andre im Herbſt, eine theils gelbe, theils purpurrothe Farbe annehmen, und die Augen von Ferne an ſich ziehen und ergötzen. Eben dies thut auch der Faſibaum, deſſen Blätter im Herbſte gleichfalls einen rothen Purpur annehmen. Matricaria und Lilien ſind von verſchiedener und ungemeiner Varietät. Mit jenen, welche durch die Kultur die Größe einer Roſe gewinnen, prangen die Gärten, mit dieſen das Gebirge. Mit Narziſſen, Iriden, Kariophyllen und andern Blumen ſchmückt die Natur zu gewiſſen Zeiten das Land vor andern Ländern aus, ſie ſind aber, wie alle oben genannte, beinahe ohne Geruch, wie denn auch alle Japaniſche Früchte die Lieblichkeit des Geſchmacks der Sineſiſchen und Indianiſchen nicht beſitzen.

15.) Die Chinawurzel, Smilax China, wächſt überall in Menge, ungeachtet die Japaner jährlich viel von den Chineſen aufkaufen. Sie wird abgekocht, und von den erſtern ſehr häufig als blutreinigendes Mittel gebraucht. Die Japaniſchen Dollmetſcher hatten eine herzliche Freude, als ihnen Thunberg zeigte, daß dieſe Pflanze bei ihnen einheimiſch ſey. Thunberg S. 153.

16.) Ipomoea triloba wächſt wild, und wird auch gebauet. Die Wurzeln derſelben ſind entweder ſchwarz

oder

oder weiß, die erſtern werden als ein purgirendes Mittel gebraucht. Thunberg S. 153.

17.) Der Pfefferbuſch, Fagara piperita, kommt an allen Orten vor. Sowohl die Blätter als die Früchte haben einen gewürzhaften, erhitzenden, und etwas unangenehmen Geſchmack, die Schale der Frucht treibt die Winde, und wird gegen die Kolik gebraucht. Gemeiniglich bedient man ſich der Blätter und Früchte ſtatt des Pfeffers. Die Blätter ſtößt man mit Reismehl zu einem Brei, den man in Geſchwüren und Gliederſchmerzen ſtatt der Spaniſchen Fliegen anwendet. Thunberg S. 154.

18.) Aus verſchiedenen Arten Neſſeln, beſonders der Urtica Japonica und nivea, werden Seile und Reife verfertigt. Thunberg a. a. O.

19) Thunberg S. 191. führt auſſer den bisher genannten Gewächſen noch folgende an, die er auf dem Fakonieberge gefunden: Zu den größten und ſchönſten Bäumen, ſagt er, die er in dieſer Gegend geſehen, gehörte vorzüglich die prächtige Thuya dolabrata. Lindera nannte er einen Strauch, aus deſſen weichem und weißen Holze die Japaner Zahnbürſten und auch Schwefelhölzer verfertigen. Berberis vulgaris und cretica, und die ſonderbare Oſyris Japonica mit ihren Blumen mitten auf den Blättern, waren hier ſehr häufig. Deutzia ſcabra hat ſo

rauhe

rauhe und harte Blätter, daß die Tiſchler ſich derſelben zum Poliren ihrer Arbeit bedienen. Auſſer dem fand er hier, da es in dieſer Gegend ſchon ziemlich kalt war, mehrere nordiſche Pflanzen, die ſowohl wild wuchſen, als in Gärten gezogen wurden; unter andern verſchiedene neue Arten von Viburnum und verſchiedne Vaccinia. — Spirea chamaedrifolia und crenata wurden zu Hecken gebraucht, und machten mit ihren weißen Blüten eine ſchöne Zierde. An Schönheit übertraf kein Baum die fürtreflichen Ahornarten, Acer diſſectum, Japonicum, palmatum, ſeptemlobum, pictum und trifidum. Die ſchöne Gardenia florida ward in Gärten vornehmer Perſonen ebenfalls zu Hecken, und die Saamenkapſel zum gelb färben gebraucht. Vom Dracontium polyphyllum brauchen liederliche Weibsperſonen die Wurzel, um ihre Frucht abzutreiben; — und S. 213. die Moxa, eigentlich der Filz auf den Blättern der Artemiſia vulgaris, iſt von doppelter Art, die feine weiße wird blos als Brennmittel gebraucht, die gröbere Art aber, die von brauner Farbe iſt, allein zum Zunder. Es giebt Wundärzte, die ſich allein mit der Anwendung der Moxa beſchäftigen. Die beſten Wirkungen äuſſert dies Mittel allezeit in Rheumatismen. Kein Geſchlecht, kein Alter und kein Stand iſt von der Nothwendigkeit, dies Mittel zu gebrauchen, ausgeſchloſſen.

Die Nymphaea Nelumbo wird in Japan als ein heiliges und den Göttern angenehmes Gewächs angeſehen.

Oft

Oft werden die Götzen, auf den großen Blättern dieſer Pflanze ſitzend, abgebildet.

Das Illicium aniſatum wird allenthalben für giftig ausgegeben, und man wollte es Thunberg nicht glauben, daß der Sternanis die Frucht dieſer Pflanze ſey. Indeß pflanzt man das Gewächs nahe bei Tempeln, und ſetzt die Zweige deſſelben in den Tempeln in Waſſertöpfe. Das Pulver der Rinde wird als Uhr gebraucht: man packt es nemlich in Kaſten ein, und ſteckt es an einem Ende an, wo es denn in einer gewiſſen Zeit eine gewiſſe Strecke fortbrennt.

Die Frucht von Melia azedarach giebt ebenfalls ein Oel, das, wie das Oel aus dem Rhus ſuccedaneum, zu Lichtern gebraucht wird.

Bis hieher haben wir die Japaniſchen Gewächſe beſchrieben. Aber der Reichthum des Japaniſchen Bodens, worin er alle bekannte Länder übertrift, beſteht in vielerlei Mineralien, beſonders in den vornehmſten Metallen, Gold, Silber und Kupfer. Der Schwefel, die Mutter der Metalle, zeigt ſich an vielen Orten durch rauchende Berge, Thäler, warme Bäder, und wird auch ſelbſt in Subſtanz gefunden, wovon Kämpfer 1 Th. S. 121. 122. mehrere anführt. Den mehreſten Schwefel liefert das Land Satzuma aus einer in ſeinem Gebiet liegenden kleinen Inſel Iwogaſima, Schwefelinſel, welche etwa hundert

Jahre

Jahre vor Kämpfers Zeit erſt entdeckt worden iſt. Denn da ſie in der Zeit wegen des vielen Dampfs und der wunderlichen Erſcheinungen für einen Wohnplatz der Teufel, und die Gebirge für unerſteiglich gehalten wurden, hat ſich ein gemeiner Mann erkühnt, nach ausgebetener Freiheit, den Zuſtand dieſer Inſel zu unterſuchen. Er beſtieg ſie mit funfzig Mann, fand aber weder Geiſt noch Hölle, ſondern auf ihrer Höhe einen flachen ſo ſehr ſchwefelreichen Boden, daß, wo man hintrat, Dampf hervorkam. Dieſer Boden bringt jetzt für Schwefel ſeinem Beſitzer über zwanzig Kiſten Silber ein; und das Holz, welches am Ufer wächſt, trägt gleichfalls ſeinen Vortheil bei. Das Land Simabara, beſonders die Gegend des warmen Bades, bringt auch einen natürlich reinen Schwefel hervor, welcher aber aus Ehrfurcht, den daſelbſt herrſchenden Geiſt zu erzürnen, nicht geſammlet noch berührt wird, weil man gefunden, daß er denſelben nicht entbehren wolle.

1.) Gold liefern die Berge und Thäler verſchiedener Landſchaften; es wird theils aus ſeinem eignen Erz, theils aus gewiſſem Sande, und auch nicht weniges aus dem Kupfer geſchieden und herausgebracht. Der Kaiſer übt über das Gold, und über andre Minen im Reiche die Macht aus, daß ſie ohne ſeinen Befehl und Erlaubniß nicht dürfen geöfnet und bearbeitet werden. Wenn das Arbeiten erlaubt iſt, ſo bekömmt er zwei Theile des Ertrags, und der Landesherr, als Beſitzer des Grundes,

den

den dritten Theil, der aber den Vortheil ſchon gleich zu machen weiß. Sador, eine nördliche Provinzialinſel, giebt das reichſte Erz und feinſte Gold. Man findet daſelbſt auch einen goldreichen Bergſand, den der Landesfürſt gar wohl zu nutzen weiß, ohne dem Kaiſerlichen Hofe davon Nachricht und Antheil zu geben. Surunga hat jederzeit das mehreſte Golderz geliefert, und es wird auch daſelbſt vom Kupfer geſchieden. Die reichen Minen in Saßuma werden nicht bearbeitet, ſondern für die Zukunft aufbewahrt. Oomura hatte am Seebuſen zu Okus einen überhangenden Berg, der wenig Jahre vor Kämpfern ins Meer ſtürzte, worauf man einen ſo reichen Goldſand und Erz fand, daß er die Hälfte reines Goldes enthielt, aber durch Taucher aus der Tiefe herausgeholt werden mußte. Allein nach wenig Jahren ward dieſer Reichthum von der See verſchlemmt. In Tſikungo, beim Dorfe Foſſino, und auf der Inſel Amakuſa ſind auch reiche, aber unter Waſſer ſtehende Goldgruben, die ſich wegen ihrer hohen Lage aber leicht durch Stollen befreien, und wieder bearbeiten ließen. Golderz aus Simar wird nach Thunberg S. 207. Kin nab genannt.

2.) Silber liefert die Landſchaft Bungo, in größerer Menge ein unter den nördlichen Provinzen gelegener Ort Namens Kittami, wie auch andre Oerter. Die nach Oſten von Japan gelegene Silber- und Goldreiche Inſeln Ginſima und Kinſima gehören auch hieher, wenn anders ihr Name und Charakter nicht erdichtet iſt.

3.) Ku=

3.) Kupfer iſt das meiſte Metall dieſer Länder, und wird wirklich gebrochen in der Provinz Suruga, Atſingo und Kyno Kuni, welche letztere Provinz das feinſte und geſchmeidigſte in der ganzen Welt giebt; Atſingo aber ein ſehr ſchlechtes, das durch Zuſatz vom Kiiſchen geſchmeidig gemacht werden muß. Das Surugaſche iſt an ſich ohne Tadel, und zugleich ſehr goldreich, welches die Japaner beſſer als ehemals davon zu ſcheiden wiſſen. Satzuma hat gleichfalls Kupfererz. Das Kupfer wird alles in der Stadt Sakai raffinirt, und daſelbſt in anderthalb Spannen lang und Finger dicke Stäbchen gegoſſen, welche in viereckte Kiſten zu 125 Pfund ſchwer, eingepackt, und von den Holländern ausgeführt werden. Noch ein anderes grobes Kupfer in Form von runden Kuchen wird ebenfalls ausgeführt, iſt aber in weit geringerm Preiſe. Nach Thunberg S. 150. iſt das Kupfer in Japan das feinſte, das man hat, und der beſte Handelsartikel, den man auf der Küſte Koromandel mit großem Vortheil abſetzt. Jedes Stäbchen, die er eben ſo wie Kämpfer beſchreibt, iſt ungefähr $\frac{1}{3}$ Pfund ſchwer. Nach S. 207 erhielt er Kupferkies von Simotſke oder vom Asjoberge.

3.) Meſſing iſt hier theurer als Kupfer, weil man hier keine Galmei findet, ſondern dieſe aus Tunkin hieher gebracht, und theuer bezahlt wird.

4.) Zinn giebt das Land Bungo zwar wenig, doch

ſo fein, daß es dem Silber gleicht, es wird aber in dieſen Ländern wenig gebraucht.

5.) Eiſenerz wird allein, aber im Ueberfluß, gebrochen, wo die drei Provinzen Mimaſaka, Bitſiie und Biſea an einander ſtoßen. Es wird auch daſelbſt gereinigt, und in zwei Spannen lange Stäbe gegoſſen, und ſo an die einländiſchen Kaufleute verhandelt und abgeführt. Eiſerne Geräthe werden eben ſo theuer, als die kupfernen und meſſingenen bezahlt, und das Hausgeräthe, Klammern an Schiffen ꝛc., die in andern Ländern eiſern ſind, werden hier von Kupfer gemacht. Man gießt hier aus einer eiſernen Materie ziemlich dünne Keſſel und Pfannen, weil man zum Kochen kein Kupfergeſchirre gebraucht. Von dieſen Gefäßen werden die alten ſehr hoch gehalten, weil ſie ſelbige nicht mehr nachzumachen wiſſen.

6.) Steinkohlen werden in der Provinz Tſikuſen um Kuianoſſe und verſchiedene nördliche Länder häufig gegraben.

7.) Salz wird an den Ufern der See vom Salzwaſſer gemacht, welches man über einen feinen, und mit Rechen locker gemachten Sand ſpritzt. Nachdem der Sand trocken, und der Prozeß verſchiednemal wiederholt worden, wird derſelbe mit Seewaſſer transcolirt, die Lauge eingekocht, und das erhaltene Salz in beſchloſſenen irdnen Gefäßen durch Kalzinazion weiß gemacht.

8.) Naphta von röthlicher Farbe, bei den Japanern Tſut ſuno alvo, Erdröthe, genannt, wird in einer Gegend der Landſchaft Jetſingo angetroffen, und aus derſelben da, wo ſie ſtille ſteht, abgeſchöpft, und gleich Oel auf Lampen verbraucht.

9.) Ambra wird bei Satzuma und Rinku, wiewohl in geringer Menge gefunden; häufiger an den Ufern Kumano, iſt die Südſee bei Kii Jſie ꝛc. am meiſten aber in den Gedärmen eines Wallfiſches, der um Japan gefangen, und Fiakfiro, das iſt, hundert Klafter, von der Länge ſeiner Gedärme genannt wird. In denſelben findet er ſich vergeſellſchaftet mit kelchichten, ſteinharten Exkrementen, welche ſich beſonders in den unterſten Gedärmen häufig ſehen laſſen, und beim Aufſchneiden zu erkennen geben, daß Ambra vorhanden ſey. Der unflätige Ort hat dieſem edeln Erdſafte den Namen gegeben, daß er nicht anders als Kuſura no fu, Wallfiſchdreck genannt wird. Der Ambra, wenn er zuerſt aus dem Grunde der See durch die Wellen abgeriſſen und aufs Ufer geſpühlt, oder von den Wallfiſchen verſchluckt wird, iſt weich, unförmig, platt, ſchleimig, faſt wie ein Kuhfladen, und von unangenehmem Geruch. Alsdenn wird er oft von ſeinem Finder in einen runden Ball, oder verſchiedne kleine Stücke, in eine große Maſſe zuſammen gedrückt, wodurch er dichter und ſchwerer wird. Andere wiſſen den friſchen Ambra mit Reishülſenmehl zu durchknäten, wodurch ſeine Größe ver-

mehrt wird, und der ſchwarze eine höhere Farbe erhält. Dieſer Zuſatz ladet aber die Würmer ein, und wird auch durch die nachgelaſſene Kohle beim Abrauchen leicht erkannt. Andere untermiſchen zu Pulver gemachte wohlriechende Harze, welche aber durch den Geruch ihres Rauchs ſich zu erkennen geben. Beiderlei Zuſätze erkennen die Sineſer durch ein heißes Theewaſſer, wenn er nemlich, fein darüber geſchabt, ſich nicht genugſam zertheilt. Ambra wird von den Einwohnern nicht anders gebraucht, als wie ein Zuſatz zu andern wohlriechenden Sachen, um den flüchtigen Geruch, wie ſie ſagen, anzuhalten. Er würde auch wohl wenig bei ihnen geachtet werden, wenn nicht die Ausländer durch theure Bezahlung ſie vom Werth deſſelben unterrichtet hätten. Einem jeden ſteht frei, denſelben aufzuheben, wo er ihn findet, und als ſein Eigenthum zu verkaufen.

10.) Edelſteine. Von dieſen führt Kämpfer bloß Agathen an, die von ſchöner Farbe ſind, deren einige einem ſchlechten Saffir, andre den Karniolen gleichen. Man findet ſie auf dem Gebirge Tſigaer auf dem nördlichſten und äuſſerſten Lande Oſiu, Jeſo gegenüber. Hr. Hofr. Gatterer führt auch Diamanten an, und herrliche Porzellanerde. Dieſe iſt, nach Thunberg S. 173., in der Landſchaft Fiſen, eine ganz weiße Thonerde, die ungemein fein iſt, und mit unbeſchreiblicher Mühe und Kunſt zubereitet wird.

11.) Perlen, die man hier Kainotamma, Juwelen von Muſcheln, nennt, werden hin und wieder um Saikokf in verſchiedenen Geſchlechten von Auſtern und Seemuſcheln gefunden, und können von jedem frei geſammlet werden. Vor dieſem ſind ſie von den Einwohnern nicht gebraucht noch geachtet worden, bis ſie den Preis von den Sineſen erlernt haben, die ſie zum Putz ihres Frauenzimmers erhandeln. Die größten und edelſten Perlen findet man in einer kleinen, platten, auf beiden Seiten geſchloſſenen Muſchel oder Auſter, Namens Akoja. Sie iſt an Form der Perſiſchen nicht ungleich, kaum Handebreit, dünne, auſſen ſchwarzglänzend und brüchig, inwendig unreif, und Perlenmutterglanzes. Dieſe Perlen aus der Muſchel Akoja findet man allein um Satzuma, und im Seebuſen Omra: ſie haben zuweilen das Gewicht von vier und fünf Kondinen, und den Preis von hundert Kolan. Der zu Kämpfers Zeit regierende Landesherr hat ihre Einſammlung zur Speiſe verboten, wie vordem geſchehen. Man findet auch in einigen andern Muſcheln Perlen, aber ſchlechtere, welche Kämpfer anführt.

Thunberg S. 207 führt folgende Mineralien an: einen weißen und mehlichten Porzellanthon, Jak Sekiſt genannt, weißen, weichen und feinſtrahlichten Asbeſt, der zu Zeugen verarbeitet wird, rothen Arſenik, Speckſtein, Bimsſtein, ſpathartigen Tropfſtein, natürlichen Zinnober, runden Quarz, weißen Marmor, Bleiglanz mit

Kupferkies, und ein feines Bergöl; ferner Salpeter, Kochſalz, das aus den warmen Bädern Booſu gekocht wird, verſteinerte Blätter, Phyllolithus oder Lithophyllum, eine Tubipore, Tubipora muſica, einen Seeſchwamm, die Gorgonia-ramoſa, rothe Korallen, eine dicke rothe Millepore, die Anomia plicatella, Argonauta Argo, Cyprea mauretanica, und verſchiedne andre Konchylien.

Mit vierfüßigen wilden und zahmen Thieren ſind dieſe Länder ſparſam verſehen. Jene finden wenig unbewohnte Oerter, wo ſie ſich verbergen und vermehren könnten; dieſe werden mehrentheils nur zur Arbeit aufgezogen, und das Fleiſch von den Einländern wegen ihres pythagoriſchen, wiewohl kaltſinnigen Glaubens, wenig genoſſen. Ueberdem wiſſen auch dieſe Krauteſſer in den engen Grenzen ihres volkreichen unfruchtbaren Landes den Boden vortheilhafter als zur Viehzucht anzuwenden. Man findet hier

1.) Büffelochſen und andres Rindvieh, Ochſen und Kühe werden bloß zum Pflügen und Karrenziehen gebraucht. Milch und Butter von ihnen zu ziehen, iſt hier unbekannt. (Dies beſtätigt auch Thunberg S. 138 mit dem Zuſatz, daß ſie das Fleiſch davon auch nicht eſſen.) Es giebt noch eine ungeheuer lange grobe Art Büffelochſen, mit hohen Buckeln auf den Schultern, und von al-

len Farben, deren man ſich blos in großen Städten zum Karrenziehen bedient.

2.) Pferde findet man, die zwar klein ſind, aber doch oft an Geſchicklichkeit den Perſiſchen nicht viel nachgeben. Man hält ſie zum Staat, zum Reiten, Tragen und Pflügen. Die beſten kommen aus den Provinzen Osju und Satzuma, und eine gedrungene ſehr kleine Art aus der Landſchaft Kai.

3.) Schaafe und Ziegen ſind vor Zeiten von den Europäern nach Firando gebracht, woſelbſt man auch noch ihr Geſchlecht unterhält. Sie würden im ganzen Reiche gute Bergweide finden, und mit Nutzen gezogen werden können, wenn man die Wolle gebrauchte, oder das Fleiſch genießen dürfte. Nach Thunberg S. 138 haben die Japaner keine Schaafe.

4.) Schweine findet man wenig; ſie ſind zuerſt aus Sina eingeführt, und werden nur ſparſam von den Bauern in Fiſen gezogen: von ihnen ſelbſt, aus Devozion, wenig gegeſſen, und nur an die Sineſer jährlich verkauft, die ſich ihrer täglich bedienen, ob ſie gleich mit jenen einerlei Glauben haben. Nach Thunberg S. 138 haben ſie gar keine Schweine.

5.) Hunde findet man mehr als in jedem andern Lande. Sie liegen auf den Straßen ohne einen Herrn zu haben. Es müſſen ihrer eine gewiſſe Anzahl von den

Bürgern jeder Gaſſe unterhalten und geſpeiſet, wenn ſie krank ſind, in einer auf jeder Gaſſe errichteten Hütte verpflegt, wenn ſie geſtorben, auf die Berge getragen, und gleich Menſchen beerdigt werden. Sie dürfen bei Lebensſtrafe von keinem Menſchen mißhandelt, oder getödtet werden, als bloß vom Büttel, wenn ſie nemlich ſelbſt etwas verbrochen, und den Tod verdient haben. Es iſt dies ſo angeordnet wegen eines Aberglaubens und Befehls des zu Kämpfers Zeit regierenden Kaiſers, der vor dem Geſchlecht der Hunde eine beſondre Hochachtung hat, weil er im Jahr des Hundezeichens gebohren worden. Wind- und Waſſerhunde giebts nicht, zur Jagd bedient man ſich gewöhnlicher Hunde.

6.) Katzen werden nur zur Zierde gehalten. Sie haben große ſchwarze und gelbe Flecken auf weißem Grunde, und einen kurzen krummen Schwanz, als wenn er mit Fleiß gebrochen wäre. Sie wollen gar nicht mauſen, laſſen ſich aber gern vom Frauenzimmer tragen und ſtreicheln.

7.) Hirſche, Haſen und wilde Schweine liefert das Land, die zu gewiſſen Zeiten vielen Sekten zu eſſen erlaubt ſind. Affen ſind hier wenig, aber ſehr gelehrig, und haben lichtbraune Haare, kurze Schwänze, und nackte rothe Geſichter und Hinterſten. Bären giebts in den nordlichen Provinzen, aber wenig und von kleiner Art. Tanuki

iſt ein ſchwarzbraunes Thier, hat ein Maul wie ein Fuchs, und ſcheint wohl eine kleine Art von Wölfen zu ſeyn. Die wilden Hunde haben große, weitgeſpaltene Schnauzen. Itatz iſt ein röthliches Thier wie ein Muncus oder kleiner Iltis. Eine andre größere Art wird Tin genannt. Sie halten ſich in Häuſern und unter Dächern auf, beinahe wie zahm, und ſollen nicht allein Hühner, ſondern auch Fiſche fangen. Füchſe giebts gleichfalls in Ueberfluß. Die Japaner glauben, daß ſie mehrentheils mit Teufeln beſeelt ſind, und führen ſie und ihre Handlungen in geiſtlichen Hiſtorien vielfältig an. Die Jäger wiſſen aber dennoch recht wohl, dieſen Teufeln das Fell über die Ohren zu ziehen, weil man die weiche Wolle zu Schreib- und Malpinſeln nicht entbehren kann. Ratten und Mäuſe giebts überflüßig, dieſe wiſſen ſie zahm zu machen, und zu allerlei Künſten abzurichten, welches ein Vergnügen und Zeitvertreib einiger armen Leute iſt, beſonders in Oſacca.

8.) An Inſekten und Gewürmen ſind die durch ganz Indien ſo genannten weißen Ameiſen die vornehmſten unter den ſchädlichen. Dies ſind ſchneeweiße zarte Würmchen, ſie leben in Haufen wie Ameiſen, und gleichen ihnen auch einigermaßen an Größe und Geſtalt. Bruſt und Kopf iſt bräunlich und hart. Von den Japanern werden ſie do Toos, Durchbohrer, genannt, weil ſie alles, was ihnen vorkommt, auſſer Erz und Stein, in wenigen Stun-

 den

den durchfreſſen, und die koſtbarſten Waaren in den Packhäuſern der Kaufleute verderben. Sie können bloß durch Unterſtreuung des gemeinen Salzes abgehalten werden. Ihre Todfeinde ſind die ſchwärzlichen oder wirklichen Ameiſen, wo dieſe hinkommen, müſſen jene weichen. Die freie Luft können ſie weniger, als die Maulwürfe, vertragen, und ſchützen ſich gegen dieſelbe in zarten, dünnen Laufgräben, welche ſie auf ihren Wegen immer vorausſetzen, und auf dem Boden ankleben: es iſt dies eine Subſtanz wie die Schoten der Erdweſpen. — Tauſendbeine, Millepedes, gemeiniglich auf Japaniſch Mukadde, und nach ihrem Charakter Goko genannt, ſind nicht Aſelli oder Kellerſchaben, ſondern die in Indien ſogenannten Tauſendbeine, beinahe einen Finger lang, ſchmal, bräunlich, und an beiden Seiten befußt. In Japan giebt's wenige, die ſelten Schaden thun, da ſie in Indien ſehr giftig ſind. Der Biß wird mit Speichel beſtrichen, und ſo geheilt. Die Japaniſchen Eidexen ſind nur von gemeiner Art. — Schlangen giebt's wenige Arten. Eine berühmte Art unter denſelben, Firakutz und Fibakarri genannt, hat eine grüne Farbe, einen platten Kopf und ſcharfe Zähne. Sie hat ihren Namen von der Tageslänge, weil der von ihr Gebiſſene mit der Sonnen Untergang ſterben muß. Die Soldaten ſind begierig nach ihrem Fleiſche, weil der Genuß deſſelben ſtreng und beherzt machen ſoll. In verſchloſſenen Töpfen kalzinirt giebt ſie ein berühmtes Pulver, Gawatſo genannt, welches innerlich gegen gewiſſe Krankheiten gegeben

geben wird. Man ſagt, wenn dies Pulver unter den Tropfenfall eines Hauſes zerſtreut wird, ſo ſoll's in weniger Zeit andre Schlangen hervorbringen. Eine ungemein große Schlange, Jamakogath, oder gebräuchlicher Uwabami auch Dſia genannt, das iſt, Drache, hält ſich in Bergen und Wäſſern auf, und man trifft ſie ſelten an; wenn man ſie aber fängt, ſo läßt man ſie für Geld ſehen.

9.) Vom Gevögel unterhält man Hühner, und auch bisweilen Enten. Sie werden aber aus Aberglauben ſelten gegeſſen, und dörfen nur von gewiſſen geringen Perſonen geſchlachtet werden. An Sterb- und Gedächtnißtagen eines Blutsverwandten muß einer einen Vogel oder anderes Thier zur Küche ſchlachten. In den Kaiſerlichen Sterb- und Gedächtnißiahren, wie auch zu gewiſſen andern Zeiten, wenn's der Kaiſer verbieten läßt, dürfen auch weder Hühner noch irgend andere lebendige Thiere getödtet, ja nicht einmal auf Märkten zum Verkauf ausgeſtellt werden. Der Hahn erhält öfter und leichter Pardon, als das Huhn, und ſteht bei den Religiöſen in großer Achtung, weil er die Zeiten abzutheilen, und die Abwechſelung des Wetters zu verkündigen weiß. — Das wilde, von Natur ſchüchterne Geflügel iſt in den Schranken dieſes ſo volkreichen Landes ſo zahm geworden, daß man die Geſchlechter für häusliche Thiere halten ſollte. Der Tſuri oder Kranich iſt der vornehmſte, und ein Kaiſerlich-privilegirter Vogel, der nicht anders als auf Befehl für den Kaiſer

allein

allein geſchoſſen werden darf: es geſchieht aber dennoch in Saikokf und andern entfernten Ländern. Man erzählt von ihm allerlei Fabeln. Bauern und Fuhrleute nennen ihn nicht anders, als O Tſuri Sama, großer Herr Kranich. Es giebt eine ſchneeweiße, und eine graue oder aſchfarbige Art. Von Sagi, oder Reihern, giebt's verſchiedene Arten, die an Farbe und Größe verſchieden ſind. Die bekannteſten ſind Siiro Sagi, der weiße Reiher, Goi Sagi, der graue, welche beide gemein ſind, und Awoi Sagi, der blaulicht graue Reiher, der beinahe die Größe eines Kranichs hat. (Nach Thunberg S. 185. reinigen die ſchönen weißen Reiher die aufgegrabene Erde von den Maden, und ſind ſehr zahm.) Von wilden Gänſen giebt es zwei Arten, von welchen jede Art ſich in Haufen vereinigt: die erſte iſt ſchneeweiß, mit pechſchwarzen Schlachfedern, die andere ganz grau oder aſchfarbig. Sie ſind in dieſen Ländern, und beſonders die grauen, in großer Menge, und auch ſo zahm, daß ſie nicht leicht vor einem Menſchen auffliegen, und ganz zahm ſcheinen. Sie thun den Aeckern großen Schaden; dörfen aber doch bei Lebensſtrafe von keinem beleidigt werden, als von denen, welche die Freiheit, ſie zu ſchießen, an gewiſſen Orten gepachtet haben. Die Bauern beziehen ihre Felder mit Linien oder Netzen, um ſie vor dem Einfall der Gänſe zu ſchützen. Es hilft aber nicht viel, da ſie doch einbrechen. — Enten findet man von verſchiedener Art, und eben ſo zahm, wie die Gänſe; unter denſelben iſt eine Art, wovon das Männchen Kin mod ſui eine

ſeltene

ſeltene Schönheit hat. Sie prangen mit vielfarbigen, aber am Hals und Bauch mit rothen Federn, der Kopf iſt mit einem dicken Federbuſch gekrönt, der Schwanz ſteht in die Quer auf, und die Flügel über den Rücken empor. Faſanen ſind auch von ungemeiner Schönheit. Ein großes Geſchlecht hat bunte, goldfarbige, und über den ganzen Leib glänzende Federn, auch wie ein Pfau einen in Goldblau wiederſcheinenden Schwanz von der Länge eines halben Mannes. — Feldhühner ſind die gemeinſten Vögel, welche nebſt Faſanen, Enten und Gänſen genutzt werden. Man findet wilde Feldtauben, welche ſchwarzblaue Federn, aber keine Schönheit haben. Man will ſie in keinen Wohnhäuſern dulden, weil durch ihren Miſt zuweilen Feuer aufgekommen. Störche bleiben das ganze Jahr im Lande. Die beſten Falken werden in den nördlichen Provinzen gefangen, und mehr zum Staat, als zur Jagd gehalten. Habichte findet man hier häufig, ſo wie auch Raben von mittelmäßiger Größe, die zuerſt als Geſchenke aus Sina hieher gebracht worden. So iſt auch die Elſter zuerſt als ein ſeltener Vogel dem Kaiſer aus Korea zugeſandt, und hat ſich wenig fortgepflanzt. Man nennt ſie Corei garas, Koreiſcher Rabe. Foken, gemeiniglich Foto tenis genannt, iſt ein ſehr ſeltener Nachtvogel, der auf hohen Gaſtmalen als eine köſtliche Delikateſſe aufgeſetzt wird, und deſſen kalzinirte Aſche, in ſauren Saki gethan, dieſe wieder trinkbar macht. Miſago oder Biſago iſt ein Seeraubvogel wie ein Habicht oder Sperber, der an einer

Klippe

Klippe ſich eine Höhle zu ſeinem Keller unterhält, wo er ſeinen übrigen Fiſchraub hineinlegt. Wer einen ſolchen Keller weiß, ſteht ſich gut, er muß aber auf einmal nicht zu viel herausnehmen. Möven, Seeraben und vielerlei kleine Vögel, als Holz- und Waſſerſchnepfen, Schwalben, Sperlinge, ſind hier wie in Europa. Die Lerche ſingt viel treflicher als in Europa, die Nachtigall ſchlechter. Pelikane hielten ſich, nach Thunberg S. 185 in großer Menge am Fluſſe Miakos auf, wo ſie ſich auf den Fichten längs dem Wege Neſter bauen.

10.) Fliegende Inſekten, davon hat dies Land Bienen, und daher auch Honig und Wachs, wiewohl wenig; Hummeln, Weſpen, Fliegen, Mücken, Feuerfliegen, Nejere, Kricken, Käfer, Heuſchrecken ꝛc. Auſſer dieſen, auch noch einige beſondere Arten, als eine ungemeine große Art Maivögel, Jamma Tſio, Bergpapillion genannt, wovon einige ganz ſchwarz, andere mit rother, ſchwarzer und andern Farben, auf ihren gezackten Flügeln auſſerordentlich ſchön geziert ſind. Komuri iſt eine ziemlich große, bunte, rauhe und haarigte ſchöne Nachtfliege, die mit der Fledermaus einerlei Namen hat. Von Käfern giebt es verſchiedne ſeltene Geſchlechter, unter andern ein Geſchlecht brauner Käfer, Sebi oder Semi genannt, das Geßner unter dem Namen Cicada vorſtellt. Spaniſche Fliege, Kanthariden, ſind an Farbe den Spaniſchen gleich, allein runder, und ſo groß, wie ein

jun-

junger Käfer. Ihr Gebrauch iſt hier unbekannt. Auſſerdem giebt's ein anderes Geſchlecht, welches überaus kauſtiſch iſt, und daher für giftig gehalten wird. Dieſe befinden ſich auf den Reisähren, ſind lang, ſchmal, und kleiner wie die Spaniſchen Fliegen, von Farbe blau und goldfarbig, mit karmoiſin-rothen Flecken und Strichen, und deßwegen von ganz vorzüglicher Schönheit. Das ſchönſte von allen fliegenden Inſekten, welches auch hier ſelten gefunden, und vom Frauenzimmer unter ihren Seltenheiten aufbewahrt wird, iſt eine ſchmale, halbfingerlange, runde Nachtfliege, mit zwei Schlupflügeln, und unter denſelben mit andern durchſcheinenden verſehen, mit blauen und goldnen Strichen der Länge nach geziert, glänzend wie ein Spiegel, und von ſo ausnehmender Schönheit, daß man in einem paraboliſchen Mährchen von denſelben erzählt: daß ſich alle des Nachts fliegende Inſekten in daſſelbe verliebten. Es halte aber dieſelben dadurch ab, daß es ihnen befiehlt, erſt Feuer zu hohlen, und ihnen verſpricht, ſie nachher zu lieben. Dieſe Liebhaber fliegen alsdenn in blinder Eile in die Kerze, und beſchädigen ſich ſo ſehr, daß ſie das Wiederkommen vergeſſen. Das Weibchen iſt nicht ſo ſchön und glänzend, ſondern beinahe aſchfarbig und gefleckt.

Das Waſſer giebt zum Unterhalt der Japaner, wenn man den Reis ausnimmt, eben ſo viel, oder noch mehr, als das Land. Dann dieſes Meer iſt überaus reich an Seekräutern, Fiſchen und Muſcheln, und unter dieſen iſt wenig

nig oder nichts, das nicht zur Speiſe angewandt würde. Es gehören alſo zu den Japaniſchen Seeprodukten

1.) Die Wallfiſche, Kudſira genannt, deren Kämpfer ſechs verſchiedene Arten anführt, die eine vorzügliche Nahrung der Japaner ausmachen. Sie werden beinahe um ganz Japan gefangen, aber am häufigſten im See Kumano, der die ſüdlichen Ufer der Inſel Nipon beſpühlt; nach dieſem um die Inſel Tſuſima und Gotho, und hiernächſt an den Ufern Omura und Nomo. Die vornehmſte und größte Art iſt Siebi, ein ſehr dicker Fiſch, der auch das beſte und ein ſehr geſundes Fleiſch hat, dem die Arbeitsleute und Fiſcher, welche bei Tag und Nacht, und im kalten Wetter ſoviel Ungemach ausſtehen müſſen, die Erhaltung ihrer Geſundheit zuſchreiben. Die ſechſte Art Iwaſi Kuſira, hält Kämpfer für den ſogenannten Nordkaper. — Von allen dieſen Wallfiſchen wird auſſer den breiten Hüftbeinen, gar nichts als unbrauchbar weggeworfen. Die Haut, welche ſchwarz iſt, das Fleiſch, welches roth und wie Kuhfleiſch ausſiehet, die Gedärme, die man wegen ihrer Länge Siakfiro, das iſt, hundert Klafter, nennt, und alle übrige Eingeweide werden eingeſalzen, gekocht und genutzt. Das Speck wird zu Thran oder Lampenöhl ausgebrannt, und deſſen Schroten, nachdem ſie zum zweitenmal ausgebraten worden, gegeſſen. Die Gräten ſind weiß und knorpelich, und werden, wenn ſie noch friſch ſind, zur Speiſe gekocht, mehrentheils aber geſchabet, und ge-

trocknet,

trocknet, und ſo für die Küche aufgehoben. Aus andern nervöſen Theilen, ſowohl weißen als gelben, werden grobe Saiten oder Schnarren gemacht, um Baumwolle damit zu bereiten, oder auch, um ſie auf Inſtrumenten zu gebrauchen. Der Abfall davon geht gar nicht verloren, ſondern findet auch einen Gebrauch in der Küche; die Floßfedern oder Fiſchbein werden zu den ſubtilen Gold- und Silbergerichten, die auch den Namen davon haben, und auch zu andern ſchwarzen Zierrathen und mancherlei Manufakturen gebraucht.

2.) Satſifoko iſt ein Fiſch, gemeiniglich 2 bis 3, zuweilen 5 bis 6 Klaftern lang, mit zwei langen, aus dem Maule auswärts hervorſtehenden Zähnen, die man zuweilen auf die Giebel der Schlöſſer und Tempel ſtellt. Nach der Erzählung der Fiſcher ſoll er ein liſtiger Feind der Wallfiſche ſeyn, denen er in den Hals kriechen, die Zunge auffreſſen, und ſie ſo tödten ſoll, wobei er ſeinen Kopf ſo zu beugen wiſſe, daß ſeine Hörner ihm keine Hinderniß verurſachen.

3.) Iruka iſt der bekannte Fiſch, der durch ganz Indien Tennye heißt.

4.) Furabe iſt ein Fiſch von gemeiner Größe, bei den Holländern in Indien ein Aufblaßer genannt, weil er ſich ſo dick, wie eine große Kugel aufblaßen kann. Er wird für tödtend giftig gehalten. Es giebt davon im Japani-

ſchen Meere drei Arten, und jede in groſsem Ueberfluß. Die zweite Art deſſelben, Mabuku, das iſt, der rechte und echte Buku, wird bei den Japanern für die gröſste Delikateſſe des Meeres gehalten, und von jedem genoſſen, nachdem der Kopf, Gräten und Eingeweide davon getrennt, und auch dem Fleiſche durch behutſames und fleiſſiges Abwaſchen alles Schädliche benommen worden. Und dennoch ſterben oftmals Menſchen daran, wovon man die Schuld einer nachläßigen Reinigung zuſchreibt. Von dieſem unabgeſpühlten Fiſche pflegen diejenigen ſich ein Todtenmahl zuzurichten, die wegen unheilbarer Krankheit des Lebens überdrüſſig ſind. Man will ſich, ohngeachtet der Gefahr, dieſes Leckerbiſſens nicht enthalten, doch iſt allen Soldaten verboten, davon zu eſſen, und wenn einer davon ſtirbt, ſo iſt der Sohn der Nachfolge im Amte ſeines Vaters verluſtig. Dieſer Fiſch wird viel theurer verkauft, als andere gemeine Fiſche; er muß aber friſch genoſſen werden. Die dritte Art, Kita makura, hat ein abſolut tödtliches Gift, das ihm durch kein Waſchen benommen werden kann, und wird wiſſentlich nicht gegeſſen, als von denen, die ſich entleiben wollen. Thunberg S. 157. nennt einen Fiſch Kitama Kura (Tetraodon hiſpidus) der ſo giftig iſt, daß ſein Genuß viele Menſchen tödtet, woher auch ſein Japaniſcher Name rührt. — Ob dies der angeführte Kämpferſche iſt? —

5.) Waſſerbauch. Dieſer Fiſch iſt ſo lang als ein

zehn-

zehnjähriger Knabe, und ohne Schuppen und Floßfedern. Er hat ein ungeheures Haupt, Maul und Bruſt, einen großen dünnen Bauch, wie ein Sack, welcher durchs Maul angefüllt eine große Menge Waſſer faſſen kann, ſcharfe dünne Zähne wie eine Schlange, faſt keine Gedärme, und ſehr kleine geringe Eingeweide. Unter ſeinem Bauche hat er zwei platte kartilaginöſe Füße mit Fingern, beinahe wie eine Kinderhand, womit er ſcheint auf dem Grunde des Waſſers fortzukriechen. Alle ſeine Theile, nichts ausgenommen, dienen zur Speiſe. Man fängt ihn zwiſchen Kamokura und Jedo.

6.) Tai heißt ein Fiſch, den die Holländer in Indien Steinbraſſen nennen. Es iſt der vornehmſte Fiſch in Japan, theils aus Aberglauben, weil er ihrem Götzen Jebis geheiligt iſt, und für ſehr glücklich gehalten wird, theils auch wegen ſeiner Schönheit und ſeines Glanzes unterm Waſſer. Er iſt ſelten, gleicht an Geſtalt beinahe einem Karpfen, und iſt von Farbe roth und weißlich. Das Weibchen hat rothe Kieven. Es giebt noch eine ſchwärzliche Art von dieſen Fiſchen, wegen ihrer Farbe Karo dai ſchwarze Steinbraſſen genannt, die man für weit ſchlechter, als die vorige Art hält. Sie werden um Saikoff gefangen.

7.) Suſuki iſt ein ſogenannter Kahlkopf, Funa ein Fiſch dem Karpfen gleich, der Arzneikräfte beſonders ge-

gen den Wurm beſitzen ſoll. Nagos eine andre längere Art, wie ein Karpfe. Mebaar ein ganz blutrother Fiſch, von Größe und Geſtalt wie ein Karpfe oder Steinbraſſe, und mit ſo ſehr hervorſtehenden Augen, daß der ganze Apfel aus ſeiner Grube hervorragt. Der Fiſch iſt ſchlecht, eine Nahrung armer Leute, und wird häufig gefangen. Er ſetzt ſich gegen die Waſſerfälle, und ſchwingt ſich hinauf. Er iſt ſo ſtark, daß er ſich zwei Menſchen, die ihn gefangen, aus den Händen entreißt. Er wird ſowohl friſch, als eingepöckelt, in andre Provinzen verfahren. Im Saifu oder Tenſiu, Teiche oder See, erlangen einige die Länge von vier Sakf. Mar oder Maar, ein Salm oder Lachs, wird meiſt in Flüſſen oder ſüßen Meeren gefangen. Ito Jori ein Salmonat. Makuts ein Harder. Sawara ein Königsfiſch. Fiuwo ein Drathfiſch. Ara ein durch ganz Indien ſogenannter Jakob-Evers. Kuſuna eine Stumpfnaſe. Kamas ein Schnik oder Hecht. Suſuki ein Scharffiſch, aber lang und ſchmal.

8.) Verſchiedene Arten Adſi, von den Holländern Masbanker genannt. Fuka ein Kaye. Same oder Fuka Same ein Rogge mit Perlenfell. Jei ein Ragfiſch, wovon es eine Art giebt, bei den Holländern Pijtſtaarts genannt, welche ein hornigtes Schwerdtchen am Schwanze haben, wovon die Japaner glauben, daß es wider den Schlangenbiß gut ſey, wenn dieſer damit beſtrichen wird; es muß aber von einem lebenden Fiſch abgenommen werden. Sie füh-

führen's daher unter andern Leibmedikamenten bei ſich. Come oder Jei Schollen. Karei ein Butte, Bora gleicht einem Lachs, hat ein weißes ſehr delikates Fleiſch, und wird von den Ausländern Songaatsfiſch genannt, weil er im Japaniſchen Monate Songaats gefangen wird. Sein Fleiſch wird wie Bremer Lachs geräuchert, und ausgeführt. Die aufgetrocknete Krit, Karas ſummi genannt, wird wie eine Strohgnüge, je zehn nacheinander, an zwei Strohſtricke geheftet, und aus Nagaſaki, weil der Fiſch in Nomo und hier herum gefangen wird, nach Jedo und in andere Provinzen Japans, und auch von den Fremden aus dem Lande ausgeführt. Karaſſumi, von andern Fiſchen wird wenig geachtet. Der beſte, Katſuwo, wird um Gotho gefangen; man zerſchneidet das Fleiſch in vier Theile, kocht es im Dampfe des Waſſers, und trocknet es auf, und ſetzt es hernach zum Trinken vor. Die Holländer führen es uns unter dem falſchen unbekannten Namen Comtlomaas. Mana gatſuwo ein platter Fiſch, wie ein Butte, mit einem Auge in der Seite. Sake vielleicht ein Kabliau, der wie Stockfiſch getrocknet, und aus Jeſo in Japan gebracht wird. Den Namen hat er davon, weil er wie das Getränk Sake riecht. Kara, eine Art Stockfiſch, kommt aus den nordlichen Provinzen, der beſte aus Tſiooſin, daher er Tſiooſin dara heißt. Sajori, in Nagaſaki Suſuno Iwo, und von den Holländern Nadelfiſche genannt, ſind ſpannenlang, dünne und haben lange ſpitzige Schnäbel. Tobiwo, Springer, weil er übers Waſſer fliegt. Er iſt

ſelten länger als ein Fuß, und ſehr wohlſchmeckend, wird aber wenig gefangen. Iwas, Sardein. Kiſſugo, Spiering oder Sandſpiering. Jeſo, von den Holländern vielleicht Sandkruper genannt, iſt eine Art zwiſchen dem Ahl und Sandſpiering. Saba Makrelen. Ai, oder aino iwo, auf holländiſch Mode vis, ſind Spannelang, halten ſich im ſüßen Waſſer auf, und laufen ſehr ſchnell. Sjiroo iwo, kleiner Stint oder Weißfiſch, wird im Frühling vor den Ausflüſſen der Ströme im Meere gefangen. Kono ſiiro, von den Holländern ſah ſap genannt, iſt eine Art Heringe, welche den Schwediſchen Ströndingen nahe kommen. Kingio, Goldfiſch, ein Fiſchgen von der Länge eines Fingers, roth und am Schwanze goldfarbig und glänzend, und wenn er noch jung iſt, ſchwärzlich. Sie werden in Sina, Japan und Indien in Waſſergefäſſen unterhalten, und müſſen mit jungen Mücken, die noch ungeflügelt ſind, gefüttert werden. Es giebt eine andre Art, welche ſilberfarbig iſt. Unagi und Oo unagi, zwei Arten Aehle. Jaatzme unagi, Neunauge. Dodſioo, holländiſch Puytahl, iſt einen Finger lang, hat einen dicken Kopf, und hält ſich in naſſen Reisäckern und Madepfützen auf, wie in Deutſchland. Es giebt zwei Arten, eine mit, eine ohne Bart. Fammo, bei den Holländern Congeraal, iſt ſchmaler und größer als ein Ahl, in der See aber doch wie ein Ahl anzuſehen. Thunberg S. 157. führt noch den Fiſch Matskaſa an, ſo heißt eine Sciaena, deren Bauchfloſſen aus dicken und knöchernen Zacken beſtehen. Der

ſehr harte und knöcherne Kopf wird getrennt, und nachher der Fiſch gekocht und gegeſſen, deſſen Fleiſch feſt und wohlſchmeckend iſt.

9.) Ika, eine gemeine Seekatze, wird von den Sineſen und Japanern für ſelten, und für ein Leckerbischen gehalten. Die Fiſche laſſen ſich auch leichter mit ihrem Fiſche angeln. Tako, eine Seekatze oder Seequalm, mit langen Schwänzen oder Füſſen, an deren Enden ſich Cotyledones befinden, womit das Thier ſich anheftet. Es wird friſch gekocht, und auch aufgetrocknet, und zu gemeinem Savano oder Auffſatz verwandt. Kuraïjge oder weißer Qualm, iſt die gemeine Art, und in allen Meeren befindlich, und durchſichtig, wäſſerig und unbrauchbar. Die andre Art befindet ſich nicht allenthalben, iſt aber fleiſchig und eßbar, nachdem ſie von ihrer hitzigen Schärfe befreiet, und wohl bereitet worden. Man findet ſie bisweilen ſo groß, daß zwei Perſonen daran zu tragen haben. Na mako, von den Holländern auf Batavia Kaffer-Küll genannt, iſt wohl zu eſſen.

10.) I mori, eine kleine giftige Waſſereidechſe, ſchwarz mit rothem Bauch.

11.) Ta kano makuri, der gemeine Seeſtern, wird nicht gegeſſen.

12.) Unter den geſchulpten Fiſchen mit Füſſen wird von den Japanern aus Aberglauben, wegen des von ihnen

geglaubten langen Lebens der Ki oder Came, das iſt, die Schildkröte, für onimös und höchſt edel gehalten. Eine Art von dieſen, von den Gelehrten Mooki, und von den gemeinen Leuten Mino game genannt, die mit einem breiten Schwanz gleich einem großen runden Barte verſehn iſt, ſieht man durch ganz Japan, wenn nicht in der Natur, doch wenigſtens in vielen emblematiſchen Figuren zum Zierrath der Tempel, Altäre, Kaiſerlicher und Fürſtlicher Säle. Von den übrigen Arten die Stein- oder Bergſchildkröte, Iſi cane oder Sanke, und die fiſchichte Schildkröte, Iſo game oder Doo game, die gemeinſten. An den öſtlichen und ſüdlichen Gegenden Japans findet ſich eine ſo große Schildkröte, daß ihr Schild beinahe einen ganzen Menſchen bedeckt.

13.) Krebſe und Garnelen, Jebi, giebts ſowohl in ſüßen als ſalzigen Waſſern, wovon Kämpfer mehrere Arten anführt. Sie werden gegeſſen, ſo wie auch Muſcheln und Schnecken, von was für Geſchlecht und Art ſie auch ſind, roh, getrocknet, eingeſalzen, friſch gekocht, oder gebraten. Sie werden währender Ebbe vom Strande täglich aufgeſucht, auch mit Netzen und von Tauchern ans Land gebracht. In der Muſchel Awabi wird bisweilen eine große Perle gefunden, welche aber unförmlich, gelblich, und bei den Japanern in keinem Werth iſt. Die Muſchel Tairagi enthält im Arimaiſchen Meerbuſen, wo ſich die beſte findet, auch bisweilen Perlen. Die Muſchel

Ako-

Akoja im Omaiſchen Seebuſen giebt daſelbſt eine koſtbare Perle. Mehrere führt Kämpfer an.

Einwohner.

Die Bewohner dieſer Inſeln ſind lauter Japaner, die nur Eine und zwar eine eigne Sprache reden. Obgleich der Urſprung der Japaner aus Mangel der Nachrichten nicht mit Zuverläßigkeit beſtimmt werden kann, ſo iſts doch ſehr wahrſcheinlich, daß ſie, überhaupt zu reden, Koreaner und Tataren ſind, die durch einige Sineſiſche Kolonien mit der Zeit geſittet gemacht worden ſind. Dieſe Meinung, die Deguignes für die glaubwürdigſte hält, und der auch Hr. Hofr. Gatterer (Handbuch der Univ. Hiſt. 2 Th. 1 B. S. 441) beiſtimmt, wird durch die Aehnlichkeit, die ſich zwiſchen der Japaniſchen und Tatariſchen Sprache findet, ungemein beſtätigt. Auch enthalten die alten Japaniſchen Sagen, die Kämpfer (1 Th. S. 87. 88) anführt, die deutlichſten Spuren von einer ſolchen Sineſiſchen Kolonie auf den Japaniſchen Inſeln ums J. 209 vor Chr. Geb., da ſchon Einwohner auf dieſen Inſeln waren, die vermuthlich nach und nach, wie die Britten richtig bemerken, von verſchiedenen benachbarten Gegenden des feſten Landes bevölkert worden ſind, ohne daß man mit Kämpfern anzunehmen braucht, daß die Urjapaner unmittelbar vom ſogenannten Thurmbau in Sinear hieher gewandert wären. Ein kleines Japaniſches Wörterbuch hat Thunberg von S. 221 bis 230 ſeiner

Reiſebeſchreibung beigefügt, das aus Kämpfern noch vermehrt werden kann, der uns (1 Th. S. 100 ꝛc.) noch folgendes über die Japaniſche Sprache ſagt: Daß die Japaner kein Wort von den Sprachen der ihnen zunächſt wohnenden Sineſer verſtehen, und daß die ganz eigenthümliche Natur und Konſtrukzion der Japaniſchen Sprache von der Sineſiſchen ſo ſehr verſchieden ſey, daß wenn die Japaner Sineſiche Bücher entweder nach dem Laut der Charaktern oder ihrer gemeinen Sprache leſen, ſie allemal die Worte nicht in der Ordnung wie ſie geſtellt ſind, ſondern etwas verſetzt vorbringen, und zuweilen einige Worte anhängen oder zwiſchen fügen, damit der Sinn und die natürliche Konſtrukzion ihrer Mutterſprache herauskomme. Sie pflegen daher die Sineſiſchen Bücher gemeiniglich ſo nachzudrucken, daß ſie zu deſto ungehinderterer Leſung die Konſtrukzionsordnung durch beigefügte Zeichen andeuten. Die Bildung ihrer Zunge und anderer Sprachwerkzeuge iſt auch ganz anders, als bei den Sineſern. Die Japaniſche Sprache hat faſt immer einen reinen und deutlichen Laut, und die Silben pflegen ſelten mehr als zwei oder drei Buchſtaben zu haben; hingegen in der gemeinen Sineſiſchen Sprache hört man beſtändig einen vermengten Schall verſchiedener Konſonanten mit einem gleichſam ſingenden Accent. Gleiche Verſchiedenheiten findet man auch bei einzelnen Buchſtaben. Die Japaner können das h nicht anders, als mit einem f, die Sineſer aber weit deutlicher ausſprechen. Die Japaner

ner ſprechen das r und d ſehr rein und deutlich, obgleich im Anfang der Silben etwas durch die Kehle aus. Die Sineſer aber und vorzüglich die Nankiner können durchaus kein r und d vorbringen, und wiſſen dieſe Buchſtaben nicht anders, als durch l auszudrücken. Die uralten Buchſtaben und Karten beider Nazionen haben unter ſich auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit. Eben das gilt auch von der Koreaniſchen und Jeſoiſchen Sprache. —

Die Japaner ſind ausserordentlich mäßig und begnügſam, fleißig und kunſtreich. Die Sparſamkeit, ſagt Thunberg S. 216., iſt in Japan eigentlich zu Hauſe, daher weiß man hier nirgends, was Hungersnoth und theure Zeit ſagen wollen. Völlerei und Trunkenheit ſind ſeltene Laſter. — Ich werde bei Beſchreibung der Sitten dieſer merkwürdigen Inſelbewohner der Ordnung unſrer Britten folgen, und ſie, wo es nöthig iſt, ergänzen und berichtigen.

Die Hautfarbe der Japaner iſt gewöhnlich gelblich, und ihr Anblick unangenehm, da ſie platte Naſen, dicke Auglieder und breite Geſichter haben. Ihre Statur iſt kurz, ihre Leiber dick, und ihre Beine ungeſchickt. Einige indeß weichen von dieſer Beſchreibung ab, und gleichen mehr den Sineſen, und in den nordlichen Provinzen gleichen ſie im Aeußern mehr den Europäern. Nach Kämpfern S. 110. ſind die Japaner im Ganzen, vorzüglich aber der

gemeine

gemeine Mann auf Nipon, kurze, ſtarke, ziemlich braune Menſchen, haben dicke Augenlieder, und deswegen ſchmal und kleinſcheinende Augen, die doch bei weitem nicht ſo klein ſind, als bei den Sineſen, bei welchen die Kleinheit der Augen beſonders auffällt, auch ziemlich platte Naſen, und ſind meiſtens durch die Blattern ſehr geſchändet. Die Landſchaften Satzuma, Ooſymi und Tjuga bringen mittelmäßig große und ſtarke Menſchen hervor, von männlicher Sprache und Weſen. Von eben der Art ſind die Einwohner vieler nordlichen Provinzen; doch ſind ſie noch viel rauher im Leben und Umgang. Die Oſjuer beſonders ſind grauſam und unbarmherzig; die Einwohner auf Saikokf, beſonders in Fiſen, ſind kleine, zarte, ſchöne und ſittſame Leute. Die meiſten Bewohner der großen Inſel Nipon, beſonders der öſtlichen Gegenden, unterſcheiden ſich durch ihre muskulöſe kurze Natur, ihre ungemein dicken Köpfe, und ziemlich fleiſchigte, platte Naſen.

Sie färben ihre Zähne und Nägel ſchwarz, und laſſen die letztern ſehr lang wachſen.

Die allgemeine Kleidung beſteht in einem kurzen ſeidenen Wams, auf der bloßen Haut, und einem langen baumwollnen Schlafrock darüber. Auf den Köpfen tragen ſie gar keine Bedeckung, wenn ſie aber ausgehen, ſchützen ſie ſich gegen die ausnehmende Hitze der Sonne mit einer Art Sonnenſchirm. Der Aufzug der Männer iſt beides, kriegeriſch und weibiſch; denn an der Seite tragen

ſie breite Schwerdter oder Dolche, und in der Hand einen Fächer. Auch in einem andern Umſtande ſind ſie ſonderbar, indem ſie ſich zu Hauſe in Mäntel einhüllen, und dieſe ablegen, wenn ſie ausgehen. Ganz im Gegenſatz gegen andre Nazionen iſt weiß ihre Trauertracht, und ſchwarz die Farbe der Fröhlichkeit bei ihnen. Ihre Reiſekleidung iſt indeß von der eben beſchriebnen verſchieden, und beſteht in einem ſehr großen Hut von Bambusrohr, welcher den Kopf gegen Hitze und Wetter völlig ſchützt, nebſt einem Mantel aus geöhltem Papier, der beides, Mann und Pferd bedeckt. Beide ſind ſo auſſerordentlich leicht, daß man ihr Gewicht kaum fühlen kann. Statt der Strümpfe binden ſie Bänder um ihre Beine, und weite Unterhoſen mit Schlitzen an jeder Seite, worin ſie das Ende ihrer Röcke ſtecken, machen das Ganze vollſtändig. — So beſchreiben unſere Britten die Japaniſche Kleidung. Vollſtändiger Thunberg S. 218. Die Kleidung, ſagt er, iſt bei allen Ständen und bei beiden Geſchlechtern ſeit Jahrtauſenden dieſelbe. Sie beſteht aus langen und weiten Schlafröcken von Seide oder Baumwolle. Vornehmere tragen dieſe Kleider länger, als geringere Leute. Mannsperſonen haben ſie von Einer Farbe; Frauenzimmer aber geblümte. Im Sommer ſind dieſe Kleider entweder gar nicht, oder doch nur ſehr dünne gefüttert; im Winter werden ſie mit Seiden- oder Baumwollenwatte ausgeſtopft. Mannsperſonen tragen ſelten mehr, als Einen, aber Frauenzimmer öfters dreißig bis fünfzig übereinander, die indeß ſo

dünne

dünne ſind, daß ſie alle zuſammen kaum vier bis fünf deutſche Pfunde wiegen. Der unterſte Schlafrock dient ſtatt des Hemdes, und iſt entweder weiß oder bläulicht, mehrentheils dünne und durchſichtig. Alle dieſe Kleider werden mit einem Gürtel befeſtigt, der bei Mannsperſonen eine Hand- bei Frauenzimmern aber eine halbe Elle breit, und ſo lang iſt, daß er wenigſtens zweimal um den Leib reicht, und nachher in verſchiedne Schleifen gelegt werden kann. Verheirathete tragen die Schleife vorn, Unverheirathete aber hinten. In dieſen Gürtel ſtecken Mannsperſonen ihren Säbel, ihren Sonnenfächer, ferner Tabackspfeife, Beutel und Arzneiſchachtel. Am Halſe ſind die Kleider aufgeſchnitten, und vorne offen, ſo daß der Hals völlig bloß bleibt; die Aermel ſind ſehr beträchtlich weit, und beſonders bei Mädchen ſo lang, daß ſie bis auf die Erde reichen.

Auſſer dem tragen Leute von einem gewiſſen Stande halbe Schlafröcke, die von ſehr dünnem Zeuge, wie Flor gemacht werden, und bis auf die Lenden reichen. Sie ſind mehrentheils ſchwarz, ſonſt auch grün. Im Hauſe werden dieſe nicht getragen. Die Beinkleider ſind von einer Art Hanf bereitet, und zwar dünne, aber ſehr dicht. Sie ſehen beinahe wie ein Weiberrock aus, ſind zwiſchen den Beinen zuſammengenähet, und ſtehen auf beiden Seiten bis zu zwei Drittheilen der Länge offen.

Die

Die Feierkleider braucht man blos alsdenn, wenn man einem Vornehmen oder dem Hofe ſeine Aufwartung macht. Sie werden über den gewöhnlichen Kleidern getragen, und beſtehen aus zwei Stücken. Das unterſte ſind jene Beinkleider, die mehrentheils aus blauem Zeuge, mit eingedruckten weißen Blumen, gemacht werden; das oberſte iſt ein Wams, das dem vorhin beſchriebenen halben Schlafrocke nicht unähnlich iſt, überdies aber an den Schultern auswärts ſteht, ſo daß ein Japaner in ſeinem großen State ſehr breitſchulterig ausſieht. —

Man braucht im ganzen Lande keine Strümpfe, ſondern bloße Stiefeletten von baumwollen Zeuge, und im kälteſten Winter Socken von Hanf, mit baumwollnen Sohlen. Die Strohernen Schuhen ſind bei allen Ständen im Gebrauch, und werden im Hauſe nicht getragen, ſondern vorher abgelegt, ehe man in ein Haus tritt.

Die Mannsperſonen reißen ſich das Haar auf dem Kopfe durchgehends aus, bloß im Nacken laſſen ſie es ſtehen, ſchmieren es wohl ein, und ſtreichen die Haare gegen den Kopf hinauf; oben auf der Scheitel werden ſie mit Papier zuſammengebunden, die Spitzen abgeſchnitten, und wieder zurück gebogen. Dieſe Friſur wird ſehr ſorgfältig einen Tag um den andern beſorgt. Die Knaben behalten bis zu den Jahren der Mannbarkeit alles Haupthaar, und die Geiſtlichen und Aerzte tragen einen ganz kahlen Kopf.

Frauen-

Frauenzimmer ſtreichen ſich die Haare alle glatt auf, und befeſtigen ſie mitten auf dem Kopfe durch einen Schurz, vor welchem ein Kamm von Schildkröte oder lackirtem Holze geſteckt wird. Auſſerdem tragen Vornehmere auch Zierrathen von Schildkröten oder Blumen in den Haaren. Geſchiedene Weiber ſcheeren ſich das Haar ab.

Nur auf Reiſen bedienen ſich die Japaner kegelförmiger aus Grashalmen geflochtener Hüte und dicker Regenmäntel aus ſtarkem mit Oel getränktem Papiere. — So weit Thunberg. —

Niemand leitet und führt ſein Pferd ſelbſt, denn es reiten keine Perſonen als ſolche, die jemand haben können ihr Pferd zu führen. Und weil ſie alſo auf den Zügel nicht zu achten haben, ſo amüſiren ſich die reiſenden Japaner mit Singen, mit Fächeln, und Betrachten der Gegenſtände, die auf ihren Fächer gemalt ſind, und dieſe beſtehen gewöhnlich in einer Karte des Landes, Beſchreibung der Landſtraße, Nachricht von den Herbergen, der Meilenzahl von Stazion zu Stazion, und den Preiſen die auf jeder zu bezahlen ſind ꝛc. Da wir an der linken Seite aufs Pferd ſteigen, ſo ſteigen ſie zur rechten Seite auf. Kämpfer (2 Th. S. 147) beſchreibt die Japaniſche Art zu Pferde zu reiſen ſo: Nachdem ein bloßer hölzerner Sattel, die den Sätteln der Schwediſchen Poſtpferde ähnlich ſind, mit einem Bauch- Bruſt- und Schwanzriemen dem Pferde aufgegürtet iſt, wird über denſelben

ein

ein Strick doppelt gelegt, womit zu beiden Seiten die Bündel, ſo hoch oder niedrig man will, aufgehoben, und im Gleichgewicht aneinander gebunden werden, ohne ſie an dem Pferde oder Sattel zu befeſtigen. Damit indeß die Bündel ſolchergeſtalt nicht aus der Lage kommen, wird ein langes ſchmales Kiſtchen, das die Japaner Adofski nennen, hinten queer über beiderſeitige Bündel her, an den Sattel, durch deſſen hohles Rückholz oder daſelbſt befindliche Ringe angezogen und feſte geſchnürt. Hierüber werden die Reiſedecken oder Betten in eine ebene Fläche ausgebreitet, und mit einem weichgefutterten Gürtel gebunden, nachdem die Tiefe zwiſchen beiderſeitigen Bündeln mit etwas weichem ausgefüllt iſt. Hier ſitzt dann der Reiter wie auf einem platten Tiſche, doch bequem und gemächlich. Die Füſſe hat er entweder kreuzweiſe unter ſich, oder nach ſeinem Gefallen voraus geſtreckt: er hat ſich aber wohl in der Mitte zu halten, damit nicht die eine oder die andere Seite das Uebergewicht bekomme, das Gepäcke abfalle, oder das Pferd mit ihm ſtürze. Wenn es Bergauf, oder unter geht, wird dieſer Zufall durch die Pferdeknechte verhütet, welche alsdenn hinter dem Pferde ſind, und das Gepäck etwas anhalten, daß es nicht aus der Stelle rutſchen kann. Das Auf- und Abſteigen geſchieht nicht, wie bei uns, ſondern von vorne, und iſt für einen Steifbeinigten mühſam. Das Auf- und Abſatteln geht durch vortheilhafte Handgriffe geſchwind zu: denn ſobald nur das oberſte Bettezeug abgenommen, und denn die eine oder

die andre Schlinge losgemacht wird, hat man die ganze Equipage auf einmal da liegen. Die Stricke und Gurten, die man hiebei gebraucht, ſind platt und breit, von Baumwolle wie ein Drat ſtark und zierlich gewirkt, und am Ende mit runden, länglichen kleinen Hölzern geſchloſſen, die im Anziehen und Feſtſchnüren einen beſondern Vortheil haben. Der Sattel iſt ganz von Holz, und mit einem unterliegenden Küſſen und hinten abhangender ſchmalen Schabracke verſehen, auf welcher man des Reiters Wappen ſieht. Zu jeder Seite des Pferdes hängt ein grobes Tuch, das unter deſſen Bauche loſe an einander gebogen iſt, damit es nicht kotig werde. Sein Kopf wird mit einem Gewebe von Riemen oder Schnüren, beſonders die Augen wider die Fliegen zu ſchützen, und der Hals, Bruſt und andre Theile mit Schellen oder kleinen Glocken behangen. Die Felleiſen, welche mit leichten Waaren, oder wenn ſie zum Sitze dienen ſollen, mit Stroh ausgefüllt werden, ſind eine Art viereckigter Koffers, von ſteifem Pferdeleder gemacht, etwa fünf Spannen lang, und drei Spannen breit und tief. Der Deckel, von eben dem Leder, iſt etwas weiter, und ſo tief, daß er das Untertheil beſchließt. Ob ſie zwar keinen Regen durchlaſſen, ſo werden ſie dennoch zu mehrer Sicherheit mit Matten umwunden, und mühſam mit Stricken verſehen: daher es dann kommt, daß man ſie vor dem erreichten Ziele der Reiſe nicht gern öffnet, ſondern das, was man während der Reiſe am nöthigſten hat, in die Adofski legt. Der Adofski iſt eigentlich

lich ein hölzernes Käſtchen oder Futteral, ſechs Spannen lang, und eine Spanne tief und breit, mit einem leichten Auszuge von gedachter Länge verſehen, und hat an einer Seite eine kleine Thür mit einem Schloſſe, wodurch man zu dem Auszuge, ohne das Käſtchen abzupacken, kommen kann. Es dient derſelbe zur Verwahrung der Sachen, die man bei der Hand haben will, und zugleich zur Befeſtigung der beiden Seitenbündel, wozu man ſonſt einen Knüttel gebrauchen müßte. Er iſt ferner mit grauem, dickem Papier, und hierüber mit blauem Bindfaden netzförmig bewunden und verwahrt. Statt der Hufeiſen haben die Pferde eine Art geflochtene Strohſchuhe, die ihnen mit Strohſeilen an die Füße geſchnürt werden. Auf ſteinigten und ſchlüpfrigen Wegen werden ſie gar bald abgeſchliſſen, und alſo öfters mit neuen verwechſelt, daher denn die Pferdewärter und Knechte deren ſtets einen guten Vorrath bei ſich haben, und an den Felleiſen mit führen, ungeachtet ſie in allen Dörfern genugſam feil hangen, auch von den Bettelkindern auf den Straßen den Knechten zu Kauf angeboten werden. Auf dem Wege reitet man einzeln hinter einander. Der Zaum wird nicht vom Reiter, ſondern vom Pferdeknechte geführt, der zur Rechten neben dem Kopfe des Pferdes geht. Er ſingt dabei mit ſeinen Kameraden ein lüſtig Liedchen, um ſich die Zeit zu vertreiben, und die Pferde aufzumuntern. Die Europäiſche Art zu reiten, wo man das geſattelte Pferd beſchreitet, und den Zügel ſelbſt führt, gehört bei den Japanern eigentlich

in den Krieg und für den Soldaten. Selten und faſt gar nicht thut man das auf Reiſen, häufiger jedoch in den Städten, wenn ſich Perſonen vom Stande Beſuche geben, nur mit dem Unterſchiede, daß der Reiter, der ſehr ſchlecht aufſitzt, alsdenn den Zaum zum Schein angefaßt hat, indem er ſein Pferd dennoch von einem, auch wohl, wenn Stat gemacht werden ſoll, von zwei Knechten auf beiden Seiten am Gebiſſe leiten läßt. Ihre Art, die Pferde zu ſatteln, iſt von der unſrigen wenig unterſchieden, und die Form des Sattels ſelbſt kommt der Deutſchen näher, als der von irgend einer Aſiatiſchen Nazion. Die Steigbügelriemen ſind ziemlich kurz. Zu beiden Seiten hängt auf Tatariſche Art ein rauhes, rund geſchnittenes Fell, zur Beſchützung der Beine. Die Steigbügel ſelbſt ſind ein gekrümtes, ſchweres und dickes Eiſen, oder Sowaas, nach dem Maaße einer platten Fußſohle gemacht, an einer Seite offen, damit ſich der Reiter im Stürzen deſto eher davon losmachen kann. Es pflegen dieſelben künſtlich ausgearbeitet, und mit Silber ausgelegt zu ſeyn. Zum Zaume wird, ſtatt unſeres ledernen Riemens ein ſchönes ſeidenes Seil gebraucht, das aber nicht an der Stange, ſondern am Gebiſſe des Pferdes befeſtigt iſt.

Japanerinnen von Stande werden durch ihre Sklavinnen getragen, oder vielmehr in einer Art von Tragſeſſeln fortgebracht. Dieſe Tragſeſſel ſind nicht zugemacht wie die unſrigen, ſondern offen, und gleichen gewiſſer-

maſſen

maſſen einem Wagen oder einer Staatsſänfte mit einem Himmel, und ſind mit artigem Schnitzwerk geziert. Kämpfer (2 Th. S. 151.) beſchreibt dieſe Tragſeſſel: Die anſehnlichſte Art zu reiſen, die aber viel Aufwand verurſacht, geſchieht in Sänften oder Trägekörben, in denen man ſich auf der Reiſe fortbringen läßt. In den Städten bedient man ſich derſelben ebenfalls theils zur Pracht, theils zur Bequemlichkeit. Es iſt aber unter den Sänften vornehmer und geringer Leute ein merklicher Unterſchied, denn jene ſind von einer prächtigen, koſtbaren Struktur und heißen Norimons, dieſe aber ſehn ſchlechter aus, und heißen Cangos. Beide unterſcheiden ſich beſonders auch an den Bäumen, womit ſie getragen werden, an einer Cango ſind dieſe ſchlecht, grob und klein, an einem Norimon aber groß, anſehnlich und hohl, auch ſonſt viel leichter, als ſie ſcheinen, denn ſie ſind aus vier dünnen Brettern, in Geſtalt eines ſchmalen und oben bogenweiſe erhabnen feſten Balken nett zuſammengefügt. Die Höhe und Länge dieſer Tragbalken iſt durch die Polizeiordnung einem jeden nach ſeinem Stande zugemeſſen. Das Frauenzimmer aber betrift dieſe Ordnung nicht, dieſe können ohne Unterſchied ſo lange Tragbäume haben, als ſie nur wollen. Ein ſolcher Norimon iſt von kubiſcher länglicher Figur, und ſo groß, daß eine Perſon bequem darin ſitzen und ruhen kann, von fein geſpliſſenem Bambus artig geflochten, auch wohl zierlich und koſtbar lakirt. Er hat auf jeder Seite eine Schiebthür, und in oder bei derſelben,

auch bisweilen hinten und vorne ein kleines Fenſter, und zu den Füßen eine Klappe, um ausgeſtreckt darin ſchlafen zu können. Oben iſt er mit einem kleinen Dache verſehen, das man, wenns regnet, zum Ueberfluß auch noch mit einer gefirnißten Papierdecke überzieht. Er wird von zwei, vier, acht, auch mehrern Menſchen, je nachdem einer von Stande iſt, auf Schultern, und wenns ein Prinz oder Gouverneur iſt, mit Händen empor getragen. Dieſe Träger, die alle einerlei Livrei, und auf derſelben das Wappen ihres Herrn führen, werden von andern neben gehenden zum öftern abgewechſelt. Eine Cango hingegen macht nicht ſo viel Figur, und iſt gewöhnlich kleiner. Sie wird mit einem ſtarken viereckigten, oder auch wohl runden Tragbaume, der über oder unter ihrem kleinen Dache durchgeht, fortgetragen. Diejenige, ſo man gemeiniglich auf Reiſen hat, und womit man vornehmlich über die Gebirge getragen wird, iſt manchmal ſehr einfältig, und ſo klein, daß man mit untergeſchlagenen Füſſen, und niedergebücktem Kopfe darin hocken muß, indem ſie beinahe nur den rundförmigen Boden eines Korbes ausmacht, deſſen zwei Handhaben gleich in die Höhe bis unter das kleine Dach gehen. Man legt in dieſem Cango die höchſten Klippen und Berge zurück, über welche man hier den Weg nehmen muß, weil die Wege mit Pferden nicht zu bereiſen ſind. Eine jede wird von drei Menſchen getragen, die alsdenn gewiß ihre Laſt fühlen.

Die

Die Tugenden und Laſter dieſes Volks ſcheinen ſich das Gleichgewicht zu halten. Sie ſind beſcheiden, geduldig, nicht geitzig, mäßig, Feinde des Haſſes und der Verläumdung, und genau ehrlich bei allen ihren Theilungen. Ihr Weſen iſt ernſthaft, ihre Worte ſind lakoniſch, und ihr Umgang geſprächig. Schwelgerei und Trunkenheit ſind ihnen unbekannt. Eitle Zeremonien verachten ſie, und ſind aufrichtig in allem was ſie ſprechen.

Auf der andern Seite werden die Japaner vorgeſtellt als ausſchweifend grauſam, ehrgeitzig und ſtolz, und von ſo wenigem Gefühl, daß ſie lieber einen umkommen laſſen, als ihm Unterſtützung geben; ſo wie auch ſo auſſerordentlich rachſüchtig, daß ſie ſich ſelbſt hinrichten, wenn ihnen ihre Abſicht ſich an einem zu rächen fehlſchlägt. Im Kriege ſind ſie wild und blutgierig, und ſchlagen bei Eroberung einer Stadt alles ohne Unterſchied mit der Schärfe des Schwerdts. Im Ganzen, ſagt Kämpfer S. 101. von den Japanern, daß ſie kriegeriſch, geneigt zu Unternehmungen, Empörung, Hofleben ꝛc., der Ehrſucht, und jeder Gattung von Ausſchweifung ergeben ſind.

Thunberg S. 216. hat noch folgendes: Die Japaner haben gar nicht die Eitelkeit andrer Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Nazionen, ſich mit Glasperlen und andern Kleinigkeiten auszuputzen, ſie ſuchen vielmehr aus einheimiſchen Manufakturen ſchöne Kleider, wohlſchmeckende

 Gerichte,

Gerichte, und fürtrefliche Gewehre zu erhalten. Ungeachtet die Freiheit der Japaner durch die Geſetze eingeſchränkt iſt, ſo haſſen und verabſcheuen ſie doch die Grauſamkeiten der Holländer in Rückſicht des Sklavenhandels, und haben ſich vor den Bedrückungen der Ausländer, und gegen alle Uſurpazionen auf eine Art geſichert, die nicht ihres Gleichen auf der Welt hat.

Unterwürfigkeit gegen die Obern, und Gehorſam gegen die Aeltern werden den Kindern ſchon in den erſten Jahren eingeprägt. Die Geſetze der Höflichkeit ſind ſtrenge und unverbrüchlich.

Die Reinlichkeit der Japaner erſtreckt ſich nicht allein auf ihren Leib, ſondern auch auf ihre Kleider, Wohnungen, Speiſen und Getränke, Geſchirre ꝛc. Von der Gutmüthigkeit der Japaner verſichert Thunberg viele Beweiſe gehabt zu haben, ungeachtet ſie alle Urſach hätten, die Europäer wegen ihrer übeln Aufführung, und ihren Betrügereien zu verachten, zu haſſen, und zu verfolgen.

Die Liebe zur Gerechtigkeit iſt im ganzen Lande eine heilige Tugend. Man hat in der Geſchichte des Landes kein Beiſpiel, daß die Japaniſchen Monarchen ihre Nachbarn angegriffen, oder die Grenzen ihres Reichs zu erweitern geſucht hätten. Vor ihren Gerichtsſtühlen wird die ſtrengſte Gerechtigkeit ausgeübt, und ſelbſt gegen die Europäer beweiſen ſie die unverletzlichſte Rechtſchaffenheit.

Von

Von Diebſtählen und Räubereien erfährt man hier ſelten etwas. Das Mißtrauen der Nazion gegen die Ausländer iſt durch die letztern ſelbſt veranlaßt worden; ſonſt ſcheint es keine herrſchende Eigenſchaft geweſen zu ſeyn.

Der Aberglaube iſt unter ihnen ſo gemein, wie kaum irgendwo anders. Dieß hängt aber gewiß von der geringen Aufklärung in Wiſſenſchaften, und von den verkehrten Grundſätzen ab, welche die Prieſter dem Volke einprägen.

Der Stolz iſt einer der Hauptfehler der Japaner: ſie halten ſich für Nachkommen der Götter, des Himmels, der Sonne, des Mondes, und glauben, daß ſie über alle andre Menſchen erhaben ſind.

Auſſerdem daß die Japaner nie von andern Nazionen unterjocht worden ſind, findet man in ihrer Geſchichte auch ſo viele Beweiſe von Tapferkeit, und unüberwindlichem Muthe, daß man dieſe Nachrichten beinahe für erdichtet halten ſollte. Als die Tatarn im J. 799 zum erſtenmal mit einem unzähligen Heere Japan überſchwemmten, und ihre Flotte unglücklicher Weiſe durch Sturm in einer einzigen Nacht verloren gieng, brach Tages darauf der Japaniſche Feldherr auf, überfiel ſeine muthigen und zahlreichen Feinde, und richtete eine ſolche Niederlage unter ihnen an, daß auch nicht ein einziger am Leben blieb. Eben ſo ehrenvoll war der Sieg über die 240000 Mann ſtarke Armee der Tatarn, im J. 1281.

So unverſöhnlich die Japaner gegen ihre Feinde ſind, ſo wenig laſſen ſie ſich durch heftige Affekten hinreiſſen, ſondern ſinnen unter dem Anſchein der Freundſchaft auf einen Plan, wie ſie ſich rächen wollen. Man mag auf ſie ſchimpfen und fluchen, wie man will, ſie erwiedern nichts, als ihr kaltes Ae, Ae, und bei Gelegenheit wiſſen ſie nach langer Zeit ihre Rache auszulaſſen. — So Thunberg.

Dieſe Nazion hat eine ſehr gute Faſſungskraft, und ein feſtes Gedächtniß, ſo daß ſie ſchnelle Fortſchritte in Kenntniſſen und Wiſſenſchaften machen. — Nach Thunberg S. 216. zeigen ſie ſoviel Verſtand und Gründlichkeit in allen ihren Unternehmungen, daß man ſie unter die geſittetſten und gebildetſten Völker rechnen kann. Ihre jetzige Regierungsform, ihr Handel mit fremden Nazionen, ihre Handwerke, und ihr Ueberfluß an allen nothwendigen Bedürfniſſen, zeigen hinlänglich, wie klug und verſtändig ſie ſind, und ſowohl die Wißbegierde, als der Fleiß, die Induſtrie und die Arbeitſamkeit dieſes Volks erhellen aus mehrern Umſtänden. — Ihre gewöhnlichen gelehrten Beſchäftigungen beſtehen im Leſen, Schreiben, Kenntniß ihrer Landesgeſchichte, ſowohl der bürgerlichen, als militäriſchen und kirchlichen, und in wenigen ganz einfachen Sittenvorſchriften. Einige indeß haben ſich auch auf mathematiſche und philoſophiſche Studien gelegt, die ſie zuerſt von den Europäiſchen Glaubenspredigern bekommen, und die ihre Nachkommen ſeit der Zeit beibehalten haben.

Ihre

Ihre Philoſophie iſt indeß mit mancherlei einheimiſchen Aberglauben untermiſcht, und ihre Aſtronomie iſt voll aſtrologiſcher Abgeſchmacktheiten. Vor der Ankunft der Europäer in ihrem Lande waren ſie in der Erdkunde ſo unwiſſend, daß ſie ſich einbildeten, ihr Reich, das Sineſiſche, und Siam, wären die einzigen Staaten in der Welt, ja auch von der Lage und Ausdehnung derſelben waren ihre Begriffe ſehr unvollkommen. Indeß haben ſie doch einige Univerſitäten und öffentliche Akademien, wo Jünglinge in den Wiſſenſchaften des Landes unterrichtet, und zur Ausübung ihrer Sittenpflichten angewieſen werden. Dieſe Pflanzſchulen ſind auch mit Bibliotheken verſehen, und werden von einer großen Anzahl Studenten beſucht. Sie ſtehen unter der Aufſicht ihrer Bonzen, die gewöhnlich von edler Abkunft, und ſehr gut ſalarirt ſind. Nach dem Bericht der Portugieſiſchen Glaubensprediger ſind dieſe Superioren der öffentlichen Muſenſitze Adepten in der Moralphiloſophie, und große Meiſter im Vortrage. Kämpfer (1 Th. S. 180 ff.) giebt auch eine ausführliche Nachricht von der Japaniſchen Zeitrechnung, und ihren beiden Hauptären, Nin O und Nengo genannt, wovon ſich die erſte im J. vor Chr. 660 anfängt, die andre aber gemeiniglich einen Zeitlauf von 20 Jahren, ſelten mehr, in ſich begreift. Auſſer dieſen beiden haben ſie auch noch Cyklen von 60 Jahren, deren ſie ſich bedienen, die merkwürdigſten Begebenheiten in der Kirche und im Staate anzudeuten. Tag nennen ſie die Zeit zwiſchen Sonnen-

Auf-

Aufgang und Untergang, und theilen ihn in 6 gleiche Stunden, worin ſie auch die Nacht von Sonnen-Untergang bis Aufgang eintheilen. Im Sommer ſind alſo ihre Tagesſtunden länger als die Nachtſtunden, umgekehrt iſts im Winter. Der Anfang des Japaniſchen Jahrs fällt zwiſchen dem Winterſonnenſtande, kürzeſtem Tage und Frühlings Nachtgleiche, ohngefähr den 5. Februar. Weil aber die Japaner ſehr abergläubiſch in der Feier der Neumondsfeſte ſind, ſo fangen ſie das Jahr gemeiniglich mit dem Neumond an, der unmittelbar vor dem 5. Febr. hergeht, oder darauf folgt. Ums dritte Jahr haben ſie allemal ein Schaltjahr, oder ſieben Schaltjahre in 19 gemeinen Jahren. Thunberg S. 163. ꝛc. berichtet noch folgendes über die Japaniſche Zeitrechnung: Der 18. Febr. war bei den Japanern der letzte Tag im Jahre. Am Neujahrstage ſah man die Japaner alle in weiß und blau würfelichten Kleidern feſtlich geſchmückt herum gehen, und Glückwunſchbeſuche abſtatten. Das Jahr wird bei ihnen nach dem Laufe des Mondes eingetheilt, ſo daß manche Jahre zwölf, andere dreizehn Monate haben, und das Neujahr bald in den Februar, bald in den März fällt. Sie haben keine Wochen, ſondern ihre Ruhetage ſind der erſte und fünfzehnte in jedem Monat. Tag und Nacht werden jede in zwölf Stunden getheilt, wobei ſie ſich das ganze Jahr hindurch nach dem Auf- und Untergang der Sonne richten. Sonnen-Aufgang iſt um ſechs, Untergang wieder um 6 Uhr, Mittag und Mitternacht allemal um 9 Uhr. Die

Zeit

Zeit wird nicht mit einer Uhr, oder mit einem Stundenglaſe abgemeſſen, ſondern mit brennenden Lunden, die wie ein Seil zuſammengedreht, und mit Knoten verſehen werden. Zündet man dieſe Lunden an, ſo brennen ſie in einer beſtimmten Zeit bis zu dem Knoten fort. Dieſe verfloſſene Zeit wird durch Glocken auf den Tempeln, und des Nachts von den umhergehenden Wächtern durch das Zuſammenſchlagen zweier Bäume angezeigt. Die Kinder werden mit dem Schluſſe des Jahres allezeit ein Jahr alt angegeben, ſie mögen nun am Schluſſe oder am Anfange des Jahres geboren ſeyn. — Man zählt hier ebenfalls zwölf Himmelszeichen, aber ſie haben andre Namen als bei den Europäern, welche Thunberg anführt, und nach dieſen werden gewiſſe Jahre benannt. Die Monate, welche wegen des ungleichen Ganges des Mondes nicht gänzlich mit den unſrigen überein kommen, haben nach der Anzahl ihre eigene Namen. Jedes andere oder dritte Jahr iſt ein Schaltjahr, deren in 19 Jahren 7 vorkommen. Thunberg liefert S. 166. auch einen Japaniſchen und Europäiſchen Parallelkalender vom Jahre 1776, welches in Japan das Affenjahr hieß, und 355 Tage hatte.

Die Arzneikunde wird bei ihnen noch nicht wiſſenſchaftlich behandelt; ihre ausübenden Aerzte ſind bloße Empiriker, die ihre Vorſchriften allezeit nach einer ſchon gemachten Erfahrung einrichten, und wenn ihnen dieſe fehlt, ſich bloß mit Rathen helfen, ſo daß ähnliche Fälle,

und

und bloße Muthmaſſungen ihre ganze Materia Medika ausmachen. Heiße und kalte Bäder ſind diejenigen Heilmittel, die am meiſten Mode ſind. Noch ungeſchickter als ihre Aerzte ſind aber die Wundärzte, nur die Heilung der Seuki ausgenommen, welches eine den Japanern eigne Art von Kolik iſt. Dieſe vertreiben ſie augenblicklich dadurch, daß ſie mit einer dünnen goldenen oder ſilbernen Nadel Blut aus dem leidenden Theile laſſen. Doch ſind Aerzte und Wundärzte in großer Achtung beim Volke, und erwerben ſich gewöhnlich ein beträchtliches Vermögen durch die Ausübung ihrer Kunſt. Von ihrer beſondern Art die Kolik durch das Nadelſtechen zu heilen handelt Kämpfer S. 423 des 2 Th. — Nach Thunberg S. 206. haben die Japaniſchen Aerzte gar keinen Begrif von der Anatomie, und kennen ſelbſt den Kreislauf des Bluts nicht. Sie fühlten den Puls bei ihren Kranken erſt am einen, und denn am andern Arme, auch dauert ihre Unterſuchung des Pulſes immer wenigſtens eine Viertelſtunde. Höchſt ſelten und mit großer Aengſtlichkeit laſſen ſie zur Ader. Zu Arzneimitteln gebraucht man (nach Vorr. S. VIII.) Polygonum multiflorum, Convallaria Japonica, Chenopodium ſcoparia, Acorus Calamus, Dracontium Polyphyllum, Inula Helenium, Smilax China, Corchorus Japonicus, Lacerta Japonica.

Die Poeſie der Japaner iſt erhaben, melodiſch und maleriſch. Ihre Muſik kommt ihr aber nicht gleich. Ihre

Gemälde haben die Eigenſchaft aller morgenländiſchen, daß ihre Farben ſehr ſchön ſind, wobei es ihnen aber gänzlich an Uebereinſtimmung mit der Natur, und nur einem Schatten von Gleichheit fehlt.

Sie machen, ſo wie die Sineſen, Anſpruch auf die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerei. Aber in der Zubereitung und dem Gebrauch des erſtern ſind ſie noch weit hinter ihnen zurück, übertreffen ſie aber in der letztern, welche ſie auf ähnliche Manier, und mit gleicher Druckerſchwärze und Papier ausüben (nemlich auf Koſterſche Art).

Gleich den Sineſen ſchreiben ſie von oben nach unten, ſeulenweiſe, wobei ſie bei der rechten Hand anfangen. Ihre Buchſtaben waren urſprünglich dieſelben, ſie haben ſie aber verändert, beides in Form und Ausſprache, um ſich von den Sineſen zu unterſcheiden, welche ſie von Natur haſſen, und bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung derſelben zu erkennen geben.

Ihre Art der Kinderzucht verdient allgemeine Nachahmung. Sie bringen ſie dazu, ihre Studien zu lieben, indem ſie ihnen die Beweggründe vorſtellen, und ſie zur Nacheiferung reitzen, wobei ſie ihnen die anlockendſten Reitze vorhalten. Sie unterſcheiden ſich von allen andern morgenländiſchen Völkern durch Einprägung einer Ver-

achtung

achtung des Schmerzens und des Todes, und daß ſie alle Arten der Schwelgerei gering ſchätzen lehren, und ſie von jeder Sache entwöhnen, die zuletzt auf Verweichlichung hinausläuft, und ihnen jede Art der Abhärtung tief einprägen. —

Der Gebrauch der Namen, ſagt Thunberg S. 218. ſowohl für die Familien, als für einzelne Perſonen, iſt in Japan ganz verſchieden von den Europäiſchen. Der Familienname bleibt immer unverändert, wird aber nicht anders, als in Unterſchriften gebraucht, wo man auch das Petſchaft beizudrucken pflegt. Auch wird er allemal vor den andern Namen geſetzt. Der Beiname einer einzelnen Perſon wird in Japan oft verändert. Man behält ſeinen Zunamen, den man bei der Geburt bekommen hat, bis man mannbar geworden iſt; dann wird er verändert: eben ſo wenn iemand ein Amt annimmt, und ſo oft er dies mit einem neuen verwechſelt. Selbſt wenn Kaiſer und Fürſten ſterben, bekommen ſie nach ihrem Tode einen neuen Namen. Der Name der Frauenzimmer iſt nicht ſo veränderlich, und wird oft von ſchönen Blumen hergenommen.

In verſchiednen Handwerken und Manufakturen ſind ſie ſehr vortrefflich. Ihre Seiden- und Baumwollenzeuge ſind ſehr ſchön, (ſie gebrauchen zu Färbeſtoffen Betula, Gardenia florida, zu Kleidern, Neſſelarten, Seite, Baumwolle und Morus papyrifera. Thunberg Vorr. S. VIII.)

und

und ihre Japanerei und Porzellän iſt unvergleichlich. Ihr Handel iſt indeß vielen Einſchränkungen unterworfen, und die Holländer ſind die einzigen Europäer, denen der Handel in Japan erlaubt iſt, und auch dieſe müſſen bei Ankunft ihrer Schiffe ihre Kanonen, und übrigen Gewehre, ihre Segel und Tauwerk ꝛc. ans Land bringen, wo ſie ſorgfältig in Zeughäuſern bewahrt werden, bis ſie vom Kaiſer die Erlaubniß zur Abreiſe bekommen, wo es ihnen alles wieder zurückgeliefert wird, aber ſie auch unmittelbar abſegeln müſſen. Auch den Landeseinwohnern iſt kein andrer Seehandel erlaubt, auſſer nach Sina, Korea und Jeſo. Seeräuber, die immer in der See herumſchwärmen, vermehren noch die Hinderniſſe ihres Handels.

Nach Kämpfers Bericht 1. Th. S. 72. erſcheinen gleich bei der Ankunft des Holländiſchen Schiffs zwei Bugjoſen oder Hofjunker der Gouverneurs nebſt vielen Soldaten, Schreibern und Dollmetſchern, und laſſen alle Angekommene, nach der ihnen abgelieferten Schiffsrolle, einen nach dem andern die Muſterung paſſiren, beſchauen einen jeden von Kopf bis zu Fuß, und ſchreiben mit einem Pinſel ſeinen Namen, Alter und Bedienung auf ein Papier. Einige Perſonen werden auch noch, jeder beſonders, über die Reiſe befragt, und ihre Antworten aufgeſchrieben. Nach der Muſterung werden alle Winkel mit Soldaten und Schreibern beſetzt, und das Schiff mit aller Ladung von den Japanern gleichſam in Beſitz genommen. Piſtolen,

len, Degen, und alles andre Schiffsgewehr wird in Verwahrung genommen, auch das Pulver, in Fäſſer gepackt, weggeführt. Jeder muß auch ſeine Pſalmen und andere geiſtliche Bücher, nebſt aller Europäiſchen Münze, nach altem Gebrauch dem Schiffer überliefern, der alles mit eines jeden beigeſetzten Namen in ein altes Faß packt, und bis zur Abreiſe im Schiffe vor den Japanern verborgen hält. Nach Thunberg S. 134 ward dieſe Kiſte den Japanern übergeben, und erſt bei der Abreiſe erhielt ein jeder ſein Buch wieder. Eben ſo mußte ihnen der Reſt von Pulver, Kugeln und Gewehren abgeliefert werden, wofür aber die Holländer nur, was ſie wollten überlieferten. Das Steuerruder, Segel und Kanonen laſſen ſich die Japaner aber itzt nicht mehr ausliefern, ſondern ſie bleiben am Bord des Schiffes.

Die Ausfuhrartikel ſind Seiden- und Baumwollenzeuge, Reis, Soy, Japaniſche Waare, Porzellan, Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Stahl, künſtliche Metalle, Pelzwerk, Thee, der feiner und beſſer zubereitet iſt als der Sineſiſche, Gummi, Arzneikräuter, Wurzeln, Diamanten, Perlen, Korallen, Muſcheln, Ambergris ꝛc.

Die Holländer haben ihre Faktorei auf der felſigten Inſel Deſima nahe vor der Stadt Nangaſacki, wovon ſie durch einen Wall und einen Fluß abgeſondert iſt. Auſſerhalb dieſer kleinen Inſel, welche nur zwei Engl. Meilen

im Umfang hat, iſt keinem Holländer erlaubt, ſich zu begeben. Dieſer Einſchränkung müſſen ſich die Leute der Faktorei immer unterwerfen, und die Kaufleute und Schiffer ſind genöthigt, ſie während ihrer Handelszeit auszuhalten, die gewöhnlich neun Monate dauert. Mehr von dieſem Handel bei Nangaſacki, dem Sitze deſſelben.

Die Japaner erhandeln die Waaren, welche ihnen fehlen, entweder durch Tauſch gegen andere, oder für Gold- Silber- und Kupferſtangen.

Die Fahrzeuge der Japaner ſind bisher als nur zu kurzen Fahrten geſchickt, und im Hintertheil offen vorgeſtellt worden, aber Kapitän King bemerkt, daß nach dieſer Beſchreibung diejenigen, welche er fern von ihren Küſten geſehen, die Heftigkeit eines Sturms nicht hätten aushalten können, da die See ſo hoch gieng, wie die älteſten Schiffer am Bord ſich kaum erinnern konnten, geſehen zu haben. Sie hatten nur Einen Maſt, an welchem ein viereckigtes Segel aufgezogen war, das mit einer Queerſtange ausgeſpannt wurde, wo die Taue vorwärts arbeiteten. Drei Stücken ſchwarzes Tuch giengen gleich weit von einander entfernt, am Segel herunter. Spanberg erwähnt zwei Arten Japaniſcher Fahrzeuge, wovon die eine mit der zuerſt angeführten Beſchreibung übereinkommt, und die andere derjenigen gleicht, die von den Britten geſehen worden, worauf ſie Fahrten nach den nahe liegenden Inſeln machen.

Die Japaniſchen Luſtböte, die nur zu Fahrten auf Landſeen und Flüſſen beſtimmt ſind, ſind ſchön vergulдet, mit Schnitzwerk und andern artigen und prächtigen Zierrathen ausgeſchmückt.

Man hat verſchiedene Arten von Münzen für das inländiſche Verkehr. Die Goldmünzen heißen Obans und Cobans; zehn der letztern machen einen Oban, der etwa zwei Guineen an Werth hat. Das Silbergeld beſteht aus mancherlei platten Stücken von verſchiedener Geſtalt, Größe, Gewicht und Werth. Kupfergeld iſt nur Scheidemünze.

Die allgemein gangbaren Münzen waren zu Thunbergs Zeit (S. 198.) folgende: Nye Kobangs ſind längliche, an den Enden zugerundete, platt geſchlagene Goldſtücke, ungefähr zwei Zoll lang, etwas über einen Zoll breit, und nicht viel dicker als ein Schwediſches Rundſtück. Sie ſind bleichgelb, auf einer Seite mit einem abgebrochenen Queerſtrich, und an beiden Enden mit einer Itjibs Figur in einem Parallelogramm, verſchiedenen erhöheten Buchſtaben, und einigen Blumen verſehen. Auf der andern Seite iſt in der Mitte ein kreisrunder Stempel mit erhöhten Buchſtaben, die auf jedem Kobang verſchieden ſind. Der Werth dieſer Münze beträgt 60 Mas oder 6 Rthlr. — Itjib werden von den Holländern Goldbohnen genannt, ſie ſind von bleichem Golde, parallelogrammo-

tiſch

tiſch und platt, etwas dicker als ein Rundſtück, mit vielen erhöhten Figuren auf einer Seite, und zwei erhöhten Blumenfiguren auf der andern. Einer gilt 15 Mas oder ¼ Kobang = 1½ Rthlr. — Nandio Gin iſt eine platte Silbermünze, ein Parallelogramm, ſo dick wie ein Schwediſches Kupferſtück, einen Zoll lang, und ½ Zoll breit, von feinem Silber. Auf dem Rande ſelbſt ſind Sterne eingedrückt, und am Rande erhöhte Punkte. Eine Seite iſt überall mit erhöhten Buchſtaben bezeichnet, und von der andern die untere und größte Hälfte mit erhöheten Buchſtaben angefüllt. Dieſe Münze iſt nach Thunbergs Erfahrung bloß auf der Inſel Nipon, beſonders in den Hauptſtädten, gangbar, und gilt 7 Mas und 5 Konderyns. — Ein alter Kobang beſteht aus feinem Golde, iſt etwas länger und breiter als ein neuer Kobang, und ſieht brandgelb aus. Auf der obern Seite iſt er dem neuen Kobang völlig ähnlich, und unterſcheidet ſich blos durch andre Figuren auf der untern Seite. Er gilt 100 Japaniſche Mas, und auf Batavia 10½ Rthlr. — Koſiukin oder Koſiubang iſt der Name einer kleinen Goldmünze, die ihren Namen von der Landſchaft Koſiu hat, wo ſie ehemals weit häufiger geſchlagen ward, als jetzt. Sie iſt platt, mit zwei Stempeln auf einer, und mit vier auf der andern Seite. Es giebt im Lande fünf Gattungen davon, vier runde und eine viereckigte. Sie gelten von 2 bis 12 Mas. Es giebt auch noch einen alten Itjib, der ſelten vorkommt, und von dem gewöhnlichen bloß durch

ſeine größere Länge, Dicke und Breite ſich unterſcheidet, und in Japan 22 Mas 5 Konderyns gilt. — Die übrigen Silbermünzen ſind folgende: Itaganne iſt länglich, an den Enden zugerundet, auf der obern Seite ausgehöhlt, mit acht großen Stempeln und erhöheten Buchſtaben bezeichnet. Die große Itaganne iſt einen Finger dick, drei Zoll lang, und etwas mehr als ein Zoll breit; ſie gilt 62 Japaniſche Mas. Die kleine Itaganne iſt ſo dick, wie ein Schwediſches Zweiſtüberſtück, etwa zwei Zoll lang und einen breit, und gilt ungefähr 33 Mas. — Kodama iſt eine ſehr gewöhnliche kugelrunde Münze, von der Größe einer Erbſe. Auf einer Seite ſind verſchiedene erhöhte Buchſtaben, und Daikokus (des Handels und Reichthums Gottes) Figur ausgedruckt, auf der andern ſind gewöhnlich die Stempel der Kaufleute eingegraben. Von dieſer Münze giebt es verſchiedene Arten, die am Werth alle ſehr verſchieden ſind. Sie gelten von 5 Konderyns bis zu 1 Mas 7 Konderyns. — Gomome Gin iſt eine länglich viereckige und platte Silbermünze, die ungefähr 2 Zoll lang, und halb ſo breit iſt. Auf den Ecken ſelbſt ſind verſchiedne Sterne, um das Abſchaben zu verhüten. Sie gilt 5 Mas, und war vordem in Jedo und Miako gebräuchlich, jetzt aber nicht mehr. — Seni heißen alle Münzen von Meſſing, Eiſen oder Kupfer, die mit den Rundſtücken viele Aehnlichkeit haben. Sie ſind von ungleicher Größe, Werth und Anſehn, allezeit gegoſſen, und in der Mitte mit einem viereckigen Loche verſehn,

ſo daß ſie auf einen Faden aufgereihet werden können. Die gebräuchlichſten Sjumon Seni, der itzt doch ſelten iſt, und $\frac{1}{2}$ Mas oder 10 gewöhnliche Senis gilt. Simoni Seni iſt von Meſſing, und gilt vier gewöhnliche Senis; ſie iſt faſt ſo groß wie ein Stüber, aber dünn, und bloß auf der Inſel Nipon gebräuchlich. Gewöhnliche Senis ſind von rothem Kupfer, ſo groß wie ein Rundſtück, 60 machen ein Mas. Dooſa Seni ſind von den vorigen bloß dadurch unterſchieden, daß ſie aus Eiſen beſtehen, ſonſt haben ſie einerlei Werth mit den vorigen.

Sowohl die öffentlichen als Privatgebäude der Japaner haben ihre Verdienſte: die erſtern ſind prächtig, die letztern nett und bequem; auch ihre Hausgeräthe ſimpel und brauchbar. Die Häuſer des Adels ſind mit Geſchmack geziert. Faſt jedes Haus hat einen Garten, in welchem man viel Induſtrie und auch einigen Geſchmack vereinigt antrift. Die Zimmer der meiſten Häuſer ſind durch bewegliches Täfelwerk von einander abgeſondert, das nach Belieben weggenommen werden kann, ſo daß bei beſondern Gelegenheiten aus mehrern Zimmern Eins gemacht wird. Die Schränke, Kanapee's, Betten, Tiſche, Kabinets ꝛc. der Großen ſind alle aus den beſten Materialien verfertigt, bewundernswürdig gearbeitet, und aufs höchſte vollendet. Ihr Täfelwerk iſt ausnehmend prächtig, aus dem beſten Zedernholz, auſſerordentlich ſchön geſchnitzt und vergüldet, auch auf die ſinnreichſte Art mit Gold- und Silberplatten eingelegt.

Kämpfer ſchreibt (2 Th. S. 13.): Die Häuſer im ganzen Reiche ſind aus Holz und Leimwänden erbauet, inwendig mit buntem Papier zierlich beklebt, mit gewebten Binſenmatten, welche dick gefüttert, ganz artig belegt, und durch papierne Schiebfenſter in verſchiedene Kammern abgetheilt. Stühle und Bänke findet man gar nicht in dieſen Häuſern, und nur ſo wenig Hausgeräth, als zum täglichen Küchengebrauch nöthig iſt. Hinter jedem Hauſe iſt nur ein ſehr enger kleiner Platz zum geheimen Gebrauch, in welchem, ſo ſchlecht er auch iſt, man doch immer einige Blumen findet, die zum Vergnügen der Augen unterhalten werden. Von dieſer gewöhnlichen Einrichtung der Häuſer in Nangaſaki ſind die einiger Vornehmen, Bemittelten, und des Handels wegen ſich hier aufhaltenden Fremden ſehr unterſchieden. Dieſe haben gemeiniglich einen doppelten hohen Söller, ſind geräumig, und zum Theil auf Sineſiſch angelegt. Sie haben allemal ein weites Vorhaus mit bloßem Eſtrich. Die Häuſer der gemeinen Bürger ſind äuſſerſt ſchlecht gebaut, klein, niedrig, entweder mit keinem, oder doch ſehr niedrigem faſt unbrauchbarem Söller, mit einem Dache, von Tannenſpühlen belegt, die meiſtens nur wieder mit übergelegten Spanern feſt gehalten werden. Ueberhaupt können (nach S. 161.) ſowohl die Civil- als geiſtlichen Gebäude des ganzen Reichs an Größe und Pracht mit den Europäiſchen bei weitem nicht verglichen werden, indem ſie durchgehends niedrig und von Holz gebaut ſind. Die Urſach dieſer Bauart ſind

die

die vielen Erdbeben in dieſem Lande, wodurch nicht nur ſteinerne und hohe, ſondern auch niedrige und leichte Gebäude einſtürzen. Zum Hausgeräthe brauchen ſie (nach Thunberg S. VIII. der Vorr.) Lindera, Deutzia, Pinus abies, Buxus, Cupreſſus. Zu Hecken Lycium Japonicum, Citrus trifoliata, Gardenia, Viburnum, Thuya, Dolychos polyſtachyos, Spiraea.

Die Wagen, Equipage, und Kleidung derer, die dem Kaiſer aufwarten, ſind ſehr prachtvoll, und die meiſten der Wagen ſind zu, beſonders die zum Gebrauch des Frauenzimmers beſtimmten.

Beim Gruß behalten die Japaner eine aufrechte Stellung, auſſer vor dem Kaiſer, oder einem Großen des Landes, vor welchen ſie ſich niederwerfen. Wenn man dieſe begrüßt, ſo ſetzen ſie ſich nieder, anſtatt den Gruß zu erwiedern.

In Speiſen iſt dieſe Nazion ſehr enthaltſam, und lebt gröſtentheils von Pflanzen und Früchten ꝛc. In Japan werden (nach Thunberg Vorr. S. VIII.) als Nahrungsmittel, auſſer einer Menge Fiſche und andrer Thiere, gebraucht: Polygonum Fagopyrum, Dioſcorea Japonica, Vicia faba, Piſum ſativum, Phaſeolus vulgaris, radiatus, Oryza ſativa, Ulvae und Fuci, Arum eſculentum, Juglans nigra, Fagus caſtanea, Meſpilus Japonica u. ſ. w.

Oehle ans Eſſen werden genommen von der Braſſica orientalis, Dryandra Japonica, Melia Azedarach, Seſamum u. a. — Als Gewürze dienen verſchiedene Zwiebeln, Bambuswurzel, Amomum miaga, Conomon, Menianthes Nymphoides. In Zubereitung der Speiſen beobachten ſie Nettigkeit, ſitzen beim Eſſen auf untergeſchlagenen Beinen, und gebrauchen beim Eſſen kleine Holzſtäbchen ſtatt der Meſſer und Gabeln. Bei ihren Mahlzeiten trinken ſie warmes Waſſer; aber nach dem Mittags- und Abendeſſen trinken ſie gern Thee.

Ihre Unterhaltungen beſtehen in Muſik, Tanz, Spielen und Maskeraden. Ihre Dramen ſind zwar nicht ſo ſchön, und ausgearbeitet, als die Europäiſchen, aber doch nicht ohne Verdienſt.

Die Verheirathungsfeierlichkeiten gehören ins Departement der Bonzen. Der Bräutigam und die Braut nehmen eine brennende Fackel in die Hand, und treten damit vor ein Götzenbild, wo die Braut, um zu zeigen, daß ſie jetzt entſchloſſen ſey, eine ernſthafte Frau zu werden, alles ihr Puppen- und Spielwerk verbrennt. Die Geſellſchaft wünſcht ihr nun Glück zu ihrer Heirath, und macht ihr mannigfaltige Geſchenke zum Erſatz deſſen, was ſie verbrannt hat. Die Ergötzlichkeiten dauern ſieben Tage, in welcher Zeit alles geſchieht, um Fröhlichkeit und Luſt zu verbreiten. Nach Ablauf dieſer Zeit wird die Braut mit

großen Feierlichkeiten nach den ihr beſtimmten Zimmern geführt.

Sie halten ihre Weiber ſehr ſtrenge, und ſtrafen den Ehebruch mit dem Tode. Ein Mann kann aber ſoviel Weiber nehmen, als er will.

Leichen, insbeſondere der Großen, werden mit großem Pomp und Feierlichkeit beſtattet, wobei keine Koſten geſpart werden, weil es eine gemeine Meinung der Japaner iſt, daß der Verſtorbene um ſoviel glücklicher in der andern Welt ſeyn wird, je prächtiger ſeine Leichbeſtattung iſt. Der Körper der Großen wird aufs allerprächtigſte angekleidet, und auf eine Sänfte von Zedernholz gelegt, bei deren Auszierung die künſtlichſte Arbeit angewandt worden. Die Frauenzimmer werden in zugemachten Kutſchen oder Tragſeſſeln getragen, und die Mannsperſonen gehen zu Fuß, ſehr nett weiß gekleidet. Viele Bonzen folgen, wovon einige ſingen, andere auf muſikaliſchen Inſtrumenten ſpielen, und noch andere die Fahnen des Verſtorbenen tragen. Den Nachzug machen die Bedienten der Familie, die auch wie die übrigen Leidtragenden weiß gekleidet ſind. Wenn ſie bei dem Scheiterhaufen ankommen, der aus dem wohlriechendſten Holze, das man haben kann, angelegt worden, deſſen Geruch noch durch Spezereien, Gummi, Oele und andere Wohlgerüche erhöht wird, ſo legen ſie die Leiche oben darauf. Eine zu der Gelegenheit ſchickliche Rede wird ge-

gehalten, Stanzen werden geſungen, und darauf an verſchiedenen Stellen zugleich der Holzhaufen angezündet. Mancherlei Kleider, Weine, Blumen, ſüße Kräuter, Geldſtücke, Lebensmittel ꝛc. werden von den Verwandten und Freunden ins Feuer geworfen, als Geſchenke für den Verſtorbenen zu ſeinem Gebrauch in der andern Welt. Das Ganze wird hierauf mit einem Schmauſe beſchloſſen, wobei eine ſolche Muſik aufgeführt wird, die man zur Verbannung trauriger Ideen am geſchickteſten hält.

Jährlich beſuchen ſie die Gräber ihrer Vorfahren, zu welcher Zeit, wenn die Geſellſchaft bei den Gräbern angekommen iſt, die Bonzen den Zuſtand des Verſtorbenen beſchreiben, und ihre Verwandten von allen ihren Bedürfniſſen in der andern Welt unterrichten, wobei ihre Foderungen gewöhnlich ſehr ausſchweifend ſind. Die Verwandten beſorgen indeß jeden Artikel mit großer Zufriedenheit, welche ſie den Verſtorbenen mit einigen freundſchaftlichen Komplimenten durch die Bonzen zuſchicken, die denn alles in ihrem eignen Nutzen verwenden, und die Verſtorbenen, ſo gut ſie können, ſelbſt für ſich ſorgen laſſen.

Die Edelknaben und Dependenten, welche den Groſſen aufwarten, machen ſich durch einen ſehr feierlichen Eidſchwur verbindlich, ihre Herren nicht zu überleben, ſondern bei deren Abſterben ſich freiwillig zu tödten, und man weiß kein Beiſpiel, daß ſie einen ſolchen Eid gebrochen hätten.

Bei dieſen feierlichen Gelegenheiten ſpielen die Bonzen die Hauptrollen, und ſtellen nach ihren verſchiedenen Geſchicklichkeiten die Leidtragenden, Prieſter und Unternehmer vor.

Den folgenden Tag ſammlen die nächſten Verwandten die Knochen und Aſche des Verſtorbenen, thun ſolche in eine köſtliche Urne, die ſie in dem Begräbniß ihrer Vorfahren beiſetzen. Es verdient hier angemerkt zu werden, daß die Japaner bei ihren Leichbegängniſſen den alten Griechen und Römern ſehr nahe kommen, wie man aus den Dichterbeſchreibungen ſehen kann.

Die Gräber liegen in einiger Entfernung von den Städten, ſind mit einer Einſchließung umgeben, und mit Bäumen umpflanzt, welches ihnen einen ſehr angenehmen Anblick giebt.

Obgleich die Japaner überhaupt geſund ſind, ſo ſind doch auch viele vom Ausſatz geplagt, einer Krankheit, die gleich fürchterlich und ekelhaft iſt. Leute, welche davon angeſteckt ſind, müſſen an einem einſamen Orte, ausgeſchloſſen von aller Geſellſchaft leben, wo ſie ohne Mitleid und Beiſtand gelaſſen werden, bis der Tod ihrem elenden Leben ein Ende macht. Die Kinderblattern und Blutflüſſe ſind hier ebenfalls bekannte, doch nicht ſehr gefürchtete Krankheiten. Ganz unbekannt aber ſind der Stein und Blaſenſtein, Podegra und Gicht. —

Kämpfer erzählt noch (2 Th. S. 9 ꝛc.) daß die Japaner, welche der Wolluſt ſehr ergeben ſind, öffentliche Hurenhäuſer halten, wovon die zu Mjako und Nangaſaki die berühmteſten ſind. Die Mädchen werden in der erſten Kindheit für ein Stück Geld auf gewiſſe Jahre, etwa 10 oder 20, von den Hurenwirthen erhandelt, und ihrer von ſieben bis dreißig, große und kleine, in einem Hauſe und von einem Hurenwirth, nachdem er ein bemittelter Mann iſt, unterhalten. Sie haben alle ſehr bequeme Zimmer, und werden täglich im Tanzen, Spielen muſikaliſcher Inſtrumente, im Briefſchreiben, und andern ihrem Geſchlecht anſtändigen, und die Ueppigkeit befördernden Geſchicklichkeiten geübt. Die jüngern ſind Dienerinnen und zugleich auch Schülerinnen der ältern und geübtern. Nachdem ſie nun an Geſchicklichkeit und gefälligem Betragen zunehmen, und dem Wirth, weil ſie viel begehrt und abgeholt werden, großen Vortheil bringen, werden ſie auch in höhern Rang erhoben, bekommen beſſere Begegnung, und ſteigen im Preiſe, den der Wirth allein erhält. Eine von der ſchlechteſten Klaſſe, die entweder ſchon ausgedient haben, oder zu dieſer Strafe verdammt ſind, iſt verbunden, in einer Vorkammer des Hauſes die Abend- und Nachtwache zu halten, um den Vorbeigehenden die Kerze anzuzünden. Wenn dieſe Dirnen von ehrlichen Leuten geheirathet werden, gelten ſie unter gemeinen Bürgern für ganz ehrliche Frauen, weil ſie an ihren Vergehungen unſchuldig, und doch wohlgezogen ſind. Die

Wirthe

Wirthe hingegen, wenn ſie auch noch ſo reich, paſſiren doch niemals für ehrliche Leute, und dürfen ſich nicht unter dieſelben miſchen. Sie werden faſt für Unmenſchen gehalten, und in die niedrigſte Klaſſe der Büttel geſetzt, die nahe an den Gerichtsſtätten von allen ehrlichen Leuten abgeſondert wohnen müſſen, und ſind noch mit der Schande belaſtet, daß ſie bei gerichtlichen Exekuzionen ihre Hausknechte oder gemiethete Leute dem Büttel zu Hülfe ſchicken müſſen. Arme Leute bedienen ſich dieſer Häuſer dazu, ihren wohlgeſtalten Töchtern dadurch zu Brod zu helfen. —

Von dieſen zerſtreuten Anmerkungen über die Japaniſche Nazion, und ihre Sitten, wenden wir uns nun noch zur Beſchreibung ihrer Religion, wobei wir Kämpfern als dem vollſtändigſten und genaueſten Schriftſteller folgen wollen, der im dritten Buch ſeines fürtreflichen Werks davon handelt.

Es ſind jetzt bei den Japanern drei Hauptreligionen, oder Sekten zugelaſſen, welche bei ihnen kurz Sin, Budz, und Sju genannt werden.

Nicht eben wegen der Menge der Anhänger, ſondern dem Range nach, wird die Sinto oder Sinsju für die vornehmſte Religion gehalten. Sie heißt auch Kami Mitſi, einheimiſcher Götzenglaube. Sin und Kami heißt nemlich ein einheimiſches Götzenbild, To oder Mits, der Weg, Methode, Sju der Glaube, Religion, Sinsia oder Sinto

Sja,

Sja, oder in der mehrern Zahl Sinsju, die Perſonen, ſo dieſen Weg befolgen.

Dieſe Religion betrift mehr das zeitliche Wohlſeyn und Glück, als den Zuſtand der Seele nach dem Tode, ob ſie gleich die Unſterblichkeit, und einen ewigen guten oder böſen Zuſtand der Seele zugeſteht. Doch ſind freilich die Begriffe von dieſem Zuſtande ſehr dunkel und unvollſtändig.

Die Anhänger dieſer Sekte haben ihre Verehrung vorzüglich denjenigen Gottheiten geweiht, von denen ſie glauben, daß ſie in der Regierung dieſer Welt Macht beweiſen können. Jedem derſelben haben ſie ein beſondres Geſchäft, wie in einer ariſtokratiſchen Verfaſſung, beigelegt. Sie nehmen zwar auch einen unendlichen Gott in den unendlichen Himmeln an, und laſſen in dem ſichtbaren himmliſchen Firmament noch andre hohe Götter wohnen; aber dieſe werden gar nicht verehrt und angerufen, weil die Japaner glauben, daß ſolche hohe Weſen, die ſo weit über uns erhaben ſind, ſich wenig um unſre kleinen Angelegenheiten bekümmern können. Nur in den gewöhnlichen Eidesformeln kommen die Namen dieſer Götter vor, und es wird bei denſelben geſchworen. Verehrung und Anbetung aber erhalten nur die Götter, die Länder, Elemente, Thiere, Waſſer, und andre Dinge regieren, und die zeitlich ſchaden und nützen können. Und in der Verehrung dieſer Art von Göttern ſind die Japaner ſehr eifrig,

weil

weil ſie durch dieſelbe ihr Herz zu reinigen, und durch Zuthun dieſer Weſen eine ewige Glückſeligkeit zu erhalten hoffen.

Dieſe Religion Sinto ſcheint eben ſo alt zu ſeyn, als die Nazion ſelbſt, und voll monſtröſer Fabeln. Sie hängt mit dem politiſchen Leben dadurch genau zuſammen, daß ſie faſt nur in äuſſern bürgerlichen Gebräuchen beſteht. Sie unterhält auch keine Lehrer oder Prieſter, ſondern nur weltliche, verheirathete, und in der Göttergeſchichte ganz ungelehrte Tempelbediente. Nur zuweilen lehren und predigen die Sinto Sja, beſonders die Canuſi, bei ihren Tempeln. Ihre Theologie iſt ſehr geheimnißvoll. Die letzte und wichtigſte Materie iſt die vom Anfang aller Dinge. Dieſe wird nicht eher erklärt, bis der Kandidat mit eidlicher Handſchrift, und ſeinem untergeſetzten Siegel verſprochen hat, daß er dieſe Lehren nicht den unverſtändigen und ungläubigen Laien mittheilen und profaniren wolle. Das Buch, das dieſe myſteriöſe Lehre enthält, heißt O Daiki. Es giebt auch freiwillige Büßer in dieſer Religion, welche ganz nackt und blos in Japan herumlaufen, um Froſt und Kälte zu erdulden, und dadurch ein leibliches oder himmliſches Gut, und das ewige Leben zu erlangen: doch wird dieſe Büßung von dem Kame nicht gelehrt oder verlangt, ſondern hat ſich erſt nach der Einführung der Budſdo Sekte unter dem gemeinen Manne eingeſchlichen.

Die Anhänger der Sinto Religion nennen ihre Götzenhäuſer Mia, welches Gedächtnißhäuſer, oder Fana der Römer bedeutet. Der ganze Umfang oder Hof der Mia heißt Jasjiro und Sja oder Sinsſia. Ihre Götter nennen ſie Sin und Came, welches Seele oder Geiſt bedeutet. Die Mia ſind eben ſo, wie die Tempel andrer Religionsverwandten, allemal in den angenehmſten Gegenden des Landes, ſelten innerhalb, und gemeiniglich auſſer den bewohnten Orten, Flecken und Städten angelegt, nach welchen Alleen von inländiſchen Cypreſſenbäumen hinführen. Dieſe Tempel liegen entweder in einem ſchattigen Luſtwäldchen, oder am Abhange eines grünen Hügels, zu welchem eine anſehnliche ſteinerne Treppe hinanführt. Wo ſich die Tempelallee von der Heerſtraße trennt, ſteht allemal eine anſehnliche weite Ehrenpforte, zwiſchen deren Queerbalken eine ſteinerne Tafel befeſtigt iſt, die in göldenen Charakteren den Namen des Tempels darſtellt, eben eine ſolche Pfortpfoſte ſteht öfters auch noch von der Mia, und unweit derſelben zuweilen ein ſteinener Waſchkübel, worin ſich die Anbeter reinigen können, und ganz zunächſt an der Mia ein großer hölzerner Armenkaſten.

Die Mia ſelbſt iſt gar kein prächtiges Gebäude, ſondern ſchlecht, ſimpel, und nur von Holz, öfters nur ein kleines viereckigtes Häusgen, doch von ſchönen ſtarken Balken erbaut. Sie hat gemeiniglich wenig über zwei bis drei Mannshöhen, zwei oder mehr Klafter ins Gevierte,

iſt

iſt eine Elle oder mehr über der Erde erhaben, und gemeiniglich mit einem ſchmalen höhern Eſtrich umgeben. Das ganze Gebäude ruht auf Pfählen, und man muß eine oder mehr Treppen hinan ſteigen. Die Vorderſeite beſteht aus zwei Gitterthüren, durch die man hineinſchauen und ſeine Ehrfurcht bezeugen kann. Dieſe Thüren bleiben beſtändig geſchloſſen, und oft findet man gar nicht einmal Hüter und Bediente bei denſelben. Manche Mias ſind weitläuftiger gebaut, mit einer Antichamber und Nebenzimmern verſehn, worin die Tempelhüter dem Came zu Ehren in ihrem heiligen Schmuck ſitzen. Aber allemal ſind die Mias gegittert und durchſichtig, und der Eſtrich mit Matten belegt. Von hinten und zu beiden Seiten iſt der Tempel gemeiniglich mit Brettern verſchloſſen, das mit Steinen oder Schindeln bedeckte Dach ſteht gemeiniglich über das umgebende Eſtrich hervor, und zeichnet ſich von andern Gebäuden durch verſchiedene Fächer und Verdoppelungen der zierlich hervorragenden Balken aus, worin überhaupt die größte Pracht in allen Tempeln dieſer Länder beſteht. Oben ſchließt das Dach zuweilen ein nach der Länge übergefügter Balken, hinter welchen man noch einen andern in die Queere überlegt. Dies geſchieht zum Andenken des erſten Tempels Jsie, der zwar ſchlecht, aber doch ſo ſcharfſinnig und faſt unnachahmlich in einander gefugt war, daß bloß durch das Gewicht dieſer verſchiedenen Balken, das ganze Gebäude feſt erhalten wurde. Ueber dem Thürgitter des Tempels hängt zuweilen eine platte

weite Glocke, mit einem daneben hängenden breiten Bande, woran der Betende läutet, welches man von den Budſdo angenommen hat. Inwendig im Tempel hängt etwas weißes in kleine Stücken zerſchnittenes Papier herum, um die Reinigkeit des Orts anzuzeigen. In der Mitte ſieht man oft einen runden Spiegel, in dem der Beſucher ſeine Mängel und Flecken ſehen, und ſich dabei erinnern ſoll, daß die Flecken und Tücke ſeines Herzens gleichfalls den Göttern hier vorgeſtellt werden. Selten hat man im Tempel ein Bild des Came, und bewahrt überhaupt kein Bild in den Tempeln auf, wenn es nicht ſein Alter, ſein Wunder, oder die Heiligkeit des Schnitzers deſſen werth machen, in welchem Falle es in der Mitte und am oberſten Ende des Tempels in einem Hinterkämmerlein verborgen gehalten wird, das Fongu, oder echter Tempel heißt, deſſen Thür der Anbeter nur begrüßen darf; denn zur genauern Beſichtigung des Bildes wird Niemand zugelaſſen, als am großen Gedächtniß- und Todestage des Heiligen, der nur alle hundert Jahre gefeiert wird. Auf eben dem hohen Verwahrungsorte werden auch alle noch vorhandenen Reliquien von Gebeinen, Kleidern, Säbeln, oder wunderbarer Handarbeit des Gottes aufbewahrt, die auch kein Laie ſehen darf. Eine Mia iſt allemal von auſſen mit vielerlei Bildern und Zierrathen behangen, welche Jemma heißen, und meiſtens freiwillige Gaben andächtiger Herzen ſind, welche zum Schmuck und zum Ruhm des kräftigen und helfenden Gottes dienen.

Dieſe

Dieſe Mias und Götzen werden nicht von geiſtlichen Pfaffen, ſondern von weltlichen beweibten Perſonen bedient, die theils von dem Vermächtniß des Miaſtifters, theils vom jährlichen Zuſchuß des Mikaddo, und von den freiwilligen Gaben der Anbeter unterhalten werden. Wenn dieſe Tempelbediente ausgehen, oder im Dienſt begriffen ſind, gehen ſie eben, wie die Hofleute des Mikaddo, gekleidet, in weiten, weißen, gelben oder auch zuweilen anders farbigen Chorröcken über ihrem weltlichen Habit, der Kopf iſt, auſſer dem Bart, ungeſchoren, die Scheitel bedeckt eine längliche, vorne etwas überſtehende, ſchifsförmige, ſteife, ſchwarz lakirte Mütze, welche unterm Halſe nach Unterſchied eines jeden Standes, und nachdem der Geiſtliche ſich weniger oder tiefer zu bücken hat, mit einer längern oder kürzern Schnur gebunden iſt. Die Obern haben ihr Haar noch unter einem andern zierlichen ſchwarzen Flor zuſammen gebunden, in welchem ein anderthalbſpannenlanges und zwei Daumen breites geſtreiftes Läppchen, nach dem Unterſchied des vom Mikaddo ertheilten Titels, mehr oder weniger aufſteht, oder gebogen niederhängt.

Alle Tempelbediente ſtehen mittelbar unter der Herrſchaft des Mikaddo; nur ihre bürgerlichen Streitigkeiten gehören bei dieſen, ſo wie bei allen andern Geiſtlichen, vor die Kaiſerlichen Tempelrichter, die vom Kubo beſtellt werden. Sie ſind durchgehends ausnehmend hochmüthig, hal-

halten ſich von weit höherer Abkunft, als alle andre Geiſtliche, und gehen, wenn ſie nicht im Dienſt der Mia ſind, in weltlichen Kleidern mit zwei Säbeln, wie die Edeln des Landes. Sie enthalten ſich ſehr ſorgfältig von allem Umgange mit weltlichen und gemeinen Leuten, und halten ſogar die Prieſter andrer Sekten für unrein, vor welchen ſie ſich durch ihre Heiligkeit und Reinigkeit auszeichnen wollen.

In der That ſcheint dieſe uralte Religion der Japaner ganz ausnehmend ſimpel und einfältig, da ſie gar keine heilige Bücher und Tradizionen hat, welche auſſer den abenteuerlichen und abgeſchmackten Geſchichten ihrer Götter und Helden, auch noch irgend etwas von der Regierung der Götter und dem Zuſtande der Seelen nach dieſem Leben zu erzählen wüßte, über welche wichtige Dinge doch faſt alle andre Religionen in der Welt ihre Anhänger zu unterrichten und zu beruhigen geſucht haben. Daher war's natürlich, daß bei der Ueberkunft der Budſdo-Religion die Anhänger der Sinto häufig zu derſelben übergiengen, und zwei Sekten entſtanden, wovon die eine, die aber äuſſerſt wenige Anhänger hat, gleichſam die Orthodoxen der Sinto ſind, und nicht ein Haarbreit von der alten Finſterniß abweichen. Die andre Sekte Riobu ſind gleichſam Synkretiſten, die etwas Budſdoismus eingemiſcht haben, um ihre Lehre heller zu machen. Dieſer Sekte ſind die meiſten Sinto zugethan, und ſelbſt der ganze Hof des Dairi ſcheint

ſich

ſich dahin zu neigen. Auch beinahe alle, welche der Sintoreligion anhangen, übergeben in ihrer Todesſtunde ihre Seele der Vorſorge der Budsdopfaffen, und laſſen ihren Körper nach der Weiſe dieſer Sekte verbrennen oder begraben.

Die Anhänger der Sinto glauben keine Seelenwanderung nach dem Tode, doch enthalten ſie ſich ſorgfältig vom Tödten und Genießen der vollkommenen Thiere, und pflegen beſonders alle diejenigen, welche den Menſchen in dieſem Leben Dienſte thun, nicht zu ſchlachten, welches ſie für unbarmherzig und grauſam undankbar halten. Sie glauben ferner, daß die Seelen der Frommen unmittelbar nach dem Tode in den höchſten der drei und dreißig Himmel oder Wohnplätze der Götter verſetzt werden, von welchen die Bößen zur Strafe und Reinigung eine Zeitlang entfernt bleiben müſſen. Auſſer dieſem Eliſium aber giebt es, nach der Sinto, gar keine Art von Hölle, und unglücklichen Zuſtand der Verſtorbenen. Dieſe Lehre glaubt auch keinen Teufel; nur glaubt man, daß die abgeſchiedenen Seelen der böſen Menſchen in Füchſe verwandelt werden, welche man für ſehr gefährliche Thiere hält.

Die Hauptpunkte des Sintoiſchen Gottesdienſtes, wodurch ſie alles Gute von den Göttern zu erlangen hoffen, ſind 1) Reinigkeit des Herzens, welche dasjenige zu thun und zu unterlaſſen fodert, was das Geſetz der Natur und

die weltliche Obrigkeit zu thun und zu unterlaſſen vorſchreiben. 2) Religiöſe Enthaltung von allem dem, was den Menſchen entheiligt. Dieſe äuſſere Reinigkeit erfodert eine ſtrenge Enthaltung vom Blut, vom Fleiſcheſſen, und von Leichen. Wer ſich mit einem dieſer Dinge verunreinigt, darf vor Auslöſchung dieſer Unreinigkeit keine heilige Stäte beſuchen, oder vor den Göttern erſcheinen. 3) Die Feier der Feſttage und Tempeltage. Die gewöhnlichſte Verehrung der Götter geſchieht auf folgende Weiſe: Der fromme Anbeter muß zuvörderſt ſeinen Leib recht waſchen und reinigen, alsdenn ein ſauberes Kleid, und darüber noch einen Zeremonielrock anziehen. Dann geht er mit feierlicher ernſter Miene nach dem Tempelhofe, und zuerſt zu dem daſelbſt ſtehenden ſteinernen Waſſerfaſſe, aus dem er mit dem beiligenden Gefäß Waſſer ſchöpft, und nach Belieben ſeine Hände noch einmal wäſcht. Nun erſt tritt er mit ehrerbietigen Gebärden, und ganz niedergeſchlagnen Augen auf den erhabnen Eſtrich, oder die Gallerie vor dem Tempel, wendet ſich gegen den großen Spiegel deſſelben, knieet nieder, und beugt mit vieler Demuth ſein Haupt langſam zur Erde nieder. Dann verrichtet er noch kniend ein kurzes Gebet aus eidner Fantaſie und nach ſeinen beſondern Anliegen; wirft nun kleines Almoſen durchs Gitter, oder in die nebenſtehende Kiſte, und macht mit drei Schlägen ein Geläut auf der vorhangenden Glocke, um dadurch den Götzen aufzumuntern. Darauf geht der Anbeter nach Hauſe, und bringt die übrige Zeit des Tages

mit

mit Spazieren, Gaſtmahlen und allerlei Beluſtigungen hin. Dieſe einfältige Art der Verehrung beweißt nur ein jeder einem oder mehrern Göttern, nachdem er Neigung, oder ein beſonderes Vertrauen auf dieſen oder jenen Gott ſetzt, oder auch nachdem ſein Stand und Profeſſion gewiſſe Götter zu Patronen hat, oder man von ihnen beſondern Beiſtand und Hülfe ſich verſprechen kann. Aeuſſerliche Zeremonien und Gebräuche ſind hier gar nicht gebräuchlich, auch nicht gewiſſe Gebetsformeln. Man kennt keine Faſten und andre dergleichen Zubereitungen. Die Feiertage der Sinto ſind eigentlich keine geiſtliche Feſte, ſondern nur bürgerliche Compliments- oder Galatage. An dieſen werden auch allemal die Gaſtmale, Hochzeiten, Audienzen, und überhaupt alle öffentliche und Privatzuſammenkünfte angeſtellt, die nur irgend Luſt und Freude zum Zweck haben, weil man glaubt, daß dies den Göttern beſonders wohlgefällig ſey.

Die unbeweglichen Feſttage ſind theils monatliche, theils jährliche. Alle Monat feiern ſie den erſten, funfzehnten und acht und zwanzigſten Tag. Alle Jahr aber feiern ſie fünf Feſte, am erſten Tage des erſten, dritten Tage des dritten, fünften Tage des fünften, ſiebenten Tage des ſiebenten, und neunten Tage des neunten Monats, welche Feſte wiederum eigentlich bloß politiſch, und zur allgemeinen Freude beſtimmt ſind. Sie ſind nicht eigentlich zum Dienſte der Götter, ſondern zur beſondern

Fröhlichkeit beſtimmt, und werden daher nicht bloß von den Sinto, ſondern von den Anhängern aller Sekten gefeiert. Eine ausführliche Beſchreibung derſelben würde hier zu weitläuftig ſeyn, man kann ſie bei Kämpfern finden. Zu dieſen fünf Hauptfeſten kömmt noch ein ſechſtes, am erſten Tage des achten Monats, welches ein Gratulazions- und Freundſchaftsfeſt iſt, an dem man beſonders die Obrigkeit und andre gute Freunde zu beglückwünſchen pflegt. Auſſer dieſen Hauptfeſten giebts noch eine Menge andre partikuläre Feſte, die weniger geachtet werden. Man lieſt ihr Verzeichniß ebenfalls bei Kämpfer.

4) Die heilige Walfahrt nach Isje. Die Japaner ſind den Walfahrten ſehr zugethan, und haben verſchiedene nach verſchiedenen Orten, wovon die erſte und vornehmſte nach Isje geht. Die zweite iſt ein Beſuch der 33 vornehmſten Quannontempel des Reichs, die dritte iſt ein Beſuch einiger der vornehmſten Sin (Came) oder Fotoye (Buds) Tempel, die ſich durch Wunder und ihren Anbetern bewieſene Hülfe durchs ganze Reich am berühmteſten gemacht haben. Ein ächter und orthodoxer Sintoiſt beſucht nur die Tempel ſeiner Lehrer und Saif in Tſikuſin, wo Troſin geſtorben iſt. Die zweite Walfahrt iſt keiner von beiden Religionen eigen, ſondern wird von den Anhängern beider Partheien nur als ein recht guter und ſicherer Nebenweg zur Seligkeit angeſehen. Die dritte wird gleichfalls von Sintoiſten und Budsdoiſten von jeder Par-

thie

thie zu ihren Göttern, oder von den meiſten, die Synkretiſten ſind, zu beiden angeſtellt.

Der Tempel zu Isje, wohin ihre Hauptwalfahrt geht, liegt in einer Ebne, iſt von Holz niedrig und ſchlecht gebaut, und mit einem ſehr niedrigen Stroh- oder Heudach bedeckt. Man giebt ſich ungemeine Mühe, ihn in ſeinem ſchlechten Originalſtande immer zu erhalten, damit er ein bleibendes Denkmal ſey von der Armuth der erſten Bewohner dieſes Landes, oder, wie die Japaner ſagen, der erſten Menſchen. In dieſem Tempel ſieht man nichts weiter, als in der Mitte deſſelben einen großen, runden, und nach Landesweiſe von Metall gegoſſenen und geſchliffenen Spiegel, und hie und da ein wenig zerſchnittenes Papier, das an den Wänden umherhängt. Durch den Spiegel will man die Allwiſſenheit und Klarheit dieſes Gottes, durch das Papier die Reinigkeit und Sauberkeit des Orts anzeigen, zugleich denen die zum Gebet kommen anrathen, mit einer gleichen Reinigkeit des Körpers und des Herzens zu erſcheinen. Dieſer große Tempel iſt mit mehr denn hundert kleinen Kapellen der geringern Götter beſetzt, die aber nur der Geſtalt nach Tempeln ähnlich, und meiſtens ſo klein ſind, daß niemand hereintreten, oder darin ſitzen kann; doch hat jede dieſer Kapellen einen Canuſi zum Wächter. In der Gegend derſelben wohnen nun auch noch Schaaren der Nege oder Tempelherren, oder wie ſie ſich auch zu nennen pflegen, der Taije, Bothſchafter und Evangeliſten,

ſten, die zur Beherbergung der Pilgrimme und andrer Reiſenden weite Häuſer und Wohnungen unterhalten. Unweit davon iſt die Stadt oder Flecken, der von dem heiligen Ort eben den Namen Jsje führt, und meiſtens gleichfalls aus Wirthshäuſern beſteht, und von Druckern, Papiermachern, Buchbindern, Schreinern, und andern Arbeitsleuten, die der heilige Kram nothwendig macht, bewohnt iſt.

Jeder orthodoxe Sinsja iſt verpflichtet, dieſen heiligen Ort jährlich, oder wenigſtens Einmal in ſeinem Leben zu beſuchen, ja eigentlich iſt jeder Patriot, wes Glaubens und Sekte er auch ſeyn mag, verbunden, das öffentliche Merkmal ſeiner Verehrung und Dankbarkeit gegen den Stifter und Nazionalgott ſeines Landes an den Tag zu legen. Man kann auch von dieſer geiſtlichen Walfahrt die Vergebung der Sünden und einen glücklichen Zuſtand nach dieſem Leben gewiß erwarten. Dieſe geiſtliche Walfahrt wird zu allen Zeiten des Jahrs, vorzüglich, wegen des bequemen Wetters, im März, April und Mai von Perſonen aller Stände, reichen und armen, alten und jungen, Manns- und Weibsperſonen angeſtellt, doch kommen die Herren vom höchſten Stande ſelten in eigner Perſon, auch der Kubo und Dairi ſchicken jährlich ihre Geſandſchaft dahin; und ſo halten es auch andre Fürſten und Landesherrn. Die Reichen reiſen auf eigne Koſten, und nach ihrer Bequemlichkeit, auch mit einem

ihrem

ihrem Stande angemeſſenen Gefolge. Die meiſten aber, und beſonders die Armen, gehn zu Fuß, und behelfen ſich mit Betteln. Man ſieht täglich viele hundert ſolcher Pilgrimme auf den Landſtraßen, die am Hut oder ihren Kleidern ſich mit ihrem Namen und Wohnorte bezeichnet haben, um im Fall ſie auf dieſer Pilgerfahrt umkämen, erkannt zu werden. Viele Kinder entlaufen ſogar ihren Aeltern, um dieſe Betfahrt mitzumachen. Dies würde noch öfter geſchehen, wenn nicht vermöge eines Geſetzes ein Paß zu dieſer Reiſe erfodert werde. Kämpfer beſchreibt dieſe Walfahrt, und die Gebräuche bei derſelben ausführlich.

Die abergläubiſchen Japaner haben eben ſo viel Neigung, religiöſe Gelübde zu thun, als nach heiligen Orten zu wallfahrten. Diejenigen, welche eine ſchnelle und ungehinderte Ueberfahrt nach den himmliſchen Feldern, oder einen beſondern Vorzug in denſelben zu erlangen wünſchen, thun Gelübde, wodurch ſie ſich in den Orden gewiſſer Einſiedler begeben, die in der Landesſprache Jammabos heißen. Jammabo heißt ein Bergſoldat, und dieſer Name kömmt daher, weil dieſe Prieſter nach der urſprünglichen Stiftung verbunden ſind, im nöthigen Fall für die väterlichen Götter und Länder zu ſtreiten. Sie ſind eigentlich devote Eremiten, die um des Ewigen willen das zeitliche Wohlleben verachten, und beſonders ihren Leib mit Erſteigung heiliger Berge, und oftmaligem Ab-

waſchen in kaltem Waſſer kaſteien. Die Reichen unter dieſen Mönchen wohnen in eigenen Häuſern, die Armen kreuzen und betteln auf den Wegen herum, beſonders in der Landſchaft Syriga, und in der Gegend des hohen Berges Fuſi, welchen ſie allemal im ſechſten Monat zur Pönitenz erſteigen. Der erſte Stifter und Lehrer dieſes Ordens ſoll ſchon beinahe vor 1100 Jahren gelebt haben, und der erſte Eremit geweſen ſeyn, der zur Kaſteiung ſeines Leibes die Wildniſſe durchkreuzt, und dadurch viele Wege und Gegenden dieſes Reichs entdeckt, und ausgekundſchaftet hat. Seine Nachfolger haben ſich in zwei Sekten oder Orden getheilt, welche gewöhnlich die ordentliche Kleidung der Laien tragen, nur mit einigem zugeſetzten Schmuck und Zierrath, wovon jedes ſeinen beſondern Namen, Bedeutung und hiſtoriſche Erklärung ſeines Urſprungs hat. Man findet ſie bei Kämpfern genau beſchrieben. Die vornehmſten Jamabos tragen ihr Haar hinterwärts geſtrichen, und kurz abgeſchnitten; die von ſchlechtem Range binden es unabgeſchnitten hinten zuſammen. Viele laſſen ſich die Haare ganz wegſcheeren, welches auch beſonders die Neulinge und Kinder in dieſer Sekte thun, zur Nachahmung der Budsdoprieſter. Die Sintoiſchen Eremiten ſind jetzt von der ſtrengen und rauhen Lebensart ihrer Vorfahren weit abgewichen. Dieſe lebten, nach dem Beiſpiel ihres Stifters, blos von Wurzeln und Kräutern, die ſie in den Bergen aufſuchten, und brachten ihr Leben mit beſtändigem Wandern, mit Abwaſchen in kaltem Waſſer,

ſer, mit Reinigen und Kaſteien des Leibes zu. Jetzt ſind ſie von dieſer urſprünglichen Strenge ihres Gelübdes weit abgewichen, haben neben den väterlichen Göttern auch noch einige andre von den Budsdo in ihre Theologie mitaufgenommen, und auch angefangen, ſich mit beſondern magiſchen Künſten abzugeben, die Kämpfer weitläuftig beſchreibt. Auſſer dieſen Jammabos giebts noch eine Menge religiöſer Geſellſchaften und Orden in Japan.

Fremde Götter heißen in Japan Budſ oder Fotoke, um ſie von den Sin und Kame zu unterſcheiden, die von Alters her im Lande verehrt wurden. Budſdo heißt eigentlich Götzenweg, das iſt, der Glaube, der Weg und die Manier, fremde Götzen anzubeten, und durch ſie die ewige Wohlfahrt zu erlangen. Der erſte Stamm dieſer Religion iſt nirgend anders, als bei den Indiſchen Brachminen zu finden. Die weſentlichen Lehren derſelben ſind folgende:

1) Die Seelen der Menſchen und Thiere ſind unſterblich, beide gleiches Weſens, und nur in dieſer Welt dadurch unterſchieden, daß ſie mit verſchiednen Werkzeugen verſehen, und in verſchiedne Körper geſetzt ſind.

2) Die Seelen der Menſchen empfangen nach dem Tode ihren Lohn, den ſie in ihrem Leben und durch ihre Handlungen verdient haben, in Orten der Seligkeit, oder des Elendes.

3) Der

3) Der Ort der Seligkeit heißt Gokurakf, ewige Fröhlichkeit, iſt nach dem verſchiedenen Verdienſt der Götter und Seelen in viele Klaſſen abgetheilt, die an Herrlichkeit und Freude ſehr verſchieden, doch durchaus ſo damit erfüllt ſind, daß jeder ſeinen Ort für den beſten hält, und ihn nicht mit einem andern zu verwechſeln Luſt hat, ſondern nur wünſcht, ſeiner Seligkeit ewig zu genießen.

4) Der höchſte und oberſte Regierer dieſer Himmel iſt der Gott Amida, deſſen Lehre erſt kurz nach der Himmelfahrt Chriſti von den Brachmanen eingeführt iſt, dieſer Vater der Seligen, und allgemeine Patron aller Geiſter. Er iſt der wahre Mittler der Menſchen, welche durch Anrufung ſeines heiligen Namens Ablaß, und Vergebung ihrer Schuld erhalten, und zur Seligkeit gelangen.

5) Der dem Amida wohlgefällige und einzige Weg zur Seligkeit zu gelangen, ſoll ein tugendhaftes Leben ſeyn, welches in der Vermeidung alles deſſen beſteht, das Amida als ſündlich verboten hat.

Alle dieſe Verbote ſind in fünf Hauptſtücken begriffen, die Gokai, das iſt, fünf Warnungen genannt werden, und die jeder einfältige abergläubige Menſch als die beſtändige Richtſchnur ſeines Lebens immer vor Augen haben ſoll. Dieſe Gebote ſind folgende:

(1) Das Verbot, nichts zu tödten, was Leben in ſich hat.

(2) Das Verbot, nicht zu ſtehlen.

(3) Das Verbot, nicht zu huren.

(4) Das Verbot, nicht zu lügen.

(5) Das Verbot, keine ſtarke Getränke zu ſich zu nehmen, welches für das erſte und vornehmſte gehalten wird.

Auf dieſe vornehmſten und allgemeinen Regeln folgen die zehn Erinnerungen, welche aber bloß in der genauern Vertheilung der vorigen fünf Gebote und deren Anwendung auf beſondre Fälle beſtehen.

Aus dieſen ſind nun noch immer mehr Abtheilungen für gelehrtere und tugendhaftere Menſchen gemacht, und daraus iſt eine immer genauere Spezifikazion beſondrer Tugenden und Untugenden entſtanden, und dieſe ſind immer mehr in Klaſſen, und zu höherer Anzahl gebracht worden, bis daraus endlich die fünfhundert Warnungen, So Fiak Kai, entſtanden ſind, wozu ſich allein die Geiſtlichen verbinden, die einen ganz vorzüglichen Rang der Seligkeit zu erlangen ſuchen. Dieſe beobachten eine ſo ſtrenge, und eine ſo genau abgetheilte Diät, daß auch nur wenige Prieſter zur höchſten Vollkommenheit in Beobachtung aller dieſer ſtrengen Regeln gelangen können.

Ein jeder, der ſich durch ein ſündliches Leben des Himmels unwürdig gemacht, empfängt ſeinen Lohn in ei-

nem höllischen Lande, Dſigokf genannt, doch allemal nur auf eine verhältnißmäßige Zeit. Dieſe Japaniſche Hölle iſt auch in verſchiedene Klaſſen der Pein und Plagen eingetheilt, und die Oberaufſicht darüber hat der Jemma. Zur Erleichterung und Verkürzung der höllischen Plagen können die Andachtsübungen und guten Werke der Nachgebliebenen vieles beitragen, das meiſte aber die Vorbitten der Prieſter, welche an den Gott Amida gerichtet werden müſſen, der durch ſeine Fürſprache bei dem Oberhöllenrichter es vermittelt, daß er von der Strenge ſeiner Geſetze etwas nachläßt, die Verdammten ſo gelinde wie möglich behandelt, und ſie ſo bald es geſchehen kann, wieder in dieſe Welt zurückkehren läßt, denn wenn die Seelen in dieſer Hölle genug gebüßt haben, ſo kehren ſie *in die Welt*, und zwar in ſolche Thierkörper zurück, die eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihrem vorigen ſündlichen Leben und Verbrechen hatten, aus welchen ſie nach einer gewiſſen Zeit in vollkommene übergehen, bis ſie endlich wieder als Menſchen gebohren werden. Nun kommt es wieder auf ihr Verhalten an, ob ſie zur Seligkeit gelangen, oder dieſe Laufbahn nochmals durchmachen müſſen. Die *Lehren* dieſer Religion ſind in ein Buch zuſammengefaßt, welches auf Baumblätter geſchrieben, und Foke kio, Schöne Blumenbuch, genannt wird. Dies iſt die allgemeine Bibel aller Religionen und Lehren am öſtlichen Ufer des Ganges. Ehe dieſe neue Religion ſich bis in die Japaniſchen Eilande verbreitete, behalf man ſich hier mit der

ein-

einheimiſchen Urreligion Sinsju oder Came. Im Jahr Chr. 550 wurde das erſte Bukkio oder Götzenbuch nach Japan überbracht, und bekannt gemacht.

Die dritte in Japan herrſchende Lehre iſt die Dſiuto oder Sjuto, das iſt die Lehre der Philoſophen oder Moraliſten. Dieſe haben eigentlich gar keine Religion, ſondern ſuchen ihre Vollkommenheit und ihr höchſtes Gut blos in der Zufriedenheit des Gemüths, die ſie durch ein tugendhaftes und unſträſliches Leben zu erlangen ſuchen. Sie führen daher einen fürtreflichen Wandel, und glauben nach dem Licht der geſunden Vernunft keine andre als zeitliche Belohnung von Tugend und Laſter, die in den natürlichen Folgen der Handlungen beſtehen. Sie ſagen, man müſſe die Tugend nothwendig lieben, weil uns die Natur zu einem guten Leben als Menſchen, und um uns von den unvernünftigen Thieren zu unterſcheiden, habe geboren werden laſſen. Der erſte Stifter dieſer Lehre war ohne Zweifel der Sineſiſche Philoſoph Kongfutſee oder Konfuzius. Sie nehmen keine Seelenwanderung, ſondern eine allgemeine Weltſeele, eine allgemeine Kraft dieſer ganzen Welt an, die eines jeden Menſchen abſterbende Seele, wie das Meer alle Gewäſſer wieder aufnimmt, und ohne Unterſchied in der Generazion der Dinge wieder von ſich giebt. Dieſes Weſen vermiſchen ſie mit der Gottheit, und legen ihm göttliche Eigenſchaften bei. Sie glauben, daß die Welt ewig, und Menſchen und Vieh

aus In Jo des Himmels und den fünf Elementen hervorgekommen ſind. Sie halten zwar nichts von Tempeln und Göttern, doch feiern ſie aus politiſchen Gründen, und nach altem Gebrauch das Gedächtniß ihrer verſtorbenen Freunde, eben ſo wie die Budſdo und Sinsja. Sie nennen dies Go Bio Sio, Gedächtnißtafelplatz, oder der beſte Platz in ihrem Erbe; und feiern es beſonders mit Vorſetzung der Speiſen von allerlei geſchlachteten rohem oder gekochtem Vieh, mit Anzündung der Kerzen, und Bückung bis zur Erde, da ſie die Verſtorbenen als Lebendige verehren und bekomplimentiren. Dieſe Gedächtnißtage begehen ſie erſtlich alle ſieben Tage, hernach jeden Monat, und endlich jedes Jahr, mit einem feierlichen Todtenmahl, wozu ſie auch die Verwandten der großen Männer einladen. Man muß ſich auch dazu drei Tage vorher durch Enthaltung vom Beiſchlaf und allen ſündlichen Dingen, durch Reinigung des Körpers und Anlegung ſchöner Kleider wohl bereiten und geſchickt machen. Wenn man dadurch einer ſchändlichen That, oder einem ſiegenden Feinde zuvor kommt, ſo halten ſie den Selbſtmord für erlaubt, tapfer und rühmlich. Die Todten verbrennen ſie nicht, ſondern laſſen ihre Leichen drei Tage über der Erde in Todtenkaſten oder Särgen ſtehn, worin ſie platt auf den Rücken gelegt, und mit dem Kopf etwas hoch zurückgelehnt ſind. Zur Erhaltung des Leichnams werden einige Spezereien und wohlriechende Kräuter beigelegt; auch dem Verſtorbenen zu Ehren einige Lichter angezündet.

Dieſe

Dieſe atheiſtiſchen Weltweiſen wollen keine heidniſche Feier zugeben, keine Religionspflichten ihren Abgöttern leiſten, auſſer die, welche der Wohlſtand und die bürgerliche Höflichkeit nothwendig macht; und weil ſie die Chriſtenlehre begünſtigt, ſo müſſen ſie nach der Verbannung des Chriſtenthums in ihren Häuſern einen Abgott, oder deſſen Charakter aufſetzen und ankleben, welches ganz wider ihren Willen geſchieht; auch müſſen ſie dieſe Götter mit vorgeſetztem Rauchfaß und Blumentöpfen verehren. Es pflegt gemeiniglich das Bild Quanwons oder Amidas zu ſeyn, dem ſie nach Landesſitte hinter dem Feuerheerde ſeinen Platz anweiſen. An öffentlichen Orten, ihren Schulen und Akademien haben ſie aus eignem Belieben das Bild des Kongfutſee aufgeſtellt, und ſo auch wohl in ihren eignen Häuſern das Bioſſu der Aeltern, oder den Charakter gelehrter Männer. Doch regieren dies alles jetzt die Prieſter, unter deren Joch dieſe Philoſophen ſich beugen müſſen. Ehemals wurden die Wiſſenſchaften und Künſte unter dieſer Sekte mit großem Eifer getrieben, und fanden hier faſt ihren einzigen Zufluchtsort. Sie war auch damals ungemein zahlreich, jetzt aber vermindert ſie ſich von Jahr zu Jahr, da dieſe Philoſophen verdächtig geworden, und mit in die grauſame Verfolgung der Chriſten gezogen ſind. Ihre Moralbücher ſind dadurch auch verſchrieen, und werden nicht ohne Furcht geleſen, da ſie ehemals bei allen Glaubensgenoſſen dieſes Landes in ſo großem Anſehn ſtanden, als bei uns die Schriften eines

Plato. Etwa 30 Jahre vor Kämpfern ſuchte ein Fürſt von Biſen und Inaba dieſe Lehre in ſeine Lande wieder einzuführen und von neuem zu beleben, erreichte auch ſeinen Zweck. Da aber das dadurch erleuchtete Volk ſeine Vernunft gebrauchte, und dadurch der Pfaffenpöbel an Unterhalt verlor, ſo nahm dies ſowohl der Mikaddo als Kubo ſehr übel auf, und der gute Fürſt würde geſtürzt ſeyn, wenn er nicht durch freiwillige Abtretung der Regierung an ſeinen Sohn dem Ungewitter zuvorgekommen wäre, der indeß durch ſeinen Lebenswandel beweißt, daß er eben ſolche Geſinnungen wie ſein Vater hat.

Wir gehen nun nach dieſer Beſchreibung der Einwohner, zur Beſchreibung des Landes ſelbſt fort, und zwar

1. Zur großen Inſel Nipon oder Nifon, die wie ein nach Norden gekrümmter Kinnbacken geſtaltet, und durch eine von Südweſt nach Nordoſt ſtreichende Bergkette ungleich getheilt und abgedacht iſt. Die größere Südoſthälfte hat meiſtens fruchtbares Getreideland; die kleinere Nordweſtliche Hälfte iſt faſt überall unfruchtbar.

Auf dieſer Inſel ſind folgende geographiſche Merkwürdigkeiten, die hier eine Erwähnung verdienen.

Das Land, ſagt Kämpfer (1 Th. S. 119.) iſt mit vielen ſüßen und waſſerreichen Strömen verſehen, deren

viele wegen der hohen Gebirge, von welchen ſie herabſtürzen, und der oftmaligen Platzregen ſo ſchnell fließen, daß man nicht wohl herüber kommen kann. Die berühmteſten derſelben ſind folgende:

(1) Der gefährliche Ujingava oder Ujinfluß. Er iſt ohne Brücke, eine gute Viertelmeile breit, und muß durchgewatet werden: er hat auf ſeinem Grunde große Triebſteine, und fällt mit einer großen Macht Waſſers wie ein Pfeil herab. Ohne kundige dazu beſtellte Führer, deren fünf bei knietiefem Waſſer ein Pferd durchführen müſſen, kann man nicht hindurch reiten. Wenn dieſe Führer jemand verloren gehn laſſen, koſtets ihnen ihr Leben.

(2) Der Oomifluß. Er iſt deswegen berühmt, weil er nach dem Zeugniß der Japaniſchen Chroniken im Jahr 285 vor Chr. in der Provinz, wovon er ſeinen Namen führt, auf einmal in einer Nacht entſtanden iſt.

(3) Der Askajana wird für merkwürdig gehalten, weil er die Tiefe ſeines Grundes ſtets verändert; und dient daher den Dichtern und Liebhabern zu allerlei Anſpielungen.

Von dem Innern der Inſel, und den inländiſchen Städten kennen wir wenig, weil die Durchreiſung Europäern nicht erlaubt iſt. Unſre Kenntniſſe ſchränken ſich alſo hauptſächlich auf die Küſten, und den Strich ein, der von den Holländern alle Jahre durchgereiſet wird. Ich

will daher erſt die Europäiſchen Nachrichten hier ſammeln, und dabei Hr. Hofr. Gatterers Grundriß befolgen, und nachher die Japaniſchen geographiſchen Nachrichten aus Kämpfern hinzufügen.

Wir bemerken alſo auf der Inſel Nipon folgende Städte, die auf der Südoſtküſte von Südweſten nach Nordoſten zu liegen.

(1) Muru oder Muro mit einem Seehafen. Kämpfer (2 Th. 218 S.) giebt folgende Beſchreibung derſelben: Die Stadt Muru hat einen großen und berühmten Hafen, worin damals mehr dann hundert Barken vor Anker lagen. Er iſt zwar nicht ſehr geräumig, doch von allen Seiten für Sturm und Wellen geſichert, weil der Eingang mit einem vom feſten Lande weſtwärts hervorſtehenden ſchmalen Berge eingeſchloſſen iſt, ſo daß man im Einlaufen das Schiff Nordoſt anlegen, darnach Südſüdoſt wenden muß, um unter die Stadt zu Anker zu kommen. Es liegt aber die Stadt Muru an einem mit Felſenſteinen aufgeführten zirkelrunden Ufer der feſten Provinz Farima an einem ſehr luſtigen und erhabenen Orte. Eine lange, enge, neben dem Ufer fortlaufende Gaſſe, und wenige kurze, zu den umliegenden Bergen abgehende Hinter- oder Queergaſſen faſſen zuſammen etwa 600 Häuſer in ſich. Ein Bugio iſt hier der Befehlshaber. Neben dem daß die Einwohner meiſt Sackibrenner, Wirthe und Krämer ſind,

wel-

welche von der Menge von Schiffleuten ihre reichliche Nahrung haben, trifft man Manufacturen an, in welchen Pferdehäute auf Ruſſiſche Manier bereitet, und darnach mit einem Firniß überzogen werden. Es wurden aus derſelben das Stück zu 1 Taik vier Mas zu Kaufe gebracht. So unbeträchtlich übrigens die Stadt iſt, ſo unterhält ſie doch auf ihre eigne Koſten ein Mariam oder öffentliches Bordel.

Die ſchönſte Beluſtigung fürs Auge geben ſowohl das umliegende bis zum Gipfel gleichſam ſtufenweiſe beackerte Gebirge, als auch zwei dicht und ſtark bewachſene hohe Luſtwälder, welche ſich wie eine Halbinſel zeigen, und mit dem Eingange des Hafens zuſammenhängen. Der Grund und Boden des in die Rundung erhabenen Gebirges war felſigt, und mit ziemlich hoch vom Grund aufgeführten Rondelen, Wachthäuſern, und angenehmen Gebäuden zur Wohnung der Offiziers und Soldaten beſetzt. An der Weſtſeite, oder gegen dem Munde des Hafens über hielt ſich in einer daſelbſt befindlichen Zitadelle eine wehrhafte Wache auf, die man aber mehr an den in Ordnung hervorgeſtellten zehn Picken und fünf Hellebarden, als an der ſichtbaren Gegenwart der Soldaten erkennen konnte; die andere Seite des Gebirges aber hieng mit einer niedrigen Erdzunge an der Stadt feſt; Mauern und Pforten machten jedoch dabei eine Abſonderung.

(2) Oſakka, eine Kaiſerliche Provinzialſtadt auf beiden Seiten des aus dem See Oitz ausſtrömenden Fluſſes Jedogawa. Kämpfer (2 Th. 223 S. ff.) und Thunberg (183 S. ff.) beſchreiben dieſelbe. Der erſte ſagt: Es iſt eine Kaiſerliche Reichs- und Hauptſtadt der Provinz Sotzu ohne einigen Wall und Mauern, unter 34 Grad 50 Minut Nordbreite in einem ebenen fruchtbaren Felde, und am ſchiffreichen Buſen ſehr wohl gelegen. Die Oſtſeite wird durch eine anſehnliche Feſtung, die Weſtſeite aber durch zwei ſehr gute Wachthäuſer, welche ſie von den angrenzenden Vorſtädten abſondern, vertheidigt. Ihre Länge hält von Oſt bis Weſt, das iſt von gedachter Feſtung bis zu den Vorſtädten, 3 — 4000 gemeine Schritte; die Breite hingegen weniger. Den Nordtheil durchſchneidet nach der ganzen Länge von Oſt bis Weſt der waſſerreiche große Fluß Jedogava, welcher dieſem Orte einen großen Handel und Reichthum verſchaft, und daher verdient, daß ich ihn mit wenigem beſchreibe.

Es entſpringt dieſer Fluß aus einer mitten in der Provinz Oomi, einer halben Tagereiſe von hier nach Nordoſten gelegenen See, wovon man ſagt, daß ſie in einer Nacht durch ein Erdbeben, das den feſten Boden verſchlungen, entſtanden ſey. Er hat ſeinen Ausfluß bei dem Dorfe Tſitanofas, wo er mit einer anſehnlichen zwiefachen Brücke, die nemlich in der Mitte auf einer kleinen Inſel zuſammenſtößt, belegt iſt, fließt auf das Städtchen Udſi und

Jodo

Jodo zu, da er von dem letztern ſeinen Namen annimmt, und ſodann ferner auf Oſakka. Eine Meile von der Stadt läßt er einen Arm gerade nach der See ablaufen, welchen Verluſt aber zwei andere Flüſſe, Jamatto gava, und Firano gava erſetzen, die ſich eben auch vor der Stadt an der Nordſeite der Burg mit ihm vereinigen, nachdem jeder eine anſehnliche Brücke hinter ſich gelaſſen. Sobald dieſer vereinigte Strom etwa den dritten Theil der Stadt durchgefloſſen, wird aus demſelben das Waſſer durch einen gemachten breiten Graben in den Süder- und großen Theil der Stadt, welcher eigentlich die rechte Bürgerſtadt iſt, abgeführt, und von da wiederum nach der Länge der Gaſſen in andre Graben oder Kanäle vertheilt, bis es zuletzt durch verſchiedene Tiefen, wodurch die ein und ankommenden Waaren mit kleinen Fahrzeugen gemächlich zur Stadt ein- und aufgeführt, und den Kaufleuten zugebracht werden können, wieder ab in den vorigen Strom fällt. Es ſind dieſe Stadtkanäle nach dem Laufe der Gaſſen angelegt, daher auch regelmäßig, von proporzionirter Breite, und hin und wieder mit ſchönen, und mehr als hundert Brücken bekleidet; einige aber, wegen wenigem Waſſer, moderig, und an ihren Ufern nicht zum beſten aufgeräumt. An der Nordſeite des Mittelſtroms hat hiernächſt die Natur einen andern, ſehr breiten, aber nicht tiefen Abfluß gemacht, der weſtwärts ſchnell abläuft, bis er ſich ins Oſakkiſche Meer ergießt. Der Mittelſtrom geht oberwehnten gleichen Oſtſtrich durch die Stadt, zu Ende deſſelben nach Weſt-

süd-

ſüdweſten, und nachdem er die anliegenden Vorſtädte und Dörfer in verſchiednen Krümmen durchſpühlt, ins Meer. Es iſt dieſer Fluß zwar überhaupt etwas enge, jedoch waſſerreich, und alſo ſchiffbar, weshalb er auch vom Meer an bis in die Stadt mit einigen tauſend Barken der ab- und zureiſenden Handelsleute ſowohl, als Landesherrn beſetzt war. Da ſein Ufer auf beiden Seiten mit zehn und mehr Treppen von grob behauenen ſchlechten Steinen verſehen ſind, ſo kann man allenthalben gemächlich in und aus den Fahrzeugen ſteigen.

Auf drei bis vier hundert Schritte, und weiter hinaus von einander ſieht man vom beſten Zedernholz koſtbar erbaute breite Brücken, alle mit Geländern, und wiederum einige von dieſen mit meſſingenen Knöpfen geziert. Kämpfer hat zehn ſolcher Brücken gezählt, unter welchen die drei, ſo über den breiten Theil des Fluſſes hergehen, vor andern zu merken ſind. Die erſte, als die öſtlichſte, hält 60 volle Klafter in der Länge, und ruht auf 30 Bogen, jeder von fünf und mehr Balken. Die zweite kommt dieſer gleich, und die dritte, die über beide Arme des Fluſſes reicht, hat eine Länge von 150 Klaftern. Die andern ſieben bis zum Ende der Stadt ſind nach Beſchaffenheit des abnehmenden Fluſſes weit kürzer, und nach Verhältniß nur von 60 bis 20 Klaftern lang, ruhen auch nur auf 30 bis 10 Bogen.

Die Straßen der Stadt ſind ziemlich enge, und viele nur von gewöhnlicher Breite, nach Süd und Weſten kreuzen ſie ſich inzwiſchen ſchnurgleich; auſſer in dem Theile der Stadt nach der Seeſeite, wo ſie ſich nach dem Strome richten, und in Weſtſüdweſt laufen. Der Grund iſt ſauber, doch nicht gepflaſtert, auf beiden Seiten an den Häuſern her aber ein kleiner von grob gehauenen Steinen gemachter Regenkanal. Es hat jede Straße ihre ſtarken Thore, die zur Nachtzeit ſämmtlich verſchloſſen werden, und wo man alsdenn Keinen ohne einen Paß vom Gaſſenmeiſter durchläßt. So trifft man auch in jeder einen umgitterten Platz mit mancherlei Feuerlöſchungsinſtrumenten, und dabei einen bedeckten Brunnen an.

Die Häuſer ſind, vermöge des Landesregulativs, nur von zwei Stockwerken, jedes nicht über anderthalb oder zwei Klaftern hoch, aus Tannenholz mit Leimen und Kalk erbaut. Von auſſen ſieht man die Hausthür und einige offene Schauben zur Bude oder Vorkammer, wo jeder ſeine Waaren feil hat, oder ſeine Kunſt und Manufaktur öffentlich treibt, wo denn jedesmal ein ſchwarzes kurzes Stück Leinwand von oben davor hängt, welches theils gegen Wind und Wetter, theils zum Zierrath, und auch manchmal zu einem Zeichen deſſen, was da zu haben iſt, dienen ſoll. Das Dach des Hauſes iſt flach erhaben, und beſteht aus platten, ſchwarzgebrannten und in Kalk gelegten Steinen, bei den gemeinen Leuten aber nur gar aus

Spä-

Spänen. Was das Inwendige der Häuſer betrifft, ſo ſind ſie zwar ſchön ausgeziert, jedoch ohne Tiſche, Stühle und dergleichen Möbeln; die Treppen, Handhaben und alles Holzwerk mit Firniß überzogen; der Fußboden mit hartgefüllten koſtbaren Matten belegt; und die Kammern alſo eingerichtet, daß ſie mit leichten Schiebern kleiner und größer gemacht und verſchloſſen werden können. Die Wände, ſo wie die Schieber, glänzen von dem ſchöngeblümten Gold und Silber farbigen Papier, womit ſie überzogen ſind, wiewohl man die Wände auch öfters bloß läſſet, und ſie mit Orangenfarbener Erde, die in der Oſakkiſchen Gegend gegraben, und wegen ihrer Schönheit weit verfahren wird, zu bekleiden. Uebrigens haben die Matten, Thüren und Schieber eine gleiche Größe, und halten eine Klafter in der Länge, und eine halbe in der Breite, ſo wie alle Kammern, ja die Häuſer ſelbſt nach der Größe, Beſchaffenheit und Maßen der Matten eingerichtet und erbaut ſind. Hinter dem Hauſe befindet ſich ein Tſubo, das iſt ein mit ſchönen Gewächſen, Klippen und ſonſtigen Zierrathen prahlendes Gärtchen, hinter dieſem gemeiniglich ein Badehaus, zur Reinigung des Leibes; auch wohl ein brandfreies, das iſt mit dicken Leimen und Kalk gegen die Macht der Flammen verkleibtes Häuschen oder Kammer, um bei entſtehender Feuersbrunſt ſein beſtes Vermögen und Hausgeräthe darin verbergen zu können.

Die Stadt und Bürgerſchaft wird von ihren Gaſſen-

und

und Bürgermeiſtern regiert, die jedoch wieder der Aufſicht und dem Oberbefehl zweier Gouvernörs unterworfen ſind, als welche auch den umliegenden Landſchaften, Flecken und Dörfern als Landvögte vorſtehen, und ein Jahr ums andre hier reſidiren, ſo daß bei Gegenwart des einen, ſich der andre bei ſeiner Familie in der Kaiſerlichen Reſidenz Jedo aufhalten muß. In den übrigen vier Kaiſerlichen Städten hat es gleiche Bewandtniß, nur mit dem Unterſchied, daß zu der Nagaſakiſchen Regierung drei Gouvernörs beſtimmt ſind, deren zwei daſelbſt gegenwärtig, und ein Jahr ums andre präſidiren, der dritte aber mit beſtändiger Abwechſelung ein Jahr am Hofe bei ſeiner Familie verweilen muß; in Miako müſſen die zwei Gouvernörs bei der Abwechſelung nur um das dritte Jahr bei Hofe erſcheinen, die zwei aber in Jedo verharren ſtets daſelbſt, und präſidiren ein Jahr ums andre. Die übrigen Ordnungen und Polizeianſtalten hat Oſakka mit den andern Städten gemein, und ſie werden bei Nagaſaki beſchrieben werden. In Anſehung der Nachtwachen, oder Abtheilung der Nachtſtunden hat Kämpfer nur dies beſondere angemerkt, daß ſelbige auf verſchiedene Weiſe angedeutet werden. Die erſte Stunde nemlich nach der Sonnen Untergang, mit der Trommel, die zweite mit einer Gumgum, (ein metallenes Inſtrument, einer überaus großen Schüſſel mit einem breiten Rande gleich, das im Anſchlagen einen weit tönenden Klang von ſich giebt) die dritte, zu Mitternacht, mit einer Klocke, die nicht geläutet, ſondern mit einem Holze

ge-

geſtoſſen wird; die vierte wiederum mit der Trommel, ſo wie die fünfte mit der Gumgum, und die ſechſte, als die letzte mit der aufgehenden Sonne, mit der Klocke.

Die Stadt Oſakka iſt ſehr volkreich. Man ſchätzt ſie 80000 wehrbare Männer ſtark, wenn man anders den pralenden Japanern glauben darf. (Eine ſolche Bevölkerung iſt, wie Hr. von Dohm hiebei richtig anmerkt, für Oſacka zu groß.) Sie treibt wegen ihrer vortheilhaften Lage den größeſten Handel zu Waſſer und zu Lande, daher ſie reiche Bürger, auch allerlei Künſtler und Manufakturiſten hat. Neben dem, daß man hier der großen Menge Volks ungeachtet, ſehr wohlfeil leben kann, iſt zugleich alles was zur Ueppigkeit und ſinnlichen Ergötzung dient, im Ueberfluß vorhanden, weshalb auch Oſacka bei den Japanern ein Schau- und Sammelplatz aller Luſtbarkeiten genannt wird. Sowohl öffentlich als in den Häuſern ſieht man täglich Schauſpiele; es ſtehen Marktſchreier und Gaukler aus, und wer nur etwas von Seltſamkeiten, als Mißgeburten, fremde oder in Künſten abgerichtete Thiere und dergleichen beſitzt, der findet ſich von andern Orten hier ein, und läßt für Geld ſeine Künſte und Raritäten ſehen. Da hier die müßigen Stunden mit ſo mancherlei Luſtbarkeiten vertrieben werden können, ſo iſts kein Wunder, daß die Stadt ein Aufenthalt vieler reichen, fremden, und reiſenden Perſonen iſt. Die weſtwärts wohnenden Landesherren, die hier zwar Häuſer und ihre Leute haben,

die ſie nach Jedo begleiten müſſen, dürfen ſich nicht über einen Tag und eine Nacht in der Stadt verweilen, und ſind auſſerdem noch gehalten, ihren Weg auſſer dem Geſichte des Kaſtells zu nehmen. Man trifft hier übrigens ein ſchlechtes und etwas moderichtes Trinkwaſſer, jedoch den allerbeſten Sacki im ganzen Reiche an, welcher in dem nahebei gelegenen Flecken Tenoſii gebrauet, und häufig an andere Oerter des Landes, auch von den Holländern und Sineſen auswärts geführt wird.

Die an der Oſtſeite, oder vielmehr am Nordoſtende der Stadt in der Fläche gelegene und in ihrem Umkreiſe die Weite von einer Stunde haltende Feſtung, die man, wenn man nach Miako reiſet, vorbeikommt, iſt vom Kaiſer Taiko ins Gevierte, und nach der Kriegsbaukunſt mit ſtarken Rondelen angelegt. Auſſer der in Fiugo hat ſie an Größe, Pracht und Stärke im ganzen Reiche ihres Gleichen nicht. Die Nordſeite ſchützt die von drei Strömen vereinigte Jedogava, welche da noch dazu über ihre natürliche Breite erweitert iſt, die Oſtſeite beſtreicht der in die Jedogava einfließende Strom Kaſiiwarigava, über welchen ein großer zum Schloß gehöriger Garten liegt; die Süd- und Weſtſeiten grenzen gegen das Ende der Stadt. Die auswendigen Graben haben eine ungemeine Breite, und bis ſieben Klafter Tiefe, aus welchen die Wälle mit hohen Mauern von groben Steinen aufgeführt, oben mit einer Reihe Tannen oder Zederbäumen zierlich bepflanzt, und mit ei-

nigen Stücken groben Geſchützes belegt ſind. Auſſer dem, daß Kämpfer in der Mitte zweier Seiten noch eine enge Pforte, und zu derſelben eine ſchmale hölzerne Brücke wahrgenommen, hat er ſelbſt von der weitern Beſchaffenheit dieſes Kaſtells nichts betrachten können, ſondern nur noch aus der Japaner Erzählung folgendes erfahren. Sobald man die erſte Feſtung betreten, findet man eine zweite von gleicher Bauart, und nach derſelben auch die dritte oder mittelſte, welche zum Zierrath mit gewöhnlichen Thürmen an ihren Ecken, ſonſt aber noch aus einem hohen, mit vielen Stockwerken beſtehenden Staatsthurm verſehen iſt, auf deſſen oberſtem Dache zwei große, anſtatt der Schuppen mit polirten güldnen Ubangs belegte Fiſche befindlich, davon man den Schimmer wegen ihres Glanzes in Fiongo ſoll ſehen können. Eben dieſer Thurm aber iſt ohngefähr um 1661 durch Feuersbrunſt in Aſche verwandelt worden. In der Pforte des zweiten Kaſtells iſt ein fünf Klaftern langer, und vier Klaftern breiter, alſo beinahe Kubikförmiger, polirter ſchwärzlicher Stein eingemauert zu ſehen, welcher wegen ſeiner Größe, ſeinem Gewicht, und wegen der Art, wie er dahin gekommen, für ein Wunder gehalten wird. Als nemlich der Kaiſer Taiko ſich die Entfernung, der in dem damaligen Koreiſchen Kriege beſchäftigten, und auſſer Landes geweſenen großen Reichsfürſten zu Nutz machte, und den Zeitpunkt in Acht nahm, zu ſeiner Sicherheit dieſe Feſtung anlegen zu laſſen, war's der Guvernör in Fiugo, den er befeh-

ligte,

ligte, die zu ſolchem Bau nöthigen großen Steine anzuſchaffen, und der alſo zugleich auch jenen von einer Inſel Initzma, fünf Meilen dieſſeits Tomu gelegen, mit ſechs zuſammen gefügten Barken gar mühſam hieher gebracht hat. Zur Bewahrung der Kaiſerlichen Schätze, und der jährlich aus den weſtlichen Provinzen kommenden Einkünfte, auch zu Verhütung eines Aufruhrs in denſelben, wird in dieſer Burg eine ſtarke Beſatzung gehalten, worüber zwei Hauptleute von den treueſten Lieblingen des Kaiſers das Kommando haben, und die alle drei Jahre mit einander wechſeln, dabei es merkwürdig iſt, daß ſobald der Abweſende von ſeiner abgelegten Verantwortung aus Jedo wieder ankommt, der andere, ohne dieſen zu ſprechen, unverzüglich wieder abreiſen, und die nöthigen Nachrichten in dem Schloßkomtoir ihm ſchriftlich nachlaſſen muß. In bürgerlichen und in Gouvernementsſachen der Stadt haben ſie zwar nichts zu ſagen, daß ſie jedoch einen nicht gemeinen Rang haben, iſt daraus abzunehmen, weil der vorige Großrichter in Miako, einer der größten Kaiſerlichen Bedienten, und gleichſam die rechte Hand des Kaiſers, von einer Hauptmannsſtelle zum Großrichter berufen worden.

Am Ende der Stadt am Schloßplatze lag das Haus des Gouvernörs.

Die Ufer beider Seiten des Oſackiſchen Hafens waren mit vielen neuen Dörfern und Vorſtädten ſeit wenig Jah-

ren vor Kämpfers Zeit bebauet, und die Stadt iſt durch zwei zu beiden Seiten des Fluſſes befindliche anſehnliche und ſtarke Wachthäuſer von den Vorſtädten abgeſchieden. Noch ehe die Holländer austreten durften, kamen ſie unter ſechs hölzernen ſchönen Brücken durch; und nun ſteigen ſie ein hohes mit ſteinernen Treppen aufgemauertes Ufer hinauf zur Stadt.

Oſakka liegt 13 Japaniſche Meilen, oder eine gute Tagereiſe von Miako, und nachdem man die ſogenannte Kiobas oder Miakoſche Brücke des erſten Stroms unter dem Schloſſe paſſirt, geht der Weg eine Meile durch ſumpfige Reisfelder über niedrige Dämme, welche ſich wegen des ungleich abfließenden Stroms, der ſtets zur linken Seite bleibt, in viele Krümmen herumziehen. Die zerſtreuten Häuſer der Oſakkiſchen Vorſtadt ſind auf einer halben Meile lang ebenfalls zur Linken. Einer von dieſen Dämmen iſt mit Tſadunille-Bäumen beſetzt, die ſo groß wie Eichbäume ſind, und wie dieſe, eine graue Rinde haben. Wegen der Jahrszeit (Kämpfer reiſete zu Ausgang des Februars) ſah man keine Blätter mehr daran, wohl aber noch einige gelbliche Früchte, aus welchen die Einwohner ein Oel zu preſſen wiſſen. An den Wegen und Feldern dieſer Gegend ſtehen viele Dörfer, ſo daß wenig daran fehlt, daß ſie nicht bis Miako in eine Straße zuſammenlaufen. — So beſchreibt Kämpfer Oſakka und die umliegende Gegend derſelben, aus welchem unſre Britten ihre ſehr magere Nachricht geſchöpft haben.

Thun-

Thunberg nennt ſie einen der berühmteſten Handelsplätze im Reiche, und eine von den fünf Reichsſtädten, die dem weltlichen Kaiſer gehört, und eine unglaublich große Zufuhr von allen Waaren aus allen Plätzen des Reichs hat, welche die Lebensmittel ungemein wohlfeil macht. Er ſagt ferner, daß ſich beſonders viel reiche Partikuliers hier niedergelaſſen, um ihre Renten in dieſer Stadt zu verzehren, da ſie der angenehmſte Aufenthalt im ganzen Reiche, und für Japan das iſt, was Paris für Europa. Er verſichert auch, auſſer Holland nie eine ſo angenehme Reiſe gemacht zu haben, wie von Oſacka nach Miako, in Rückſicht der Schönheit des Landes. Die Bevölkerung und der Anbau deſſelben überſtiegen alle Vorſtellung. So weit man ſehen konnte, war das Land auf beiden Seiten nichts als ein fruchtbares Feld, worin ſich ein Dorf immer ans andre anſchloß. Er beſtätigt alſo die Kämpferſchen Nachrichten, die er zum Theil wiederholt.

(3) Miako oder Kio, nordwärts im innern Lande, auf der Weſtſeite des Sees Oitz, am Fluß Kamogawa, der in den Jedogawa fließt: die Hauptſtadt des Reichs, und Reſidenz des Dairo, mit mehr als 1 Million Einwohner. — Die genaueſte Beſchreibung von Miako giebt uns wieder Kämpfer im 2 Th. S. 234 ꝛc. und 305 ꝛc. 339 ꝛc. 365 ꝛc. woraus die Britten die ihrige geſchöpft haben. Die neuſte giebt Thunberg S. 185 ꝛc. Dieſer Sitz des Japaniſchen Pabſtes verdient eine ausführ-

liche Beſchreibung, die wir ſo genau, als unſre Quellen verſtatten, hier mittheilen, und Kämpfern vorzüglich folgen wollen.

Kio oder Miako heißt auf Japaniſch eine Stadt; ſie wird wegen ihrer Fürtreflichkeit, da ſie eine Reſidenz des heilig gehaltenen Dairi, und daher des ganzen Reichs Hauptſtadt iſt, mit keinem andern, als dieſem allgemeinen Namen belegt. Sie liegt in der Provinz Jamatto in einem ebenen Felde, und erſtreckt ſich in der Länge von Nord nach Süd auf drei viertel, in der Breite aber von Oſt nach Weſt etwa auf eine halbe deutſche Meile. Sie iſt mit Buſchwerk und quellreichen Bergen umgeben, wie denn durch den ſüdlichen Theil der Stadt, an den die Berge am nächſten grenzen, und wo auch viele ſchöne Tempel, Klöſter und Kapellen ſtehen, ein dreifaches nicht gar tiefes Waſſer fließt, deſſen größter Arm aus der Oitzer See, die beidern andern aber aus den nördlichen Gebirgen entſpringen, und ſich gegen die Mitte der Stadt zu einem Fluſſe vereinigen, der daſelbſt mit einer großen 200 Schritt langen Brücke, Sanſio no faß genannt, belegt iſt, und von da ſeinen Lauf etwas weſtlich nimmt. An der Nordſeite reſidirt der Dairi mit ſeiner geiſtlichen Familie und Hofſtaat, in einem von der Bürgerſtadt mit Graben und Mauern abgeſonderten Städtchen, von zwölf oder dreizehn Gaſſen. Die Weſtſeite endigt ſich mit einer von Stein in Quadrat erbauten Burg oder Feſtung, welche

der

der Kaiſer Senſionokas zur Zeit des innerlichen Krieges zu ſeiner Sicherheit angelegt hat, und in welcher die jetzigen Kaiſer bei ihrer Hieherkunft ihren Aufenthalt zu nehmen pflegen. Nach dem abgezeichneten Grundriß hält jede Quadratſeite die Länge von 150 Jkins oder Klaftern, und iſt mit einem ausgemauerten tiefen Graben, und dieſer wieder mit einem breiten leeren Platze umgeben. Die Mitte prangt mit einem viereckigten hohen Thurme von vielen Stockwerken, und der Graben hat eine ſchmackhafte Art Karpen. Die Feſtung wird übrigens von einem Hauptmann mit einer nicht unbeträchtlichen Beſatzung bewohnt und bewacht.

Die Gaſſen in der Stadt fallen zwar ziemlich enge, ſie laufen jedoch ſchnurgerade nach Öſten und Süden hin. Ihre Länge iſt wegen dem Gewimmel der vielen Menſchen, und wegen dem daher erregten Staub nicht abzuſehen. Die bürgerlichen Häuſer ſind ſchmal, zwei Stockwerk hoch, von Holz, Leimen und Kalk nach gemeiner Landesart erbaut. Auf den aus Holzſpänen beſtehenden Dächern findet man öfters einen großen hölzernen, mit Waſſer angefüllten Behälter, nebſt vielen feuerlöſchenden Inſtrumenten, um ſich deren in der Noth bedienen zu können. Es iſt aber Miako gleichſam der Stapel aller Künſte, Manufakturen und Handels von Japan. Man ſieht wenig Häuſer, worin nicht etwas verkauft oder fabrizirt wird. Man raffinirt allhier Kupfer, prägt Münzen, hat Buch-

druckereien, webt die koſtbarſten mit Gold und Silber geblümten Stoffe, unterhält die rareſten Färbereien, macht künſtliches Schnitzwerk, muſikaliſche Inſtrumente, Gemälde, lakirte Kiſten und andre Geſchirre, die ſauberſte Arbeit in Gold und allerlei Metall, ſonderlich den beſten Stahl, und aus ſelbigem die ſchönſten Klingen und ander Gewehr. Die netteſten Kleidungen, allerhand Galanteriewaaren, künſtliche ſich ſelbſt bewegende Puppen, und Spielwerke werden hier gleichfalls verfertigt, und zu Kauf ausgeſetzt; kurz, es läſſet ſich kaum etwas erſinnen, oder von der kunſtreichſten ausländiſchen Arbeit vorweiſen, wozu ſich nicht ein Meiſter finden ſollte, der's nachmachte. Daher kommt's, daß die Miakoiſchen Manufakturen durchs ganze Reich berühmt ſind, und daß ſie andern weit vorgezogen werden, wenn's nur den Namen hat, daß ſie in Kio gemacht ſind, und wenn ſie auch noch ſo ſchlecht in der That ausfielen. In den Hauptſtraßen ſind wenige Häuſer, vor welchen man nicht etwas zu verkaufen hätte, ſo daß man ſich wundern muß, wo zu ſovielen Waaren und Krämereien die Käufer herkommen; dieſes ſoll indeß gewiß ſeyn, daß keiner durchreiſet, ohne davon entweder für ſich, oder für andre etwas einzuhandeln und mitzunehmen.

Der Großrichter, ein Mann von vieler Macht und Anſehn, reſidirt hieſelbſt. Er iſt der Oberbefehlshaber über die Bugjos, Schatzmeiſter, Gouvernörs und ſonſtige Bediente der Kaiſerlichen kleinen Städte und Provinzen

des

des weſtlichen Theils des Reichs. Selbſt die Landesherren aller weſtlichen Provinzen müſſen ihm nach den Augen ſehen, indem er bei vorfallenden Streitigkeiten und Aufruhr die Entſcheidung hat, und Frieden ſtiftet. Niemand kann auf der Reiſe nach Hofe durch die Kaiſerlichen Hauptpäſſe zu Array und Fackone kommen, ohne einen eigenhändigen Geleitsbrief von ihm vorzuweiſen.

Die Regierungsform und die bürgerliche Polizei iſt zu Miako die nemliche, wie zu Oſakka.

Ohne die Menſchen, die in der Burg, in den Städtchen des Dairi, und in ſo vielen Klöſtern wohnen, zählt man allhier 1,200000 Perſonen männlichen und 1,400000 weiblichen Geſchlechts, wie aus der Aratame, welche in Miako jährlich vorgenommen wird, zu erſehen iſt; ſo heißt eine Unterſuchung, wo jeder Bürger die Zahl ſeiner Hausgenoſſen, und zu welcher Sekte und Tempel ſie ſich halten, den dazu verordneten Kommiſſarien angeben muß. Bei der Aratame, die Kämpfer mittheilt, fanden ſich in Miako 52169 geiſtliche, und 477557 weltliche Perſonen, auſſer noch unzähligen Fremden, die täglich aus allen Theilen des Reichs hieher kämen, und auſſer dem Hofe des Dairi, von dem er auf keine Weiſe Nachrichten einziehen konnte.

Wenn man von Jedo zurückreiſet, ſo iſt der Flecken Zeangi der Anfang der Stadt Miako; dann kommt man

zu noch einem andern Flecken Awatagatſi, und ſo durch verſchiedene Vorſtädte über drei Flüſſe, davon der erſte 1500 Schritte, mehr oder etwas weniger von dem andern, und dieſer nur 100 Schritte von dem dritten abgelegen iſt, in die Stadt Miako ſelbſt, wo die Gaſſen zur Rechten und Linken unanſehnlich hinablaufen. Nach Weſten hin ſieht man den Schloßthurm.

Nach einer hergebrachten Gewohnheit iſt den vom Hofe zurückreiſenden Holländern am letzten Tage ihres Aufenthaltes in Miako die Beſichtigung der Herrlichkeit der im Abfall eines waldigten wilden Gebirges gelegenen Miakoſchen Tempel, als der größten, koſtbarſten und angenehmſten des ganzen Reichs, dergeſtalt freigegeben, daß ſelbiges ſogar niemals unterlaſſen werden darf, wenn ſie auch gleich keine Luſt dazu hätten. Zu denſelben müſſen ſie eine Straße wieder zurück, bis über die Brücke, von da eine Meile rechts, und bald darauf oſtwärts dem Gebirge, durch ſehr gleiche, ſaubere, luſtige, mit kleinen Häuſern, Buden, Kramläden und Werkſtätten beſetzte Gaſſen, wo eine lange breite Allee oder Platz, der noch in gleichem und ebenem Grunde und Boden der Stadt liegt, am Fuße des Berges noch über tauſend Schritte fortläuft. Durch dieſe gelangt man zu

1) Dem Kaiſerlichen fürtreflichen Tempel und Kloſter, Tſugannin oder vielmehr Tſchugannin (unten ſchreibt

Kämpfer Tſuwoin) zu der Sekte Sjodo gehörig. Es ſoll vor 800 Jahren geſtiftet ſeyn. Der Oſio, oder Abt des Kloſters hat ſeine Wohnung auf einem zwar unregelmäßigen, doch angenehmen, ſteilen und hervorſtehenden Hügel. Seine Kleidung beſteht in einem weiten violet oder purpurrothen Rock, ſamt einem Jedobuſche, nebſt einem zur Seite hangenden mit Gold erhaben geſtickten Bettelſacke. Das Thor iſt prächtig, groß, und mit einem erhabenen doppelten Dache, wie es hier zu Lande an den Schloßthürmen und Tempeln zu ſeyn pflegt. Zu Ende der mit kleinen Steinen und Grand gepflaſterten Allee, an deren Seite hohe Häuſer für die Tempelbedienten ſtehen, geht man weiter bald links bald rechts auf eine erhöhte, mit feinem Sand belegte, auch mit Bäumen und allerhand Geſträuchen beſetzte Ebene, und nach Paſſirung zweier mehr zur Pracht, als zum Gebrauch von Holz errichteter ſchöner Gebäude, tritt man einige ſaubere Treppen hinauf in ein großes, weites, und faſt gegen die Japaniſche Bauart erhöhtes hölzernes Haus, deſſen Vordertheil ebenfalls viel höher und ſchöner, als am Kaiſerlichen Schloſſe ſelbſt iſt. Die Gallerie iſt gefirnißt, die inwendigen Kammern mit feinen Matten belegt. In der Mitte des erſten äuſſern und großen Saals findet ſich eine Kapelle mit einem krausköpfigen von allerlei Auszierungen, lakirten Sachen und kleinen Götzen prangenden großen Götzenbilde, zu den beiden Seiten hingegen eine und andre kleinere Kapelle von minderm Aufputz und Anſehn. Von da geht

man zu zwei abgeſonderten Gemächern, wo der Kaiſer ſeinen Sitzplatz hat, und die um zwei Matten erhabner als die Vorkammer ſind; denn wenn der Kaiſer etwa hier paſſirt, ſo pflegt das Kloſter zu deſſen Reſidenz zu dienen, wie denn zu dem Ende ein beſondrer großer Pallaſt vorhanden iſt; durch zwei Thüren konnte man aus ſelbigen in die Kapelle ſehen. Zunächſt dieſen beiden Gemächern an dem Fuße des mit Buſchwerk beſetzten hohen Berges, welcher im Aufſteigen verſchiedne kleine anmüthige Tempel im Grünen verborgen hält, und über ein Klafter hoch regelmäßig mit Felsſteinen aufgeführt iſt, läuft ein ſchmaler Japaniſcher Luſt- oder Ziergarten her, ein enger, mit kleinem Flußſand oder Steinen belegter Platz, nemlich, in den die Kunſt durch gemachte kleine artige bewachſene Klippen, rare Steine, gehörig angebrachte Bäume, ſeine ſchon von Natur ordentliche Lage erhebt, wozu noch kommt, daß durch jene Klippen ein krumm und unordentlich laufendes flaches und mit verſchiednen ſteinernen Brücken zur Zierde verſehenes Waſſer, das eine wilde See in einem engen Raume vorſtellt, dem Geſicht ein Vergnügen verſchafft. Linker Seits durch ein Thor kommt man von hier in einen etwa dreißig Schritt am Berge höher gelegenen kleinen Götzentempel, in welchem die Namen der verſtorbenen Könige in einer geſchriebenen Tabelle aufgehoben und verwahrt werden: inwendig umher, ſo wie von vorne und zu beiden Seiten des Götzenſtandes ſind niedrige Stühle geſetzt, auf jedem derſelben liegen drei große

und

und ein kleines Stück von Handſchriften, als ein Formular zur Vorbitte für die Seele des Kaiſers Genioſin, deſſen Andenken in ſeinem Bildniſſe in einer Kapelle verehrt wird, ſo wie man in einer andern Kapelle auf dem Hügel des Berges linker Hand, hinter einem maleriſch in die Augen fallenden Garten, deſſen Aſche und Gebeine aufbewahrt. Einige mit groben Gitter bedeckte Almoſenkaſten zum Einwurf der Putjes, hat man vor den Tempel, und vor dieſe Kaſten einen kleinen erhabenen Stuhl zum Predigen hingeſetzt. Hierauf wird man über einen beſondern Platz in einen andern ſehr anſehnlichen auf dreißig Säulen, jede anderthalb Klaftern dick, ruhenden Tempel geführt, deſſen äußere Zierde vornemlich in den mit Steinen belegten gedoppelten Dächern beſteht, welche von dem Tempel und über die auswendige Gallerie weit hervorragen, mit viermal über einander erhabenen rothen Queerbalken, Pfoſten und Leiſten, auch vierfach unter einander herausliegenden Balken, deren Rand mit gelber Farbe angeſtrichen iſt. Inwendig iſt der Tempel mit Matten belegt, ſonſt aber bis unter's Dach leer, zur Rechten in einem Winkel ein großer, und zur Linken ein andrer Platz, in der Mitte aber eine Art von Kapelle, wo viele Götzenbilder in ſchwarzlakirten und zugemachten Behältern ſtehen; das mittelſte derſelben ſchien mit einer Decke behangen zu ſeyn, da vor iſt ein runder Spiegel, und ein mit Gitter bedeckter Almoſenkaſten angebracht. Von hier geht man in eine andere, von auſſen zwar ſchlechter ausſehende, von

innen

innen jedoch nicht minder zierliche Behauſung, in welcher man das mittlere Gemach zu einer Götzenverehrung beſtimmt und aufgeputzt, auch für die Holländer ein Traktement bereitet hatte, das aus Schanpignons, gebratenen Bohnen, Kuchen, Atſcharfrüchten, Wurzeln und Erdgewächſen, und einen Sackitrunk beſtand, und wobei ſie von ſechs Pfaffen bedient wurden. Die Pfaffen waren jung, ſtark, ſahen wohl aus, und ſchienen von keiner ſchlechten Erziehung zu ſeyn. Dieſes koſtbare *Kaiſerliche* Kloſter ſoll überhaupt noch 27 andere Tempel in ſeinem Umfang haben, welche kleinen Tempelgebäude Kämpfer nicht beſehen, der aber in ſeiner zweiten Reiſe noch einen großen Nebentempel von Holz anführt, der in allem auf ſieben mal acht hölzernen runden, faſt zwei *Klaftern* dicken Säulen (im Innern des Tempels waren deren fünf mal ſechs) ruhte; in deſſen Mitte ſtand eine kleine lakirte Kapelle mit Namanda und andern Zierrathen koſtbar ausgeputzt, nebſt noch andern geringern Götzenplätzen. Das ganze Gebäude hatte die Größe einer Europäiſchen Kirche. Vor den Götzen brannten aller Orten Lichter und Lampen. Bei der zweiten Reiſe ſtieg Kämpfer auch noch etwa 400 Schritte auf einen weitläuftigen Hügel zu einer ungeheuer großen Gum oder Glocke, die der, ſo ſich in Meskan von der zweiten Größe befindet, nichts nachzugeben, ſondern dieſe in Anſehung der Länge und Höhe vielmehr zu übertreffen ſchien, welche unſchickliche Höhe aber eben verurſachte, daß ſie auſſer aller Proporzion war; wegen des an-

derſelben hereinwärts gehenden Randes, anſtatt das unſere Glocken mit dem Rande auswärts gebogen ſind, mußte der Schall davon gleichſam erſticken. Man ſchlug ſie mit einem Baume an, der faſt noch gar nicht gebraucht, neu, und an die Glocke gebunden war. Ihre Dicke betrug ein Siakf, das iſt doppelt ſo viel, als mit dem Daumen und Zeigefinger abgeſpannt werden kann, welches aber bei den Japanern etwas kleiner, als bei uns, fällt: Ihre Länge 16 Siakf, d. i. 32 ſolche Spanne, und ihre Höhe 28 Siakf und 8 Sum, d. i. beinahe 57 ſolcher Spanne.

Ein anderes prächtiges Gebäude, das auf viermal vier Pfeilern ruht, ſtellte ſich bei der andern Pforte jenſeit des Abgangs des Berges und Kloſterplatzes den Augen dar. Zu beiden Seiten deſſelben iſt ein Nebenhaus, aus dem man hinauf ſteigen muß. Jenſeit ſteigt man erſt auf ohngefähr 20, dann auf zwei, und zuletzt auf drei ſteinernen Tritten in ein niedriges Buſchwerk herunter, das nach der Stadt hin liegt, und meiſtens mit Tempeln beſetzt iſt. Einige tauſend Schritte davon durch einen wilden Luſtwald liegt auf einem ebenen Platze

2) Der Tempel Gibon, oder der Blumentempel genannt. Dieſer iſt mit vielen, etwa dreißig bis vierzig (nach der zweiten Nachricht, mit 20 bis 30) kleine Mia oder Kapellen in regelmäßiger Form umgeben, auch an verſchiednen Orten mit Krambuden umher beſetzt, ſo wie

mit

mit durch Bäume artig eingefaßten Plätzen zum Pfeilſchießen verſehen, gleich als ob's nur zur Luſt der jungen Leuten ſeyn ſollte. Der Tempel an und für ſich macht ein langes enges Gebäude aus, wo der in der Mitte mit einer Gallerie abgeſonderte Ort, einen großen, und ihm zu den Seiten viele kleine Abgötter, nebſt andern Auszierungen in ſehr großer Menge in ſich hält; unter andern ſieht man ein gefirnißtes großes Jungfernbild, von ohngefähr zwei bis drei Klaftern lang, Teufel, Helden und dergleichen Figuren hin und wieder in nicht geringer Anzahl, ein Holländiſches Schiff, einige Säbel, und mehr ſolcher ungereimter Sachen durch einander. Eine halbe Meile von da, durch einen Bergweg Sji won Jaſacki, die Bettler und Hurengaſſe genannt, kommt man

3) Bei einem kleinen Tempel, Kuruma do genannt, vorbei, der in gleicher Reihe mit den andern Häuſern ſteht. Rechter Hand befand ſich ein kleiner Rauchalter zu Ehren des Amida und andrer Götzen, und gegen über, einige Schritte davon, noch ein ſolcher, doch etwas größer mit brennenden Lampen, linker Hand aber in einem geräumigen hölzernen Gitter eine große, ſechseckigte, mit ſchwarzem Flor behangene Laterne, welche ſich wie ein Rad umdrehen ließ, und dazu dienen ſollte, um zukünftige und unbekannte Dinge zu erfahren. Man ſagte, daß ein großes Götterbuch von der Religion darin beſchrieben läge, und wollte übrigens weiter nichts davon melden,

auſſer daß man nur verſicherte, daß es damit eine ganz wundervolle Beſchaffenheit habe. Nach dieſem paſſirte Kämpfer im weitern Aufſteigen einen anſehnlichen Thurm mit ſieben Stockwerken und fünf Umgängen, und kam endlich

4) Zu dem merkwürdigen Tempel Kiamitz oder Kiomitz. Erſt kommt man an den hohen Thurm von ſieben Dächern, in deſſen unterſtem einige Stufen von der Erde erhöhten Altar ein großer und einige kleine goldene Götzen ſtehen; ſodann etwas weiter nach dem Gebirge hin, zu dem Tempel ſelbſt, an einem ſteilen Abfalle des Berges gelegen, der die eine Seite unterſtützt, dagegen die andre Seite durch hohe bis auf die Tiefe des Grundes reichende Pfähle von neuntehalb Ikin verwahrt iſt. Hier war ein Gewimmel von Menſchen. In der Mitte des mit einem Gitter umſchloſſenen Platzes befindet ſich ein großer runder Spiegel, zwei Allmoſenkaſten, und einige Gumgum, die derjenige, der etwas in den Kaſten legt, mit dem daran hangenden dicken Stricke anzieht, und in den Ton bringt. Bei dem zweiten Beſuch ſah Kämpfer in dieſen Tempeln viele Bilder und Gemälde, worunter ſich eins, das eine große Schlacht, und ein anderes, das die Stadt Oſakka vorſtellte, beſonders auszeichneten. In einem andern Tempel oben auf dem Berge, über dem abfließenden Waſſer, ſtanden auſſer vielen andern Bildern auch ein Umba, oder eins von einem alten Weibe, nebſt einem Waſſerbehälter

umher, welches alles die ganze Gegend angenehmer machte. Ohnweit davon läuft eine ſteinerne Treppe von 85 (nach der zweiten Nachricht, über 100) Stufen hinab zu einem aus dem Gebirge entſtehenden Springbrunnen von drei Strahlen Otowan takki genannt, einem Waſſer, welches die Kraft haben ſoll, daß alle, die davon trinken, weiſe und klug werden. Kämpfer fand es ſehr klar, und im Geſchmack von allem übrigen Miakoſchen Waſſer gar nicht verſchieden. Man geht hier an einer an der Bergſeite auf- gemauerten Ebene einige in einer krummen Linie gebauten Kapellen und kleinere Tempel vorbei, bis zu noch einem in dieſen Bezirk gehörigen größern, ebenfalls ſenkrecht an der Seite des Berges heraufſtehenden Tempel von gleicher in- wendiger Beſchaffenheit mit den erſtern, und mit ſehr ſchö- ner Ausſicht. Die vornehmſten Götzen darin ſitzen mit zuſammengefaltenen Händen, ſo daß ſie mit dem Zeige- finger den Daumen berühren.

5) Der große Daibotstempel liegt nicht weit von der Heerſtraße nach Fitzimi entfernt, unweit davon iſt ein kleines Bordel, wo die Holländer bewirthet zu werden pfle- gen. Vor dem Vorhofe des Tempels befindet ſich ein auf einem runden Hügel aufgerichteter Grabſtein, des Kaiſers Taiko Ohrengrabmal genannt, weil dieſer, als er aus der mit den Jeſoern gehaltenen Schlacht zurück, und nach Hauſe gekommen, ſeine ihm dabei abgeſchnittenen oder ab- gehauenen Ohren daſelbſt begraben laſſen. Der Umfang

des

des Daibotstempels iſt auf einem an dem Wege gelegenen hohen Orte, der vorderſte Platz mit großen beinahe zwei Klafter im Quadrat haltenden, an der Gaſſenſeite rauh behauenen Steinen nach Verhältniß der Höhe beſchloſſen, auch mit einer auswärts unſichtbaren, inwendig aber offenen Gallerie von rothem Dachwerk umgeben, deren etwa drei Klaftern hohes Dach von jeder Seite auf 25 runden hölzernen Säulen der Länge nach, jedesmal drei neben einander in der Breite geſetzt, ruht. In der zweiten Nachricht ſchreibt Kämpfer, daß an jeder Seite 50 gegitterte Gefache ſind, deren jedes mit zwei und zwei Säulen beſchloſſen iſt: Zu beiden Seiten des Eingangs nemlich ſah man eine doppelte Reihe runder, hölzerner, und roth gefärbter Pfeiler, jede von 50, und alſo auf jeder Seite 100, das alſo, in ſofern es recht viereckigt wäre, 400 Pfeiler ausmachte. Ein ſchmales, mit hohen Pfeilern und zur Pracht mit einem doppelten Dachwerk verſehenes Gebäude macht die Pforte zum Eingang aus, wo zu beiden Seiten auf einem ein Klafter hohen Fußgeſtelle die vier Klafter hohe Statue eines ſchwarzen, dicken, nackten, und nur mit einem fliegenden Tuche umgürteten löwenmäßig gebildeten Helden zu ſehen iſt; jede derſelben hat ihre beſondere Bedeutung, und der Meiſter hat das Verhältniß der Theile ſehr wohl getroffen. In der zweiten Nachricht beſchreibt ſie Kämpfer etwas anders: Wenn man, ſagt er, auf 8 ſteinernen Tritten ins Thorhaus tritt, ſtehen zu beiden Seiten, ein halbes Klafter über dem Fuß-

boden in einem Gitter zwei fürchterlich ſchwarze, oder vielmehr feurig und dunkelroth ſchwarz geſtaltete Rieſen, Awun oder Jnjo, auch Niwo genannt; der zur Linken hat einen offenen Mund und Hand, der aber zur Rechten einen geſchloſſenen Mund und eingeſchlagene Hand, und hält zugleich halb hinterwärts einen Stab. Man denkt ſich hiebei ein Sinnbild von den zwei äuſſerſten in der Natur der Dinge gegründeten Wirkungen, den thuenden und leidenden, gebenden und nehmenden, öffnenden und ſchlieſſenden Himmel und Erde, Zeugung und Verweſung. Durch dieſes Portal kommt man auf einen ſchönen Platz, wo auſſer einem Waſſerbaſſin und dergleichen auf jeder Seite 16 ſteinerne Säulen mit Lampen zum Anzünden befindlich ſind. Gleich gegen dieſer Pforte über in der Mitte des Platzes ſteht das Gebäude des Tempels ſelbſt, ein Gebäude, das alle andere in der Stadt Miako an Höhe übertrifft, und das höchſte iſt, das Kämpfer in Japan gefunden. Es hat ein gedoppeltes Dach, und ruht auf achtmal zwölf oder 92 Pfeilern, wenn nämlich viere, die in der Mitte weniger ſind, davon abgezogen werden. Lange, unter das erſte Dach laufende ſchmale Thüren verſchaffen faſt überall einen Eingang. Jnwendig iſt alles, bis unter das äuſſerſte Dach offen, das von vielen wunderlich in einen gefügten und roth angeſtrichenen Balken befeſtigt wird: da wegen der Höhe kein Licht obenhin kommen kann, ſo iſt's daſelbſt ganz finſter. Der Fußboden des Tempels iſt wider die ſonſt gewöhnliche Manier mit Quaderſteinen belegt, die Pfeiler

hin-

Hingegen von Holz, aus verſchiednen Balken zuſammengefügt, drittehalb Klaftern dick, und wie alles übrige Holzwerk, roth gefärbt. Hier ſah man keine andre Zierrathen als ein durchaus vergoldetes Götzenbild von unglaublicher Größe, ſo daß ſich drei Matten in deſſen flache Hand hätten ausbreiten laſſen; es hatte lange Kuhohren, krauſe Haare, vor der Stirn einen nicht vergoldeten großen Flecken, und eine goldene Krone auf dem Haupte, welches durch das oberſte Fenſter über dem erſten Dach geſehen werden konnte; die Schultern waren bloß, Bruſt und Leib mit einem fliegenden Tuche geſchützt, die rechte Hand etwas erhaben, und die linke vor ſich offen: es ſaß auf Indianiſch in einer Tarateblume, die noch von einer andern von Gypsarbeit mit ihren Blättern von der Erde aufſtehend gemachten Blume umgeben war, beide über den ordentlichen Fußboden etwa zwei Klafter erhaben. Der Rücken war mit einem hohen länglich runden Blätterwerk in der Breite von vier Säulen bedeckt, und mit kleinern in einer Tarateblume ſitzenden Götzen von menſchlicher Figur beſetzt, das Götzenbild für ſich aber ſo breit, daß es von einer Säule bis zur andern, welches nach Kämpfers Ausmeſſung fünf Klaftern betrug, mit den Schultern rührte. Ein achteckigtes hölzernes Gitter umgab mit Inbegriff der Tarateblume ſeinen Sitzplatz, daher man in der Mitte vier Säulen weggelaſſen hatte. Eine andere nur mit einem Dache errichtete Pforte bringt hiernächſt in einen neben an zur Seite gelegenen Platz, wo man ein Gumgum, oder

eine Glocke nach hieſiger Landesart von wunderbarer Größe zeigte: ſie hängt in einem niedrigen hölzernen Thurm, iſt eine gute Spanne dick, und beinahe eine Beniosanpike tief, im Umkreis aber von 21 Fuß. Weiterhin auf demſelben Platze ſteht

6) Noch ein langes Tempelgebäude, der Quanwontempel. In deſſen Mitte ſitzt ein mit ohngefähr 46 Armen verſehenes großes Götzenbild, mit ſechs ſtehenden ſchwarzen Figuren von Helden in Mannesgröße umgeben. In der zweiten Nachricht ſagt Kämpfer, daß ihm zur Seite der büſſende Mönch Sjaka in einer ganz magern Geſtalt, und auſſer andern unbekännten Bildniſſen etliche Niwo nicht über Menſchengröße ſtanden. Auf zehn über oder nacheinander nach der Länge des Tempels erbauten hölzernen Stufen ſah man auf der einen und auf der andern Seite auf jeder Stufe 50, und alſo 500 auf dieſer, und eben ſo viel auf jener Seite, mithin überhaupt 1000 ganz vergoldete Quanwonsbilder, in Lebensgröße von einem Ende des Tempels bis zu dem andern, welche dermaßen geordnet waren, daß allemal auf jeder Seite die ganzen zehn Stufen durch fünf in gerader Linie auf einander paſſeten; jedes Bild hatte jedoch noch ſein beſonderes viereckigtes Fußgeſtelle. Ihre Anzahl belief ſich, die in der Mitten des Tempels befindlichen Bilder mitgerechnet, auf 1033, und wenn überdas noch die kleinen Puppen über den Häuptern und in den Händen aller Götzen-

tzenbilder dazu gezählt werden, ſo machen ſie, wie man ſagt, 33333 aus, daher auch der Tempel San mak, San ſiin, San biak, San ſju, San tai, das iſt 33333 Bildertempel genannt wird. Die hinterſten haben immer eine Kopfhöhe voraus. Jedem dieſer Senſiu Quanwoes ſtrahlte ein vergoldeter Kreis um ſein Haupt. Von den 20 auch mehr Händen, womit jedes verſehen war, befanden ſich ein Paar in der Richtung eines Betenden platt aneinander erhaben vor der Bruſt, zwei hielten rechts einen Dſiiſoſtab, und links einen dreizackigten Spieß, und die übrigen waren auch nicht ledig, ſondern hielten etwas, oder faßten ſich ſelbſt unter einander an. Nach der erſten Nachricht hielten ſie Hauben, Roſenkränze, Beile, und allerlei Arten von Inſtrumenten und Zierrathen. Längs dieſem Götzenchore iſt ein Gitter gezogen, auch laufen zwiſchen der erſten und innern Bilderreihe einige Gänge hindurch. Ueber dem Haupte des großen Götzen, das hinten ein ſtrahlender Zirkel bekrönt, ſitzen ſieben kleine, wovon der mittelſte kleiner als die andern, und deren Brüſte mit mancherlei Zeichen und zierenden Sachen behangen ſind. Auſſerhalb dieſem Tempel, hinten am Ende der erhabenen Allee, längs dem Gebäude, unterhielt ſich das Volk mit Pfeilſchießen; das Schießziel war 170 Schritte lang, und man findet es in den Japaniſchen Geſchichtbüchern als etwas merkwürdiges aufgezeichnet, daß hier mancher in Einem Tage etliche 1000 Pfeile verſchoſſen habe. —

So weit die Kämpfer'ſchen Nachrichten von dieſem Japaniſchen Rom und ſeinen Tempeln und Heiligthümern. Zu dieſen ſetzt Thunberg folgendes hinzu:

Nur in und um Miako, und ſonſt nirgends im Lande iſt Fuhrwerk gebräuchlich, welches niedrige Karren ſind, klein, und mit drei Rädern verſehen, nemlich mit zwei gewöhnlichen und einem nach vorne. Jedes Rad iſt aus einem einzigen Stücke Holz geſägt. Rings um den Rand iſt ein Seil oder etwas ähnliches gelegt, um das Abnutzen des Rades zu verhindern. Auf der Straße dürfen dieſe Karren, vor die man gewöhnlich Ochſen geſpannt hatte, nur an Einer Seite fahren.

In dem Fluſſe Miakos halten ſich eine große Menge Pelikane auf, die ſich auf den Fichten längs dem Wege Neſter bauen. Auf dem ganzen Wege durch alle Provinzen hat Thunberg unter dem Getreide und auf den Saatäckern auch nicht ein einziges Unkraut entdecken können. Unkraut und Zäune ſind in dieſem Lande gleich ſelten. Das Getreide wird in ſchmalen Beeten geſäet, die ungefähr einen Fuß breit, und durch einen, über einen Fuß breiten Rain von einander getrennt ſind. Iſt das Getreide eine halbe Elle hoch aufgeſchoſſen, ſo nimmt man die Erde von dem Raine weg, der dadurch zum Graben wird, und legt ſie rings um die junge Saat, welche auf dieſe Art neuen Dünger erhält. Vermittelſt dieſer mühſamen Arbeit

heit erhalten die Aecker hier zu Lande das Anſehn der Kohlbete. Sind ſie mit Reis beſäet, ſo wird Waſſer auf die Aecker geleitet, und der Reis dadurch unter Waſſer erhalten. Im Anfange des Aprils fängt der Landmann an, das Land umzugraben, das zum Reisacker beſtimmt iſt. Während der Landmann ſich hier mit Graben beſchäftigte, giengen immer ſchöne weiße Reiher hinter ihm her, welche die aufgegrabene Erde von den Maden reinigten, und ſehr zahm waren.

Der Dairi hat ſein Schloß in der Stadt, welches für ſich gleichſam eine eigne Stadt ausmacht, und mit Graben und Mauern umgeben iſt. Dieſe Reſidenz durfte aber nicht anders, als nur von weitem in Augenſchein genommen werden. Miako iſt nicht allein die älteſte Hauptſtadt des Reichs, ſondern auch die vornehmſte Handelsſtadt. Sie liegt ungefähr in der Mitte des Landes in einer Fläche ausgedehnt, und iſt gegen eine deutſche Meile lang, und eine halbe Meile breit. Hier haben ſich die anſehnlichſten Kaufleute, die beſten Künſtler und Handwerker niedergelaſſen, und es werden hier faſt alle Produkte und Waaren des Landes in Großem fabrizirt. Beſonders wird hier das Kupfer gereinigt und verarbeitet, und alle Münze des Landes geſchlagen. Auch kann man den Hof des Dairi als die einzige Akademie des Landes betrachten. Alle Bücher werden hier gedruckt.

In den Waſſerbehältern bei den Tempeln und Klöſtern unterhalten die Mönche zu ihrem Vergnügen ſchwarze Schildkröten, Teſtudo Japonica.

Unter den Tempeln nennt Thunberg den Daibuts-Tempel den größten und merkwürdigſten. Sein Fußboden war mit viereckigten Marmorſteinen belegt, welches er vorher noch nicht geſehn hatte. Das einzige, was dieſem prächtigen Gebäude fehlte, war hinlängliches Licht. Das Götzenbild Daibuds in der Mitte des Tempels konnte Schrecken und Ehrfurcht erwecken, erſteres wegen ſeiner Größe, die kaum ihres Gleichen hat, und letzteres wegen der Betrachtungen, die dabei entſtehen müſſen. Er war ſitzend auf einer Erhöhung, die ungefähr ein *Klafter* vom Fußboden betrug, und mit den Füßen kreuzweiſe vor ſich abgebildet. Die Ohren waren lang, das Haar kraus, die Schultern nackt, und der Körper mit einem Schleier bedeckt. Die rechte Hand hielt er in die Höhe, und die linke hatte er an den Magen gelegt. Die Größe des Bildes war ſo ungeheuer, daß die Dollmetſcher verſicherten, in der Handwurzel könnten ſechs Leute ganz bequem *auf* Japaniſche Art ſitzen. Dieſer Götze iſt eigentlich Indiſchen Urſprungs.

Dem Quanwontempel giebt Thunberg eine anſehnliche Länge, aber keine beträchtliche Höhe und Breite, dem Quanwon nur 36 Arme, um welchen ſechszehn Helden,

die

die etwas größer als die gewöhnliche Mannslänge waren, ſtanden, und ein beſonderes Zimmer für ſich hatten. Im übrigen trift er mit Kämpfern zuſammen, und iſt überhaupt ungleich kürzer, wie dieſer.

(4) Surunga oder Suruga, eine Kaiſerliche Provinzialſtadt. Sie heißt, nach Kämpfern 2 Th. S. 255. auch Syringa, bisweilen Sumpu, auch nach ihrem Kaſtel Futſju, gewöhnlich aber wird ſie nach der Provinz Suruga genannt. Sie iſt offen und ohne Pforten, hat übrigens ſehr breite, ebene, ſich kreuzende Gaſſen, und niedrige, neben den vielen Krambuden, mit Kramwaaren verſehene Häuſer. Man fabrizirt allhier von Papier bunte Stoffe zu Kleidern, auch von Binſen und geſpaltenem Rohr künſtlich gewirkte und geflochtene Sonnenhüte, Körbe, Schachteln, und allerlei feine und mit Firniß überzogene Sachen, und verkauft ſie für einen geringen Preis. Man ſchlägt, wie in Jedo und Miako, hieſelbſt auch Münzen, als Cobangs, oder längliche ovale platte Goldſtücke von 5 Dukaten, Obangs, die ſo viel als 10 Cobangs koſten, aber nur $9\frac{3}{4}$ das Gewicht halten, und Itzibos, oder länglichte viereckigte Goldſtücke von drittehalb Dukaten. Die Burg an der Nordſeite iſt ein Quadratgebäude mit Graben und hohen Wällen von Quaderſteinen aufgeführt, umgeben, vor wenigen Jahren vor Kämpfern aber ihres hohen weit ins Feld leuchtenden Thurms durch eine Feuersbrunſt beraubt worden, die,

wie

wie man ſagte, von einem auf dem oberſten Stockwerk von langer Zeit her gelegenen Haufen Taubenmiſt, der ſich durch die Brůtung entzůndet, entſtanden ſey. Da ſich ſolches oft und mehrmals zugetragen haben ſoll, ſo pflegt man die unbewohnten Oberfächer des Hauſes wider den Zuflug der Tauben zu verwahren. Es hatte auf gedachter Burg der älteſte Bruder des Kaiſers Tagto Kuni, natürlicher Sohn des hier reſidirten Kaiſers Gongin, nachdem er zuvor Landesherr dieſer Provinz geweſen war, *ſeine* Verbannung, weil er dem Bruder die Krone entreiſſen wollen, viele Jahre, und bis er durch einen Bauchſchnitt ſich ſelbſt das Leben geendigt, aushalten můſſen. Der Weg durch die Stadt betrågt eine Stunde. Die Jugend ſchien hier ſittſam und von guter Erziehung zu ſeyn, weil man von ihnen keine Tooſin bai bai, wie an andern Oertern nachſchreien hörte. Unſre Verfaſſer führen noch an, daß Suruga zwar itzt in Verfall ſey, aber doch ſein altes Můnzrecht noch habe. Thunberg hat ſie nicht.

(5) Jedo auf beiden Seiten des Fluſſes Tongawa, an einem untiefen ſumpfigen Meerbuſen, die erſte *unter* den fůnf Kaiſerlichen freien Handelsſtädten, die gröſte und vornehmſte Stadt des ganzen Reichs, und die Reſidenz des Kubo, wie auch der Sitz aller auswärtigen Erbfürſten-Familien. Die beſten und vollſtändigſten Nachrichten von derſelben giebt Kämpfer, aus dem unſre Britten geſchöpft haben, 2 Th. S. 271 ꝛc. 344 ꝛc. Wir

wollen

wollen dieſem fürtreflichen Beobachter folgen, und zu ſeinen Nachrichten die neuſten Thunberg'ſchen, der von S. 194 an davon handelt, wo ſie Zuſätze zu jenen enthalten, hinzufügen, wie wir oben bei der geiſtlichen Reſidenz Miako gethan haben.

Jedo liegt in der Provinz Muſaſi auf 35 Grad 52 (32) Minuten Norderbreite nach Kämpfers Wahrnehmung, in einer weiten unabſehlichen Ebene. Der ſich anſchließende fiſch- und muſchelreiche lange Seebuſen, dem Camacura und die Provinz Idſu zur Rechten, Kudſu und Awa zur Linken iſt, hat allhier einen ſumpfigen Grund, und iſt ſo untief, daß die Waarenbarken ein bis zwei Stunden vor der Stadt ausladen, und vor Anker liegen müſſen. Das hohle Ufer giebt der Stadt die Form eines halbes Mondes, und ſie hat, nach der Japaner Ausſage, in ihrer Länge ſieben, in der Breite fünf, und im Umkreis zwanzig Japaniſche Meilen. (Thunberg giebt dieſer großen Stadt, nach der Angabe der Japaner, 21 Meilen oder eben ſo viele Stunden, die er von einer Anhöhe in ihrem ganzen Umfange überſehen konnte.) Sie iſt gleich andern Städten mit keinen Mauern umgeben, wohl aber mit etlichen breiten Graben, nebſt hohen mit Bäumen bepflanzten Wällen durchſchnitten, wodurch man den Endzweck erreicht, daß große Feuersbrünſte gehemmt werden, und nicht weit um ſich greifen können; weil indeß dieſe Abſchnitte gegen der Burg über mit ſtarken Thoren verwahrt

wahrt ſind, ſo kanns auch ſeyn, daß die Befeſtigung vielleicht eine Abſicht mit iſt. Es fließen zwei groſe Flüſſe durch die Stadt, der eine von Norden, der andere von Oſten, der erſtere fällt in die Schloßgraben, und ergießt ſich von da durch verſchiedene andre Graben der Stadt in den Seebuſen.

Die vielen fremden ſowohl als einheimiſchen bürgerlichen und geiſtlichen Perſonen machen die Stadt ſehr volkreich; hiezu kommt noch die Menge der Kaiſerlichen Hofbedienten, und inſonderheit noch der Fürſtlichen großen Familien aus allen Ländern und Provinzen des ganzen Reichs, die ſich hier bei Hofe aufhalten, und wohnen müſſen, wiewohl die Herren ſelbſt für ihre Perſon nur ein halbes Jahr dableiben, die übrige Zeit hingegen in ihren Erbländern zubringen, und die Regierung ihrer Unterthanen beſorgen.

In Anſehung der Bauart hat Jedo ſehr wenig ordentliches, weil es allmählig ſo groß angebaut worden. So oft jedoch eine groſe Feuersbrunſt, die hier gar nichts ſeltenes iſt, Gelegenheit dazu giebt, werden die Quartiere mit ſchnurgleichen Kreuzſtraſſen von neuem wieder angelegt. Wie in andern Städten des Reichs, ſo ſind auch in Jedo die Häuſer klein und niedrig, aus Tannenholz und leimernen dünnen Wänden gemacht, inwendig mit papiernen Schauben und Fenſterſchaluſien, der Boden mit ausge-

ſtopf-

ſtopften feinen Binſenmatten belegt, die Dächer mit Tannenſchindeln gedeckt, und die ganze Maſchine gleichſam aus der brennbarſten Materie zuſammen gefügt, ſo daß ſie gar leicht Feuer fangen kann. Oben unter dem Dachgiebel hält man zwar faſt durchgängig ein Geſtell, das einen Zuber mit Waſſer nebſt ein Paar Beſprengekolben in ſich faßt, wohin man durch Hülfe einer von auſſen abhangenden Leiter bequem hinauf ſteigen kann; kaum aber iſt dies Mittel wider ein glimmendes ſchwülendes Feuer hinreichend, weil dadurch die Gewalt einer um ſich greifenden Glut ſich keinesweges dämpfen läßt, ſondern derſelben durch Niederreiſſen der nächſten noch unbeſchädigten Häuſer gewährt werden muß, wozu ſich alsdenn die Feuerkompagnie einfindet, welche Tag und Nacht in der Stadt umherzieht. — Vier Tage vor Kämpfers erſter Ankunft in Jedo waren 40 Straßen, und auf denſelben an 4000 Häuſer durch eine Feuersbrunſt in die Aſche gelegt, und bei ſeinem Daſeyn brach wieder ein Feuer aus, das doch mit Verluſt nur von einigen Häuſern gelöſcht wurde; bei einem andern Brande, der von Mordbrennern angelegt ſeyn ſollte, brannten in vier Stunden 25 ſehr breite Straßen und 600 Häuſer ab. Ein ſchreckliches Erdbeben, das ſo lange dauerte, als man ohngefähr 50 zählen kann, ereignete ſich auch um dieſe Zeit, und erſchütterte das Haus mit großem Krachen. Kämpfer wurde bei dieſer Gelegenheit überzeugt, daß es in einer phyſiſchen Nothwendigkeit gegründet ſey, wenn die Reichsgeſetze den niedrigen Bau der Häuſer gebieten,

und

und daß es nicht minder erfodert werde, daß man ſelbige von leichtem Holze, Wände, Brettern und Spänen mache, und daß ein unter dem Dache unterliegender ſchwerer Balke das ganze Gebäude durch ſein Gewicht zuſammen ſchließe, und an einander drücke, damit es durch eine Erſchütterung nicht einſinke. — Thunberg berichtet, daß man in allen Japaniſchen Städten ungemein viele Sorgfalt trägt, um Brand und andere Unglücksfälle zu verhüten. Auſſer den gewöhnlichen Nachtwächtern, deren in jeder Straße einer iſt, und welche zugleich die Stunden angeben, hat man noch eine Brandwache, die eine eiſerne Stange hinter ſich her ſchleppt, und an dem unangenehmen Laut erkannt wird, den dies hervorbringt. Am Ende jeder Straße iſt eine Treppe befindlich, wo die Wache hinaufſteigen muß, um zu ſehen, ob ſich Feuer entdecken läßt. An ſehr vielen Stellen ſind Feuerfeſte ſteinerne Packhäuſer errichtet, wohin bei Feuersnoth die Waaren gebracht werden. An den Mauern verſchiedener Häuſer ſind eiſerne Hacken eingeſchlagen, um naſſe Matten daran zu hängen, die das Feuer abhalten. Da die Häuſer ſehr leicht Feuer fangen, ſo iſt in Jedo ein Brand nichts ungewöhnliches; nur breitet er ſich niemals weit aus, ſondern wird bald gelöſcht. Bei Thunbergs Daſeyn kamen verſchiedne Feuer aus, die indeß ſehr bald gelöſcht wurden. Aber der Holländiſche Geſandte erzählte, daß im April 1772 eine ſchreckliche Feuersbrunſt ausgebrochen ſey, welche ſechs Meilen in die Länge, und drei Meilen in die Breite auſſerordent-

liche

liche Verwüſtungen angerichtet habe. Bei dieſer Gelegenheit brannte der Holländiſche Gaſthof ab, und die Holländer mußten am Ende ihre Zuflucht zu einem Tempel nehmen. —

Die überaus vielen Klöſter und Wohnungen der Pfaffen in der Stadt, welche die angenehmſte Lage haben, ſind mit einigen aufzuſteigenden Treppen angelegt, und nicht viel von den bürgerlichen Häuſern unterſchieden. Man findet dabei allemal entweder einen kleinen Nebentempel, oder doch ſtatt deſſen einen anſehnlichen, mit einem oder mehr Altären, und verſchiedenen Götzen ausgeſchmückten Saal. Auſſerdem giebts noch einige dem Amida, Sjacka, Quanwon und andern Götzen ganz beſonders gewidmete trefliche Tempelgebäude in allen Japaniſchen Sekten und Religionen, die aber von keiner andern Beſchaffenheit ſind, als die in Miako.

Daß man in Jedo nicht wenig Palläſte antreffe, läßt ſich nach dem großen Hofſtaat des Kaiſers ſowohl, als der vielen Landesfürſten leicht abnehmen. Es ſind ſelbige durch anſehnliche Pforten und Vorhöfe von den gemeinen Häuſern abgeſondert. Vor dem Eingang liegt eine gefirnißte Treppe von etlichen Stiegen. Die inwendige Abtheilung mit vielen Kammern iſt ſehr koſtbar. Sie ſind jedoch nur von Einem Stockwerk, und mit kleinen Thürmen geziert.

Ohngeachtet des Flors aller Künſte und Handwerke, des Handels und ſonſtiger Gewerbe, verurſacht die große Menge müßiger Hof- und Kloſterleute in allem mehr Theurung, als an irgend einem Orte des Reichs.

Die Stadtregierung iſt mit der Nagaſackiſchen und Oſackiſchen einerlei. Die Gaſſenrichter, Ottona, ſind über einzelne Straßen, die Bürgermeiſter über Quartiere, und zwei jährlich abwechſelnde Gouvernörs über die *ganze* Stadt geſetzt.

Das Kaiſerliche Schloß liegt im nördlichen Theile der Stadt, und hat in einer etwas ungleichen Rundung fünf Japaniſche Meilen im Umkreiſe. Es beſteht aus einer gedoppelten Vorburg, einer großen Feſtung, als der eigentlichen Reſidenz des Kaiſers, und zwei befeſtigten Nebenſchlöſſern, auch einigen großen Luſtgärten hinter der Reſidenz.

Die erſte und äuſſerſte Burg iſt mit Wällen, ausgemauerten Graben, und Pforten, und inwärts mit einer anſehnlichen Wache verſehen. Es befindet ſich nemlich zwiſchen den beiden ſtarken Pforten am Eingange eine kleine Wache, und auf dem erſten Burgplatze, ſobald man die zweite Pforte paſſirt iſt, rechter Hand, ein anſehnliches, mehr wie es ſcheint, zum Prunk, als zur Vertheidigung eingerichtetes Wachthaus, auswendig mit ſchönen Schanzkleidern, Büſchen und Piken, inwendig mit

ver-

vergoldeten Schauben, lakirten Röhren, Piken, Schild, Bogen und Pfeilfuttern behangen und ausgeputzt. Die Soldaten ſaßen niederhockend in guter Ordnung, und hatten über ihren ſchwarz ſeidenen Kleidern zwei Säbel hangen. Sie umgiebt den großen halben Theil der Kaiſerlichen Reſidenz, hat aber ſo viele Durchſchnitte, abgehende Graben und Wälle, daß Kämpfer den Grundriß davon ſo wenig ſelbſt entwerfen, als aus der Japaner ihren Planen abnehmen können. Man muß beim Eingang dieſer erſten Burg über eine große, mit meſſingenen Knöpfen gezierte Brücke, unter welcher ein großer mit vielen Fahrzeugen belegter Strom, nordwärts wie es ſcheint, um die Burg herabfließt. Auf dem großen Platze, den dieſe Burg einnimmt, haben die Landesfürſtlichen Familien ihre Wohnungen, welche Gaſſenweiſe angelegt, ſchön gebaut, und mit ſchweren Pforten an den Vorhöfen verwahrt ſind.

Die zweite und innere Burg, die von der erſten umſchloſſen wird, begreift einen kleinern Platz, und nur die Fronte der Kaiſerlichen Reſidenz, ſie iſt aber mit Wällen, Graben, Brücken und Pforten beſſer als die erſte, auch mit einer größern Wache beſetzt. Erſt kommt man über eine lange ſteinerne Brücke durch ein doppelt verſchloſſenes Bollwerk, darnach etwa 20 Schritt aufwärts durch eine krumme Gaſſe, die nach Beſchaffenheit des Erdreichs zu beiden Seiten eine unglaublich hohe Mauer umgiebt, bis

an die zur linken Hand am Ende dieſer Gaſſe unter der letzten Pforte der Reſidenz gelegene große Schildwache, die hundert Mannswache genannt. Die älteſten Reichsräthe, Gouvernörs, und einige der anſehnlichſten Landesherren wohnen hier in ſchönen Palläſten. Ueber einen viereckigten mit zwei prächtigen Pforten verſchloſſenen Platz, und zwar zu Ende der einen einige ſteinerne Tritte hinauf iſt

Die Kaiſerliche Reſidenz; dieſe liegt auf einem etwas erhöhten, jedoch ebenen Hügel, und wird von einem breiten mit Quaderſteinen aufgemauerten Graben umgeben, der vornehmlich an der Schloßſeite mit ungeheuer großen Werkſteinen in die Höhe etwas ſchräg aufgeführt, darhinter mit Erde gefüllt, und oben mit langen Gebäuden beſetzt, und mit gefachten thurmförmigen viereckigten Wachthäuſern befeſtigt iſt. An der Mauer ſelbſt ſind hervorſtehende ſteinerne Bollwerke nach den Regeln der Kriegsbaukunſt angebracht, beſagte Werkſteine aber nur über einander gelegt, und mit keinem Kalk oder ſonſt einer Klammer verbunden, weil man meint, daß ſie bei einem Erdbeben auf ſolche Weiſe der Bewegung und Erſchütterung eher nachgeben, und alſo das ganze Gemäuer unbeſchädigter erhalten könnten. Ein inwendig ſtehender, über alle andere Gebäude hervorragender viereckigter weißer Thurm, mit vielen Stockwerken, Prunkdächern und Zierrathen giebt dem Schloß das prächtigſte Anſehn, und auſſerdem ſind alle Gebäude mit gefachten, ausgebogenen, und zu

oberſt

oberſt und an den Enden mit Drachenköpfen gezierten Dächern koſtbar belegt.

Das zweite Schloß, oder vielmehr das erſte der Nebenſchlöſſer, iſt klein, und wie eine runde Zitadelle ohne äuſſerliche Pracht. Es hat nur ein Thor, wo man aus dem Reſidenzſchloſſe über eine hohe und lange Brücke hineingeht.

Das dritte Schloß, oder das zweite Nebenſchloß, liegt jenem zur Seite, und iſt von der nemlichen Beſchaffenheit. Beide werden von hohen aufgemauerten Wällen, auch tiefen und ſehr breiten Graben, wodurch der große Fluß geleitet iſt, umgeben, und wohl befeſtigt; und in beiden die vorhandenen Kaiſerlichen Prinzen und Prinzeßinnen erzogen.

Die verſchiedenen Luſt- Baum- und Blumengärten hinter der Reſidenz ſind auf einem erhöhten Felſen nach Japaniſcher Kunſt ſehr koſtbar angelegt. Ein bergigtes Wäldchen ſetzt ſelbigen Grenzen, worin man zweierlei Arten von Ahorn antrift, deren ſternförmige, aus dem Grünen ins Gelbe und Rothe ſpielende Blätter ſehr die Augen ergötzen. Die eine Art iſt mehr im Frühling, die andre gegen den Herbſt in der ſchönſten Farbe.

Die Reſidenz iſt nur von einem, aber ziemlich hohen Stockwerke, hingegen ſehr weitläuftig im Umfange, und hat viele ledige Gänge und räumliche, vermittelſt der

Aufzüge oder Schauben größer und kleiner zu machende Gemächer, die nach jener Eröfnung durch die nicht wenig daher entſtehende kleine Mittelplätze erleuchtet werden. Die vornehmſten dieſer Gemächer haben alle ihre eigne Namen. Sie ſind alle nach den ausgeſuchteſten Regeln der Baukunſt im Japaniſchen Geſchmack angelegt; die Decken, Balken und Säulen von Zedern, Kamfer- oder Jeſeriholz, das von Natur Blumen oder andre ſonderbare Figuren an ſich hat, daher auch in vielen Gemächern nur dünne mit Firniß überſtrichen, in andern aber mit einem Lack überzogen, oder mit Vögeln und Laubwerk künſtlich ausgeſchnitzt und verguldet wird. Die Zugthüre, Schirme und Wände ſind ſauber bemalt, oder bunt verguldet, und die Fußboden mit weißen, feinen am Rande mit Goldbändern eingefaßten Matten nach der Ordnung belegt; wie es denn in allen übrigen Fürſtlichen Palläſten im Reich eine ähnliche Beſchaffenheit hat. Es ſoll auch noch ein unterirdiſcher Saal oder Keller im Reſidenzſchloß vorhanden ſeyn, deſſen obere Decke aus einem platten, weiten, und mit Waſſer angefüllten Keſſel beſtehe, und dahin ſich der Kaiſer zur Zeit eines Donnerwetters zur Sicherheit verfüge, weil denn der Blitz in dem Waſſer verlöſchen könne. Noch hat man hier zwei vor Feuer und Raub wohl verwahrte, mit den Kaiſerlichen Schätzen angefüllte Magazine, deren Dächer von ſchwerem Kupfer, und die Thüren von ſtarkem Eiſen gemacht ſind. —

Thun-

Thunberg ſchreibt, daß der Kaiſerliche Pallaſt für ſich ſelbſt eine eigne Stadt ausmacht, und durch Waſſergraben, ſteinerne Mauern und Zugbrücken von der übrigen Stadt abgeſondert iſt, auch fünf Meilen im Umkreiſe haben ſoll. Der Pallaſt des Kaiſers iſt vom Pallaſt des Kronprinzen wieder durch breite Graben, große Mauern, Thore und Bollwerke getrennt. In der äußern ſehr großen Zitadelle befinden ſich große und ſchöne Häuſer, die den Landesfürſten, Reichsräthen und andern Geſchäftsleuten gehören. Am äußern Thore iſt eine ſtarke Wache, und die an den übrigen Thoren ſoll täglich an tauſend Mann ſtark ſeyn. Das Audienzzimmer beſtand aus drei Abtheilungen, von denen eine immer eine Stufe höher war, als die andere, und jede ungefähr zehn Schritt in die Länge betrug, ſo daß der Geſandte faſt dreißig Schritte vom Kaiſer entfernt blieb. Der Kaiſer ſteht während der Audienz, und der Kronprinz zu ſeiner Rechten. Zur Rechten dieſes Zimmers iſt ein Saal, deſſen Boden mit tauſend Matten belegt iſt, woher er der Tauſendmattenſaal heißt. Er iſt ungefähr drei tauſend Ellen lang, und fünfzehn hundert Ellen breit, und es verſammlen ſich darin bei feierlichen Gelegenheiten die vornehmſten Geſchäftsmänner, Räthe und Fürſten. Die übrigen Zimmer hatten keine Mobilien; der Boden war mit großen und ganz weißen Fußmatten belegt, und die Leiſten und Thüren lackirt, und ſehr ſchön verguldet. —

Unſre Brittiſchen Erdbeſchreiber merken noch an, daß

faſt jede Straße in Jedo von einem Kanal durchſchnitten iſt, deſſen Ufer mit Baumreihen bepflanzt ſind, welche Kanäle der Stadt beides, zur Zierde, und zum Nutzen in Feuersbrünſten gereichen; ferner daß von der Hauptbrücke in Jedo, Niponbas genannt, an, die man zum allgemeinen Standpunkt angenommen, alle Landſtraßen ausgemeſſen, und die Meilen bezeichnet ſind. Uebrigens haben ſie ihre Beſchreibung aus Kämpfern geſchöpft.

(6) Giſima.

(7) Nanbu, ganz oben im Nordoſten.

Dieſe ſieben Städte führt Hr. Hofrath Gatterer auf der großen Inſel Nipon an. Zu ihnen ſetzen wir noch folgende aus Kämpfern und Thunberg, die in einer ausführlichern Erdbeſchreibung nicht wohl übergangen werden dürfen, und fangen in Weſten wieder an mit

(8) Simonoſeki. Sie liegt unter dem 34 Grad der Polhöhe, an einem berühmten Seehafen unter einem Gebirge auf der Provinz Nagatto, welches die weſtlichſte des feſten Landes, oder der großen Inſel Nipon iſt, woſelbſt das Meer, wegen dem angrenzenden Lande Kjusiu, in einer Enge von einer Japaniſchen Meile getrieben wird. Sie beſteht aus vier bis fünf hundert Häuſern, die in einer ſehr langen, und einigen kurzen Queer- oder Nebengaſſen bebauet ſind. Man findet hier viele Krambuden, worin

die

die täglich aus Weſt und Oſten ankommenden Schiffe ihre mancherlei Nothdurft und Lebensmittel haben können, die ſich in dem allgemeinen Hafen hieſelbſt vor Anker legen. Auch giebt es hier viele künſtliche Steinarbeiter, welche aus grauen und ſchwarzen, in den angelegenen Gebirgen gebrochenen Serpentinſteinen, Schreibzeuge, Schachteln und dergleichen, von mannigfaltigen Arten und Figuren zu verfertigen wiſſen. Hier iſt auch der durch ganz Japan berühmte Amadais-Tempel. Kämpfer wurde zu demſelben durch 24 rauhe ſteinerne Treppen hinangeführt. Zuerſt ſah er drei kleine von Holz erbaute Tempel, und dann linker Hand den Amadais-Tempel ſelbſt. Der Vorſaal deſſelben war mit ſchwarzem Flore, nach Art ihres Schauſpielhauſes, und in der Mitte mit einer Decke von ſilbernem Gewebe bezogen. Hier ſtand auf einem Altar der ertrunkene Kaiſerliche Prinz, dick, fett, und mit ſchwarzen langen Haaren gebildet, vor dem die Japaner ihr Haupt bis zur Erde herunterneigen, zu deſſen beiden Seiten aber zwei Figuren in Lebensgröße in ſchwarzer, und am Kaiſerlichen Hofe des Dairi üblicher Kleidung, die Perſonen vom Kaiſerlichen Geblüte vorſtellten; der Pfaffe zündete eine Lampe an, und hielt ſodann von der ganzen tragiſchen Geſchichte eine Rede, während dem er in einem Nebenſaale einige auf vergoldeten Tafeln abgemalte Figuren der übrigen Perſonen zeigte, deren er in ſeiner Rede erwähnte. Feke oder Fege, ſo erzählen die Japaner, ein tapferer Kaiſer und Kriegsheld, hatte viele Jahre lang blutige

Kriege geführt; zuletzt war er unglücklich, und wurde von ſeinem Feinde Gige aus ſeiner Reſidenz Oſakka nach Fijungo verjagt, ja auch dieſe Feſtung mußte er hernachmals räumen, und ſein Leben einbüſſen. In dieſer Lage der Sachen verſuchte die Pflegemutter mit des Kaiſers hinterlaſſenem damaligen ſiebenjährigen Sohn über die See zu entwiſchen; ſie kam bis an dieſen Ort, wo ſie der feindlichen Nachfolge nicht mehr entrinnen konnte; ſie umfaßte alſo ihren Prinzen mit dem herzhafteſten und großmüthigſten Entſchluſſe, der bei der Japaniſchen Nazion nicht ungewöhnlich iſt, und ſtürzte ſich mit ihm in die wilde See. Man ſagt auch, daß Fege, als er ſeinen bevorſtehenden Untergang geſehen, zehn mit Silber und Gold beladene Barken nach Sina überſandt hätte, wo man auch ſeines Namens Gedächtniß einen Tempel erbaut, welches dem unglücklichen Prinzen zu Simonoſeki ebenfalls geſchehen, dem man einen Tempel, Amadais genannt, aufgeführt hat. — Hiernächſt führte man Kämpfern in das offene, ſchöne Audienzzimmer des Kloſters, wo der Prior erſchien, der, wie die übrigen Pfaffen, einen ſchwarzen Florrock an, aber als Zeichen ſeiner Würde einen weißen ſilbernen Gürtel von der rechten Schulter zur linken Seite herabhangen, und über der linken Schulter vorne und hinten einen vierkantigen Lappen von ſelbigem Stof hatte. Noch iſt hier ein anderer Tempel des vergötterten Fatzima, der der erſte Einwohner und Stifter des Städtchens geweſen ſeyn ſoll. Wenn man von Simonoſeki nach Oſakka abſchifft, müſſen

unzäh-

unzählig viele Inſeln, deren einige mit Hafen und Dörfern verſehen, und bis zu ihren Spitzen angebaut, andre aber ganz unfruchtbar und unbewohnt ſind, bald zur rechten, bald zur linken Hand umfahren werden. — So beſchreibt Kämpfer 2 Th. S. 214. dieſen Ort. Thunberg S. 177. bemerkt, daß Simonoſeki zwar nicht der Sitz eines Fürſten, noch weniger eine der größten Städte des Landes ſey, indeß macht die Lage dieſer Stadt, und ihr ungemein berühmter Hafen ſie ſehr bedeutend. In dem letztern ſieht man oft über 2 bis 300 größere oder kleinere Fahrzeuge vor Anker. Mehrentheils laufen hier alle die ein, die von den weſtlichen Küſten des Reichs zu den öſtlichen, oder umgekehrt, reiſen, und entweder hier Waaren ausladen, oder gegen Sturm und widrigen Wind hier einen ſichern Hafen ſuchen. Daher iſt die Stadt ſehr lebhaft, und volkreich. Es gab darin auch viele Mädchenhäuſer. Am Strande wird hier ein Ulva geſammelt, die über Feuer zu einem ganz feinen Puder gedörrt, und mit gekochtem Reis gegeſſen, oder mit der Miſo-Suppe vermiſcht wird. Gegen den Schnupfen, den man ſich hier zu Lande durch den Wechſel der Wärme und des kalten Windes ſehr leicht zuziehen kann, gebrauchen die Japaner ſehr feinen, beinahe dem Spaniſchen ähnlichen Schnupftobak, den die Sineſen in kleinen, grünen und durchſichtigen Glaßflaſchen einführen. Die Japaner machen aus Weitzen- und Buchweitzenmehl Fäden, die bis zu zwei Klaftern lang ſind, und, zuſammen gerollt, unter dem

Namen Laxa und Sabakiri überall im ganzen Lande nach dem Gewichte verkauft werden. Man miſcht ſie in Suppe, oder auch mit Lauch, Spaniſchem Pfeffer, Soja ꝛc. Reis iſt hier vorzüglich ausgeſucht.

(9) Takaſango oder Takaſanni ein offenes, mit vielen Bäumen bepflanztes, und aus mehr denn 400 Häuſern beſtehendes Städtchen, wodurch ein tiefer Strom fließt, ſieben Meilen von Muru. Das Land gewinnt hieſelbſt eine ebene Fläche, welche ſich 10 (7) Meilen Nordwärts ins Land zieht, und das Ufer 5 Meilen bis Akaſi begleitet. Es iſt dieſer Ort wegen der feinen Catabres oder Frauenröcke, die aus Hanf mit vieler Kunſt verfertigt werden, berühmt. Dahinter liegt ein ſchönes Kaſtell, davon nur zwei Seiten mit ihren weißen Mauern hervorleuchten, weil's inwendig und rund herum mit hohen Bäumen beſetzt iſt. Jede Mauer hat in der Mitte und an beiden Enden einen viereckigten hohen Thurm von drei Stockwerken zur Zierde. In der Mitte des Kaſtells iſt das Palais des reſidirenden Bugio vom Fürſten von Farima, deſſen Einkommen man nur auf 20 Mankoff, und ſein Gebiet halb ſo groß wie Fiſen ſchätzt. Zu beiden Seiten der Stadt längs einem bebaueten Ufer ſtehen verſchiedne große Dörfer, in welchen man ſich von der Fiſcherei und vom Salzmachen ernährt.

Eine auf der rechten Hand annahende lange Inſel,

auf

auf deren Ufer man Dörfer und Tempel ſieht, verurſacht hier eine enge Fahrt auf anderthalb Waſſermeilen. Selbige und verſchiedne andere kleine Inſeln waren vorzeiten den Bauern zur Kultur angewieſen worden, um ſie frei mit ihren Nachkommen zu beſitzen, auſſer nur daß ſie ihrem Vogt, Amtmann oder Droſten eine jährliche Verehrung reichen ſollten; ſie ſind auch daher ſo reich, daß einige 20 bis 30 Kaſten Goldes beſitzen, wornach man hier zu Lande den Reichthum zu beſtimmen pflegt.

(10) Fjogo oder Finongi, eine Stadt und Hafen an der Spitze der Provinz Setz, wo ein Damm oder ſandiger breiter Landſtrich von den Bergen Summa ſüdoſtwärts eine halbe deutſche Meile in die offene See ſtreift, wodurch der Hafen vor derſelben geſchützt wird. Nicht die Natur, ſondern der Kaiſer Fecki oder Fege hat dieſen Damm durch Menſchenhände angelegt, und mit Häuſern und Aeckern wohnbar gemacht, um dadurch zu ſeiner und des Landes Sicherheit den Hafen zu formiren. Es ſoll dies Werk unbeſchreibliche Arbeit, und vieler Menſchen Leben gekoſtet haben, bevor man der Gewalt der wüthenden See widerſtehen, und zu einer Vollkommenheit gelangen können. Auſſer den öftern Beſchädigungen, die der Damm erlitten, iſt er zweimal von Grund auf weggeſpühlt worden, und er ſoll nicht eher von Dauer geweſen ſeyn, bis ein gewiſſer großmüthiger Japaner, nach dem Beiſpiel des Römiſchen Kurtius, ſich da einſenken laſſen, wodurch der Seegott

beſänftigt und verſöhnt worden. Der Meerbuſen ſelbſt iſt gegen Oſten offen, und von dem auf einige deutſche Meilen dagegen liegenden Lande Setz, gegen Mittag aber durch den genannten Damm vor der großen See gedeckt. Weil dieſer Hafen der letzte zwiſchen Simonoſeki und Oſacka, und alſo für die Schiffleute höchſt nöthig und bequem iſt, ſo liegen oftmals an 300 beladene Barken darin. Die Stadt Fiogo iſt ohne Kaſtell, und faſt ſo groß, wie Nagaſacki, auch obwohl nicht ſo breit, doch länger, weil ſie ſo zu ſagen den ganzen zirkelförmigen Umkreis des Hafens einnimmt. Die Häuſer, die einem von auſſen gleich in die Augen fallen, ſind ſchlecht und klein, die andern aber zierlicher und größer, und ziehen ſich zu den hintern, mit Bäumen beſetzten Hügeln hinauf, wornach ein rauhes, erzreiches Gebirge folgt, das Gold liefern ſoll. So ſchreibt Kämpfer 2 Th. S. 221. — Thunberg S. 182. ſchreibt, daß Fiogo ohngefähr zehn Meilen, oder dreizehn Seemeilen von Oſacka, der Bucht gleiches Namens gerade gegenüber liege; im übrigen ſtimmt er mit Kämpfern überein.

(11) Jodo, ein kleines und berühmtes Städtchen, das ſowohl von auſſen umher, als von innen mit Flüſſen verſehen iſt. Die Vorſtadt macht eine Gaſſe aus, durch welche man über eine anſehnliche hölzerne 400 Schritte lange Brücke, Jodo Obas genannt, die auf 40 Bogen ruht, und oben eben ſo viele, mit metallenen Knöpfen gezierte Geländer hat, in die Stadt ſelbſt kommt, die

mit

mit einem einfachen und wohlbewachten Thore verſehen iſt. Sie hat eine angenehme Lage, ziemliche Häuſer, wenige kreuzweiſe theils nach Oſten, theils nach Süden laufende, und regelmäßig ſich ſchneidende Gaſſen, und viele Künſtler und Handwerker zu Einwohnern. Auf dem Strom ſteht eine Waſſermühle. Das an der Weſtſeite der Stadt liegende Schloß iſt in der Mitte des breiten Fluſſes mit groben Steinen prächtig aufgeführt, und an den Ecken und in der Mitte der äuſſern Mauern nach inländiſcher Baukunſt mit gefachten weißen Thürmen geziert, wodurch es herrlich ins Auge fällt. Die mit Graben und aufgemauerten Wällen befeſtigte Vorburg erſtreckt ſich weit bis an die Stadt. Der Fürſt dieſes Landes, Fondai Siono, reſidirt daſelbſt. Im Ausreiſen aus Jodo kommt man wieder über eine 200 Schritte lange, und auf 20 Bogen ruhende Brücke durch eine Vorſtadt, die ſich mit einem Wachthauſe endigt. Kämpfer S. 230 f.

(12) Der Flecken oder das offene Städtchen Udſji iſt durch ganz Japan berühmt, weil's den beſten Thee zeugt, auch ſelbigen an den Kaiſerlichen Hof jährlich liefern muß. Kämpfer S. 231.

(13) Fuſimi oder Fuſjimi gleichfalls ein offenes Städtchen, das aus wenigen breiten, und theils langen Gaſſen beſteht, deren einige nach den zur rechten Hand liegenden bebuſchten Hügeln zu laufen. Durchhin und vor-

bei

bei fließen einige zertheilte Arme des vorhin benannten Stroms. Die Mittel- und Hauptſtraße von Fuſimi reicht bis an die Straßen der Stadt Miako, und iſt mit dieſen dergeſtalt vereinigt, daß ſie nicht ſonderlich von einander unterſchieden, ſondern Fuſimi für eine Vorſtadt von Miako um ſo mehr angeſehn werden könnte, weil dieſe Japaniſche Hauptſtadt mit keinen ſtarken Mauern und Wällen umgeben, ſondern auf einem platten Felde ganz offen liegt. An dem bebuſchten Gebirge liegen viele Tempel. Das Land in dieſer Gegend iſt fruchtbar, und größtentheils Reisfelder, es wird mit ſchwarzen Ochſen gepflügt, die ſo ſchlecht und mager ſie ſcheinen, doch ſehr dauerhaft ſeyn ſollen. Die wilden Enten waren hier ſo zahm, daß ſie vor keinen Menſchen aufflogen, und große weiße Reiher, Schwanen, und einige Störche ſuchten an ſumpfigten Oertern ihre Nahrung. Kämpfer S. 231.

(14) Jabunoſta, ein Dorf, das von der Menge Bambus, der in der Gegend wächſt, ſeinen Namen hat. Man zieht hier ſehr viel, und den allerbeſten Toback. Die Einwohner ſind daher reiche Leute. Auf etliche Schüſſe von der Heerſtraße ab liegt ein Kloſter Muro tadai Mioſin mit einer fürtreflichen am Wege erbauten großen Pforte, und ein wenig weiter hin ein Quanwontempel, mit einem großen verguldeten Dſiſoo in einem ſechseckigten Hauſe. Kämpfer S. 239.

(15) Oſiwacki, ein Flecken, der aus einer langen Straße von 400 Häuſern beſteht, die von Kleinſchmieden, Kunſtdrehern, Bildſchnitzern, Gewichtmachern, Drathziehern, vorzüglich aber von Malern, auch Bilder- und Götzenkrämern bewohnt werden. Man ſieht zur Rechten einen hohen mit Schnee bedeckten Berg Otawa no Jamma, auch von hier einen gebahnten Weg nach Fuſimi abgehen. Kämpfer S. 239.

(16) Ootz oder Oitz, (bei Thunberg S. 187. Oits) das erſte Städtchen der Provinz Omi, auf dem Wege von Miako, beſteht in einer langen, ellenbogenweiſe durchgehenden Mittel- und verſchiednen Queergaſſen, zuſammen aus etwa 1000 kleinen Bauer- und Bürgerhäuſern, worunter es jedoch anſehnliche Wirthshäuſer giebt, die an leichtfertigen Weibsperſonen keinen Mangel haben. Es gehört unter die Domainen des Kaiſers, der's durch einen Schatzmeiſter regieren läßt. Es liegt an dem Ufer einer ſüßen See, welche die Ootzer See genannt wird, die von einem Erdbeben, wobei das Land verſunken, und mit Waſſer erfüllt worden, entſtanden ſeyn ſoll, und wovon zugleich der Berg Fuſi Jamma ſoll höher geworden ſeyn. Die Breite der See hat nicht viel auf ſich, ihre Länge aber erſtreckt ſich 40 bis 50 (nach Thunberg nur 14) Japaniſche Meilen nordwärts bis in die Provinz Conga, von da die nach Miako beſtimmten Waaren bis hieher zu Schiffe gebracht werden. Sie iſt ſehr fiſchreich, und liefert delikate Lachſe,

Karpen, Kahlköpfe und mehr andere Gattungen, und wilde Enten ſchwimmen wie eine Wolke darauf herum. Es gehen von hier zwei Ströme aus, deren einer durch Miako, der andre durch Jodo und Oſacka ins Meer fließt. Zur linken Hand nach Jedo zu liegt an dieſer See ein hoher, mit Bäumen bewachſner, anmuthiger und berühmter Berg, Je ſan oder Fie ſan, das iſt, Schönberg, der in ſeinem Umkreis 3000 Tempel, und viele Dörfer, folglich eine große Menge Pfaffen und Bauern halten ſoll, und der den Miakoſchen Bürgern bei innerlichen Kriegen ſtets zu einer Zuflucht, und ſichern Burg gedient, wiewohl ihn nachgehends der Wütherich Nobunanga überſtiegen, und überwältigt, Pfaffen und Bauern grauſam erwürget, und die Gebäude verbrannt und verheert hat. Hinter dieſem Berge, etwa zwei Meilen vom Wege, zeigte ſich ein, längs der Oitzer See weit fortſtreichendes, langes Gebirge voller Schnee, Firanotacki genannt. Kämpfer S. 240.

(17) Oſiedſje oder Sjeſji, ein ſchönes Städtchen, und die Reſidenz des Landesherrn von Facatta, zu beiden Seiten der Thore mit niedrigen doch artigen Wällen eingeſchloſſen, die Gaſſen nach Oſt und Süd gerade angelegt, die Häuſer weiß angeſtrichen, und das an der Nordſeite halb mit der See und halb mit der Stadt umgebene Schloß anſehnlich, groß, und nach inländiſcher Art mit hohen, viereckigten vielen Dächern und Thürmen geziert. Unweit des Schloſſes iſt ein großer Tempel des Gottes Umano

Gon-

Gongin, und bald darauf die Pforte, wo das landesherrliche Wachthaus iſt, das auf einem vorhangenden ſchwarzen Schanzkleide das Wappen zeigte. Inſofern es das felſigte oder ſandigte Erdreich nicht verhindert, iſt die Landſtraße von hier bis Jedo an beiden Seiten mit Tannenbäumen beſetzt, und in einer richtigen Abmeſſung von Meile zu Meile in der Mitte eines runden Mannes hohen Hügels ein Baum gepflanzt, wobei ein Reiſender die Entfernung des Orts erkennen kann.

Eine halbe Meile von dieſer Reſidenz iſt ein nach der Länge des Weges gelegenes Dorf Tſitta, oder Tſiitto, auch Sjetta genannt; aus der angrenzenden Oitzer See floß queerdurch der Jodoſche Strom, der hier den Namen Jocatta gawa bekömmt, und deſſen Mund oder Anfang eine gedoppelte hölzerne Brücke bedeckt, da ihre mit Geländern, und dieſe mit meſſingenen Knöpfen verſehene Theile auf einer kleinen Inſel zuſammen ſtoßen, wovon der eine 40, der andere 300 Schritte in der Länge hat. Sie iſt die größte Brücke dieſes Landes, und durch ganz Japan berühmt. Sie heißt von dem Dorfe Tſettanofas, oder die Brücke von Tſetta. Kämpfer S. 241.

(18) Kuſatz oder Kuſatzu, ein Städtchen, (nach Thunberg S. 187. ein Dorf) hat über 500 Häuſer, die mehrentheils längs der Landſtraße erbaut ſind. In dieſer Gegend wächſt die Art Bambusrohr, die man Fatſiku

 nennt,

nennt, aus deſſen Wurzeln die Handſtöcke gemacht, und unter dem Namen Rottang nach Europa gebracht werden. Nur gewiſſe, mit einer landesherrlichen Erlaubniß verſehene Leute des Orts dürfen ſie graben, und damit handeln. Da dieſe Wurzeln ſehr tief liegen, und weit nachgeſucht werden müſſen, folglich die Pflanze gar leicht verdorben werden kann, ſo pflegt der Landesherr das Graben auf einige Jahre zu verbieten, wo die Stöcke alsdenn ſehr theuer, ſonſt aber gar wohlfeil ſind. Man gräbt dieſe Wurzeln zwar auch in andern Provinzen, ſie fallen aber kürzer, und weniger brauchbar aus. Die Behandlung, um die Stöcke daraus zu machen, beſteht darin, daß ſie oben und unten von den ſchadhaften Theilen nach einer ſchicklichen Länge abgekürzt, von den kleinen Sproſſen oder Nebenwurzeln, womit die Knöpfe oder Glieder häufig umgeben ſind, mit einem ſubtilen Meſſer befreit, dann durch Hülfe des Feuers da, wo ſie in die Krümme gewachſen, gleich gerichtet, und wohl geſäubert werden. Kämpfer S. 242.

(19) Minoki, ein längs der Heerſtraße zerſtreutes Dorf von verſchiednen Theilen, welches aber auch mit andern kleinen Dörfern oder Gaſſen, jede von einem beſondern Namen, an einander hängt, iſt wegen eines da erfundenen heilſamen Arzneipulvers, Wadſuſan genannt, berühmt, das nirgend anders gemacht werden kann, und wider mancherlei Leibesgebrechen, inſonderheit wider die hier zu Lande eingeriſſene Art von Kolik gebraucht wird.

Der

Der Gott Jakuſi (der Arzneigott der Japaner) der's ſeinem Erfinder geoffenbart haben ſoll, hat hier eine koſtbare Kapelle. Kämpfer S. 243.

(20) Minakutz, ein Städtchen, das drei ſehr lange und krumme Gaſſen, und dabei eine niedrige Burg ohne Wall und Graben hat. Aus Binſen und geſpaltenem Rohr werden hier feine Hüte, Mäntel und Körbe verfertigt. Kämpfer S. 244.

(21) Dſutſika, ein rauhes Gebirge, um welches der Boden unfruchtbar, und hin und wieder mit Torferde vermengt iſt. Dem ungeachtet trifft man in demſelben verſchiedne kleine ſchlechte Dörfer an, die aber meiſtens bei den Vorbeireiſenden ihre Nahrung ſuchen. Gleich als auf einer Windeltreppe ſtieg man das Gebirge hinunter, durch eine jähe Kluft, aus welcher breite ſteinerne Tritte zu einem neben gelegenen, hohen, darum ſehr merkwürdigen Berge abgiengen, weil er den Schiffern ſo zu ſagen zu einem Barometer dient, indem ſie die auf ſeiner Spitze aufſteigende, und verhaltene Dünſte und Wolken zu einem Zeichen der bevorſtehenden Witterung annehmen, und ihre Fahrten darnach anſtellen. Am Wege im Gebirge ſtehen mehrere Kapellen. Kämpfer S. 244.

(22) Sekinoſiſo (bei Thunb. S. 188. Seki, und eine Stadt der Landſchaft Iſi) ein Flecken von etwa 400 Häu-

 ſern,

ſern, in welchem faſt durchgängig aus geſchabtem Schilfrohr eine große Menge Fackeln, Schuhe, Hüte und andre Sachen gemacht werden, womit die Kinder auf den Straßen hauſiren gehen. Kämpfer S. 245. Thunberg a. a. O. bemerkt noch, daß in den unzähligen Dörfern der Landſchaft Iſi die auf die Straßen hinausgebauten heimlichen Gemächer einen unerträglichen Geſtank machen, und ſchreibt dieſen abſcheulichen Ausdünſtungen die rothen Augen der meiſten Einwohner zu.

(23) Jokaitz, (bei Thunberg S. 188. Jokaits) eine ziemlich große Stadt, von mehr denn tauſend Häuſern. Sie liegt an dem Buſen des Südmeeres, und hat viele und gute Herbergen, worin die Fremden nach Wunſch ihre Bewirthung finden, daher auch die Einwohner fürnemlich hiervon, und von der Fiſcherei ihre Nahrung haben. Kämpfer S. 246.

(24) Kuwana, Kfama, oder Quano (bei Thunberg S. 188. Kwana), eine große, und die erſte Stadt der Provinz Owari, an einem Hafen, oder Einbruch der See gelegen. Sie beſteht aus drei Theilen, oder abgeſonderten, obwohl an einander hangenden Städten, die im Durchzug bis ans Ende nicht unter drei Viertelſtunden Zeit erfoderten. Die erſte und letzte iſt mit niedrigen, aber hoch aufgemauerten Wällen und Graben umgeben, auch mit guten Thoren und Wachten verſehen; die mittlere

lere hingegen hat gar keine Wälle, ſie wird aber, da die ganze Gegend niedrig, und voller Flüſſe und Quellen iſt, mit Waſſer beſchloſſen; wie denn ebenfalls an der Südſeite der letztern eine große Burg oder Feſtung, worauf der Matzindairo Jedſo Cami reſidirt, im Waſſer liegt, deren mit Schießlöchern durchbrochene Mauern mit einem ſchönen Dache bedeckt, und mit Blockhäuſern in einer kurzen Entfernung von einander durchgebauet ſind. Sie nimmt einen weiten viereckigten Platz ein, zieht ſich aber an der Oſtſeite in die Runde. Durch zwei Brücken wird ſie mit der Stadt vereinigt, von der ſie auſſer dem durch einen aufgemauerten tiefen Graben geſchieden iſt. Die übrigen Seiten hält die See im Beſchluſſe. Aus dem Mittelpunkt der Feſtung ragt ein hoher, weißer, viereckigter Thurm mit verſchiednen auf Japaniſche Weiſe verfertigten Dächern hervor, welches ihr ein gutes Anſehen giebt. Es hat ſelbige der Kaiſer Genjoiin erbauen laſſen, und zu einem Ort der Gefangenſchaft für ſeine Gemahlinn, gegen welche er, ſo wie gegen das ganze weibliche Geſchlecht, einen Widerwillen hatte, beſtimmt, wo denn auch dieſe unſchuldig Verbannete, ſamt ihrer Pflegemutter, ihr Leben beſchlieſſen müſſen. Kämpfer S. 247. Thunberg a. a. O. ſagt, daß Kwana ſtark befeſtigt ſey, und zu den reichſten und vornehmſten Städten des Landes gehöre.

(25) Mijah, (bei Thunberg S. 188. Mia) eine Stadt, die keine Wälle, ſondern nur im Ein- und Aus-

gange ſchlechte Graben hat. Sie iſt volkreich, auch ziemlich groß, doch nicht wie Quano, und beſteht beinahe aus 2000 Häuſern. Zur Rechten ſteht ein viereckigter, wie ein Schloß erbauter Pallaſt, zur Wohnung für den Kaiſer ſowohl, als für die durchreiſenden Landesherren. Die Gaſſen haben, ſoweit es die Beſchaffenheit des Orts zuläßt, eine kreuzweiſe Lage. Eine derſelben erſtreckt ſich mit einer Reihe Häuſer auf zwei Meilen von der Stadt weg, bis zur Stadt Nagaga, der Reſidenz des Landesherrn dieſer Provinz, eines anſehnlichen Prinzen vom Kaiſerlichen Geblüt, deſſen Schloß daſelbſt für das dritte der größten und ſtärkſten im Reiche gehalten wird. Die Gegend um Mijah iſt eben, fruchtbar, und wohl bebauet. In der Stadt iſt ein kleiner Sintoiſcher Tempel. Atzta, Tempel von drei Säbeln genannt, worin drei Wunderſäbel als ein Heiligthum aufbewahrt werden, die vor undenklichen Zeiten von den Halbgöttern in ihren Kriegen gebraucht, und aus dem Tempel Isje, wo ſie bisher geweſen, herübergebracht worden. In einem andern Tempel Fackin, Acht Säbel Tempel genannt, werden acht Säbel alter Helden als Heiligthümer bewahrt. Kämpfer S. 248. Der Hafen, ſchreibt Thunberg, wird immer ſeichter, je näher man der Stadt kommt, und die kleinen Boten müſſen am Ende von Menſchen durch den Schlamm fortgezogen werden. Ungeachtet des elenden Hafens lag hier doch eine beträchtliche Menge Fahrzeuge vor Anker.

(26) Arimatſj, ein Dorf von 100 Häuſern, woſelbſt man bunte baumwollene Kleider auf den Kauf macht. Kämpfer S. 249.

(27) Okaſacki, eine anſehnliche Stadt, und der Sitz des Landesherrn dieſer Provinz. Man zählt darin 1500 meiſtentheils wohlgebaute Häuſer. Sie wird von einer ſehr artigen Hecke von Bambus, an einigen Orten auch von Wällen umgeben. Das Schloß liegt an der Südſeite der Stadt an einem Hügel, wo es, dem Anſchein nach, eine dreifache Mauer hat, übrigens aber mit Graben, und über einen niedrigen Wall aufgeführten weißen Mauern, auch mit viereckigten ſteinernen Wacht- oder Schießhäuſern befeſtigt iſt. Südwärts thut ſich der hohe Reſidenzthurm prächtig hervor. Die aus etwa 200 Feuerſtätten beſtehende Vorſtadt wird von einem großen, zwar breiten, und waſſerreichen, jedoch nicht tiefen, und unſchiffbaren, nach der Stadt benanntem Strome queer durchſchnitten, welcher von Nordweſt aus den nächſten Bergen mit ſchnellem Laufe ſüdwärts nach der See zu ſtürzt. Die darüber von Holz ſtark und prächtig erbaute Brücke iſt, wie die Japaner (und Thunberg S. 189.) ſagen, 158 Klaftern, nach der Abmeſſung von Kämpfer's Bedienten aber 350 Schritte lang. Kämpfer S. 249. Nach Thunberg ſoll ſie 300000 Reichsthaler gekoſtet haben.

(28) Joſiida (bei Thunberg S. 189. Joſida), eine auf einer Anhöhe gelegene Stadt, die nur des äuſſern Anſehens halber mit Pforten und mit weniger Mannſchaft beſetzten Wachthäuſern verſehen iſt. Sie begreift in einer langen und einigen wenigen kurzen Nebengaſſen etwa tauſend mit dürftigen Bürgern bewohnte ſchlechte Häuſer in ſich. In den beiden längs der Landſtraße erbauten Vorſtädten zählt man, in der vordern 100 und in der hintern 250 Häuſer. Drei Theile des an der Nordoſtſeite liegenden Schloſſes ſind mit Graben und Wällen, der vierte aber durch den vorbeifließenden Strom befeſtigt, die hohen, weißen und zierlichen Mauren hingegen ohne Wehr und Schießthürme, weil überhaupt das Schloß nur zu einem Aufenthalt der durchreiſenden großen Herren angelegt worden. Man macht und verkauft hier viel Schmiedearbeit. Kämpfer S. 251.

(29) Array, ein offenes Städtchen ganz nahe an der offenbaren See, an der Enge eines kleinen Hafens oder Meerbuſens, beſteht aus etwa 400 Häuſern. Hier wird die Bagage aller Reiſenden, inſonderheit der Landesherren, von dazu beſtellten Kaiſerlichen Kommiſſarien unterſucht, um zu verhindern, daß nicht irgend ein Frauenzimmer der Landesherren, noch einiges Gewehr und Waffen ſich durchſchleiche, und mit übergeführt werde. Denn erſtere müſſen als Pfänder der Treue in der Kaiſerlichen Reſidenz bleiben, und Gewehr und Waffen läßt man aus

dem

dem Grunde nicht paſſiren, damit nichts gegen den Kaiſer unternommen werden könne, und alle Gelegenheit zum Aufruhr abgeſchnitten ſey. Kämpfer S. 251.

(30) Ojingava oder Ujingawa (bei Thunberg S. 190. Oygawa) ein großer und berühmter Fluß, der von den nächſten Gebirgen ſo ſchnell wie ein Pfeil ſich herab, und nach einer halben Meile von dem Flecken Canaja in die See ſtürzt. So unmöglich es iſt, ihn bei hohem Waſſer durchzuwaten, ſo gefährlich iſt's bei trockenem Wetter wegen der Gewalt des Waſſers, und der vielen ſich von den Bergen herabwälzenden großen Steine, weshalb denn auch des Grundes kundige Leute beſtellt ſind, welche Menſchen und Pferde für einen gewiſſen Preis durchführen, und mit ihrem Leben ſchlechterdings dafür haften müſſen, daß niemand verunglücke. Der Preis iſt nach der Tiefe und Höhe des Waſſers beſtimmt. Den Japaniſchen Schriftſtellern und Dichtern giebt dieſer ſehr berühmte Fluß wegen ſeiner Beſchaffenheit und Eigenſchaften zu mancherlei Anſpielungen Gelegenheit. Kämpfer S. 254.

(31) Jeſira oder Jſiri, ein ſchlechter aber angenehm liegender Flecken, 3 Meilen von Suruga, ohnweit dem Meerbuſen, der Totomina genannt wird; in einer langen und krummen Gaſſe ſind einige hundert Häuſer, und unter dieſen ziemlich gute Herbergen. Es iſt dieſer Ort

von

von einem tiefen Fluſſe durchſchnitten, auf welchen man das berühmte Jeſernholz, das die Härte des Eiſens hat, herab zur See, und ſodann durch ganz Japan verführt. Nicht weit hievon bei einem Dorfe iſt ein Hafen, worin die Kaiſerlichen Kriegesbarken ſtille liegen, die im Nothfall zu deſſen Beſchützung dienen müſſen. An eben dem Ufer etwas weiter hin auf einem hohen Berge liegt eine von den Japanern für unüberwindlich gehaltene Feſtung, Kuno oder Kono genannt, die in vorigen Zeiten zur Bewahrung der Kaiſerlichen Schätze erbaut worden, die aber jetzt in Jedo bleiben. An den in dieſer Gegend im ſüdſüdweſtlich gelegenen Gebirge Kono befindlichen Gold- und Silberminen arbeitete man zu Kämpfers Zeit gar nicht. Kämpfer S. 256.

(32) Okitz ein Städtchen aus 200 Häuſern, unter einem Tannenwalde gelegen; wo aus dem Sande am Ufer, nachdem er öfters mit Seewaſſer beſprützt worden, ein gutes Salz geſotten wird, ſo wie man ſich überhaupt in den folgenden unter dem Gebirge am Ufer des Seehafens befindlichen Dörfern bis Cambura wenig vom Ackerbau, wohl aber und am meiſten mit Salzmachen nährt, dabei denn zugleich das Weibsvolk auch ſeine Geſchäfte hat. So verfertigt man hier auch ein berühmtes Pflaſter von Tannenholz aus dem erwehnten Walde, und verkauft es bei kleinen in Rinde oder Schilfblättern eingewickelten Stücken. Aus der Gaſſe des Dorfs kann man auf einer

ſtei-

ſteinernen Treppe den Berg hinauf ſteigen, und daſelbſt den Tempel Kiro Miſiira in einer angenehmen Lage betrachten, der wegen verſchiedener Fabeln berühmt iſt. Kämpfer S. 257.

(33) Judſi, Fuſji oder Fuſi Jamma, ein berühmter Berg, der wie der Pik auf Teneriffa von unglaublicher Höhe iſt, ſo daß die umherliegenden Berge gegen ihn nur niedrige Hügel zu ſeyn ſcheinen, daher er auch viele Meilen weit zum Wegweiſer dient. Seine Figur iſt kegelförmig, gleich und anſehnlich, ſo daß man ihn billig für den ſchönſten Berg der Welt ausgeben kann, wiewohl er von Gras und Pflanzen überhaupt entblößt, und die meiſte Zeit faſt ganz mit einem weißen Schneemantel bedeckt iſt, der wenigſtens auch auf der obern Spitze bleibt, wenn gleich die Sommerhitze allmählig vieles davon wegnimmt, Nach dem Bericht derer, die ihn beſtiegen, hat er auf ſeiner Höhe auf einem hohlen hügelichten Platze eine mit Waſſer erfüllte Tiefe, woraus vor Alters Flamme und Feuer mit der Aſche geflogen, und wodurch endlich das Kegelförmige entſtanden. Da der Wind oben niemals ſtille, ſondern in ſteter Bewegung iſt, weshalb man auch aus Andacht hinaufſteigt, um dem Aeolus ein Opfer zu bringen, ſo ſtellt der beſtändige Schneeſtaub einen wirklichen Rauch vor. Man braucht 3 Tage um hinauf, hingegen nur 3 Stunden, um wieder herunter zu kommen, da man im letztern Falle einen Schilf- oder

Stroh-

Strohkorb zu Hülfe nimmt, den man unter die Hüfte bindet, und damit zur Sommerszeit im Sande, des Winters aber im Schnee herabglitſcht. Die Jammabos oder Bergpfaffen machen hier einen Orden des Aeolus aus, und die Japaniſchen Dichter und Maler wiſſen die Schönheit des Berges nicht genug zu rühmen und vorzuſtellen. Kämpfer S. 259. — Nach dem Bericht der Japaner ſoll er vom Fuß bis zur Spitze ſechs Meilen hoch ſeyn. Thunberg S. 190.

(34) Togitz ein Flecken, der gemeiniglich mit dem Namen des Gebirges, worin er liegt, Fackone genennt wird. Sowohl die Lage als verſchiedene andere Umſtände, vornehmlich die angrenzende mittelländiſche Bergſee, machen dieſen Ort merkwürdig. Der Flecken an ſich beſteht aus etwa 250 ſchlechten Häuſern, meiſt in einer langen, bogenweis gekrümmten Gaſſe, am Südoſtufer der gedachten, auf ſo hohen Gebirge gleichſam in der Luft gelegenen See, welche jedoch, da ſie noch von andern rauhen Bergen umgeben und beſchloſſen wird, nicht überlaufen und austreten kann. Die Breite derſelben iſt von Oſten bis Weſten eine kleine halbe, und von Süden bis Norden eine große Japaniſche Meile. (Thunberg S. 192. ſchreibt, daß er ungefähr eine Meile lang, und eine Viertelmeile breit iſt.) Unweit dem Norduſer ſoll ein goldreiches Erz gegraben werden. Am Oſtufer ſteht der ſpitz zulaufende hohe Berg Fitango Jamma, und an deſ-

ſen

ſen Fuſſe das Dorf Motto Fackone, zwiſchen welchem und dem Flecken Togitz die Inſel Dſoo oder Sſiio liegt. Wegen der bergigten rauhen Ufer läßt ſich eben dieſe See nicht wohl umgehen, ſondern man fährt mit kleinen Kähnen wo man hin will. Es werden darin verſchiedene Arten von Fiſchen gefangen, worunter nur Lachſe und Strömlinge genennt werden konnten. Die Entſtehung derſelben wurde für ganz gewiß einem Erdbeben zugeſchrieben, wodurch vor Alters dieſer Ort eingeſunken; als einen Beweis davon führt man die unermeßlichen Suggi oder Zedernſtämme an, welche ſich in dem tiefen Grunde von ungemeiner Dicke häufig befinden, und die auf Erfodern und Gutfinden des Landesherrn von Tauchern losgehoben und herausgebracht werden. Man trift auſſerdem keinen Ort in Japan an, wo dieſer Art Bäume ſo hoch, gerade, und ſchön, und in einer ſolchen Menge wachſen, als hier. Da es weder Fliegen noch Mücken hier giebt, ſo wird man des Sommers in ſeiner Ruhe nicht viel geſtört, des Winters hingegen fällt der Aufenthalt eben nicht ſo gar bequem, denn die Luft iſt ſo kalt, ſchwer, dunſtig und ungeſund, daß es ein Fremder ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit nicht wohl lange aushalten kann. Zu Ende des Fleckens befindet ſich eine Kaiſerliche Wache, die keinen Reiſenden mit Gewehr oder Frauensperſonen durchläßt, und noch weit mehr bedeutet, auch ſtärker iſt, als die vorige, weil dieſer Ort gleichſam den Schlüſſel von Jedo abgiebt, und die Weſtländer nicht

vor-

vorbei, und nebenher gehen können. Das an einer ſehr engen Paſſage ſtehende Wachthaus iſt vorn und hinten mit Staketen und ſtarken Thoren verſehen, und zur Rechten mit ſteilen Bergklippen, zur Linken von der See natürlich befeſtigt. Unter dem Waſſer dieſes Sees ſoll der Kerker oder das Fegefeuer der unter ſieben Jahren verſtorbenen Kinder seyn, wo ſie bis zu ihrer Erlöſung büſſen müſſen. Durch einen merkwürdigen Waſſerfall ſtürzt das Waſſer aus dieſer See durch Felslöcher des Berges *Fitango* an drei verſchiedenen Oertern heraus, das ſich nebſt andern von der Seite herkommenden Bächen bald hernach zu einem waſſerreichen Fluſſe vereinigt, der theils neben, theils unter dem Wege in einer ſchrecklichen Tiefe durch das enge Thal mit großem Geräuſche hinab zur See *fließt*. Kämpfer S. 262 f. Am Fackonie-Berge ſammelte Thunberg eine Menge ſeltener Pflanzen, die oben bei den Produkten ſchon angeführt ſind.

(35) Odowara, eine ſehr angenehme, und nahe an der See gelegene Stadt. Schon an dem vorbeirauſchenden Fluſſe, der aus der Fackoner See kommt, *nehmen* die Vorſtädte ihren Anfang, und das zwar mitten in dem grünen mit Bäumen beſetzten Gebirge, das ſich ſofort zur rechten Hand am Ufer endigt, und zur Linken Feld giebt, um der Stadt eine fruchtbare Ebene von einer deutſchen Meile in die Länge zu verſchaffen. Es iſt dieſelbe auswendig mit Thor und Wachten, auch zu beiden

Seiten

Seiten mit ganz artigen Gebäuden verſehen. Die Straſſen ſind ſauber und ſchnurgerade, und eine in der Mitte beſonders ſehr breit. Mit Inbegrif der Vorſtädte kann man ſie in keiner halben Stunde durchkommen. Die Häuſer, etwa tauſend an der Zahl, ſind zwar klein, doch nett, und meiſtens weiß angeſtrichen, auch viele auf viereckigten Plätzen mit kleinen Luſtgärten angelegt. Die mit einem dreimal gefachten weißen neuen Thurme pralende Reſidenz und Kaſtell des Landesherrn liegt nebſt den am Berge hangenden Tempeln in dem Nordertheile der Stadt. Einen Beweis, wie ſehr dieſer Ort der nahen See ohnerachtet, von Handel und Manufakturen entblößt iſt, ſchienen die leeren Krambuden zu geben. Man bereitet allhier jedoch den wohlriechenden Katechu, oder Japaniſche Erde, und formirt daraus Pillen, Bilder, Blumen und vielerlei Figuren, die man in kleine Schachteln zum Verkauf thut; beſonders das Frauenzimmer macht davon einen täglichen Gebrauch, weil damit neben Befeſtigung der Zähne ein guter Geruch aus dem Munde zuwege gebracht wird. Die Holländer und Sineſen bringen dieſen verdickten Saft roh nach Japan, und wenn er zu Miako oder Odowara gereinigt, und mit Ambra, Borneiſchen Kampfer, und andern Sachen angeſetzt worden, kaufen ſie ihn wieder ein, und führen ihn aus dem Lande. An der netten Kleidung und dem anſtändigen Weſen der Bürger, ſonderlich der galanten Aufführung des Frauenzimmers, ließ es ſich genugſam erkennen, daß nur vornehme, reiche Leute hier

wohnten, die keineswegs von der Handlung, ſondern von ihren Renten zu leben brauchten, und ſich bloß wegen der geſunden Luft, und der angenehmen Lage des Orts hier niedergelaſſen hatten. Kämpfer S. 264 ꝛc.

(36) Kamakura, welches ſo viel ſagen will, als ein Kiſſen, die berüchtigte Banditeninſel, liegt eine Meile von dem Dorfe Jootſuja gegen Süden vom Ufer ab, in der See. Sie iſt dem Anſehn nach klein, nicht über eine Meile im Umkreiſe in der Rundung, dabei mit Bäumen bewachſen, platt, aber ziemlich hoch, ſo daß man ſie lange vorher gewahr wird. Sie dient zum Verweiſungsort für die in Ungnade gefallenen großen Herren, und wer einmal darauf iſt, muß ſeine ganze Lebenszeit darauf zubringen. Sie hat ein felſigtes jähes Ufer, ſo daß unmöglich auf oder abzuſteigen iſt. Alle dahinan zu bringende Perſonen ſowohl, als andre Nothwendigkeiten, werden in einem kleinen Schiffe vermittelſt eines Krahns aufgewunden, und die ausgeleerten Gefäße eben ſo wieder heruntergelaſſen. Kämpfer S. 266.

(37) Tſunoo moori, ein wegen des Muſchelfanges berühmtes Dorf, die hier, weil der Seegrund von Canagawa bis Jedo ſumpfig, gar nicht tief, und daher zur Ebbezeit an vielen Stellen von Waſſer ganz entblößt iſt, vorzüglich zur Speiſe eingeſammlet werden. Kämpfer S. 268.

(38) Jutſu eine Stadt in der Provinz Surunga, wo man ſehr fruchtbare Aecker findet, und wo die papiernen Stoffe gemacht werden. Man trift auch einen herrlichen Tempel daſelbſt an. Kämpſer S. 294.

Von der Beſchreibung dieſer größten Japaniſchen Inſel wenden wir uns nun zur

2. Inſel Kjusju (Neuenland), auch Saikokf (Weſtland), und Ximo genannt, welche ſich ſüdwärts in drei große Landſpitzen endigt, die durch zwei Buſen von ungleicher Größe gebildet werden: der Boden iſt, in Abſicht auf Getreidebau, nur von mittelmäßiger Güte. — Dieſe Inſel hat nach Kämpfern S 75. 1 Th. 148 Deutſche oder 140 Japaniſche Meilen Länge, und 40 bis 50 Breite. Am weſtlichen Ende dieſer Inſel liegt

Die Stadt Nangaſacki oder Nagaſacki, wovon Kämpfer und Thunberg ausführlich handeln. Erſtern werde ich zum Grunde legen, und die Zuſätze des letztern am Schluſſe hinzufügen; denn dieſe Stadt verdient die ausführlichſte Beſchreibung, weil ſie der Sitz des ganzen Europäiſchen Handels mit Japan iſt.

Nangaſacki liegt (nach Kämpfern 2 Th. S 4 ꝛc.) am weſtlichen Ende der Inſel Kjusju zwiſchen rauhen Gebirgen auf ſchlechtem Boden, entfernt an dieſem äuſſerſten Winkel des Reichs vom volkreichen Nipon und dem

innern Handel, und nunmehr auch von dem auswärtigen Handel mit fremden Nazionen faſt ganz abgeſchnitten. Daher findet man hier wenige Manufakturiſten, Kapitaliſten, Kaufleute, Krämer und Wirthe, und meiſtens nur gemeine Einwohner und Tagelöhner, die ihre Nahrung durch tägliche Arbeit verdienen müſſen. Doch aber macht der bequeme und wohlgeſchloſſene Hafen dieſe Stadt zu der allgemeinen Niederlage aller ausländiſchen zugelaſſenen Schiffe, die denn hier ihre eingebrachten nicht verbotenen Waaren an die inländiſchen Kaufleute oder Faktors verhandeln, die zu beſtimmten Zeiten des Jahrs aus verſchiedenen Provinzen und Städten des Reichs ſich hier zuſammen finden.

In den Verfügungen wegen Behandlung der Fremden, die im J. 1638 auf die letzte grauſame Verfolgung der Chriſten folgten, erhielt Nangaſacki den Vorzug, daß an keinem andern Orte des Reichs die noch geduldeten Fremden aufgenommen werden können, als hier. Auch wenn ſie durch Sturm an eine andre Japaniſche Küſte verſchlagen ſind, müſſen ſie hieher gebracht werden, und auch durch gültige Zeugniſſe das ihnen wiederfahrne Unglück beweiſen. (Dies erzählt auch Thunberg S. 144.) Die beiden einzigen fremden Nazionen, welche ſich noch jetzt dieſer ſo eingeſchränkten Freiheit zu erfreuen haben, ſind die Sineſer und Holländer.

Der

Der Hafen nimmt nordwärts von der Stadt einen ſchmalen Anfang, mit einem untiefen, bei der Ebbe abfließenden moderigen Grunde. Einige Bergflüſſe fallen hier noch hinein. Er wird dadurch alſobald breiter und tiefer, und ſobald er der Stadt näher gekommen, und die Breite einer halben Meile, ſo wie die Tiefen von fünf bis ſechs Klaftern erreicht hat, wendet er ſich, und ſtreicht zwiſchen den Bergen des feſten Landes, etwa in der Breite einer Viertelmeile, eine ganze Meile ſüdweſtlich fort, bis er eine Inſel, oder vielmehr nur einen von der See umfloßnen Berg erreicht, der Taka Jama oder Taka Boko heißt, welches Bambuspik oder hoher Berg bedeutet. Wegen der fabelhaften Ueberlieferung, daß die Römiſch Katholiſchen Prieſter von dieſem Berge herabgeſtürzt wären, nennen ihn die Holländer Papenberg, und er iſt der gewöhnliche Ankerplatz aller abfahrenden Schiffe. (Papenberg, ſchreibt Thunberg S. 153., iſt eigentlich eine kleine Inſel, und läuft am Strande in einen ſpitzen Berg aus, von dem zwei Seiten zugänglich, zwei andre aber ungemein jähe und unzugänglich ſind. Die Fiſcherinſel liegt dem Papenberge zur Seite, und hat einen platten, etwas länglichen Hügel, mit dem ſie gegen's Meer ausläuft; allein ſie iſt ſo wenig wie der Papenberg bebaut.) Man würde von hier die offene See nach einer Meile erreichen, wenn nicht die klippige Untiefe die Durchfahrt hinderte. Man pflegt alſo von hier zwiſchen verſchiednen Inſeln, und hart an dem rechtsliegenden feſten Lande

weſtwärts durchzufahren. Ein ziemlich langer Umweg, auf dem man allmählig aus dem Hafen in die offene See kommt. Längs dem Hafen liegen verſchiedene Baſtionen, die aber nicht mit Kanonen beſetzt ſind. Eine halbe Meile von der Stadt ſind an beiden Ufern ofne unbeſchanzte Wachen. Die Mannſchaft von beiden beſteht aus 700 Köpfen, aus welchen auch die täglichen Ruderbarken, nebſt einer täglichen Wachtbarke im Hafen der Stadt beſetzt werden. Unweit dem Papenberge, wo eigentlich der rechte Hafen angeht, liegt eine Inſel, an welcher das letzte Portugieſiſche Schiff, welches 1642 von Makao hieher geſandt war, mit ſeiner ganzen Ladung verbrannt wurde. Eben dieſer Ort iſt auch für die Zukunft dergleichen Handlungen gewidmet, und heißt daher der **Brandplatz feindlicher Schiffe.**

In dieſem Hafen ſieht man ſelten weniger als 50 Japaniſche Barken und einige hundert Fiſcher- und andre Fahrzeuge. Auch liegen, auſſer in einigen wenigen Wintermonaten, ſelten weniger als 30 fremde Junken hier vor Anker. Die wenigen Holländiſchen Schiffe verweilen hier ſelten und höchſtens drei Herbſtmonate, während welcher die weſtlichen Winde mit nordöſtlichen, die zur Abfahrt nöthig ſind, abzuwechſeln pflegen. Der Ankerplatz iſt unter der Stadt, etwa einen Muſketenſchuß von derſelben am Ende des Buſens, und kann von den Kaiſerlichen Wachten erreicht werden. Der Boden iſt Kleigrund,

bei hohem Waſſer liegen die Schiffe auf ſechs Klaftern geankert, bei der Ebbe fließt das Waſſer anderthalb Klaftern ab.

Die Stadt Nangaſacki liegt unter 32 Grad 36 Minuten Nordbreite, und unter 151 Grad der Länge, beinah am Ende und dem breiteſten Theile des Meerbuſens, der hier durch ſeine Wendung nach Norden ein krummes Ufer macht. Weil ſich die Gebirge hier nach Oſten öfnen, ſo liegt die Stadt in einem Thale unter ihnen, beinahe in der Geſtalt eines halben Mondes, der ſich aber etwas der Figur eines Triangels nähert. Die Länge der Stadt iſt alſo längs dem Ufer hin etwa drei Viertelmeilen, und die Breite, welche in einer langen Hauptgaſſe durch das Thal fortſtreicht, nicht viel weniger. Die Gebirge, welche die Stadt umgeben, ſind nicht gar hoch, doch ziemlich ſteil, allenthalben aber grün und angenehm. Im Aufklimmen ſtößt man immer auf Tempel, die mit Buſchwerk umgeben ſind, und über die Stadt hervorragen, und über dieſen wieder bis ganz zu den oberſten Gipfeln, hervorſtehende Grabſtätte und Gärten; ſo daß das ganze wirklich einen ausnehmend anmuthigen, und ganz neuen und ungewohnten Anblick giebt. Die Stadt Nangaſacki ſelbſt iſt ganz offen, wie die meiſten Städte in Japan, ohne Kaſtell, Wall, Mauern und Graben. Ihre Gaſſen ſind ziemlich enge und krumm, und wegen der anliegenden Gebirge laufen ſie allmählig höher hinauf, bis ſie an

der Bergſeite bei den Tempeln ſich endigen. Drei Flüſſe, deren Waſſer ſüß iſt, fließen vom Gebirge durch die Stadt, der größte durch das öſtliche Thal. Sie haben nur wenig Waſſer, und ſo viel, als zur Bewäſſerung einiger Reisfelder, und Forttreibung einiger ſchlechten Mühlen genug iſt. Doch haben ſie bei Platzregen und plötzlichem Anwuchs auch wohl Häuſer weggeſpühlt.

Dieſe Stadt hat noch den Stammnamen ihrer vorigen Erbherren, welche dieſen Landſtrich von 3000 Koff jährlichen Einkommens, von dem erſten dieſes Namens Nagaſaki Kotaro, bis zu dem zwölften und letzten Nachkommen Nagaſaki Sjinſeijemon beſeſſen haben. Von der erblichen Reſidenz dieſer Fürſten zeigt man noch jetzt die ſteinernen Trümmer auf dem Gipfel des Berges hinter der Stadt. Durch Ausgang dieſer Linie iſt vor 300 Jahren dieſer ganze Diſtrikt ans Fürſtliche Haus Omura gekommen. Damals lag auf dem Platz der jetzigen Stadt nichts als ein ſchlechtes Fiſcherdorf mit einigen Aeckern, welches damals nur nach ſeinem Hafen Fukaje oder Trije, langer Seebuſen, genannt wurde. Man unterſchied es dadurch von dem vor dem Hafen gelegenen Flecken Fukafori, der lange Teich, ein Name, der noch jetzt fortdauert. Der neue Beſitzer gab dem Dorfe den neuen und eignen Namen Nangaſacki, und durch ſeine Sorgfalt und Bemühungen wuchs es allmählig zu einem ziemlich beträchtlichen Flecken an.

In

In dieſem Zuſtande befand ſich der Ort bei der erſten Ankunft der Portugieſen, die ſich auch hier feſtſetzten, und ihren Handel und ihre Religion ausbreiteten. Der Flecken war ſchon bis zu 23 Gaſſen angewachſen, und machte denjenigen Theil aus, der jetzt Utſimatz, oder die innere Stadt heißt, als der Fürſt ſelbigen den Portugieſen zum Eigenthum und feſten Etabliſſement für ihre Nazion, ihren Handel, und die Ausbreitung ihrer Religion ſchenkte. Der Zuſammenfluß des neuen Handels machte dieſen Flecken in kurzem ſehr volkreich, und zu einer blühenden See- und Handelsſtadt, in der man zu Kämpfers Zeit 87 dicht bebaute und volkreiche Straßen zählte. Der große Flor von Nagaſacki erregte die eiferſüchtige Aufmerkſamkeit des damals regierenden weltlichen Kaiſers Taiko, die durch das ſtolze Betragen der Portugieſen noch vermehrt wurde. Dieſer nahm daher die Stadt Nagaſacki nebſt ihrem Diſtrikt von 3000 Kokf jährlicher Einkünfte den Portugieſen und ihrem Beſchützer, dem Fürſten von Omura, weg, und vereinigte beide mit ſeinen Domainen. (Sie iſt, nach Thunberg S. 144. eine von den ſogenannten 5 Reichsſtädten, und gehört allein dem weltlichen Kaiſer: die Einkünfte daraus fließen in ſeine Schatzkammer.) — Soviel vom Urſprung und der ältern Geſchichte dieſer merkwürdigen Stadt, die wir nun näher beſchreiben wollen.

Nagaſacki iſt in zwei Theile getheilt, Utſimatz, oder die innere Stadt, welche aus 26 Tſioo oder Straßen

 be-

beſteht, die alle ſo irregulär ſind, daß ſie in der Kindheit der Stadt erbauet zu ſeyn ſcheinen; und Sottomatz, die äußere Stadt, oder die Vorſtädte, welche aus 61 Straßen beſteht: Nagaſacki hat alſo zuſammen 87 Straßen.

Die merkwürdigſten öffentlichen Gebäude in und auſſerhalb Nagaſacki ſind:

Einige Janagura des Kaiſers, wie ſie von den Japanern genannt werden. Dieſe ſind fünf hölzerne Häuſer an der Nordſeite der Stadt, auf niedrigem Grunde erbaut. Es werden in denſelben drei Kriegesjonken oder Kriegesſchiffe mit ihrem Rüſtzeug aufbewahrt, und ſtehen bereit, daß ſie, ſobald es nöthig, können ins Waſſer abgelaſſen, und gebraucht werden.

Am gegenſeitigen Ufer ſteht das Tens-ogura, oder Pulverhaus; zu mehrer Sicherheit iſt im Hügel dabei ein Pulverkeller angelegt.

Die zwei Reſidenzen der beiden hier beſtändig gegenwärtigen Gouvernöre ſchlieſſen einen über andere Gaſſen erhabenen Boden mit zierlichen Häuſern ein, die von gleicher Höhe, und mit ſtarken Pforten der Vorhöfe verſehen ſind. Der ankommende dritte Gouvernör logirt allemal auf Tatteſama in einem Tempel ſo lange, bis der Abgehende ihm durch ſeinen Abzug ſeine Wohnung räumt.

Auſſer dieſen giebt's hier noch etwa zwanzig eigne

Häu-

Häuſer. Alle Dai Mio oder Reichsfürſten, auch viele Sio Mio, oder Adeliche vom zweiten Range aus dieſer Inſel haben hier dergleichen. Einige von Adel halten ſich hier beſtändig auf, um bei nöthigen Vorfällen das Intreſſe ihrer Herren zu beobachten, denen ſie bei ihrer Wiederkunft von allen Vorfällen Rechenſchaft geben müſſen. Die Dai Mio bedienen ſich auch dieſer Häuſer zu ihrer Wohnung, wenn ſie nach Nagaſacki kommen.

Die Fremden wohnen auſſer der Stadt in zwei Vorſtädte eingeſchloſſen, und als Diebe bewacht. Die Holländer bei der Stadt am Hafen auf einer aus dem Grunde hervorragenden Klippe oder Inſel Deſima, das iſt, die Inſel De genannt. Die Sineſer und ihre Nachbarn von gleicher Religion, am ſüdlichen Ende der Stadt, auf einem mit einem Wall umſchloſſenen Hügel, der Jakuiin, medizíniſcher Garten, nach ſeiner ehemaligen Beſtimmung heißt. Er heißt auch Oſiuſenſi, von den auf demſelben etwas höher gelegenen Wohnungen der Schauer, die Acht geben, was für fremde Schiffe nach dem Hafen ſegeln, und von Ankunft derſelben den Gouvernör unterrichten.

Der Tempeln in und auſſer der Stadt ſind zuſammen zwei und ſechszig, nemlich fünf Sinsju-Tempel, die den einheimiſchen Götzen zu Ehren errichtet ſind; ſieben Jamabos- oder Bergpfaffentempel; und funfzig Tira, oder Tempel der auswärtigen Götzen. Von dieſen letztern lie-

liegen 21 in der Stadt, und 29 auſſerhalb derſelben am Abhang der Gebirge, und auf ſteinernen Treppen zu erſteigen. Alle dienen eben ſo ſehr dem öffentlichen Vergnügen als der Andacht. Sie ſind zum erſten auch wegen der angenehmen Gallerien und Gegend, auch der herrlichen weiten Ausſicht, die der hohe Boden giebt, ſehr bequem. Von ihnen wird unten bei der Religion mehr geſagt werden.

Kasjimatz oder Hurenſtadt, die man auch ehrenhalber nach dem Hügel auf dem ſie liegt, Mariam nennt, macht den ſüdlichen Theil der Stadt aus, und beſteht in mehrern Gaſſen, die im Abhang eines Hügels angelegt ſind. Sie enthält die ſchönſten Wohnhäuſer der ganzen Bürgerſtadt, und wird von keinen andern als Hurenwirthen bewohnt. Sie iſt, auſſer einer andern, doch kleinern, die einzige ihrer Art auf Saikokf, welche Inſel, auſſer Miako, die ſchönſten Menſchen auf ganz Japan hervorbringt. Dieſe Anſtalt wird nach der Miakoſchen für die berühmteſte des ganzen Reichs gehalten.

Mitten in der Stadt, in einer abhangenden Queergaſſe, liegt der Gefangenhof, Gokuia, die Hölle, oder Roja das Bauer genannt. Er beſteht aus vielen Hütten und Zimmern, in denen man jeden nach ſeinem Verdienſt behandeln kann. Auſſer den gewöhnlichen Verbrechern hält man hier auch alle diejenigen gefangen, die des Verbre-

brechens des Schleichhandels oder des Chriſtenthums überführt, oder doch beſchuldigt ſind, daher die Zahl der Gefangenen öfters über hundert, und wenn häufige Exekuzionen vorfallen, doch nie unter fünfzig ausmacht. Im Umkreis dieſes Gefangenhofs befindet ſich ein Gaſthof, ein Torturhaus, ein Gerichtshaus zur heimlichen Exekuzion der minder Schuldigen, eine Küche, ein Haus zum Spazierengehen, und ein Tange, oder Teich. Die Gefangenen ſind von verſchiednen Klaſſen, einige zum Tode verdammt, andre nur wegen Verdachts, und noch andre auf ewig gefangen. Zur Beſchäftigung in ihrem müßigen und kümmerlichen Zuſtande läßt man dieſe elenden Leute ein ſchlechtes Garn ſpinnen aus Hanf, womit die Säume der Matten in ihren Zimmern benähet werden. Ihre Kleider nähen ſie mit einer Nadel von Bambusrohr zuſammen, weil ihnen alle eiſerne Werkzeuge verboten ſind. Einige machen auch Taapids, das iſt Füßlinge oder Fußſocken, und andre dergleichen Kleinigkeiten. Das wenige Geld, das ſie damit erwerben können, gebrauchen ſie, um ſich einige Erfriſchungen zu verſchaffen, oder ihren Weibern und Kindern, die in andern Kammern von ihnen abgeſondert ſitzen, davon zukommen zu laſſen. Sie pflegen auch den Reis, der ihnen von ihrer täglichen Porzion übrig bleibt, über Nacht gähren zu laſſen, und dadurch ein Getränk zu bereiten, daß ſie Ama Saki, lieblicher Saki oder Trank nennen, und das ihnen zu einer beſondern Veränderung und Delikateſſe dient. Einige dieſer Gefangenen erhalten auch

zu-

zuweilen von ihren Freunden aus Bungo Kleider. Da der Chriſten jetzt ſo wenig, und dieſe bloß aus Einfalt Namenchriſten ſind, ſo geht man ſehr gelinde mit ihnen um, und erlaubt ihren Freunden, ihnen dieſe Geſchenke zu machen; doch müſſen ſie vorher ſtrenge Unterſuchung und Prüfung durchgehen. Die Gouvernörs pflegen auch jedem Gefangenen jährlich eine neue ſchlechte Matte zum Schlafbette zu ſchenken. Ja vor einiger Zeit haben ſie auch einigen Gefangenen erlaubt, ſich eines Kogatan, oder *kleinen* Meſſers zu bedienen.

Zu den öffentlichen Anſtalten in Nagaſacki gehören auch noch die Brücken, wovon man 20 ſteinerne, und 15 hölzerne, zuſammen 35 große und kleine *zählt*, *alle ſtark* und breit, doch nur von gemeiner Bauart, und weiter nicht merkwürdig.

Die Gaſſen der Stadt ſind meiſtens krumm, ſchlecht, enge, uneben, bald auf- bald abgehend, weil ſie alle am Hügel, einige hoch andre niedrig liegen, ſo daß man *oft* auf ſteinernen Treppen aus einer Gaſſe in die andre ſteigen muß. Alle ſind ſehr dicht bebaut. Jede Gaſſe iſt durch zwei hölzerne Pforten von der andern unterſchieden, und wird, ſobald man einigen Aufſtand befürchtet, ſogleich abgeſchloſſen. Jede Gaſſe hat auch einen Platz, wo man alle zum Feuerlöſchen nöthige Dinge und Werkzeuge unterhält.

Es iſt eine allgemeine Anmerkung, die von Nangaſacki und andern Japaniſchen Städten gilt, daß die Gaſſen hier nicht, ſoweit ſie gerade auslaufen, auch nicht genau und nach geometriſcher Länge einer Japaniſchen Tſjo von 60 Klaftern, von der ſie doch den Namen führen, gerechnet werden, ſondern eine Gaſſe geht immer bis an den Ort, wo man ſie am bequemſten mit einer Pforte verſchließen kann. Die Gaſſen haben alſo gemeiniglich ohngefähr die Länge einer Tſioo, und ſoviel Häuſer, als ein Wachtmeiſter bequem unter ſeiner Aufſicht haben kann, ſelten unter 60, und über 30.

Die Häuſer der gemeinen Bürger und Einwohner ſind äuſſerſt ſchlecht gebaut, klein, niedrig, entweder mit keinem, oder doch einem ſehr niedrigen faſt unbrauchbaren Söller, mit einem Dache von Tannenſpählen belegt, die meiſtens nur wieder mit übergelegten Spahnern feſtgehalten werden. Alle Häuſer im ganzen Reich ſind aus Holz und Leimenwänden erbaut, inwendig mit buntem Papier zierlich beklebt, mit gewebten Binſenmatten, welche dick gefüttert, ganz artig belegt, und durch papierne Schaubfenſter in verſchiedne Kammern abgetheilt. Stühle und Bänke findet man gar nicht in dieſen Häuſern, und nur ſo wenig Hausgeräth, als zum täglichen Küchengebrauch nöthig iſt. Hinter jedem Hauſe iſt nur ein ſehr enger kleiner Platz zum geheimen Gebrauch, in welchem, ſo ſchlecht er auch iſt, man doch immer einige Blumen findet, die zum

Ver-

Vergnügen der Augen unterhalten werden. Von dieſer gewöhnlichen Einrichtung der Häuſer in Nagaſacki ſind die einiger Vornehmen, Bemittelten, und des Handels wegen ſich hier aufhaltenden Fremden ſehr unterſchieden. Dieſe haben gemeiniglich einen doppelten hohen Söller, ſind geräumig, und zum Theil auf Sineſiſch angelegt. Sie haben allemal ein weites Vorhaus mit bloßem Eſtrich.

Die Stadt wird von vielerlei Krämern, Handwerkern, Künſtlern, Bierbrauern, und Bedienten des Gouvernörs, Sineſiſchen und Holländiſchen Handelsleuten bewohnt. Zwiſchen dieſen findet man viel arme Leute und Bettler, die hier häufiger und unverſchämter ſind, als in irgend einem andern Orte. Die *Quanſin Bos*, und *Quanſin Bikuni*, Bettelmönche und Bettelweiber machen einen großen Theil davon aus. Dieſe beſtehen aus armen geſchornen Leuten, die ein frommes und keuſches Leben, wie die Pfaffen, führen, und ein ſchwarzes Prieſterkleid tragen, um deſto ehrlicher und leichter ein Almoſen zu erhalten, wenn ſie mit Bet- oder Roſenkränzen, Bildern, kleinen Glocken, und andern äußern Zeichen der Andacht die Gaſſen durchkreuzen. Einige dieſer Leute laſſen ſich wohl gar bei den Tempeln abſcheeren, und mit einigen Gabeln einſegnen, nach der Gewohnheit vornehmer und bemittelter alter Leute, welche in ihren Häuſern ein eingezogenes Prieſterleben führen. Die Pfaffen der Sineſiſchen und andrer Sensiu-Klöſter ſchicken auch etwa ſechsmal

mal jeden Monat einige Brüder zum Betteln aus, nicht aus Mangel, ſondern bloß um dem Muſter ihres großen Stifters Sjaka zu folgen, und ihrem klöſterlichen Gelübde ein Genüge zu thun.

Unter die Einwohner von Nagaſacki könnte man auch faſt die Hunde rechnen, die wie ordentliche Bürger der Stadt angeſehen und gehalten werden; doch nicht mit ſolcher Strenge, wie an andern, beſonders Kaiſerlichen Orten. Sie liegen auf allen Gaſſen in großer Menge, und weichen keinem Pferde oder Menſchen aus dem Wege. Kein Menſch darf ſie tödten, auſſer der Büttel auf Befehl der Obrigkeit, wenn ſie jemand umgebracht, oder ſonſt den Tod verdient haben. Sie werden in Krankheiten verpflegt, und wie Menſchen beerdigt.

Die Waaren und Manufakturen zu Nagaſacki ſind ſchlechter, obgleich theurer, als an irgend einem andern Orte des Reichs. Doch muß man alle Manufakturen in Gold, Silber und Sawoos ausnehmen. Weil dieſe nicht ſowohl für die Einheimiſchen, als vielmehr vorzüglich für die Ausländer beſtimmt ſind, ſo werden ſie hier weit beſſer gearbeitet, als vielleicht in irgend einem andern Orte der Welt.

Was die Nahrungsmittel betrift, ſo liefert der Grund und Boden von Nagaſacki nur etwas weniges Reis, und

daher muß man dieſe gewöhnliche und tägliche Nahrung durch ganz Aſien noch aus andern Provinzen, als Fiſen, Figo, Tſikungo, Amakuſa, Gotho, welche der Stadt gegen Norden liegen, einführen. Gartenfrüchte, wilde eßbare Kräuter und Wurzeln, Brennholz; eben ſo Wildpret und zahme Hühner liefern die bergigte Gegend und die nächſt gelegenen Dörfer, ſoviel man ihrer bedarf. Schildkröten und Fiſche liefert dieſer Seebuſen im Ueberfluß. Das Waſſer der hieſigen Flüſſe iſt klar, und zum täglichen Trinkwaſſer brauchbar. Denn das Saki, oder Reisbier iſt zu ſtark, und kein tägliches Getränk in Japan. Das in Nagaſacki gebraute hat auch einen unlieblichern Geſchmack als an andern Orten in Japan.

Ein leichtes und ſehr geſchätztes Trinkwaſſer quillt aus dem Rücken des an der Stadt liegenden Berges Tatta; ein andrer Brunn an der öſtlichen Seite des Hafens unweit der Stadt giebt den Schiffern ihr Waſſer. Man hält zwar hier, ſo wie durch ganz Japan, das Waſſer ungemein geſund und lauter; allein es hat doch den Fehler, daß es zur Kolik disponirt. Eben dieß bemerken die Eingebornen auch von den Sacki, wenn ſie es kalt, und in zu großer Menge trinken.

Man hört in dieſer Stadt ein beſtändiges Geräuſch und Lärmen: bei Tage von den immer umhergehenden Verkäufern, welche Eßwaaren und andere Sachen ausrufen;

rufen; von Tagelöhnern, die beim Heben und Tragen ſich mit Geſchrei aufmuntern; von Ruderknechten im Hafen, welche den Fortgang ihrer Arbeit durch ein gewiſſes abgemeſſenes Geſchrei andeuten. Des Nachts hört man im Hafen auf den Wachtbarken, und in den Gaſſen der Stadt nach geringer Zwiſchenzeit ein raſendes Lärmen der Wächter, die mit zwei Hölzern an einander ſchlagen, und mit lautem verdrießlichen Geklapper ihre Wachſamkeit, und die Zahl der Nachtſtunden anzeigen. Auch die Sineſer vermehren dieſes raſende Lärmen noch mit ihren Zymbeln und Trommeln, wenn ſie theils ihrem Götzen Maatſo Boſa zum Opfer alle Abend einige angezündete Stücke Goldpapier in die See werfen, theils dieſen Götzen aus dem Tempel und wieder hinein bringen. Vor allen andern aber wird dieſer Lärmen noch durch das Geſchrei in den Sterbehäuſern vermehrt, wo gleich nach dem Augenblick des Verſcheidens, und auch an gewiſſen Gedächtnißtagen des Verſtorbenen die Meſtpfaffen und Verwandte ein Namanda für die abgeſchiedne Seele unter dem Anſchlagen einer kleinen Glocke durch einander zu heulen, und mit dieſem Geſchrei bis zur Ohnmacht anzuhalten pflegen. Namanda iſt ein kurzes, aus den Worten Namu Amida Budſu zuſammengeſetztes Gebet, und iſt an Amida, den Gott der abgeſchiednen Seelen gerichtet, um für die Seele des Verſtorbnen Gnade zu erlangen. Noch ein neues Geſchrei machen die Nembuds Koo, religiöſe Brüderſchaften, oder freiwillige Betzünfte. In dieſe pflegen ſich andäch-

tige Freunde, Nachbarn und Bekannten zu vereinigen, und täglich zu einer gewiſſen Stunde, Morgens oder Abends in ihren Häuſern wechſelsweiſe zuſammen zu kommen, um gemeinſchaftlich zu leben, und beſonders ein Namanda aus Vorſorge abzuſingen, um ihre künftige Seligkeit zu erlangen.

Jede Kaiſerliche Stadt hat zwei Gouvernörs oder Statthalter, die von ihren Unterthanen den gewöhnlichen Namen Tono Sama, das iſt, oberſter Herr, oder Prinz bekommen. Dieſe wechſeln jährlich ſo ab, daß immer einer die Regierung wirklich verwaltet, der andere aber ſich unterdeß am Hofe zu Jedo aufhält. Nagaſacki aber hat 1688 noch den dritten Gouvernör dazu bekommen, um für dieſen wichtigen Seehafen deſto mehr Sicherheit, und wachſamere Aufſicht der Fremden zu erhalten. Es führen hier alſo zwei Gouvernörs beſtändig die Regierung, unter welchen der Rang monatlich abwechſelt. Der dritte wird alle zwei Jahre von einem neu Ankommenden abgelößt, und reiſet alsdenn nach Hofe, wo er nebſt ſeinen Geſchenken die ſchriftlichen Verhandlungen ſeiner abgelegten Regierung dem hohen Reichsrath überliefern, und zugleich von dem Grunde ſeines Verhaltens in den wichtigſten Vorfällen mündliche Rechenſchaft ablegen muß. Der Aufenthalt eines ſolchen Gouvernörs währt wenig länger als ſechs Monate, während welcher er der Gegenwart ſeiner Familie genießen kann. Er muß ſie aber bald hernach wieder auf ziemlich ge-

geraume Zeit verlaſſen, wenn er aus dem hohen Reichsrathe Befehl zur Rückkehr in ſeine Provinz erhält. So lange ſich ein Gouvernör in Nagaſacki aufhält, iſt's weder ihm, noch ſeinen Edeln und Bedienten erlaubt, ein Frauenzimmer über ihre Schwelle kommen zu laſſen, wenn ſie ſich nicht die ſtärkſte Kaiſerliche Ungnade zuziehen wollen. Der fixe Gehalt dieſer hohen Bedienten iſt ſchlecht, nemlich eines jeden nur 1500 bis 2000 Koff Reis, welches, zu Golde gerechnet, ohngefähr 7000 bis 10000 Taels ausmacht. Die ſogenannten Accidenzien aber ſind ausnehmend beträchtlich. Durch ſie würde ein Gouvernör in wenig Jahren große Schätze ſammeln können, wenn er nicht immer dem Hofe und den Miniſtern ſo große Opfer bringen müßte. Von dem Kaiſerlichen Gehalt muß denn doch ein Gouvernör allen Aufwand beſtreiten, den der Wohlſtand ſeines Ranges erfodert, und den Kämpfer ausführlich beſchreibt. Nach Thunberg S. 144. werden jetzt nur zwei Gouvernörs in Nagaſacki angeſetzt; aber es regiert immer nur Einer, der allemal im Oktober durch den andern abgelöſet wird. Der Dienſtfreie geht denn nach Jedo, und bringt dort ſeine Zeit bei ſeiner Familie zu; er muß aber bei ſeiner Abreiſe allezeit ein Unterpfand ſeiner Treue zurücklaſſen. Das jährliche Gehalt eines Gouvernörs beläuft ſich ohne die auſſerordentlichen Einkünfte auf 10000 Rthlr., wovon er jedoch nicht viel erſparen kann, da er dem Hofe viele Geſchenke machen, und zugleich verſchiedne Unterbedienten davon beſolden muß.

Unter der Direkzion und den Befehlen des Gouvernörs ſtehen nicht allein alle einheimiſche bürgerliche Einwohner der Stadt, ſondern auch unmittelbar die Fremden, die den Geſetzen des Reichs unterworfen ſind, und auch die Strafen für ihren Ungehorſam, ſo wie deren Milderung einzig und allein den Gouvernörs und der Kaiſerlichen Gnade überlaſſen, und bei jenen ſich unterthänigſt bedanken müſſen. Unter die Fremden werden gerechnet die Bedienten der Holländiſchen Kompagnie, und die zweite Klaſſe auswärtiger Kaufleüte, die Sineſer, Tunkiner, Kambodier, Siamer, und die ausländiſchen, auſſerhalb Sina etablirten Sineſer.

Zu dieſem Departement der Gouvernörs gehört nun die Direkzion alles ausländiſchen Handels, die Inquiſizion wegen des Schleichhandels und des Chriſtenthums, die Dispoſizion über alle ankommende, oder durch Sturm an irgend eine Japaniſche Küſte verſchlagne Fremde und Schiffe, welche ſo wie alle auch noch entdeckte Chriſten von dieſer ganzen weſtlichen Inſel allemal hieher gebracht werden müſſen. Auſſer dem müſſen ſie alle Fremde in ſtrenger und genauer Aufſicht haben, und für die Sicherheit des Seehafens ſorgen.

Der Hof läßt das Betragen der Gouvernörs auf mannigfache Art ſehr genau beobachten. Der beſtändige Kaiſerliche Reſident zu Nagaſacki, Dei quan, oder Kaiſerlicher

Fak-

Faktor genannt, dem die beſondern Landesherren auf Kiusju wieder vorgeſetzt ſind, müſſen die Gouvernörs beobachten, und letztere müſſen ſich beſtändig von ihren Reſidenten in Nagaſacki von allen Begebenheiten unterrichten laſſen, und im Fall eines Aufſtands oder feindlichen Einfalls ſogleich eilig mit ihren Truppen bereit ſeyn. Dieſe mannigfachen und verſchiednen Anſtalten machen es unmöglich, von irgend einer Seite das geringſte wider den Hof zu unternehmen, wovon dieſer nicht gleich genaue Nachricht erhielte.

Zur Bequemlichkeit des Handels und der Geſchäfte mit fremden Nazionen werden vom Kaiſer beſoldete Dollmetſcher für die Holländiſche, Portugieſiſche, Tunkiniſche, Siamſche, drei Sineſiſche und einige andre Sprachen unterhalten, die aber gemeiniglich höchſt unwiſſend ſind, ſo daß man oft neue Dollmetſcher nöthig hätte, um mit ihnen zu reden.

Um die Fremden in Aufſicht zu halten, und für die Sicherheit des Hafens zu ſorgen, ſind nun noch vier Wachen beſtimmt, die jede ihre beſondere Einrichtung haben. Alle müſſen ſowohl die Stadt überhaupt, als auch immer die eine die andre in Aufſicht haben.

Die erſte iſt die hohe Kaiſerliche Wache, welche im Namen des Kaiſers von den Landesherrn in Fiſen und Tſikuſen mit jährlicher Abwechſelung gehalten wird, und

nicht unter den Gouvernörs ſteht. Si- iſt eine halbe deutſche Meile von der Stadt angelegt, und hat zu beiden Seiten die bergigten Ufer, nur hölzerne Häuſer, aber keine Kanonen, Feſtung oder Schanze. Nur wenn Schiffe ankommen, wird der äuſſere Hof mit Schanztüchern umhangen, und es iſt alsdenn gewöhnlich, ſich gegenſeitig mit einer Salve zu beehren. Beide Wachten (von denen, nach Thunberg S. 135., die auf der einen Seite des Hafens, die Wache des Kaiſers, auf der andern, die Wache der Kaiſerinn heißt) haben etwa 700, und wenn ſie wohl beſetzt ſind, jede mehr als 500 Mann, deren Kommendant ein hoher Wachtoberſter iſt. Sie müſſen den ganzen Seebuſen in gutem Auge haben, auch eine große Wachtbarke unter der Stadt zwiſchen den Schiffen halten, und bei jedem Vorfall bereit ſeyn.

Die zweite heißt die Schiffswache, und beſteht aus 18 gemeinen Soldaten, und vielen mit Ruderknechten beſetzten Wachtbarken, mit welchen ſie die nächtliche Runde im Hafen beſorgen, und die Aufſicht über die fremden Schiffe führen. Sie pflegen ſich mit zwei dieſer Barken hinter jedes Schiff, ſobald es im Hafen erſcheint, zu legen, und ſo lange das Schiff hier bleibt, pflegen dieſe Barken alle drei Japaniſche Stunden mit einander abzuwechſeln, und es beim Abzuge bis in die offne See zu begleiten, (nach Thunberg S. 137. legen ſich, beſonders zur Nachtzeit, wenn keine Japaniſche Offiziere mehr an Bord ſind, zwei

große

große Wachtſchiffe, und auſſerdem noch verſchiedene kleine Bote um das Schiff, und rudern ſtündlich des Nachts ganz nahe um daſſelbe herum.) Sie werden von den ſogenannten Waſſergaſſen unterhalten, und von denſelben auch mit gemeinen Wächtern oder Ruderknechten verſehen. Dies iſt eine Bürgerlaſt der Einwohner dieſes Theils der Stadt, dagegen tragen die Land- oder Hinterſtraßen die Laſt, daß ſie täglich, nach Ordnung der Häuſer und Gaſſen, mit ſechs oder auch wohl mehrern Kulis in den Höfen der Gouvernörs aufwarten, und alle vorkommende Arbeit verrichten müſſen.

Die dritte Zunft heißt die konvoyirenden Aufſeher, welche die fremden Fahrzeuge, wenn die Schiffswache ſie verlaſſen, noch ganz tief in die offene See und ſo weit begleiten müſſen, daß ſie wahrſcheinlich nicht mehr umkehren, und auch von den Fahrzeugen der Eingebornen nicht mehr erreicht werden können. Doch kann dies nicht immer verhindert werden. Dieſe Wache beſteht aus 8 ſchnellen Fahrzeugen, jedes von 8 Rudern, ſie kreuzen beſtändig unter den Ufern weg, um die Anfurt der Sineſen an unerlaubten Orten zu verhindern, und Japaniſche Schleichhändler aufzubringen, welches oft geſchieht. Auſſerdem ſind dieſe Schiffe auch noch beſonders zum Wallfiſchfange beſtimmt, und haben einen Kommandör, der für eine jährliche Beſoldung von 300 Taels auch dieſen Wallfiſchfang zugleich beſorgt, weil er nur im Winter,

wenn keine fremde Schiffe hier kommen, und doch an den Ufern, wo ſie in die Augen fallen müßten, wenn einige wider Gewohnheit kämen, angeſtellt wird.

Die vierte heißt die weitſehende, oder zehn Perſonen Wache, weil ſie ſonſt aus zehn, jetzt aus zwanzig gemeinen Soldaten beſteht. Sie wohnen mit ihren Familien am ſüdlichen Ende der Stadt auf einem hohen Hügel des Ufers, von welchem ſie die Wohnungen der Holländer und Sineſen beſtändig im Auge haben können. Ihr Geſchäft iſt aus den kleinen Hütten auf dem Vorgebirge am Meerbuſen, beſtändig Acht auf die See zu haben, und und ſobald ein Schif geſehn wird, oder wirklich ſich der Küſte näherte, mit ſchnellen Poſtbarken der Regierung die nöthige Nachricht zu geben, und beſonders auch die verſchiedenen Bewegungen deſſelben zu melden. Eine gleiche beſtändige Beobachtung der See geſchieht auch von einem an der Stadt gelegenen Berge, Foo quan ſan, d. i. Juwelenblumenberg, wo beſtändig die Materialien zu einem ſehr hell flammenden Feuer bereit gehalten werden, die man ſogleich in Brand ſteckt, ſobald eine Flotte von zehn oder mehr Portugieſiſchen Schiffen ſich ſehn läßt, oder man auch nur von wenig ankommenden Portugieſiſchen Schiffen gewiſſe Nachricht erhält. Eben dies geſchieht, wenn man von einem Aufſtande in irgend einem Theile der Inſel Kiusju Nachricht bekommen ſoll. Doch darf dies Feuer niemals ohne Vorwiſſen und Gutfinden der

Re-

Regierung angezündet werden. Es iſt ein Zeichen eines dem ganzen Reiche nachtheiligen Vorfalls, man ſieht es auf gewiſſen Bergen in Amakuſa, wo man wieder Feuer anzündet, das man auf Figo ſieht und nachahmt, und ſo wird dies Feuer über die Berge des ſüdlichen Ufers fortgepflanzt, und in 24 Stunden kömmt die Nachricht die es geben ſoll, nach Jedo.

Die Stadt und ihre Einwohner werden unter der Direkzion der erwehnten Statthalter durch vier Bürgermeiſter und deren Unterbedienten regiert. Die Bürgermeiſter wechſeln jährlich unter einander ab, und der regierende heißt Nenban oder Jahrwächter. Dieſer führt ein Jahr lang den Vorſitz in ſeinem Kollegium, muß täglich an den Hof des Gouvernörs von allen vorfallenden Sachen Bericht abſtatten laſſen; wenn die Sachen ſchwierig und zweifelhaft ſind, ſie perſönlich vortragen, und wenn ſie von noch ganz beſondrer Wichtigkeit ſind, oder er mit ſeinen Kollegen nicht eins werden kann, ſie mit Hülfe des Hofrats beilegen, oder auch dem hohen Urtheil des Gouvernörs unterwerfen.

Vor dies Tribunal gehören alle bürgerliche Streitigkeiten. Die Partheien werden hier nach der Japaniſchen Prozeßordnung verhört, und wer ſeine Sache nicht ſelbſt führen kann, nimmt dazu einen Advokaten. Die Gründe des Japaniſchen Rechts ſind die Grundverfaſſung

des

des Reichs, die Kaiſerlichen Geſetze, die Autorität ſchon vorher entſchiedener Fälle, und die Urtheilsſprüche berühmter Männer. Nach geſprochenem Urtheil findet keine Appellazion Statt: doch darf die Todesſtrafe nicht eher vollzogen werden, bis der höchſte Rath des Kaiſers ſie gebilligt hat. In auſſerordentlichen, höchſt wichtigen, das ganze Reich betreffenden Angelegenheiten, die einigen Aufſchub leiden, kann ſich dies Tribunal auch durch geſchwinde Poſten vom höchſten Rath des Kaiſers belehren laſſen.

Man nennt die Bürgermeiſter auch Toſji Jori Siu, d. i. Aelterleute, weil ſie ehemals immer aus den älteſten und weiſeſten Staatsbedienten gewählt wurden, nachher aber iſt dieſe Würde erblich geworden, und man läßt gemeiniglich die Söhne wegen der Verdienſte der Väter folgen, doch kömmt dies allein auf das Gutbefinden der Gouvernörs und die nachfolgende Billigung des Kaiſerlichen Reichsraths an. Die Bürgermeiſter von Nagaſacki ſtunden ehemals unmittelbar unter dem Kaiſerlichen Hofe oder Reichsrathe, trugen zwei Säbel, als Beweiſe ihres adelmäßigen Ranges, und ließen eine Pike, als Zeichen eines hohen und unmittelbaren Befehlshabers vor ſich hertragen. Nachdem aber 1683 die Statthalter vom Kaiſer größere Macht und Anſehn erhielten, wurde ihnen dieſe große Gewalt und Vorzüge genommen, und ſie bekamen nur gleich den Bürgermeiſtern andrer Städte, bürgerliche Rechte. Von den vorigen Herrlichkeiten behielten ſie nur dieſes,

daß

daß der abgehende Ninbân jährlich eine ſehr unnöthige Reiſe nach Hofe machen muß, um dem hohen Reichsrath eine Art von Huldigung abzulegen, und einige Befehle wegen ihres Verhaltens einzuholen, da ſie alsdenn wieder zurückreiſen.

Unter ihnen ſtehen zwei Unterbürgermeiſter, welche beſonders die Angelegenheiten der neuen Stadt beſorgen.

Dſiojoſi, immer bleibende Magiſtratsperſonen, weil ſie ihr Amt nicht niederlegen, ſind Gehülfen der Unterbürgermeiſter, und regieren beſonders die Gaſſen der Auſſenſtadt, da jene auſſer der allgemeinen Stadtdirekzion auch die Regierung der innern Stadt und ihrer Gaſſen zugleich mit den Ottonas beſorgen. Das Amt der Dſiojoſi iſt, daß ſie mit monatlicher Abwechſelung des Vorſitzes tägliche gewöhnliche Vorfälle ſchlichten, mit Zuziehung der Richter über die Straßen, und in wichtigern Vorfällen mit Kommunikazion an die Bürgermeiſter. Sie werden aus der Zunft der älteſten Ottonas erwählt und angeſtellt, von den Oberbürgermeiſtern aber und von den Statthaltern in ihren Aemtern beſtätigt. Sie bekommen wie die Bürgermeiſter nur einen ſehr geringen Gehalt vom Kaiſer, den ſie aber durch allerlei Vortheile vom ausländiſchen Handel zu vermehren wiſſen. Weil das Gewicht ihres Standes von dem gemeinen Mann nach dem äuſſern Staat geſchätzt wird, ſo leben ſie beſtändig in einer glänzenden Armuth.

Nach ihnen folgen dem Range nach vier Nengioſi, jährlich abgehende Magiſtratsperſonen, weil ihre Bedienung nur ein Jahr währt. Zwei von ihnen ſind für die Utſimatz, und zwei für die Sotomatz. Sie ſind gleichſam Syndiken des Volks, und Rapportörs für die Statthalter und Bürgermeiſter. Mit täglicher Abwechſelung müſſen beſtändig zwei am Hofe des präſidirenden Statthalters ſich von früh Morgens bis ſpät Abends aufhalten, um bei ſchicklicher Gelegenheit von allen Vorfällen und Geſchäften in der Stadt zu berichten, und die Bitten der Supplikanten, doch mit Vorwiſſen der Bürgermeiſter, vorzutragen, und auch die Befehle der Gouvernörs zu empfangen, und ſie hernach zu publizieren. Noch haben ſie alles zu beſorgen, was täglich von der Stadtgemeinheit zum Dienſte des Hofes verlangt wird. Die Geſchäfte dieſer Bedienten ſind ausnehmend beſchwerlich, und ſie können ſelten Dank von den Statthaltern verdienen. Man wählt ſie aus den tüchtigſten Ottonas.

Dies ſind die vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen und Beamten der Stadt Nangaſacki. Sie haben kein Rathhaus oder anderes öffentliches Gebäude, ſondern kommen allemal im Wohnhauſe des präſidirenden Bürgermeiſters zuſammen.

Zu Ausführung der Befehle und Erhaltung guter Ordnung in der Stadt, gehören noch folgende öffentliche Bediente:

Das

Das Stadtbotenvolk, welche aus etwa dreißig Familien beſtehen, die von langer Zeit her eine halbe, von ihnen benannte Straße bewohnen. Ihr Geſchäft beſteht im Erhaſchen und Beſtrafen der Miſſethäter, zu deren Enthauptung ſie auch zuweilen gebraucht werden. Sie ſind in der Singekunſt gut geübt, und wiſſen auch bewafnete Leute ſehr geſchickt zu bändigen; ſie ſind beſtändig mit einem ſtarken Strick verſehn. So verächtlich ihr Amt iſt, ſo iſts doch den Geſetzen nach adelich, weshalb ſie auch beſtändig mit zwei Schwerdtern bewafnet ſind. Einige ſind aber auch von geringerer Würde, und tragen nur ein Schwerdt. Die Söhne pflegen allemal das Handwerk der Väter zu lernen, ihnen zu folgen, oder adjungirt zu werden.

Weit verächtlicher ſind die Büttel, welche dem todten Vieh das Fell abziehn und gerben, auch Pantoffeln und andre Sachen daraus machen, die Miſſethäter peinigen, kreuzigen und köpfen. Sie wohnen von andern Bürgern abgeſondert, auſſer und vor der Stadt nahe am Gerichtsplatz, der allemal an der weſtlichen Seite der Stadt am Heerwege angelegt iſt. Die Hurenwirthe müſſen ihnen durch ihre Hausknechte Hülfe leiſten.

Der letzte öffentliche Bediente iſt der Glöckner, der die Zeit mit einem ſchwielenden Zunderlauf abmißt, und die Stunden mit einem Glockenſchlag anzeigt. Das andre Geläute der großen Tempelglocken zeigt nur der Son-

nen Auf- und Untergang an, oder ladet etwa zuweilen zum Anhören der Erklärung eines geiſtlichen Textes ein.

Die Polizeiaufſicht über die Stadtgaſſen und Einwohner betreffend, ſo ſind in jeder Gaſſe ein Ottona oder Gaſſenmeiſter angeſetzt, der von den Eingeſeſſenen derſelben durch die meiſten Stimmen erwählt, und vom Statthalter beſtätigt wird. Er iſt das Haupt oder der Bürgermeiſter der Gaſſe, worin er für Feuer, Wachten und Ausübung der hohen Befehle der Obern ſorgt, genaue Verzeichniſſe und Regiſter der Gebornen, Geſtorbenen, Verheiratheten, Ausreiſenden, Wegziehenden, Ankommenden hält, nebſt ihren Namen, Geburt, Religion und Nahrung ꝛc. Er verhört und ſchlichtet die gemeinen alltäglichen Vorfälle und Streitigkeiten, ſtraft leichte Verbrechen mit Feſſeln und Gefängniß, läßt die Uebelthäter in ſeinem Bezirk bis zur Entſcheidung der höhern Obrigkeit gefangen halten, der er alle peinliche Sachen übergiebt, und andre Begebenheiten von Wichtigkeit meldet, wobei er auch alles, was in ſeiner Gaſſe vorfällt, verantworten muß. Zu ſeinem Unterhalt iſt der zehnte Theil deſſen beſtimmt, was die öffentliche Straßenkaſſe vermag, oder was der ausländiſche Handel der Stadt für Einkünfte bringt.

Unter jedem Ottona ſtehen drei Untergaſſenmeiſter, die ihm beiſtehen, und mit Rath und That zur Hand gehn.

Der

Der Ordnung halber ſind die Einwohner jeder Gaſſe in Zünfte von fünf Männern eingetheilt, deren man gemeiniglich zehn bis funfzehn, auch mehr oder weniger in jeder Gaſſe antrift; jede ſolche Zunft beſteht nur aus Nachbarn, welche ihr eigen Grundſtück bewohnen; ihre Bei- und Nebenwohner, die keine Häuſer haben, werden zu der Zunft nicht mitgezogen, ſondern ſtehen als Klienten darunter, und manchmal beläuft ſich ihre Zahl auf funfzehn und noch mehr. Sie ſind von Stadtlaſten oder Auflagen befreit, auſſer nur, daß ſie zur Nacht- und Rondenwache das Ihrige beitragen müſſen; wogegen ſie aber auch keine Wahlſtimme noch Theil an der Gaſſenkaſſe haben. Unter dieſer Rotte iſt einer als Vorgeſetzter über vier andre angeſtellt, auf deren Thun er Acht zu geben, und für einen Verbrecher mit den übrigen Nachbarn ſeiner Rotte zu büſſen gehalten iſt.

Auſſerdem giebts in jeder Gaſſe noch einen Gaſſenſchreiber, der die Befehle des Gaſſenmeiſters, Atteſtate, Abſchiede und Päſſe ſchreibt, Bittſchriften, Kontrakte und Eide aufſetzt, verſchiedene Straßenbücher hält ꝛc. — einen Kleinodsbedienten, ein Bürger, der die Gaſſenkaſſe in Verwahrung hat, und darüber Rechnung führt. Dieſe Gaſſenkaſſe beſteht lediglich aus dem Gelde, das die Regierung den fremden Kaufleuten vom Preiſe ihrer Waaren entzieht, und zum Unterhalt der Bürger, und zur Beiſteuer bei allgemeinen Auflagen anwendet. Die Bür-

ger ſelbſt wechſeln mit dieſer Bedienung jährlich ab — einen täglichen Rapportör oder Straßenboten, der dem Stadtrathe die Abwechſelung der Wohnungen, die Todesfälle, und andre gewöhnliche Begebenheiten anmeldet, der die Bittſchriften und Zeugniſſe überbringt, der die Kollektengelder ſammlet, und die obrigkeitlichen Befehle inſinuirt.

Zur öffentlichen Sicherheit werden in jeder Gaſſe zwei Nachtwachen gehalten; eine Haupt- und Bürgerwache, welche die Einwohner der Gaſſe in eigner Perſon halten, die alle Nacht von drei Mann beſetzt wird und abwechſelt; auch bei Tage wird ſie wenn's nöthig iſt, gehalten, und mitten in jeder Gaſſe, wenn's thunlich, gemeiniglich im Eckhauſe einer Kreuzgaſſe iſt für ſie ein Aufenthalt beſtimmt. Im Nothfall wird ſie auch verdoppelt, und iſt von ſo großem Anſehn, daß eine Widerſetzung gegen ſie am Leben geſtraft wird. Die andre, oder Pfortenwache, iſt wegen Diebſtahl und Feuersgefahr angeſtellt, und es werden zwei Tagelöhner oder Beiwohner dazu gebraucht, und von den Bürgern der Gaſſe nach der Reihe bezahlt und unterhalten. Ihre Wachthütte iſt bei jeder Gaſſenpforte, wo ſie mit zwei zuſammen geſchlagnen Hölzern die Nachtſtunden anzeigen.

Durch eine ſolche genaue Eintheilung, und ſo viele Vorgeſetzten, werden zwar die Bürger vermittelſt unglaub-

lich harter, und unvermeidlicher Strenge unter einem ſklaviſchen Gehorſam und ungemeiner Arbeit gehalten, bei alle dem doch nicht mit unerträglichen Laſten ſo mannigfaltiger Schatzungen, wie in Europa geplagt. Ihre Abgaben ſind an und für ſich gering, und alles was der ausländiſche Handel an Impoſten abwirft, wird wieder unter ſie vertheilt. Die allgemeinen Geldabgaben treffen lediglich die Beſitzer und Erben der Grundſtücke, die eine heißt Grundgeld oder Erdlohn, welches jährlich für den Kaiſer aufgebracht, und im achten Monat des Jahrs erhoben wird. Die andre iſt gleichſam eine Ehrengabe und freiwillige Kontribuzion, welche die Unterthanen eigner Grundſtücke ihren Statthaltern, und die geringern Bedienten ihren Obern, am erſten Tage des achten Monats, an dem Faſſakufeſt verehren, daher es Faſſakugeld heißt. Es wird nach Beſchaffenheit der Häuſer gegeben. Dieſe Art Kontribuzion iſt nur allein in Nagaſacki gebräuchlich, andre Reichs- und Provinzialſtädte haben nur die erſte Steuer, und auch ſogar von dieſer iſt die Stadt Miako befreit.

Nächſt dem haben die angeſeſſenen Bürger noch einige geringere Abgaben aus ihren Mitteln zu leiſten, als zu Ehren des Landesgötzen Suwa, als des Patrons von Nagaſacki, oder welches einerlei iſt, zum Unterhalt ſeiner Tempelbedienten, welche 800 Sju mome beträgt: für die Schauſpiele, die zum Vergnügen dieſes Götzen bei ſeinen Tem-

peln angeſtellt werden; für den Unterhalt des Tempelgebäudes, zu welchem allen jeder ächte Bürger nach ſeinem Vermögen beitragen muß: zur prächtigen Tempelfeier des Suwa-Götzen, welches doch jeden Bürger nur alle 7 oder 8 Jahre trift.

Die Lage der volkreichen Stadt Nagaſacki zwiſchen Meer und Gebirgen an der Spitze der Provinz Fiſen iſt ſo beſchaffen, daß die Bürger keine ländliche Nahrung, *wie* andre Städte, treiben, und davon ihre Abgaben beſtreiten können; es würde ihnen aber der Vorzug, daß ſie den vortheilhafteſten Stapel für den ausländiſchen Handel habe, das alles erſetzen, wenn ihnen nur nicht eben daher ſo neue Sorgen und Laſten zufielen, und ſie öfters *ihr Vermögen* und Leben aufs Spiel zu ſetzen hätten. Seitdem indeß die Oberaufſicht über den ausländiſchen Handel an die Statthalter gekommen, haben dieſe Mittel gefunden, aus dem Gewinn der Ausländer den hieſigen Bürgern einen Erſatz zu ihrer Erleichterung und Beihülfe zu bereiten. Es iſt dies das ſogenannte Blumengeld, welches die Statthalter und die übrige Schaar der Befehlshaber durch *unerlaubte* Erfindungen den Ausländern von den Preiſen und dem Gewinn ihrer Waaren jederzeit zu rauben wiſſen, und das zum Theil unter die Befehlshaber, den Statthalter ausgenommen, und die geringern Gaſſenbedienten der Stadt, auch ſonſtige Handlanger verhältnißmäßig ausgezahlt, zum Theil aber auch in die Gaſſenkaſſe, zu des

Gaſ-

Gaſſenmeiſters weitern Diſpoſizion abgegeben wird, welcher denn dieſe eingenommenen Blumen abermals an die Häuſerbeſitzer austheilt, doch aber ſo viel davon in der Kaſſe zurückhält, als er zu Reparirung der Gaſſen, ihrer Pforten, Brunnen, Feuerinſtrumenten, zu den Ausgaben für die Frohndienſte und dergl. nöthig zu ſeyn glaubt. Die darüber geführte jährliche Rechnung wird jedem Mitbürger ins Haus geſchickt. Wer ſeinen Antheil daraus nicht begehrt, iſt von allen Gaſſenlaſten frei, doch thun ſolches nur wenige.

Was die Regierung des umliegenden platten Landes betrift, ſo ſind es nur wenige Ländereien, und geringe Dorfſchaften in dieſer rauhen bergigten Gegend, die ſich auf einige Meilen von der Stadt erſtrecken, und derſelben Gerichtsbarkeit unterworfen ſind. Es hat der Kaiſer zu der Steuereinnahme einen beſondern Rentmeiſter oder Amtmann geſetzt, an den der Reis- und Korngeſchoß von den in Kultur ſtehenden und Früchte tragenden Aeckern, Gärten und Feldern nach einem gewiſſen Anſchlage jährlich entrichtet wird. Dieſer beträgt ein wenig mehr als den halben Theil der jährlichen Erndte, welchen der Ackermann in die Kaiſerlichen Kornboden ausgedroſchen und rein einzuliefern gehalten iſt. Beeidigte Taxatoren beſichtigen zu dem Ende vor der Erndte die Felder um den Ueberſchlag von dieſer Abgabe zu machen. Der Beſitzer eines mit Sträuchen oder Bäumen beſetzten Grundſtücks muß

auch ein verhältnißmäßiges Grundgeld aufbringen. Alle dieſe Einkünfte werden nach Reißmaaße gerechnet. Ehedem war die Stelle eines ſolchen Kaiſerlichen Rentmeiſters in der Familie von Si je tſugu Jeſo unter dem Titel Daiquan erblich, und dieſe lebte im größten Glanz und Anſehn; als man aber 1676 in den Fußbodenmatten des Haushofmeiſters des Daiquans einiges verborgene Gewehr und andre Konterbande entdeckte, womit derſelbe nach der Küſte von Korea ein Verkehr gepflogen, ward die ganze Familie dieſes Haushofmeiſters grauſam ausgerottet, und der alte Daiquan und ſeine Familie ins Elend gewieſen. Von der Zeit an darf kein Holländer oder Sineſe eine erkaufte Matte eher zu ſich nehmen, bevor ſie nicht aufs genaueſte durchſucht worden. Nach dieſem iſt dieſe Kaiſerliche Rentmeiſterſtelle einem Takaki Sakujemon in Mitverwaltung zweier Stadtbürgermeiſter ohne den Titel und willkührliche Macht eines Daiquan verliehen, und er darf ſich mit nichts anders bemengen, als bloß was ſein Amt von ihm fodert.

Um die Beſchreibung von Nagaſacki vollſtändig zu machen, muß noch von den Tempeln und der Geiſtlichkeit geredet werden. In Nagaſacki finden ſich zwar von jeder Sekte verſchiedene Tempel und Klöſter, aber ſie alle erkennen hier noch keinen gemeinen Biſchof, ſondern nur ihre höchſten Generals in Miako.

Von

Von den Sin oder Cami, d. i. einheimiſchen Göttern, muß zuerſt der Udſigami erwehnt werden. Er heißt Suwa Dai Mjo ſin, der groſe heilige Götze Suwa. Sein Tempel liegt an der Seite vom Berge Tatta, und nach ſeiner oberſten ihm gewidmeten Kapelle ſteigt man von unten auf etwa 200 ſteinernen Tritten. Der eigentliche Tempelhof aber iſt etwas niedriger, im Abhang des angeführten Berges angelegt, in deſſen Eingang gleich bei der Pforte ein offener, langer, überhängender Luſt- und Komödienſaal zu ſehen iſt, mit vielen Bildern, als den gewöhnlichen Gelübden und Gaben für die Sinsja, etwas weiter hin befinden ſich verſchiedene kleine hölzerne Kapellen ſehr ſauber eingerichtet, aber ohne weitern Zierrath. Auch werden in dieſem Tempeldiſtrikt verehrt Muraſaki Dai Gongen, der groſe geſtrenge Muraſaki, und Symios Dai Mjoſin, der groſe heilige Symios; vor jeden derſelben wird eine Mikos, d. i. eine groſe Monſtranz oder wohlausgezierte Tragkammer gehalten. Auch iſt noch eine beſondre Zelle zu Ehren des Götzen und Herrn der tauſend Beine ausgerichtet, und mit Figuren ſeiner Unterthanen allenthalben behangen.

Dieſem Götzen Suwa ſind hier verſchiedene heilige Tempeltage gewidmet, unter denen der vornehmſte von den fünf Hauptfeſten derjenige iſt, welcher den Namen Kunitz oder Kujuatz Kokonoka führt. Es iſt der neunte Tag des neunten Monats, und der Geburtstag dieſes

Gottes, der durchs ganze Reich mit einem allgemeinen Feſte, beſonders aber in Nagaſacki, weil er Patron dieſer Stadt iſt, prächtig gefeiert wird.

Die zum Dienſt der Suwatempel beſtimmten Perſonen heißen Nege, zuweilen nennt man ſie auch, aber mit Unrecht Kuge, da dieſer Titel nur dem heiligen Hofe des geiſtlichen Erbkaiſers gebühret. Sie ſind, wie alle andre Diener der Sintempel, nicht eigentlich geiſtliche, ſondern weltliche und verheirathete Perſonen, ob ſie gleich einen vorzüglichen Rang und beſondre Ehrfurcht vor allen andern Ständen verlangen. Sie leben mit ihren Familien in Häuſern am Abhange des Berges, die blos für ſie gebaut ſind. Ihre Art zu leben, ſo wie auch ihre gewöhnliche Kleidung ſind gar nicht von der, andrer Menſchen unterſchieden, auſſer nur, daß ſie ihren Kopf nicht ſcheeren, und die Haare hinten gebunden haben. Zur Zeit, wenn ſie die Tempel bedienen, kleiden ſie ſich in ein geiſtlich Gewand, und zieren beſonders ihr Haupt auf verſchiedne Art nach dem Unterſchied ihres Standes. Ihren Unterhalt ziehen ſie aus den Opfern der Einwohner am Matſurifeſt, und bei Beſuchung der Tempel und Feſte. Zwei Perſonen aus dem Stande der Ottonas haben die beſtändige Aufſicht und Direkzion über dieſe Prieſter; aus jedem Theile der Stadt wird einer genommen, und ſie bekommen aus der Stadtkaſſe ihre Beſoldung. Zwei andre Ottonas ſind ihnen als Gehülfen zugeſellt, die aber keine

Be-

Beſoldung bekommen. Dieſe beſorgen alles, was zum Unterhalt und Bau des Tempeldiſtriks, der Matſurakomödien, zur ſonſtigen Bequemlichkeit der Nege, und überhaupt den Angelegenheiten der Came gehört. Die Prozeſſionen dieſer Weltgeiſtlichen geſchehen allemal mit großem Pomp, und werden, ſo wie die ganze Feier des Matſurifeſtes, von Kämpfern ausführlich beſchrieben.

Auſſer dem berühmten Suwatempel giebt's noch verſchiedene andre ſchlechtere Tempel, die ebenfalls von der Sintosſekte abhängen, unter andern zwei für den Tenſio Daiſin, und einen für ſeinen Bruder Tenſin; auch einige kleine Kapellen für Götzen von geringer Erheblichkeit. Alle dieſe aber werden nicht von Nege, die nur die eigentlichen weltlichen Prieſter der Cami oder einheimiſchen Götzen ſind, bedient, ſondern theils von wenigen Jamabos, welche geiſtliche Eremiten und Beichtväter heißen wollen, jedoch beweibt ſind, und beſſer ſynkretiſiſche weltliche Pfaffen des Sintoſchen Heidenthums mit der eingeführten Budſdoſekte genannt werden könnten; theils von Tendai oder Singonpfaffen, die ebenfalls den heidniſchen Budſdodeiſt mit der alten Japaniſchen Religion zu vereinigen ſuchen, urſprünglich aber aus der Lanze, oder, auf Japaniſch zu reden, Kooſiſekte aus Sina abſtammen, wovon der daſige erſte Weltweiſe Kooſi, oder Kongfuzee das Haupt iſt.

Die Nege, als Bedienten der Mia oder Camitempel,

erkennen den Dairi oder den geiſtlichen Hof des Mikado zu ihrem Oberhaupte. Die Jamabas, oder Einſiedlerpfaffen, haben ebenfalls ihr beſonderes geiſtliches Oberhaupt zu Miako.

Von der Religion der Bupo, oder Budsdo, oder von dem urſprünglich aus Indien eingeführten Heidenthum, ſieht man zu Nagaſacki ſchöne Klöſter, und von Holz erbaute Tempel ihrer vier vornehmſten Sekten. Wenige ſind jedoch innerhalb, die mehrſten auſſerhalb der Stadt an den Abſätzen der Hügel und Berge, dahin man auf ſteinernen Treppen aufſteigt, und zugleich viele, obwohl nicht groß und koſtbar, doch anmuthig und zierlich angelegte Nebenkapellen antrifft, inwendig ſind ſie mit erhabnen Altären, vergoldeten Bildern in Lebensgröße, lakirten Säulen, Thoren und Pfoſten mehr nach der Kunſt als Pracht ausgeſchmückt; alle aber werden von Mönchen derſelben Religion, und inſonderheit von derſelben Sekte, dahin der Tempel gehört, bedient. In jeder Sekte iſt ein Unterſchied zwiſchen Fonſi oder Haupttempeln, und zwiſchen Matſuſi oder Nebentempeln, Filialen oder Klöſtern, die letztern ſtehen unter der Aufſicht der erſtern ihrer Vorgeſetzten.

Kotaiſi iſt ein Fonſikloſter und Tempel von der Sensju oder Sen Sekte des getrennten Ordens Sotofa, oder Sotosju genannt. In der Mitte deſſen Platzes ſteht eine

von

von allen Seiten offene Nebenkapelle mit dem vergoldeten ſitzenden Götzerbilde ihres erſten Lehrers Siaka von merkwürdiger Größe, in einer auch vergoldeten Tarateblume (Faba Aegyptiaca). Verſchiedne Matſuſi oder geringere Klöſter, worin überall eine ziemliche Anzahl junger Geiſtlichen und alter Mönche unterhalten werden, ſind jener ihrer Aufſicht unterworfen.

Siunto Kuſi iſt ebenfalls ein Haupttempel von beſagter Sekte, aber von dem getrennten Orden Rinſaiſa, und hat einige Unterklöſter und Geiſtliche unter ſich.

Senriuſi, ein großer Tempel des eben gedachten Ordens, doch ohne Unterklöſter. Der Prior ſteht unmittelbar unter dem Oberhaupte zu Miako.

Zu dieſen Senſiutempeln hält ſich der größte Theil der Einwohner von Nagaſacki. Ihre Pfaffen reiſen viel, und wechſeln öfters ab, machen daher eine ungewiſſe und große Zahl, ohngefähr 300 Perſonen aus.

Daiwonſi iſt ein Haupttempel der Sekte Siodoſiu, von dem verſchiedene Matſuſi abhängig ſind. In allen Tempeln dieſer Sekte werden Iſai oder Gedächtnißtage von den abgeſtorbenen Kaiſern der jetzigen Linie, die ihr zugethan geweſen, gehalten, und dafür täglich eine Vorbitte für ihre Seelen abgeleſen, auch an gewiſſen Tagen des Jahres einige Speiſen geopfert. Mit den letztern wechſeln die zahlreichen Pfaffen unter ſich ab.

Fon-

Fonrinſi iſt ein Haupttempel der Sekte Fokkeſiu, hat die Aufſicht über Tſio ſioſi und wenige andre Matſuſi, und nicht viel Geiſtliche, und ſich zu ihr bekennende Layen.

Daikooſi iſt ein Haupttempel der Sekte und Ordens Omotteno jno ſju, das iſt der vordern Jko Sekte, alſo genannt von der Reſidenz ihres oberſten Haupts in Miako.

Kooienſi iſt der Haupttempel ſelbigen Jko ſiu Ordens, und wird Aurano Jko ſiu, die hintere Jko Sekte benannt, weil die Reſidenz ihres Oberhaupts abwärts gelegen iſt.

Den Mönchen dieſer Jko Sekte beider Orden iſt's erlaubt, zu heirathen; es pflegt jedoch nur von den Vornehmſten zu geſchehen. Weil aber durch dieſen Zuwachs junger Geiſtlichen die Einkünfte zuweilen zu ihrem Unterhalt nicht zureichend werden, ſo ſuchen ſie ſich in die Jkoklöſter andrer Provinzen von ihrer Sekte, wo noch nicht ſo viel Verheirathete ſind, unterzubringen, auch wohl zu Klöſtern von einer andern Sekte, unter Vorſpiegelung einer beſſern Erleuchtung, überzugehen. Unter beiden benannten Tempeln ſtehen übrigens keine andere Matſuſi, ſie haben auch kaum zwanzig mannbare Pfaffen und Familien. Sehr viel vom Pöbel und meiſt alle Bauern halten ſich zu ihnen, weil ihre mündliche und ſchriftliche Lehrart ſehr andächtig, verſtändlich und einfältig iſt. Ihre zum Unterricht des gemeinen Mannes abgefaßten Bücher ſind in gemeinen Buchſtaben, Kanna genannt, geſchrieben. Auſ-

ſer

ſer dem giebt es noch eine Matſuſi oder Nebenkapelle dieſes Ordens, Namens Quanſienſi.

Die Geiſtlichen aller dieſer Sekten der Budsdo Religion ſtellen nie eine Prozeſſion, noch einiges öffentliche Schauſpiel an; ſie halten ſich jederzeit in den Grenzen ihres Kloſterbezirks, und nehmen ihre Leſe- und Betſtunden auch ſonſtiger geiſtlichen Verrichtungen wahr. Darneben ſorgen ſie für ihren Unterhalt, den ſie ſich mit Seelmeſſen verdienen, oder durch die Almoſen und freiwilligen Geſchenke ihrer Laien erwarten müſſen. Sie ſtehen in jeder Sekte und deren vertheilten Orden unter beſondern Vorſtehern oder Prioren, und jeder dieſer wieder unter dem General derſelben Sekte und Orden in Miako. Die Jkosju Klöſter nennen ihre Prioren Sjoo nin, und ihre beiden Generalprioren in Miako führen den ſtolzen Namen Go Monſeki, der Pforte verlaſſener Platz, oder die nächſten der hohen Pforte, die ſie verlaſſen, weil ſie als leibliche Abkömmlinge des Mikaddo zu dieſer Religion und Würde übergetreten; den **Mikaddo** heißt eigentlich die hohe Pforte.

Auſſer dieſen Klöſtern ſind noch drei Sineſiſche von der Sekte Sen zu Nagaſacki, ziemlich nett gebaut, reichlich mit Pfaffen beſetzt, und übrigens mit mehrern Götzen, Sineſiſcher Könige und andrer Heiligen in Lebensgröße, auch auf den Tempelhöfen mit hohen Triumphfahnen,

und

und fremden Zierrathen verſehen. Die Stifter derſelben waren die im Japaniſchen Reiche Handel und Wandel treibende Sineſiſche Nazionen, nach ihren drei von einander unterſchiedenen Provinzialſprachen. Sie werden mehr mit den Namen der Provinz ſelbſt, für welche ſie geſtiftet ſind, als mit den eignen Namen genennt. Ehedem waren dieſe Klöſter gröſstentheils mit Sineſiſchen Pfaffen beſetzt, und auch von der Sineſiſchen Nazion unterhalten. Nachdem dieſe aber von den Japanern mehr eingeſchränkt worden, dürfen in jedem Kloſter nur noch zwei geborne Sineſen mit unterlaufen, die, wenn ihr gewöhnlicher Unterhalt nicht zureicht, auf die Mildthätigkeit des Kaiſers, gleich andern einheimiſchen Pfaffen, hoffen müſſen. Die Prioren dieſer drei Klöſter ſtehen unter einem eignen Generalprior, der bei Miako auf dem Berge Wobaku ſeine Reſidenz hat.

Die Kleriſei aller Sekten und Orden, ſowohl in Nagaſacki als im ganzen Reiche, haben ihr Oberhaupt, das zu Miako reſidirt, und vom Kaiſer geduldet und geſchützt wird. Alles leiſtet einem ſolchen Oberhaupte oder Generalprior Gehorſam, und lebt ſeinen Vorſchriften gemäß: er ſelbſt aber macht es ſich mit vieler Herablaſſung zu einem Geſchäfte, die Gunſt der weltlichen Obrigkeit ſich zu erwerben, jedoch aus einem andern Beweggrunde, als nur im nothdürftigen Fall ihrer Hülfe und Schutzes verſichert zu ſeyn.

Die

Die Kloſterprioren haben auſſer dem, daß ſie ihren Kloſterbrüdern gültige Reiſepäſſe ertheilen können, in allen politiſchen Sachen wenig zu ſagen, und ſtehen unter dem Kaiſer, oder vielmehr unter beſondern weltlichen Aufſehern, Beſchützern und Richtern, die der Kaiſer der ganzen Kleriſei in ſeinen Staaten, von allen Religionen und Sekten, geſetzt hat. — So weit von dieſer Hauptſtadt des Europäiſchen nicht nur, ſondern alles ausländiſchen Handels im Japaniſchen Reiche. Ich gehe nun zur Beſchreibung der

Inſel Deſima, oder wie Thunberg S. 149. ſchreibt, Dezima, dieſem von Kämpfer (2 Th. S. 74.) ſogenannten Gefängniſſes der Holländer in Japan, und zur Beſchreibung der Holländiſchen Verfaſſung in dieſem Reiche, die hier ihre anpaſſendſte Stelle hat. Kämpfer und Thunberg ſind dabei wieder meine Führer.

Dieſes ſo merkwürdige Inſelchen heißt De ſima, d. i. vor (nemlich der Stadt) liegende Inſel, oder De ſima matz, die Vorinſelſtraße, weil ſie für eine Straße von Nangaſacki gerechnet wird. Sie iſt neben der Stadt aus dem Grunde des Seebuſens, der hier ſandig und voller Klippen, und bei der Ebbe ohne Waſſer iſt, anderthalb bis zwei Faden mit Felsſteinen aufgeführt, und ſteht einen halben Faden über das höchſte Waſſer hervor. Sie hat die Figur eines Sonnenwedels ohne Stiel, oder eines zirkelförmigen Vierecks nach der Krümme der Stadt, mit der ſie durch eine Brücke von Quaderſteinen, die nur we-

nige

nige Schritte lang iſt, verbunden, und von der ſie durch eine ſtarke Wachtpforte abgeſchloſſen wird. — So Kämpfer. — Nach Thunberg hängt die Inſel mit dem feſten Lande zuſammen, und wird bei niedrigem Waſſer bloß durch einen Graben davon getrennt. Bei hohem Waſſer wird ſie zu einer eigentlichen Inſel, die durch eine Brücke mit der Stadt Gemeinſchaft hat.

An der Nordſeite hat ſie zwei ſtarke Waſſerpforten, die nur beim Ein- und Ausladen der Schiffe, unter der Aufſicht einiger Deputirten, Edeln des Gouvernörs geöffnet werden. Die ganze Inſel iſt mit hohen Dielen, und deren Bedeckung nach Art der Spaniſchen Reuter gemacht, und mit einem doppelten Stacket umgeben; doch iſt alle dieſe Befeſtigung von ſo ſchwachem Holz, daß ſie gegen feindliche Gewalt wenig Widerſtand zu thun im Stande ſeyn würde. Wenige Schritte von dieſer äußerſten Befeſtigung ſtehen dreizehn hohe Pfähle aus dem Waſſer hervor, iedoch mit einem Brette verſehen, auf dem ein Verbot geſchrieben ſteht, daß Niemand innerhalb dieſer Pfähle mit einem Kahn durchfahren, und der Inſel ſich nähern ſoll. — So Kämpfer. — Thunberg ſchreibt, daß ſie an allen Seiten mit einer Befriedigung von Planken umgeben ſey, und zwei Thore habe, von denen das eine zur Brücke nach der Stadt, und das andre auf die Seeſeite führt.

Vor

Vor der Stadtbrücke iſt ein etwas erhabener Platz aus Quaderſteinen, der beſonders dazu dient, zwei auf Brettern beſchriebene Befehle der Gouvernörs zu publizieren, von denen eins zu den Reglements der Thorwachen, und das andere zu Befehlen für die Bedienten der Straße Deſima, und alle Einpaſſirende gebraucht wird. Für die letztern hat auch noch der Gaſſenrichter von Deſima geſorgt, da er auch von der innern Seite der Stadt ein Plakat anſchlagen laſſen, das ohngefähr von gleichem Inhalt mit den vorigen iſt, und vorzüglich nur dient, die Autorität und Wachſamkeit dieſer Magiſtratsperſonen zu beweiſen.

Der Flächeninhalt dieſer Inſel wird auf ein Stadium, oder 600 Fuß in die Länge, und 240 in die Breite geſchätzt; aber nach Kämpfer's angeſtellten genauen Meſſung hat ſie in der Breite 82, in der Länge nach ihrer Krümme durch die Mitte 236 gemeine Schritte, weniger an der Stadtſeite, und mehr an der Seeſeite nach der Natur ihrer Figur. — Thunberg ſchätzt ſie ungefähr 300 Ellen lang, und 120 Ellen breit. — Eine Kreuzgaſſe läuft durch die ganze Inſel, und innerhalb den Schranken iſt auch eine Gaſſe, die rund um die Inſel geht, und die nach Gutfinden abgeſchloſſen werden kann. Die Regenwaſſer laufen alle durch eine tiefe Krümme in ihren Gaſſen nach der See, damit auch durch dieſes Mittel nichts in die Inſel oder herausgebracht werden kann. Nur die große Kreuzgaſſe hat an beiden Seiten Häuſer. Dieſe Häuſer

 ſind

ſind auf Koſten einiger Bürger von Nagaſacki erbaut, von denen auch die Anlage der ganzen Inſel herrührt, deren Erben nur noch immer nach dem erſten ſehr unbilligen Akkord eine jährliche Miethe von 6500 Sjamo bezahlen müſſen. Es ſind ſehr ſchlechte Gebäude, die etwa das Anſehen von Ziegenſtällen haben, von Leimen und Tannenholz an einander gepappt, beſtehn aus zwei Stockwerken, von denen das unterſte zu Packkellern und Niederlagen, der Söller aber zur Wohnung dient. Der Bewohner pflegt den letztern auf eigne Koſten mit buntem Papier und gefütterten Bodenmatten nach Japaniſcher Manier zu bekleiden, und mit Thüren oder Schauben zu verſehen. — Thunberg meldet, daß die Inſel von der Stadt Nagaſacki an die Holländiſche Kompagnie verpachtet, und als eine zur Stadt gehörige Straße angeſehn wird; daß die Stadt alle Wohnhäuſer der Inſel bauet, beſſert und unterhält; daß indeß jeder Hausinhaber auf eigne Koſten die Fenſter, das Dach und die Bekleidung der Wände, ſo wie auch das Weißen, und andre Einrichtungen zur Bequemlichkeit beſorgen muß. Der Länge nach ſind auf der Inſel in Form einer kleinen Stadt verſchiedne Packhäuſer, das Krankenhaus, und ein einzelnes Haus zur Bedienung derſelben gebaut. Das letztere iſt zwei Stockwerke hoch, von denen bloß das oberſte bewohnt, das untere aber zu Kramläden, Ställen und Vorrathshäuſern benutzt wird. Zwiſchen dieſen Häuſern laufen zwei Gaſſen hin, die in der Mitte von einer dritten durchſchnitten werden. —

Inner-

Innerhalb den Schranken hat die Inſel noch drei Wachhäuſer, die an jedem Ende und in der Mitte vertheilt liegen, und am Eingang iſt ein mit nöthigem Löſchungsgeräthe verſehener Brandplatz. Bei Feuersbrünſten dienen auch noch die Waſſerpforten und Röhren, die ſo eingerichtet ſind, daß ſie in der Zeit der Noth aufgebrochen werden können. Durch einen andern Kanal von Bambusrohr wird das Kochwaſſer aus dem Strom in einen Waſſerbach geleitet, von welchem aber jährlich noch beſonders bezahlt werden muß. Den übrigen Raum hinter der Gaſſe haben die Holländer zum Theil aus eignen Mitteln angebaut, mit einem zum Handeln beſtimmten Hauſe, zwei feuerfeſten Vorrathshäuſern, weil die Packlager unter den ordentlichen Wohnungen für Regen, Brand, und Dieben nicht genug verwahrt ſind. Ferner eine anſehnliche Küche, ein Haus für die von den Statthaltern abgeſchickten Deputirten, und auch die Handelsgeſchäfte; ein Haus für die Dollmetſcher, welches nur die nöthige Zeit gebraucht wird. Ferner ein Garten zu Küchengewächſen, und ein andrer zum Vergnügen, ein Platz zum Waſchen, einige kleine Privatgärten, und eine Badſtube. Einen Theil des Raums hat der Gaſſenrichter zu ſeinen Wohn- und Luſthäuſern, Küche, und ein Gärtchen, das bloß zum Vergnügen dient, eingenommen. Ein Theil dieſes Platzes endlich bleibt noch übrig für Kramläden, die bei Anweſenheit der Schiffe aufgeſtellt werden, und ein andrer dient zur Niederlage der ausgepackten Waaren; auch iſt hier ein blutiger Gerichts-

platz zur Hinrichtung der Schleichhändler. — So Kämpfer. Aus Thunberg ſetze ich noch hinzu: daß auſſer dem großen und feuerfeſten Packhauſe der Kompagnie, die übrigen Häuſer alle von Fachwerk und Leimen aufgeführt, mit Ziegeln gedeckt, und nach der Sitte des Landes mit Papierfenſtern und mit Strohmatten auf dem Fußboden verſehen ſind; doch hat man in neuern Zeiten von Batavia etwas Glas zu Fenſterſcheiben eingeführt. An dem Seethore iſt alle Feuergeräthſchaft befindlich, und auf der andern Seite ein Luſt- und Küchengarten mit einem zwei Stockwerk hohen Luſthauſe. Das Wachthaus iſt dreieckig aufgeführt, und es wird ſo lange Wache darin gehalten, als das Schiff auf der Rhede liegt. Dieſe Wache macht, wie eine Brandwache, des Tages, beſonders aber des Nachts, verſchiedne Wanderungen rings um die Inſel. Das Haus der Dollmetſcher iſt ebenfalls anſehnlich, und heißt ihr Kollegium. Während des Handels befindet ſich eine anſehnliche Zahl von ihnen daſelbſt; allein wenn das Schiff weg iſt, kommen täglich nur einer oder zwei, die alle 24 Stunden, und zwar gewöhnlich zu Mittage, abgelöſet werden, um gegen Abend wieder zu Hauſe ſeyn zu können. Eben ſo iſt dort ein Haus für die Ottonas oder Rapportörs, die während des Handels ſich in großer Anzahl verſammeln, und deren Geſchäft darin beſteht, daß ſie auf alles Acht haben, was auf der Inſel vorfällt, und dem Gouvernör in der Stadt davon Nachricht geben.

Innerhalb dieſes kleinen Bezirks müſſen die Holländer es ſich gefallen laſſen ihre Zeit zuzubringen.

Was ihren Handel betrift, ſo berichten uns Kämpfer und Thunberg folgendes:

Wenn die Holländiſchen Schiffe im Hafen einlaufen, welches alle Jahr einmal geſchieht, ſo dürfen ſie ihre Leute, nachdem vorher jeder aufs genaueſte viſitirt und aufgezeichnet worden, nach einander auf die Inſel abtreten laſſen, um ſich zu erfriſchen. Nach derſelben Abzuge muß das Oberhaupt mit noch verſchiedenen Perſonen, zu Kämpfers Zeit gemeiniglich 7, zu Thunbergs Zeit auſſer dem Oberhaupt und den Sklaven, 12 bis 13 Europäer, hier als Geiſſel zurückbleiben, die ganz ausnehmend genau und ſtrenge bewacht werden, wie Kämpfer ganz ausführlich beſchrieben hat.

Von allen dieſen Wachen führt ein gewiſſer Gaſſenrichter, der auſſer ſeiner Straße auch Ottona, oder Gaſſenrichter und Haupt der Inſel Deſima iſt, den Oberbefehl. Er hat den Rang nach dem jährlichen Rapportör der ordentlichen Dollmetſcher, über welchen er nichts zu befehlen hat. Sein Amt beſteht darin, daß er auf die Inſel und den Handel auf derſelben die genaueſte Aufſicht hat, und mit Hülfe der Dollmetſcher das dahin gehörige beſorgt, die Güter von Privatperſonen aufzeichnen läßt, ſie in Verwahrung nimmt, und ihren Verkauf dirigirt;

für den Bau der Straßen und Häuſer ſorgt, die Feuer-anſtalten und andre öffentliche Sachen unter ſeiner Auf-ſicht hat. Er ſchützt und richtet die Bedienten der Hollän-der ꝛc. ſo weit ſie unter ſeiner Gerichtsbarkeit ſtehen, und hat das Recht, wen er gut findet in Holländiſche Dienſte aufzunehmen, oder zu verabſchieden, ertheilt die Freiheit auf Deſima zu gehn; beſonders bindet ihn auch ſein Amt, nicht nur ſeiner Unterbedienten, ſondern auch der Hollän-der Leben und Handel genau zu erforſchen, und ſie zum genaueſten Gehorſam gegen die Kaiſerlichen Befehle an-zuhalten.

In Ausübung ſeines Amts ſteht zunächſt unter ihm ein Bote, der täglich die Schlöſſer der Waſſerpforten, wie auch die Waarenhäuſer, und die Arbeit der Zimmer- und Bauleute beſichtigen und unterſuchen muß.

Nach dieſem folgen verſchiedene Schreiber, die eines jeden Holländers Vermögen und Sachen, die nur irgend zu Gelde gemacht werden könnten, aufs genauſte proto-kollirt, verſiegelt, und in Verwahrung behält. Auſſer dieſen giebts noch verſchiedene andre Bediente, die auf ſei-nen Befehl dem Ottona hülfliche Hand leiſten müſſen. Er wird wie der Oberdollmetſcher von der Kompagnie beſoldet, und hat auch wie dieſer ſeinen Antheil am Handel. Auſ-ſerdem hat er noch viel andre Vortheile von ſeiner Gaſſe in der Stadt, von den Wirthen in der Inſel, und ſelbſt von der Vermiethung der Wohnungen; ſein gröſter Vor-

theil

theil aber beſteht doch noch in den Holländiſchen Waaren, die er durch andre und unter fremden Namen an ſich bringt, und alsdenn wieder mit ausnehmendem Gewinn verhandelt.

Unter dieſem Ottona ſtehn die 24 Wirthe und Eigenthümer der Holländiſchen Häuſer, die zur Handelszeit, die übrige Zeit ſeltener, ſich bei ihm zeigen müſſen, und verbunden ſind, nicht nur auf den Zuſtand ihrer Häuſer, ſondern auch aufs Betragen der Einwohner von weitem Acht zu haben; auch beim Inventariſiren der ein- und ausgehenden Sachen, Hausrath und aller Geräthe der Holländer behülflich zu ſeyn. Nach Landesgebrauch müſſen ſie in allen auſſerordentlichen Fällen für das, was in ihrem Hauſe geſchieht, ſtehen, und die Verantwortung übernehmen.

Das größte und vornehmſte Kollegium der Holländiſchen Bedienten machen die ſämmtlichen Holländiſchen Dollmetſcher aus, deren Zahl gewöhnlich und geſetzmäßig aus 150 beſteht, und die deswegen angeſtellt ſind, damit alle Fremde, welche die Erlaubniß haben, dies Reich zu beſuchen, die Landesſprache zu erlernen nicht genöthigt ſeyn, und von der innern Einrichtung des Handels und der Reichsverfaſſung ſich alſo keine Kenntniß erwerben können, ſondern glauben müſſen, was ihnen geſagt wird. Ihre Zahl iſt ſo groß angeſetzt, um die Holländer deſto beſſer beobachten zu können.

Auſſer dieſen Bedienten gehört noch eine andre beſchworne Zunft von 17 Bürgern oder Familien hieher, die alles was zu täglicher Koſt, Trank, Hausrath und zu allen andern Dingen nöthig iſt, anſchaffen müſſen. Jedem andern iſts ſchlechterdings verboten, den Holländern das mindeſte auf irgend eine Art zuzubringen, und ſie müſſen von dieſer Zunft alle Bedürfniſſe zwei oder dreimal theurer, als der Marktpreis iſt, kaufen. Auch verſchaffen ſie ihnen die Freudenmädchen.

Hierauf folgen die Küchenbedienten, denn ohne Erlaubniß des Gouvernörs dürfen die Holländer ihre Tafel nicht von ihren eignen Leuten beſorgen laſſen.

Alle Perſonen, welche die Holländer bedienen, ſind durch einen ſchweren Eid ſo ungemein verpflichtet, daß ſie ſchwer zu offenherziger Freundſchaft mit den Holländern zu bringen ſind. Durch dieſen Eid müſſen ſie die Holländiſche Nazion, ihren Glauben, Freundſchaft und Verbindung mit den Holländern, und die Beförderung des Intereſſe derſelben abſchwören.

Auſſer dieſen beſchwornen Perſonen werden auch noch zur Zeit der Handlung an gewiſſen Tagen die Käufer der jährlich eingeführten Güter, und die Verkäufer des inländiſchen Kupfers, oder deren Schreiber und Bevollmächtigte zugelaſſen; auch zu Ende der Handelszeit die Verkäufer des inländiſchen gefirnißten Holzes, der Japaniſchen

niſchen Manufakturen von Kupfer und andern Sachen, die alsdenn ihre Kramläden an einem dazu beſonders beſtimmten und verſchloſſenen Orte aufſtellen. Dieſe Kaufleute ſind größtentheils aus Miako, und dürfen nicht durch die Pforte der Inſel gehen, ohne einen Freipaß, und ohne daß ſie aufs ſtrengſte an ihrem ganzen Leibe durchſucht werden. Von dieſer ſtrengen Durchſuchung ſind nur die Deputirten der Statthalter ausgenommen, welchen eine große Pike vorgetragen wird, und alle mit zwei Säbeln Bewafnete in ihrem Gefolge, der Gaſſenrichter, acht ordentliche Dollmetſcher, und einige ihrer natürlichen und angenommenen Söhne, endlich die Viſitatoren ſelbſt, die man als Verräther und geſchworne Feinde der Holländer anſieht.

Die Befehle, welche die Holländiſche Nazion angehen, werden ihren Kapitänen theils im Kaiſerlichen Pallaſt und Hofrath vorgeleſen, theils in Nagaſacki von den Gouvernörs durch die Dollmetſcher mündlich ertheilt. Wenn die Schiffe hier eingelaufen, pflegen die Dollmetſcher mündlich und durch ſchriftliche Befehle allem Volk die nöthigen Verhaltungsregeln zu geben, welche vornehmlich darin beſtehn, ſich aller Arten des Schleichhandels zu enthalten, keine äuſſerliche Beweiſe und Zeichen von chriſtlicher Andacht zu geben, und ſich unter einander ſelbſt und gegen die Japaner gut und verträglich aufzuführen.

So bald die Schiffe abgefahren, muß allemal der Holländiſche Kapitän mit einigen wenigen eine jährliche Reiſe nach Hofe machen, und die gehörigen Geſchenke überreichen. Die wird für eben eine ſolche Pflicht, als die aller Vaſallen des Reichs, welche gleichfalls eine ſolche jährliche Reiſe machen müſſen, und alſo für eine wahre Huldigung der Holländiſchen Nazion gehalten. Auf der ganzen Reiſe wird ihnen keine andre Freiheit gegönnt, als die man Gefangnen zuſteht, und ſie dörfen ohne beſondre Erlaubniß mit Niemand, nicht einmal den Bedienten in den Herbergen, reden. In dieſen werden ſie gleich Gefangenen verwahrt, und werden von einer ſtarken Japaniſchen Begleitung, die ſie bezahlen müſſen, ſtets aufs argwöhniſcheſte beobachtet. Ohne Wache kommen ſie gar zu Niemand. Nur ein oder zweimal des Jahrs bekommen die beſtändig hier bleibenden Holländer die Erlaubniß, die Tempel zu beſehen, und die Aerzte, mediziniſche Kräuter zu ſammlen, wobei ſie aber auch eine genaue Beobachtung um ſich haben, und die Höflichkeiten der Pfaffen theuer bezahlen müſſen.

Doch beweiſen die Japaner bei dem Joche, in welchem ſie die Holländer halten, ihnen alle mögliche Komplimente, und ſind ſo gefällig gegen ſie, als es ihnen nur die Geſetze erlauben. Aufrichtig meinen es die Japaner nie mit den Holländern, und halten den für keinen Biedermann, der ſolches thäte. Das Ein- und Ausladen

Hollän-

Holländiſcher Schiffe, und alle andre vorfallende Arbeit, darf ſchlechterdings durch niemand anders, als durch Japaner geſchehen, die ſie theuer bezahlen müſſen. Ein Holländer darf nicht einmal einen Brief abſchicken, ohne vorher den Gouvernörs den Inhalt zum Protoll einzureichen, und eine Kopie in ihren Händen zu laſſen. Es müſſen daher allemal zwei ganz gleiche Briefpakete gemacht werden, von denen ſie das eine behalten, das andre abgehen laſſen. Die mit Holländiſchen Schiffen abgehenden und ankommenden Privatbriefe werden mit ihrer Konnivenz heimlich fortgebracht; alle öffentliche Briefe aber müſſen vorher den Statthaltern vorgelegt werden. Ehemals wurden ſelbſt die Holländiſchen Leichen nicht beerdigt, ſondern auſſer dem Hafen ins Meer geworfen, nachher aber hat man ſie doch in einer wüſten Einöde am Berge Inaſſe verſcharrt, und einen Wächter beſtellt, der dahin ſehen muß, daß ſchlechterdings kein Grabmal zu finden, noch eine Grabſtätte anzugeben iſt. Ein Einheimiſcher wird mit ſeinen Foderungen an einen Holländer leicht befriedigt, nicht aber umgekehrt, wenn ein Holländer Foderungen an einen Japaner hat, wo die Befriedigung äuſſerſt ſchwer gemacht wird. — Zu dieſen Kämpfer'ſchen Nachrichten vom Zuſtande der Holländer in Japan giebt uns Thunberg noch folgende Zuſätze:

Es wird den Japanern eine Muſterrolle der ganzen Mannſchaft des Schiffs bei deſſen Ankunft im Hafen übergeben,

geben, und das Alter eines jeden bemerkt. Nach dieſer Liſte muſtern die Japaner bald nach der Ankunft die ganze Mannſchaft, und ſo jeden Morgen und Abend, wenn auf dem Schiffe etwas aus- oder eingeladen wird. Dadurch erhalten ſie die Gewißheit, daß Niemand ohne ihr Vorwiſſen heimlich entkommen, oder auf der Faktorei zurückbleiben kann. — Die Europäer können kein Schlachtvieh von den Japanern bekommen, ſie müſſen alſo theils zur friſchen Proviſion für die Faktorei, theils für das Schiffsvolk ſelbſt dergleichen mit ſich führen. Das Vieh wird in Ställe auf der Inſel gebracht, und von den Japanern das Futter herbeigeſchafft. — Die Holländer dürfen ihre Japaniſchen Tagelöhner nicht mehr abſtrafen wie ehemals, wenn ſie beim Ein- und Ausladen der Schiffe ſich vergehen. An Tagen, wo nichts ein- oder ausgeladen wird, kömmt kein Japaner an Bord, und noch weniger dürfen die Holländer zu oder von dem Schiffe. Die Pforte iſt gegen die Seeſeite hin beſtändig verſchloſſen. Muß jemand, etwa der Kapitän, oder der Arzt, nothwendig an Bord kommen, welches mit dem Lichten der Flagge angezeigt wird, ſo muß die Erlaubniß dazu erſt vom Gouvernör in der Stadt gehohlt werden. Iſt dieſe ertheilt, ſo wird das Thor der Inſel doch nicht geöfnet, ohne daß ein Dollmetſcher und Offizier die Perſon durch die Stadt bis an eine kleine Brücke begleiten, wo man erſt nach verſchiednen Viſitazionen mit einem Bote zum Schiffe fahren kann. Unterdeß warten jene Begleiter in ihren

Bo-

Boten, bis man ſein Geſchäft auf den Schiffen verrichtet hat, und bringen einen alsdenn mit eben den Zeremonien wieder zurück. — Der Tod eines Matroſen wurde dem Gouvernör in Nagaſacki gemeldet, und von ihm die Erlaubniß der Beerdigung ertheilt. Die Leiche ward von den Japanern erſt genau viſitirt, nachher in eine bretterne Kiſte gelegt, von den Japanern an die andere Seite des Hafens getragen, und daſelbſt eingegraben. Einige wollten behaupten, die Japaner hätten die Leiche hernach wieder ausgegraben, und verbrannt; allein es war davon keine ſichere Nachricht zu bekommen. Zölle und Abgaben ſind ſowohl im Lande als an den Küſten völlig unbekannt; weder für die Ein- noch für die Ausfuhr der Waaren werden dergleichen gefodert. Indeß iſt die Viſitazion deſto ſtrenger, ſelbſt der bloße Körper wird betaſtet, und ſogar die mitgebrachten Eier wurden zum Theil zerſchlagen. Geld dürfen Privatperſonen nicht ins Land bringen, ſondern es wird bis zur Abreiſe in Verwahrung genommen; ſelbſt die Briefe werden geöfnet, und von den Dollmetſchern geleſen. Die Religionsbücher ausgenommen, können viele andre Bücher, beſonders wenn ſie nicht Holländiſch gedruckt ſind, eingeführt werden, da die Dollmetſcher ſie nicht verſtehen. Damit auch die Europäer auf keine Weiſe mit den Viſitatoren Bekanntſchaft machen, werden die erſtern ſehr oft umgewechſelt. Hierdurch wird freilich der Schleichhandel, aber nicht der Privathandel gehindert, da Jedermann frei einführen, und verkaufen kann, was er will,

wenn es nur nicht heimlich geſchieht. Mit Kamfer von Sumatra und mit Schildkrötenſchalen dürfen Privatperſonen nicht handeln, da dies Monopolien der Kompagnie ſind. — Zur einzelnen Bedienung gebrauchen die Holländer die von ihnen mitgebrachten Sklaven; für alle übrige Bedürfniſſe ſorgen die Japaner. Es giebt unter ihnen Köche, welche die Speiſen auf Holländiſche Art zubereiten, und Bedienten, die, ohne Dollmetſcher zu ſeyn, das Holländiſche gelernt haben. Vier von den letztern bekommt der Chef, einen als Schreiber, und einen als Arzt, welche die Reiſe nach Hofe mitmachen. Bedarf man eines Handwerkers aus der Stadt, ſo muß man vom Gouvernör ausdrückliche Erlaubniß haben, ihn hohlen zu laſſen. Die Holländer eſſen ſowohl hier als in Batavia ſehr viel Reis, indeß bäckt man in der Stadt, allein zu ihrem Behuf, weißes Brod, welches täglich friſch auf die Inſel geſchafft wird. — Bei der Kälte heitzen die Holländer, ohngeachtet die Thüren und Fenſter nicht dicht ſind, ſo ein, daß ſie Kohlen, die ihnen aus der Stadt gebracht werden, in einen großen kupfernen Topf mit einem breiten Rande legen, wodurch das ganze Zimmer in wenigen Stunden durchgewärmt wird. —

Der ganze erhebliche Handel der Holländer, ſchreibt Kämpfer, wird durch die zahlreiche Zunft der Dollmetſcher geführt, deren oben ſchon gedacht iſt. Dieſe ſind von verſchiednem Rang und Würde, und machen überhaupt

zwei

zwei Klaſſen aus. Die ordentlichen Dollmetſcher, welche die Holländiſche Inſel zu allen Zeiten nach Belieben beſuchen dörfen, und die auſſerordentlichen, welche nur zulezt in der Handelszeit zugelaſſen werden, und mehr Spione als Dollmetſcher ſind. Acht von der erſten Klaſſe heißen echte Dollmetſcher, die ihr Amt bei aller Gelegenheit verſehen müſſen, und dabei den Holländern ſtets genau auf die Hände ſehen, alle Gewaltthätigkeit und üble Begegnung bei ihnen verhüten, in allen Fällen für ſie ſtehen, und die Verantwortung übernehmen. Viere von dieſen heißen Oberdollmetſcher, und vier Unterdollmetſcher; einer von den erſtern iſt der Ninban, oder jährliche Wächter und Rapportör, der die Hauptdirekzion über alle Holländiſche Angelegenheiten hat, und beſtändiger Präſident des ganzen Dollmetſcher-Kollegiums iſt. Auch die Unterdollmetſcher haben ihren Ninban, oder Präſidenten. Beide beſchließen ihr jährliches Präſidium mit der Aufführung der Holländer nach Hofe. So oft dieſe Acht Männer etwas zu unterſuchen haben, das den Handel, die Angelegenheiten oder Perſonen der Holländer betrift, müſſen ſie den Ottona der Inſel mit zu ihren Berathſchlagungen nehmen, der den Rang nach dem oberſten Ninban verlangt.— Die Dollmetſcher, ſchreibt Thunberg, ſind alle Japaner, welche weniger oder mehr fertig Holländiſch ſprechen. Die Regierung erlaubt nemlich keinem Ausländer, ihre Sprache zu lernen, damit er nicht dadurch Gelegenheit bekomme, das Land auszukundſchaften. Sie bezahlt vierzig bis fünf-

zig

zig Dollmetſcher, die in der Faktorei beim Handel und bei andern Gelegenheiten den Holländern dienen. Dieſe Dollmetſcher werden gewöhnlich in drei Klaſſen getheilt: die älteſten, die am beſten Holländiſch ſprechen, heißen Oberdollmetſcher; die es nicht ſo gut verſtehen, ſind Unterdollmetſcher, und die noch bei jenen in die Schule gehen, ſind Lehrlinge. Die Holländer ſelbſt lehrten ſonſt die letztern ihre Sprache, beſonders hatte immer der Arzt dieſes Geſchäfte; allein jetzt werden dieſelben von den älteſten Dollmetſchern unterrichtet. Die Lehrlinge hatten ſonſt auch die Erlaubniß, nach Gefallen in die Faktorei zu kommen; allein jetzt dörfen ſie nicht eher oder öfter dahin, als wenn ſie wirkliche Dienſte verrichten. Die Dollmetſcher werden nach einander befördert, bis man ſie zu andern Geſchäften gebraucht. Ungeachtet die Oberdollmetſcher ziemlich fertig Holländiſch ſprechen, ſo hört man doch, weil das Japaniſche von dem Holländiſchen in Rückſicht der Conſtruktion und Redensarten ſo ungemein abweicht, von den meiſten recht lächerliche Ausdrücke, und ſonderbare Wortfügungen. Sie ſchreiben das Holländiſche freilich mit ihren Pinſeln, ihrem Tuſche, und auf ihrem Papier; allein dennoch von der Linken zur Rechten, wie die Europäer, und malen ſehr ſchöne und ſaubere Italiäniſche Buchſtaben. Die Dollmetſcher ſind große Liebhaber von Europäiſchen Büchern, und ſchaffen ſich allemal von den Kaufleuten dergleichen an, nutzen ſie auch fleißig, und behalten ſehr gut, was ſie darin leſen. Ueber dies laſſen ſie ſich auch

ſehr

ſehr angelegen ſeyn, von den Europäern zu lernen: ſie fragen unendlich viel, und bis zum Ueberdruß nach allem, beſonders was Arzneikunde, Naturlehre, und Naturgeſchichte betrifft. Die meiſten legen ſich insbeſondere auf das Studium der Arzneikunde, und ſie ſind die einzigen, welche dieſelbe auf Europäiſche Art und mit unſern Arzeneimitteln ausüben, wobei ſie ſich des Unterrichts der Holländiſchen Aerzte bedienen. Dadurch bekommen ſie Gelegenheit, ſich Geld, und etwas mehr Anſehn zu erwerben; oft nehmen ſie auch noch Lehrlinge in Unterricht. —

Das Einkommen dieſer ordentlichen Dollmetſcher beträgt, nach Kämpfern, eine ziemliche Summe. Sie bekommen von der Regierung ein Jakukio, oder Bedienungslohn, nach der Verſchiedenheit ihres Ranges. Dieſes beſteht in einer Quantität Seide, die ihnen zu kaufen erlaubt iſt, und in deren Verkauf an die Holländer ſie die Beſoldung finden. Auſſer dem giebt die Kompagnie jedem unter dem Namen einer Mühvergeltung oder eines Geſchenks noch etwas rohe Seide. Noch eine jährliche Belohnung bekommen ſie von der Kompagnie der Kupferhändler, um den Verkauf zu deren Vortheil einzurichten, und die Holländer müſſen ſie dagegen wieder mit Geſchenken beſtechen. Koſen iſt eine Auflage auf alle fremde Waaren, die Privatperſonen gehören, und nicht über 40000 Tails leichter, oder Goldmünze im Werth betragen. Sie beträgt weit über 20000 Tails jährlich, in welche ſich die

Gouvernörs, der regierende Bürgermeiſter, der Ottona, und die ganze Zunft der Dollmetſcher theilen. Dieſe Auflage wird zwar unmittelbar vom Käufer bezahlt, ſie fällt aber mittelbar allemal auf die Verkäufer zurück, die deßwegen wohlfeiler verkaufen müſſen. Nicht geringern Vortheil bringt ihnen der in der letzten Handelszeit erlaubte Verkauf einiger Waaren der Partikuliers über die erwehnte Summa, welchen der Ottona und die Dollmetſcher nur deßhalb erlauben, damit ſie ſelbſt dieſe Waaren für einen ganz geringen Preis an ſich bringen können. Dazu bekommen ſie noch 150 Cubangs als Koſtgeld von der Kompagnie während der Handelszeit, und ſehr viel auſſerordentliche Geſchenke von den mindern Bedienten der Inſel, Kaufleuten, Handwerkern, ja bei beſondern Gelegenheiten von den Holländern ſelbſt. Ihre Dieberei iſt auch ſehr mannigfaltig, und unausforſchlich. Auch zu Jedo machen ihnen die Großen bei der Hofreiſe noch Geſchenke. Alle dieſe Quellen von Einnahme zuſammen genommen, kann man die Einnahme eines Oberdollmetſchers jährlich auf 3000 Tails, und die eines Unterdollmetſchers wenigſtens halb ſo hoch ſchätzen. Sie leben aber dem ungeachtet noch ſehr kärglich, weil ſie von dieſen Einkünften ihre zahlreichen, meiſtens arme Familien unterhalten, und gemeiniglich auch viel dürftige Anverwandten verſorgen, auch noch den Statthaltern und ihren Hofregenten anſehnliche Geſchenke machen müſſen.

Dieſe Geſellſchaft der Dollmetſcher iſt die vornehmſte von allen Holländiſchen Bedienten, aber auch die gefährlichſte für deren Ehre, Freiheit und Vortheile. Die lernenden Dollmetſcher, welche erſt zu dieſen Geſchäften zugezogen werden, gebraucht man bei verſchiednen Gelegenheiten als Spionen, und ſie erhalten auch jährlich insgeſamt von der Kompagnie 40 Tails, haben auch ihren Antheil am Koſtgelde, und einigen andern Accidenzien. Die Kammerdollmetſcher müſſen einem und andern Ausländer innerhalb des Hauſes dienen, und dörfen nur zur Handelszeit die Inſel beſuchen. Auch ſie ſind eigentliche Spions, und die wenigſten verſtehen Holländiſch. Auch ſie haben verſchiedne Rangordnungen unter ſich, und ſtehen unter dem Oberdollmetſcher. Keiner darf in die Zunft dieſer Dollmetſcher eintreten, als die Söhne der verſtorbenen Dollmetſcher.

Noch können zu den Bedienten der Inſel gerechnet werden, die fünf Deſima Fisja, oder ordentlichen Schreiber, welche die Geſchenke, Reiſekoſten, und andere Ausgaben anmerken und aufſchreiben. Die Kompagnie bezahlt nur zwei, welche die Hofreiſe mitmachen. Nach dieſen kommen die Tagelöhner-Aufſeher, deren fünfzehn ſind, die jedem ſeine Arbeit anweiſen. Endlich ſind auch noch die Geldkammerbedienten zu merken, die das Geld für erhandelte Güter von den Kaufleuten einheben, es in die Goldmünzen Cabani umſetzen, dieſe ſtempeln, und durch die

Dollmetſcher an die Holländer auszahlen laſſen. Ihrer ſind 36 Ober- und Unterbediente, und ſie müſſen auch der Viſitazion aller Güter gegenwärtig ſeyn. Bei ihrem Geldgeſchäft machen ſie große Vortheile.

Wie bei Ankunft der Schiffe verfahren wird, iſt oben bereits angeführt. Die Waaren, welche vorzüglich die Holländiſchen Schiffsladungen ausmachen, ſind, nach Kämpfern S. 100., folgende:

Rohe Seide aus Sina, Tunkin, Bengal und Perſien, welche ſie am höchſten ſchätzen, wobei aber die Europäer einen ſchlechten Gewinn haben.

Alle Arten von ſeidnen Zeuchen, nur nicht mit Gold und Silber geſtickte, aus den erwehnten und andern Ländern, beſonders Bengaliſche und Koromandelſche Taffakrels, große, weiße gerollte Pelangs, weiße Gilangs, Armoſinen, Sumongis, Seſtiratzes, auch Floretgarn. Ferner mancherlei Gattungen von halbſeidnen, auch groben, von Baumwolle gewirkten Tſitzen, aber keine feine; gedruckte oder gemahlte, weiße Gunis, Salempuris und Parakallen.

Europäiſche Tücher und andre Wollen- auch einige Seidenmanufakturen, beſonders Raſche und Kronenraſche. —Manufakturen aller Art ſchätzen die Japaner ebenfalls, und ſie geben einen feſten und ganz erträglichen Profit.

Aus Siam und Kambodia Tſiappan oder Färbeholz, das man in Europa Braſilienholz nennt, wilde Büffel- und Hirſchhäute, Roggenfelle, Wachs, und Büffelhörner. Auch das Tſiappanholz, und die Felle geben einen ſichern, und ganz beträchtlichen Gewinn.

Kardowan und andre bereitete Felle aus Perſien, Bengalen und andern Orten. Aus Spanien oder Manilha darf aber dieſe Art von Waaren durchaus nicht eingeführt werden.

Pfeffer, Puderzucker und Zuckerkraut aus verſchiedenen Theilen von Oſtindien. Gewürznelken und Muskatnuß aus den Inſeln Amboina und Banda. Zimmt wurde ehemals auch ſtark eingeführt, aber zu Kämpfers Zeiten nicht mehr verlangt. Weißes Sandelholz von Timor, Camphora de Baros aus Borneo und Sumatra, zuweilen auch Queckſilber, Zinober und Safran aus Bengalen. Zinn, Blei, Salpeter, Borax und Alaun aus Bengal und Siam. Ferner: Tunkinſcher Muskus, Gummi Benjoin von Atſiien; Gummi Lacca aus Siam, Rosmale oder Storax liquida und Catechu, gemeiniglich Terra Japonica genannt, aus Mocha in Arabien. Die Wurzel Putſiuk, oder Coſtus amara, aus Suratte und Siam; Korallen, Börnſtein, Blauſchmelzglas (Kobalt), womit ſie ihr Porzellän färben, Spiegel, welche ſie zerbrechen, und Mikroſkope, Perſpektive und Brillen daraus verfertigen; noch andre Sachen von weniger Bedeu-

tung, als Maſang de Vaca (kleine Kugeln aus der Galle der Kühe von Moſamtick, die zur Arznei gebraucht werden), Schlangenholz, Atſjaar, das aus Bambus, Mangos, und andern unreifen Früchten, mit beigemiſchten türkiſchem Pfeffer, Knoblauch und Eßig zuſammengeſetzt iſt, Waſſerblei und Röthelſtein zum Schreiben, Mercurius ſublimatus, aber kein dulcis; feine Feilen, Nähenadeln, Brillen, geſchliffene Trinkgläſer, falſche Korallen, fremde Vögel, und noch allerlei auswärtige, ſowohl natürliche als künſtliche, in dieſem Lande ſeltene und geſchätzte kleine Waaren. Viele von dieſen Sachen nehmen ſie von dem ankommenden Schiffsvolk und den Privatperſonen unter der Hand an, ohne daß es auf den Markt kömmt, und zu der beſtimmten Summe der verkauften Güter gerechnet wird; daher denn auch die Japaner bei dieſen Waaren ungemein betrogen werden. Den allergrößten Vortheil geben Zucker, Katechu, Rosmale, Putſju, Borneiſcher Kamfer, Spiegel, und verſchiedne andre Dinge, aber nur wenn ſolches die Japaner nöthig haben, und die Sineſer wenig einführen. Korallen und Börnſtein werden im Orient für das wichtigſte Kleinod gehalten, mit welchen aber das Land durch den Schleichhandel ſehr angefüllt wird. Der Preis der Waaren iſt unbeſtimmt und ungleich, und richtet ſich meiſtens nach der Liebhaberei des Käufers, der immer noch mit einem Prozent Vortheil an ſeine Landsleute verkaufen kann, er mag auch noch ſo theuer eingekauft haben. Was über das gegen-

genwärtige Bedürfniß eingeführt worden, wird in den Magazinen für die Zukunft aufbewahrt. —

Thunberg S. 146 meldet die Waaren, welche die Holländiſche Kompagnie mit ihm hinſchickte. Es war eine große Menge Puderzucker und Elfenbein, rothes Braſilienholz zum Färben, Zinn und Blei, ferner etwas Stangeneiſen, verſchiedene Arten feinen Zitz, Holländiſche Tücher von verſchiedener Farbe und Feinheit, Raſch, Seidenzeug, Mutternelken, Schildkrötenſchaalen, Chinawurzel, und Arabiſchen Koſtus. Die geringern Waaren, die von Privatperſonen eingeführt wurden, beſtanden in Safran, Theriak, Lakrizenſaft, Rottings, Brillen, Spiegeln, Taſchenuhren, Einhorn und dergleichen. Auf Rechnung der Kompagnie ward auch eine beſtimmte Quantität Geld in ſilbernen Dukatons hieher gebracht; allein Privatperſonen durften durchaus kein Geld einführen.

Kämpfer liefert hierauf noch eine genaue Geſchichte des Japaniſchen Handels der Holländer, die aber für unſre Abſicht zu weitläuftig iſt; daher wir hier nur noch aus Thunberg die neuſte Verfaſſung deſſelben hier mittheilen wollen, die von der zu Kämpfers Zeiten nur wenig unterſchieden iſt.

Schon 1685 ward der ſtrenge Kaiſerliche Befehl gegeben, ſchreibt Thunberg S. 147, daß ſich der Werth

der Handelswaaren, die hieher gebracht würden, jährlich nicht über 300000 Tails, oder Reichsthaler belaufen, und der Reſt bis zum künftigen Jahre aufgehoben werden ſolle. Auſſerdem mußte ſeitdem jeder Kaufmann, der die Holländiſchen Waaren einhandelte, gewiſſe Prozente bezahlen; die Waaren fielen alſo im Preiſe, und die Ausländer litten einen beträchtlichen Verluſt. Ferner ward der Werth der Landesmünze gegen die Holländiſche dergeſtalt erhöht, daß man einen Kobang, der im Lande *ſonſt* nur 60 Mas galt, itzt zu 68 berechnete. Dies war wieder ein beträchtliches Einkommen für die Stadt Nagaſacki. Wenn alſo die Kompagnie Erlaubniß hatte, für 300000 Thails zu verkaufen, ſo bekam ſie in der That nicht mehr als 260000 Thails. Die übrigen 40000 Thails wurden den Privatperſonen zugelegt, welche bisher ihre Waaren in einer ſolchen Menge, und zu einem ſolchen Preiſe verkaufen durften, wie ſie wollten und konnten. Dieſe Summe ward alſo unter die Schefs, Kaufleute, Schiffskapitäns, Aſſiſtenten und andre vertheilt.

Sobald die Waaren viſitirt, und in die Packhäuſer niedergelegt werden, bekommen die Kaufleute im Lande davon Nachricht. Zugleich beſehen ſie die Proben von den Jahren bei den Gouvernörs von Nagaſacki, und thun alsdenn ihr Gebot zur öffentlichen Auktion. Das Gebot der Japaner geſchieht allemal nach Mas, und nicht nach Katies, z. E. für ein Maaß Einhorn 8 Mas Silber ꝛc. Iſt der

Han-

Handel geſchloſſen, ſo werden die Waaren gewogen und zur Stadt gebracht. Ehemals hatte man den meiſten Schleichhandel mit Einhorn getrieben, und es war mit unglaublichem Gewinn verkauft worden. Die Japaner haben einen übertriebenen Begrif von der mediziniſchen Kraft und Wirkung deſſelben, das Leben zu verlängern, die Lebenskräfte zu ſtärken, das Gedächtniß zu erhalten, und alle Krämpfe zu heben. Die Ninſiwurzel wird hier nicht geringer bezahlt als das Narwalhorn. Die Sineſer bringen ſie aus Nordſina und Korea allein unverfälſcht hieher. Die unächte, welche die Holländer in Japan einführen, wird von den Franzoſen aus Amerika nach Sina gebracht, und ſoll eigentlich die Ginſengwurzel ſeyn. Dieſe iſt als Kontrebande ſo ſtark verboten, daß man ſie zu keinem Preiſe verkaufen kann, ſondern daß ſie faſt durchaus verbrannt wird, um allem Betruge vorzubauen. Die Waaren deren Ausführung verboten iſt, ſind vorzüglich alle Münzſorten, Karten und Bücher, wenigſtens ſolche, die Nachrichten vom Lande ſelbſt, und der Regierung deſſelben enthalten; alle Arten von Gewehren, beſonders die fürtreflichen Säbel, die an Güte, Stärke und Werth alle in andern Ländern verfertigte übertreffen.

Das Japaniſche Porzellän ſieht gewiß nicht ſehr ſchön aus. Es iſt vielmehr plump, dick und übel gemalt, und ſteht alſo dem Sineſiſchen, das aus Kanton ausgeführt wird, weit nach; allein es hat den Vorzug, daß es von der Hitze nicht ſo leicht ſpringt.

Das Japaniſche Gewicht iſt ſo eingetheilt, daß ein Pickel 125 Pfund, ein Katje 16 Thails, ein Thail 10 Mas, und ein Mas 10 Konderyns ausmacht. Eben ſo wird das Geld gerechnet: ein Thail iſt ohngefähr 1 Rthlr.

Die Summe, die man für verkaufte Waaren einnimmt, wird nicht in baarer Münze bezahlt, denn dieſe darf nicht aus dem Lande ausgeführt werden; ſondern man aſſignirt darauf, und zieht Wechſel auf alles was man das Jahr hindurch auf der Inſel braucht. Dieſes Kambang Geld iſt, wie man zu ſagen pflegt, weit leichter, oder an Werth geringer, indem man mit dieſen Aſſignazionen und Wechſeln faſt alles doppelt bezahlen muß. Alles Kombang-Geld wird bloß im Japaniſchen Neujahr ausgegeben. Wenn das Schiff abſegeln will, ſo wird die Rechnung eines jeden abgeſchrieben, aufgewieſen, und im Dollmetſcher-Kollegium acceptirt, und darauf werden die Bücher abgeſchloſſen. Alles was man nach Neujahr braucht, wird auf Kredit des künftigen Jahrs genommen. Das Kupfer iſt das feinſte das man hat, und der beſte Handelsartikel, den man auf der Küſte Koromandel mit großem Vortheil abſetzt.

Als Thunberg mit den Holländiſchen Schiffen in Japan ankam, waren neue ſtrenge Verordnungen gegen den Schleichhandel herausgekommen, nach welchen der Schef ſowohl als der Kapitän eben ſo wie alle übrigen viſitirt

ſitirt werden ſollten, welche ſtrenge Verordnungen durch eine Entdeckung veranlaßt worden, die man bei den Waaren des verlaſſenen und geſtrandeten Schiffes Burg 1772 gemacht hatte, worauf die meiſten Waaren in Kontrebande beſtanden, die theils dem Kapitän, theils dem Schef gehörten. Auſſer dem Schimpf, den der Schef durch das Viſitiren erlitt, verlor der Kapitän auch jährlich ein großes Kapital, und alle Offiziere an ihren Waaren einen anſehnlichen Gewinn.

Den Gewinn am Handel für die Kompagnie ſchätzt Kämpfer auf etwa vier bis fünftehalb Tonnen Goldes, und wenn man den Gewinn an den zurückgebrachten Waaren mit in Anſchlag bringt, auf 80 bis 90 vom Hundert.

So weit vom Japaniſchen Handel der Holländer. Nun noch etwas weniges vom Sineſiſchen Handel auf Japan, der ebenfalls zu Nangaſacki ſeinen Sitz hat. Von dieſem handelt Kämpfer S. 122 des 2. Theils, und Thunberg S. 150.

Vor der Tatariſchen Herrſchaft in Sina war den Sineſern der Beſuch fremder Länder nicht erlaubt, und ſie fuhren daher nur mit kleinen Schiffen nach Japan, bis ſie unter ihren Tatariſchen Kaiſern mehrere Freiheit in dieſem Stück erhielten. Nun brachten ſie häufiger ihre Waaren in andre Länder, beſonders auch nach Japan, wo ſie anfänglich in den Hafen Oſacka einliefen, ungeachtet

tet derſelbe wegen ſeiner Klippen und Sandbänke ſehr gefährlich iſt. Die Portugieſen lehrten ſie den Weg nach Nagaſacki, woran ſie jetzt auch gebunden ſind. Im Anfang ſtieg die Anzahl dieſer Handelsfahrzeuge, deren jedes mit funfzig Mann beſetzt war, auf ein, auch zweihundert. Aber die Freiheit, welche die Sineſer ſonſt bei ihrem Handel genoſſen, ward in der Folge auch ſehr eingeſchränkt, da ſie in Verdacht geriethen, daß ſie den Katholiſchen Miſſionarien in Sina zugethan wären, weil ſie die Unvorſichtigkeit begangen hatten, in Sina gedruckte Katholiſche Bücher in Japan einzuführen. Jetzt ſind ſie eben ſo eingeſchränkt wie die Holländer; doch haben ſie den Vorzug, daß ſie in der Stadt ihren eignen Tempel zur Ausübung ihres Gottesdienſtes beſitzen, und auch zu ihren täglichen Ausgaben Japaniſches Geld bekommen.

Den Sineſen iſts aber nicht vergönnt, Reiſen an den Kaiſerlichen Hof zu machen, wobei ſie indeß anſehnliche Summen erſparen, welche die Holländer theils zu der Reiſe, theils zu Geſchenken am Kaiſerlichen Hofe verwenden müſſen. Auch die Sineſen müſſen ſich der Japaniſchen Dollmetſcher bedienen, da beide Nazionen ſich einander ſo wenig verſtehen, als die Holländer und Japaner.

Den Sineſen iſt zwar eine noch einmal ſo ſtarke Summe zum Verhandeln erlaubt, als den Holländern; allein da ihre Fahrt bei weitem nicht ſo beſchwerlich, lang-

wierig

wierig und gefährlich iſt, ſo müſſen ſie auch weit mehr Prozente zum Vortheil der Stadt Nagaſacki entrichten.

Die Sineſen verkaufen hier ihre Waaren zu drei verſchiednen Zeiten: nemlich im Frühling, wo zwanzig Fahrzeuge, im Sommer, wo dreißig, und im Herbſt, wo wieder zwanzig mit Waaren anlegen. Kommen das Jahr hindurch mehr Fahrzeuge an, ſo müſſen ſie durchaus wieder zurückſegeln, ohne das geringſte verkaufen zu dörfen. Die vornehmſten Handelsartikel der Sineſen ſind rohe Seide, verſchiedene Arzneimittel, als Ninſiwurzel, Terpentin, Myrrhe, Kalumbakholz, und gedruckte Bücher, die aber erſt die Cenſur zweier Gelehrten paſſiren müſſen, ehe ſie verkauft werden dörfen. Wenn die Fahrzeuge ihre Ladung haben, und wieder abſegeln wollen, ſo werden ſie von einer Menge Japaniſcher Wachtſchiffe nicht allein aus dem Hafen, ſondern auch eine Strecke in die offene See begleitet, damit auf keine Art ein Schleichhandel Statt finden könne. —

Nun wenden wir uns wieder zur Beſchreibung der übrigen merkwürdigen Orte dieſer Inſel Saikokf, wovon indeß weiter keine, als die wenigen bekannt ſind, wohin Holländer kommen, und bei deren Beſchreibung ſind Kämpfer und Thunberg unſre Führer. Es folgt alſo auf Nangaſacki

2.) Sukafori, ein kleiner Flecken gegen Südweſt von Nan-

Nangaſacki, mit einem kleinen Fort oder Kaſtel, der Reſidenz eines Bugiio, der den ganzen, zu dieſem Flecken gehörigen Diſtrikt für den Fürſten von Fiſen, ſeinen Erbherrn verwaltet. Dieſer Diſtrikt liefert ungemein viel Brennholz, und jährlich drei Mangokf Einkünfte, ob ſie gleich in dem allgemeinen Reichskataſter nur zu einem Mangokf angeſetzt ſind. Nicht weit von dem Flecken iſt auch ein großer, mit Bäumen umgebener Teich, und von dem man doch die wunderbare Eigenſchaft erzählt, daß man *nie* Blätter oder einige Unreinigkeiten an ihm wahrnähme, welches die Einwohner der ausnehmenden Reinigkeit des Geiſtes zuſchreiben, der dieſen Teich beherrſcht. Aus Ehrfurcht mögen ſie auch denſelben nicht einmal fiſchen. Kämpfer 2 Th. S. 5. 6.

3.) Omura, eine Fürſtliche Stadt und Reſidenz im gleichnamigen Diſtrikt, nordwärts von Nagaſacki an einem Meerbuſen, worin es Muſcheln giebt, welche Perlen halten; auch hat man vormals an deſſen eingeſunkenen Ufern einen reichen Goldſand gefunden. Uebrigens gehört Omura mit in die Provinz Fiſen, ſo wie Nagaſacki, *Firando*, Gotho, Uriſimo, Fuckofori, und mehrere kleinere Bezirke, welche in alten Zeiten unter der Bothmäßigkeit des Königs in Fiſen geſtanden. Kjusiu, das den vierten Theil von Japan ausmacht, ſoll gleichfalls vor Alters, wie man ſagt, einen eignen König gehabt haben. Kämpfer S. 6. und 201. 2c. 2 Th.

4.) Iſakai, eine Stadt, den Prinzen von Fiſen gehörig, einige Meilen weiter nach Oſten hin, an einem Arm des Buſens von Simabara. Kämpfer 2 Th. S. 6. Bei Thunberg, Iſakaja.

5.) Mangome, ein Dörfchen, wohin man auf der Reiſe nach Jedo gelangt, ſobald man den mühſamen hohen Feldweg durch die Stadt zurückgelegt hat. Es liegt nahe beim Gerichtsplatze, und wird von Gerbern bewohnt, welches hier zu Lande die Büttel ſind. Kämpfer S. 200.

6.) Urakami, ein Dorf, anderthalb Stunden weiter auf dieſem Wege. Etwa eine halbe Stunde weiter ſteht die ſteinerne, anderthalb Klaftern hohe Grenzſäule, wo ſich das Nagaſackiſche und Omuraſche Gebiet ſcheiden. Kämpfer S. 200.

7.) Tokitz, ein Dorf 3 Meilen von Nangaſacki, und eine Stunde von der angeführten Grenzſäule, am Omuraſchen Buſen. Der Weg von Nangaſacki bis hieher iſt, ſo wie die ganze umliegende Gegend, ungleiches Sandland, ſteinigt und bergigt, jedoch mit verſchiednen fruchtbaren Thälern durchſchnitten, und in allen Winkeln, wo der Fleiß nur etwas ausrichten kann, bis zu den Bergſpitzen angebaut. Der Weggötze und Patron der Reiſenden Oſiſo iſt im Ausgange der Stadt Nangaſacki an den Felſen des Weges neunmal nach einander ausgehauen, und ſteht auch unweit Urakami auf einem ſteinernen Klafterhohen Pfeiler

in

in halber Mannesgröße, mit kleinen Büſchen von Blumen und Fanna Skibbu geziert, und vor demſelben zwei ſteinerne ausgehölte kurze Säulen zu Niederſetzung der Lampen, die man zu Ehren deſſelben anzündet, dabei noch ein Waſſerkeſſel zum Abwaſchen der Hände, nachdem man geopfert hat. Vor dem Dorfe Urakami ſelbſt zeigt ſich eine anſehnliche Ehrenpforte, mit einer Ueberſchrift in der Mitte, die den Zugang zu einem inländiſchen Götzentempel andeutet, und verherrlicht. Kämpfer S. 200. 201.

8.) Sinongi, ein Dorf jenſeit des Omuraſchen Buſens, $7\frac{1}{2}$ Japaniſche Waſſermeilen von Tokitz. Der Hafen ſelbſt iſt nicht tief, und mit keinen großen Schiffen zu befahren. Er läuft gegen Weſtſüdweſt nach der See zu, wo er ſehr enge iſt, daher er Ebbe und Fluth hat. Die andre Seite wird von der Arimaſchen Bucht durch eine Erdenge etwa von einer Meile geſchieden. Etwa zwei Meilen rechter Hand ſieht man die Reſidenz Omura am Ufer liegen, und darüber hinweg einen Berg rauchen, der vielleicht der Feuerberg Uſen oder Unſin iſt. Etwa eine Stunde weiter ſteht am Wege ein wegen ſeiner Größe berühmter Kamferbaum, der dem Augenſchein nach unten ſechs Klaftern dick, aber hohl iſt, und nicht gemeſſen werden kann, weil er am Rücken eines Hügels ſteht. Eine Meile davon wendet man ſich um den Fuß des Berges Tawara, der rechts des Weges liegt, wo das große Dorf Fido Jamma liegt, und gelangt ſo an den Grenzpfahl

von Omura und des kleinen Gebiets Uriſimo. Kämpfer S. 202.

9.) Uriſimo, bei Thunberg S. 171 Oriſſino, ein Dorf an der Grenze der davon benannten kleinen Herrſchaft, nahe bei welchem neben einem auf hohen Grunde vorbeifließenden Bache liegt ein heißes Bad, deſſen Kraft in Heilung veneriſcher Krankheiten, der Krätze, des Gliederwehes, und in Lähmungen gerühmt wird. Der Platz iſt mit einer Bambushecke zierlich umzäunt, auch mit einem Wacht- und Luſthäuschen verſehen. Die inwendige Länge umſchließt unter einem Dache eine Gallerie von ſechs abgetheilten Kammern, mit eben ſo viel beſonders eingemauerten Badewannen; jede Kammer hat die Größe einer Matte, und iſt ſo eingerichtet, daß in die eine wie in die andre das Waſſer ſowohl aus dem kalten Bache, als aus dem heißen Brunnen hineingelaſſen, und nach eines jeden Gefallen mit einander gemäßigt werden kann. Zur Seite unter einem abgeſonderten Strohdach befindet ſich nach der Breite ein Ruheplatz. Die eben nicht tiefe Quelle dieſes heißen Waſſers iſt zwei Fuß ins Gevierte, gleichfalls unter einem Strohdache eingefaßt, und kocht von dem unterirdiſchen Feuer mit einem großen Geräuſche, iſt auch dabei ſo heiß, daß man keinen Finger hinein zu ſtecken wagt. Kämpfer fand daran keinen Geruch und keinen Geſchmack, daher er kein Bedenken trägt, die Kraft der bloßen Wärme zuzuſchreiben. Zum Beweis, daß es kein ge-

gemeines Waſſer wäre, riß der Führer einen kleinen Strauch von einem überhangenden Kamferbaume ab, welcher Baum den Umfang einer ſtarken Eiche hatte, tunchte ſolchen ins kochende Waſſer, und ließ jeden ein Blatt davon kauen, wovon alsbald der Speichel und der ganze Mund mit einer grüngelben Farbe bezogen war. Dicht bei der Quelle befinden ſich noch zwei eingemauerte Badewannen, deren ſich gemeine Leute bedienen. Den großen kalten Bach kann man auf eine gute Strecke Weges rauchen ſehen, welches vielleicht von der Vermiſchung noch einiger andrer heißen Quellen herrührt. Kämpfer S. 202. Thunbergs Beſchreibung ſtimmt mit der Kämpferſchen in allen Hauptpunkten überein.

10.) Swota, ein Flecken, wo eine Art überaus großer irdener Töpfe, nach Thunberg S. 172. die größten in der Welt, gebrannt und verfertigt wird, die man auf Schiffen, wie Hamburger Tonnen, als Waſſerfäſſer gebraucht. Bei den Europäern haben ſie den Namen Martuan, von dem Reiche Martan, wo man ſie am häufigſten macht, und von da ſie durch ganz Indien *verhandelt* werden; von Swota aus können ſie wegen des bequemen Fluſſes, der ſich oſtwärts in einer unabſehlichen weiten Ebene in den Meerbuſen von Simabara ergießt, mit Barken verfahren, und an andre Orte gebracht werden. Sie ſind, nach Thunberg, von brauner Thonerde, und ſehr gut gebrannt, und ſo groß, daß ſie mehrere Zuber

ent-

enthalten. Die Holländer kaufen jährlich eine beträchtliche Menge davon, bringen ſie nach Batavia, und verkaufen ſie ſowohl dort, als in andern Gegenden von Oſtindien, mit großem Vortheil. Das Waſſer zum täglichen Gebrauch hält ſich in dieſen Töpfen ſehr kühl, und es ſetzt ſich gleich ein Bodenſatz darin nieder, wodurch das Waſſer reiner und geſunder wird. — Hier ſowohl als auch zu Urſjino und in den anliegenden Gebirgen, und ſonſt hin und wieder in der Provinz Fiſen, wird aus einer weißen fetten Erde, die man an vielen Stellen in den Hügeln und Bergen antrift, das Japaniſche Porzellän gemacht. Obzwar dieſe Erde an ſich feſt und ſauber iſt, ſo muß ſie doch durch vieles Kneten, Schneiden und Reinigen erſt zu ihrer Vollkommenheit bearbeitet werden; daher das Sprüchwort entſtanden, daß zu dem feinen Porzellan Menſchenknochen erfodert würden. Viele ſumpfige Flüſſe, deren einige mit ſchönen hölzernen Brücken, andre mit Fahrzeugen verſehen ſind, finden ſich zwiſchen Swota und den Dörfern Nariſii und Wewacki bis zu dem Dorfe Ooda. Bei dem Flecken oder Dorfe Narſi oder Nariſji ſind ſtarke Waldungen, aus welchen viel Brennholz verkauft wird. Man reiſet nemlich zwiſchen Narſi und Swota drei Viertelmeilen zwiſchen hohen dicken Wäldern. Kämpfer 2 Th. S. 203. 318.

11.) Ooda liegt 11 Japaniſche Meilen von Sonogi. Vor dieſem Dorfe ſieht man einen ausgehauenen großen

Kopf von einem Abgotte in der Geſtalt eines Kalbeskopfes, mit einem auf Pfählen ſtehenden Erker umgeben. Er hat ſeinen Platz unter einem ſehr großen Kamferbaume. In dieſer Gegend ſind mehrere fruchtbare Thäler und viele Reisfelder, die am Rande auf einige Schritte von einander mit nicht über zwei Ellen hohen Theeſträuchen beſetzt ſind; zur rechten Hand des Dorfes Ooda übertreffen die ſchönen Reisfelder alle andre, und es zeugt überhaupt die Provinz Fiſen den größten Ueberfluß von dieſer Frucht: man zählt allhier zehn verſchiedene Gattungen, unter welchen die beſte in Omura fällt, womit die Kaiſerliche Küche verſehen wird. Inzwiſchen geben Cango und Finongi den Fiſenſchen Reisfeldern nichts nach. Kämpfer S. 204.

12.) Torimatz, ein langes Dorf, eine halbe Meile von Ooda, und

13.) Kongawomas, auch ein großes und langes, von erſterm eine kleine Meile entferntes Dorf, durch deſſen Mitte ein großer mit Luſtbarken und einer ſchönen hölzernen Brücke verſehener Fluß geht, der vier bis fünf Meilen weiter von hier in die See fällt. Kämpfer a. a. O.

14.) Utſinſju, ein Dorf, eine Viertelmeile vom vorigen, bei Thunberg S. 171. Otſinſu.

15.) Botack, ein Dorf.

16.) Kaſjinomas, ein großer Flecken oder Dorf, aus drei Theilen beſtehend, deren erſter, diesſeits eines

nach

nach Südoſten ablaufenden großen Fluſſes, deſſen Brücke 150 Schritte lang iſt, gelegen, Fookmamatz; der zweite jenſeit der Brücke Jaki mootzmas; und der dritte nach einem Zwiſchenraume Faſjinomas genannt wurde. In den erſten beiden Theilen verfertigt man hauptſächlich ſeidene Zeuge, Papier, und aus der Papiernen Wolle Segelgarn und Kerzendacht. In der Mitte bei einem Fluſſe hat es einen leeren Platz, welcher der Stadt Sanga Gerichtsplatz iſt. Eine Viertelmeile weiter liegt

17.) Onſjimatz, eine lange Vorſtadt von Sanga. Kåmpfer S. 205.

18.) Sanga, die Hauptſtadt der Fiſenſchen Provinz, deren Fürſt hier auf einem großen Kaſtel reſidirt. Die Stadt an ſich iſt ſehr groß und volkreich, in die Långe gelegen, und mehr zum Zierrath als zur Vertheidigung mit einem geringen Walle, Mauern, und mit ſtarker Wache beſetzten Thoren verſehen. Durch ihre breite, regelmåßige, und Oſt- und Südwårts ſchnurgerade laufende Gaſſen gehen Kanåle und Flüſſe, worauf man bis in die Arimaſche See kommen kann. Die Håuſer ſind klein und ſchlecht, und in den Hauptſtraßen zu Manufakturen und Krambuden, die mit herabhangenden ſchwarzen Tüchern åuſſerlich geſchmückt ſind, eingerichtet. Das Volk iſt wohlgeſtaltet und klein; das ſchone Geſchlecht vornemlich trifft man an keinem Orte in Aſien ſo wohlgewachſen und ſchön an, nur ſieht man's immer ſo ſtark geſchmückt, daß

man's für Marionetten halten ſollte, wenn nicht eine angenehme und heitere Mine das Leben verriethe. So bald ſie verheirathet ſind, rupfen ſie die Augbraunen aus, und ſie heirathen ſehr jung. Auf viele Meilen umher iſt das Land eine fruchtbare Ebene mit Flüſſen durchſchnitten, und dergeſtalt mit Schleuſen verſehen, daß es überall unter Waſſer geſetzt werden kann, wobei die Kultur der Reisfelder nicht wenig gewinnt. Die Provinz Fiſen iſt, mit einem Worte, nebſt Cango die fruchtbarſte von ganz Japan an Reis und Korn; an Vieh und fruchtbaren Bäumen aber findet man wenig. Thunberg S. 172. ſchreibt: So wie man ins Land Fiſen kommt, wird der Boden weit fruchtbarer, ſchöner, ſtärker bebauet, und volkreicher. Die Dörfer liegen dichter zuſammen, und ſind ungemein in die Länge ausgedehnt. Bisweilen unterſcheiden ſich die Dörfer, von welchen jedes eine halbe Meile lang iſt, nur durch einen Fluß, eine Brücke, mit einem andern Namen. Der Boden beſteht überall aus dem ſchönſten Getreidefelde, das zu Reis und andern Korn bearbeitet wird. Auſſerdem iſt die Landſchaft Fiſen wegen ihres fürtreflichen und koſtbaren Porzellāns ſehr bekannt. Dies wird aus einer ganz weißen Thonerde verfertigt, die ungemein fein iſt, und mit unbeſchreiblicher Mühe und Kunſt zubereitet wird. Die Geſchirre ſind über alle Maßen ſchön, ſchneeweiß und durchſichtig. — Es iſt die größte Provinz auf Saikokf, und begreift Nagaſacki, Simabara, Omura, Arima, Sanda, Karatz, Firando und die Inſeln ꝛc. unter ſich.

Der

Der Fürſt von Fiſen genieſst ſeine Einkünfte zum Theil von dieſen Oertern, zum Theil aber ſind ſie ihm auch von dem Kaiſer wieder abgenommen und andern eingeräumt, die jetzo ebenfalls eine Reiſe an den Kaiſerlichen Hof verrichten, und huldigen müſſen. Indeſs beſitzt der Fürſt noch immer 10008 Dörfer zu ſeinem Eigenthum. Auſſer der Pforte nach Jedo zu läuft von der Stadt ſüdoſtwärts auf eine halbe Meile ab eine dichte Allee von Tannenbäumen. Hier ſah Kämpfer auch die erſten Falken und Störche in Japan, und zum erſtenmal mit Pferden pflügen. Kämpfer S. 205 ꝛc.

19.) Farnomatz, ein Dorf eine Meile von Sanga auf der Straſse nach Jedo. Ebendaſ. Nach S. 317. mehr einem Flecken ähnlich, und von 200 Häuſern.

20.) Kanſacki, ein groſser Flecken, zwei Stunden von Farnomatz, von 7—800 Häuſern. Die Wege ſind hier ſauber, eben, mit Sande beſtreut, und überhaupt erwünſcht. Kämpfer a. a. O. Sie enthält, nach S. 316 in vielen krummen Winkelgaſſen 700 Häuſer, und iſt voller Pfaffen und Tempel. Die Pfaffen machen des Nachts mit ihrem Geläute der Glocken vielen Lärm. Sowohl in den Gärten als Wäldern giebts hier überaus viele Blumen, vornehmlich Saka, Nandgi und Satzugi von allerlei Farben.

21.) Todorocki, ein etwa 500 (300 nach S. 315.) Häuſer ſtarkes Dorf, drei bis vier Japaniſche Meilen von

Kanſaki, und der letzte Ort des Fiſenſchen Gebiets. Es hat viele krumme Winkelſtraßen, und man zeigt einen Ort nicht weit vom Wege rechter Hand auf dem nächſten Berge, wo vor Zeiten zwei ſehr ſtarke Kaſtele geſtanden. Es folgen hierauf an der Straße nach Jedo viele kleine Flüſſe und Dörfer, als Haddi oder Faddi, Nittanwah und Nagabar ſind darunter die größten. Auch kömmt man durch einen kleinen luſtigen Tannenwald, welches hier etwas ſeltenes iſt, worin die Bäume ſehr hoch und groß, die Zapfen klein wie Cypreſſennüſſe waren. Eine Stunde von Nagabar kommt man in das linkerhand ſich nähernde Gebirge auf eine halbe Meile, verläßt es aber bald wieder. Zur rechten ſieht man von da das auf eine Meile abgelegene weiße Kaſtel Kurima, woſelbſt der Fürſt von Tſikungo ſeine Reſidenz hat. Kämpfer S. 206 ꝛc.

22.) Urijuno, ein Dorf oder Flecken auſſer den Grenzen von Fiſen von 300 Häuſern. Ebendaſ. und S. 315.

23.) Taiſero, ein Flecken eine halbe Meile von Urijuno, der fünf bis ſechshundert Häuſer, wenige Gaſſen, und einige Thore in ſich begreift. Nach S. 315 heißts eine Stadt, und es werden etwa 400 Häuſer angegeben. Der Kaiſer hat ihn mit dem umliegenden Bezirk dem Fiſenſchen Fürſten abgenommen, und dem von Tſuſima und Simabara gegeben, damit dieſer, weil er nur die Inſeln gegen Korei hatte, auf dem feſten Lande auch

etwas beſitzen möchte. Von hier geht der Zug nach Jedo durch Jmamatz, Farda (S. 314 heißt Farda eine Stadt von etwan 80 Häuſern), Dſuſanſka und andre geringe Dörfer, und über verſchiedene Flüſſe vierthalb Japaniſche Meilen bis zu dem Flecken Jamaiio. Von Dſuſanſka läuft eine Heerſtraße zur rechten Hand ab nach Kurime, und eine andre zur Linken um das Gebirge nach Fakatto, welches vier Japaniſche Meilen davon entfernt, und eine Reſidenz des Fürſten von Tſukitſiu (Tſuſima) und Fakatto iſt. Kämpfer a. a. O.

24.) Jamaijo, ein Dorf oder Flecken von etlichen hundert Häuſerchen, volkreich, und mit einer ſehr guten Herberge verſehen. Vor demſelben ſteht ein Kamferbaum von ungewöhnlicher Größe. Hierauf folgt ein Berg, der ſich mit Pferden nicht wohl erſteigen läßt, daher wird man in Kangos bis an den Fuß des Berges Fiamitz, und dieſen eine Meile hinauf getragen, bis zu einem Dörfchen ohne Namen (S. 318 nennt ers doch Miſi Jamma), deſſen Einwohner alle von Einem Großältervater gezeugt ſeyn ſollten; ſie ſind ſehr wohlgeſtaltet, und in Gebärden, Kleidungen und Reden, vorzüglich das Frauenzimmer, ſehr artig. Nun geht der Weg noch eine Viertelmeile den Berg hinauf, und denn anderthalb Meilen wieder herunter in

25.) Utſjino, ein Dorf, welches ſo viel heißt, als Jndemberge. Nach S. 314. ein Flecken, wo die Manns-

perſonen von ſehr ſchöner Geſtalt und Anſehn ſind. Von hier kann die Reiſe wieder zu Pferde fortgeſetzt werden, und man paſſirt verſchiedne kleine Flüſſe und Dörfer, worunter Tintomatz das vornehmſte iſt. Kämpfer S. 207. Nagawa, ein vom Wege, jenſeit einem Fluſſe abliegendes, und bis oben an das Gebirge ſich erſtreckendes Dorf, wodurch ein großer Bach fließt. Kämpfer S. 314.

26.) Itska, ein Flecken von etlichen hundert Häuſern mit bürgerlichen Einwohnern, (nach S. 314. ein aus 200 Häuſern beſtehendes Städtchen) jenſeit eines mit kleinen Fahrzeugen beſetzten Fluſſes, worüber auch eine lange ſchmale Brücke geht. Es hat dieſſeits ein kleines Dorf, gleichſam als eine kleine Vorſtadt. Hügel, Berge, Gebüſche und unfruchtbare Plätze wechſeln in dieſen Gegenden immer mit einander ab. Die Menſchengeſichter ſind hier von den Fiſenſchen ziemlich unterſchieden. Die Bewohner der Gebirge ſind ſehr beſcheiden; kein Vieh, auſſer wenige Kühe und Pferde, die zur Arbeit gehalten werden, und zwei, den deutſchen nicht ungleiche Störche ſah Kämpfer hier herum. Die Aecker an den abhangenden Bergen ſind am Rande etwa auf acht Schritte von einander mit Theebüſchen beſetzt, ſo daß ſie der Ausſaat nicht ſchaden konnten. Die Japaner wiſſen ihr Land ſo gut zu nutzen, daß ſie der Theeſtaude nicht mehr Raum gönnen. Kämpfer S. 208.

27.) Tababukro, ein Dorf von etwa hundert Häuſern. Nachdem man noch einige kleinere Dörfer berührt, und in Kähnen über zwei ſteinigte, eben nicht tiefe, aber ſchnelle Flüſſe übergeſetzt iſt, kömmt man nach

28.) Kujanoſſa, einem aus 2 bis 300 Häuſern beſtehenden Flecken, oder Stadt, bei Thunberg S. 175. Koijanoſſa, der fünf Japaniſche Meilen entfernt iſt, wo gedachte zwei Flüſſe, nachdem ſie ſich vorher vereinigt haben, vorbeifließen, und von dem Flecken den Namen Kujanoſſegawa führen. Kämpfer S. 208. Die Leute hieſelbſt giengen ſehr ſchwarz und ſchmutzig einher, das vielleicht der Brand der Steinkohlen verurſachen mochte. Bis hieher paſſirt man meiſtens über Dämme, und beſonders nachdem man die Berge von Fiamitz hinter ſich hat, ein ausnehmend ſchönes Land, im Verfolg aber einen hügelichten, und ziemlich ſchlechten Boden. Kämpfer S. 333.

29.) Kroſaki, oder Kuroſaki, auch Korſakki, ein Flecken, oder ein einer Stadt ähnliches großes Dorf, drei Japaniſche Meilen vom vorhergehenden, der am Ufer des Norder Seebuſens liegt, und 2 — 300 Hütten oder ſchlechte Häuſerchen enthält. Auf dem Wege dahin finden ſich Steinkohlenbrüche. Anderthalb Meilen davon ſtehen die Grenzſteine von Tſikuſen und Kokura, und eine kleine Meile von dieſen Grenzſteinen liegt das Dorf Fijomi. Kämpfer S. 208.

30.)

30.) Kokura, eine Stadt (nach Thunberg S. 175. eine große und reiche Handelsſtadt) auf dem Grund und Boden der großen Provinz Buſin, unweit dem Ufer des Meers. Sie war vor dieſen ſehr volkreich und blühend. Seitdem man aber das Land unter ſo viele Fürſten vertheilt hat, iſt ſie in einem armen, und heruntergeſetzten Zuſtande. Sie erſtreckt ſich etwa eine Japaniſche Meile in die Länge von Oſten nach Weſten, macht eine länglicht viereckigte Figur, und beſteht aus vier Theilen, *nemlich* einem großen Kaſtel, und drei von einander abgeſonderten Städten. Das Kaſtel nimmt einen weiten, vierſeitigen Platz ein, der mit Graben und niedrigen Wällen, welche aus dem Fundament mit Steinen aufgeführt, und mit hölzernen, ſonderlich neben dem Fluſſe hervorſtehenden Bollwerken nach der Landesart befeſtigt, und ausgeziert worden, umgeben iſt. Etwa in deſſen Mitte ſteht die Burg, mit ſchönen weißen Mauren eingeſchloſſen, und an der Nordoſtecke einiges Geſchütz, auch ein ſechs Stockwerk hoher Wachtthurm, als ein Zeichen der landesherrlichen Reſidenz. Die Einkünfte des Fürſten dieſes kleinen Landes, der mit ſeinem Hofſtaat die Burg bewohnt, erſtrecken ſich auf 15 Mangokf. Die Stadt, ſo wie jeder Theil derſelben, hat eine vierſeitige Form. An jedem zwiſchen zwei feſten Queermauern aus zwei großen Flügeln beſtehenden Thore iſt ein offenes hölzernes Wachthaus, und vor demſelben auf einem unter dem Vordache erhabenen Fußboden drei lange Wachtſtäbe, nebſt ſechs mit ſchwarzen Pferde-

haaren

haaren oben gezierten Büſten anzutreffen. Die Häuſer der Stadt ſind klein, die Gaſſen aber breit, eben und regelmäßig, und laufen theils gegen Süden, theils gegen Weſten. Man findet darin viele ſchöne Herbergen und Garküchen, in welchen der Feuerheerd erhaben, und, wie in Deutſchland, ohne Erſparung der Koſten eingerichtet iſt, an den Hinterhäuſern aber Badſtuben, und koſtbare erhöhete Gärten. Der Strom, welcher von Süden durch die Stadt in die nahe See fließt, und den letzten Theil der Stadt von den erſten beiden, und dem Schloſſe trennet, wird nur mit kleinen Fahrzeugen befahren, denn die laſttragenden Schiffe können wegen ſeiner Fläche nicht hieher kommen, ſondern müſſen bei Simonoſecki vor Anker bleiben. Ueber dieſem Fluſſe liegt eine 200 Schritte lange, und mit eiſernen Geländern und auf vier hölzernen Pfeilern prächtig erbaute Brücke. Kämpfer S. 308. 9. Thunberg S. 175. ſchreibt, daß der Hafen der Stadt jetzt ſo verſchlemmt iſt, daß bloß kleine Fahrzeuge und Bote bis an die Stadt kommen können. Das Vordertheil des Hauſes, erzählt er ferner, nach der Straße zu, war meiſtens entweder ein Kaufmannsladen, oder eine Werkſtätte; das Innere beſtand in der Küche und den Zimmern für die Bewohner des Hauſes. Die Häuſer ſind ſehr geräumig, und niemals über zwei Stockwerke hoch, von denen nur das untere bewohnt, das obere aber zum Kornboden ꝛc. gebraucht wird. Die Bauart iſt ganz eigenthümlich. Die Häuſer werden aus Fachwerk mit Leimen

men und Bambusſchindeln aufgeführt, ſo daß ſie von Auſſen das Anſehn maſſiver Gebäude haben.

31.) Dairi, ein Ort, wo der Dairi im vorigen Jahrhundert ſeine Reſidenz gehabt. Kämpfer S. 313.

In der Beſchreibung der zweiten Hofreiſe führt Kämpfer noch folgende Oerter an, weil die Reiſe etwas einen andern Strich gemacht wurde.

32.) Sakara baba, eine Stadt.

33.) Tooge und Jimi, zwei Dörfer.

34.) Aba, ein Fiſcherdorf am Seebuſen.

35.) Jagami, ein Dorf; bei Thunberg S. 170. Jagami.

36.) Konga, ein Dorf, wobei ſich ein bald rechts bald links ablaufender Fluß verliert, am Omuraſchen Buſen gelegen.

37.) Iſaſaja, ein Dorf, 7 Meilen von Nagaſacki, wovor man erſt über drei große Brücken muß. Die linker Hand am Wege von den Klippen überhangende und hervorſtehende große Steine kann man nicht mit genug Verwunderung betrachten, ſie haben das Anſehn, als würden ſie jeden Augenblick herabfallen. Kämpfer S. 329.

38.) Die Bucht von Arrima, ein Seebuſen, wel-

ches

ches eben derjenige iſt, der durch den wegen des Aufruhrs der Chriſten ehemals entſtandenen Krieg ſehr berühmt geworden. Man muß wegen der großen Untiefe bei der Abfahrt die Fluthzeit gar wohl in Acht nehmen. Kämpfer S. 330.

39.) Janagawa, ein anſehnlicher Bergplatz, 22 Waſſermeilen von Iſafaja gelegen, er hat nur einen Thurm, und auſſer einigen anſehnlichen Straßen der Stadt auch ſolche, worin Fiſcher wohnen; der Fluß dabei iſt ſehr angenehm, und mit vielen Fahrzeugen meiſtentheils beſetzt. Man muß von ſeiner Mündung etwa drei Viertelmeilen in einer Krümme bis zur Brücke hinauf fahren, wo man alsbald den Vorhof des Kaſtels, und etwa eine Viertelmeile davon den großen Kaſtelthurm zu Geſicht bekömmt. Kämpfer S. 330.

40.) Jokomiſo, ein aus 40 Häuſern beſtehendes Dorf, zwiſchen welchem und Janagawa ein ebenes mit vielen Waſſergraben durchſchnittenes Ackerfeld, und in der Strecke von einer Meile lauter zerſtreute Dörfer ſind. Kämpfer a. a. O.

41.) Tokoromatz und Sjikkimbas, zwei Dörfer, vor welchem letztern ein waſſerreicher Strom mit kleinen Schiffen bis Sanga abläuft, worüber man doch ſetzen kann, ohne die Pferde abzupacken. Kämpfer a. a. O.

42.) Daiſenſi, ein Flecken, und Kongo oder Kurmei Kongomatz auch ein Flecken. Ebendaſ.

43.) Kurmei oder Kurume, eine Stadt, vier Meilen von Janagawa, welche aus etlichen langen, geraden, mit etwan 1000 kleinen Häuſern bebauten Kreuzgaſſen beſteht, offen, ohne Graben, Wall und Mauern, und nur mit ſchlechten Thoren und Pforten verſehen iſt. Zur rechten Seite liegt das Kaſtel, das anſehnliche Pforten und einen ſchönen Thurm hat, auch mit ſaubern Graben, worüber kurze Brücken angebracht ſind, umgeben iſt. Kämpfer S. 331.

44.) Mijanodſo, ein Dorf am Ufer des davon benannten Fluſſes Mijanodſigawa, der von dem Gebirge von Oſten nach Weſten nach Sanga fließt. Ob er gleich ziemlich ſtreng und waſſerreich iſt, ſo kann man doch, ohne die Pferde abzupacken, hinüber geſetzt werden. Von Janagawa bis hieher paſſirt man über Dämme und platte fruchtbare Aecker und Reisfelder, in der Folge aber, beſonders auf dem Kaiſerlichen Grunde und Boden, iſt ſchlechtes und ſehr ſchwarzes Torfland. Kämpfer S. 331. 332.

45.) Maatsgaſacki, ein Flecken von 150 Häuſern. Ebendaſ.

46.) Maatsſacki, ein Dorf. Eine Krümme führt von hier zu einem andern kleinen Dorfe und Wegweiſer,

dann über einen Fluß zu den Grenzpfählen, von Matzaka ſakka, einem Stück Kaiſerlichen Landes, und zugleich dem Anfange der Provinz Tſikuſen oder Fakatta, und ferner über zwei Flüſſe in einer zirkelförmigen Krümme auf die von Tſikungo nach Akitſukki laufende Heerſtraße. Kämpfer S. 332.

47.) Iſjibitz, ein Dorf.

48.) Unſin, ein Schwefelberg, unter welchem Obamma, ein warmes Bad, am Ufer nach Nagaſacki zu, drei Meilen weit entfernt liegt. Die Japaner glauben, daß Gonnin, der Götze dieſes Berges, es nicht gern hätte, daß etwas von dem Schwefel weggenommen werde, daher ſolches auch verboten worden. Es iſt dieſer Schwefel theils grün, theils gelb. Die eine Seite des Berges iſt ausgebrannt, und weiß, obgleich kein Vulkan, wohl aber 30 alte meiſt ausgedünſtete warme Bäder da herum zu ſehen ſind. Dieſen Bädern geben die Pfaffen verſchiedene Namen von Höllen. Alles, was von Silber iſt, wird den Pfaffen, und überhaupt allen, die hieher kommen, ganz ſchwarz. Bei hohem Waſſer wird Obamma von der See beſpühlt. Kämpfer S. 375.

49.) Bungo wird wohl für die Hauptſtadt ausgegeben, enthält aber nichts beſonders merkwürdiges. Bankes.

50.) Cangoxima, ein Seehafen, welcher dadurch merkwürdig iſt, daß die Portugieſen hier zuerſt gelandet

haben. Er liegt in 31 Grad 42 Minuten Nordbreite, und 133 Grad 16 Minuten Oſtlänge. Ein ſtarkes Kaſtel iſt auf einem Felſen im Hafen erbaut, worin ſich auch ein Leuchthaus auf einem andern hohen Felſen befindet. Hier wird eine gute Beſatzung unterhalten, und viele ſchöne Tempel ſchmücken die Stadt. Bankes.

3. Die Inſel Sikokf, Vierland, auch Xikoko genannt. Den Namen Vierland hat ſie, nach *Kämpfer* 1. Th. S. 75. davon, weil ſie aus vier Fürſtenthümern oder Provinzen beſteht. Sie hat beinahe eine viereckigte Figur. Nach Gatterer iſt ihr Boden, wie auf Kinsju, für den Getreidebau nur mittelmäßig gut.

Unſre Britten führen nichts von *derſelben an*, als den Namen der Hauptſtadt Ava. Da ſie auch von keinen Fremden beſucht werden darf, ſo iſt ſie natürlicher Weiſe ſehr unbekannt.

Der Graf Benyowsky lief in den Hafen Tuſa, der Inſel Xikoko ein. Bald hörte er ein ſtarkes Getöſe am Ufer, das dem Trommelſchalle glich, und bald nachher nahm er eine Menge Menſchen zu Pferde mit Lanzen und Pfeilen bewafnet, am Ufer wahr, und eine noch größere Menge zu Fuß, die in unzählichen Boten auf das Schiff zu ruderten. Er ließ ihnen erklären, daß er ihre Geſinnungen zu wiſſen wünſchte, damit er ſie als Freunde oder Feinde empfangen könnte. Allein ſie hatten ſich kaum gewandt,

wandt, als er drei kleine Bote vom Ufer rudern ſah, wovon das mittelſte fünf Flaggen und gegen fünfzehn kleine Fahnen hatte. Er hielt dieſe für Beweiſe von Achtung, und ſetzte ſich in Bereitſchaft, ſie bei ihrer Ankunft zu begrüßen. Sein kleines Bot erreichte die Japaner, und richtete den Auftrag aus. Als es darauf zurückkehrte, ſalutirte er die Japaner mit einem Lauffeuer aus den Flinten, untermiſcht mit einer Salve aus ſechs großen Kanonen. Dieſe Höflichkeitsbezeugung machte ihre Angſt ſo groß, daß ſie in ihren Boten platt aufs Geſicht fielen, und kaum bewogen werden konnten, aufzuſtehen, und weiter zu fahren. Da er von allem dieſem nichts wußte, gab er Befehl, ſechs Schüſſe hinter einander abzufeuern, ſo wie die Japaner ins Schiff träten, welches auch pünktlich geſchah. Einer von ihnen beſonders gerieth über dieſes Geräuſch in ſo gewaltiges Schrecken, daß er in Ohnmacht fiel, und es dauerte über eine Viertelſtunde, ehe er wieder im Stande war, zu ſprechen. Er benachrichtigte endlich, nachdem er ſich erhohlt hatte, daß er der Anführer der Wache ſey an der Küſte des Königreichs Tſuſa, und daß er auf die Nachricht, daß Fremde ohne Erlaubniß des Kaiſers ins Land kämen, gekommen wäre, ſie zu verhaften. Zum Beweis, daß er Gehorſam verlangen könne, zog er eine lange Rolle Papier unter ſeinem Kleide hervor, die er überreichte. Benjovsky ſtellte ſich, als ob er ihn nicht verſtünde, und behielt die Rolle zurück, worüber der Japaner in Todesangſt gerieth, ſein Papier wieder foderte,

 und

und auf ſeinen Hals wies, um anzudeuten, daß man ihn mit dem Tode ſtrafen würde, wenn er ſeine Vollmacht verlöre. Um ihn zu beruhigen, ließ ihm Benyowsky ſein Papier wieder geben, aber ſagen, daß er ſeinen Herrn ſchätzte, und ſein Freund bleiben würde, ſo lange er ihn für gerecht hielte; würde er aber vom Gegentheil überzeugt, ſo müſſe er ihn verachten. Der zuverſichtliche Ton beſänftigte den Japaner, und da man ihm auch ein Geſchenk mit Biberfellen, und ſechs Zobeln machte, war er ſehr zufrieden, und zog mit vielen Freundſchaftsverſprechungen ſich zurück. Weil Benyowsky ſich überzeugt hatte, daß er hier nichts ausrichten könnte, ſegelte er gleich wieder ab. Benyowsky Reiſen von G. Forſter 2 Th. S. 136. ꝛc.

4. Die Kleinen zum Theil ſehr kleinen Inſeln in faſt unzählbarer Menge. Einige von ihnen ſind fruchtbar, ungemein bevölkert, und ſo groß, daß ſie Fürſtenthümer und Herrſchaften ausmachen; andre aber ſind arm, unfruchtbar, und wenig bewohnt: und noch andre ganz wüſte und unbewohnt. Sie liegen zum Theil den drei großen Inſeln ganz nahe; viele aber ſind weiter davon entfernt, zumal ſüdoſtwärts. Sie ſind, wie Kämpfer 1 Th. 75 S. ſchreibt, auch von großen und kleinen Landesherren bewohnt und beherrſcht. Herr Hofrath Gatterer hat ſie ſo geordnet:

a. Weſt-

a. Weſtliche kleine Inſeln. Z. E.

1) Die Inſeln Gotto, bei Kämpfer S. 96. 1 Th. Goto, ein kleines Fürſtenthum.

2) Die Inſel Firando mit dem Titel eines Königreichs, und einem großen Hafen. Kämpfer nennt ſie a. a. O.

b. Nordliche kleine Inſeln, von Weſten nach Oſten:

1) Iki im Süden, und Tſuſima im Norden, zwiſchen Kiusju und Südkorea in der Meerenge: ein eignes Fürſtenthum, den Koreanern entriſſen. Taiko Sama, der von 1585 bis 1598 regierte, eroberte ſie, nach Kämpfern S. 75. 1. Th.

2) Oki, ziemlich groß, aber meiſt unfruchtbar.

3) Sado, ziemlich groß, in einer großen Bucht, überflüſſig mit Getreide, Weide, Holz und Waſſerthieren verſehen: zeugte, wenigſtens ſonſt, das feinſte Gold in Menge.

c. Südliche kleine Inſeln, von Weſten nach Oſten:

1) Die Likeo Inſeln, worunter die drei nächſten ziemlich groß ſind. Hievon bei den Japaniſchen Nebenländern.

2) Awadſi im Oſten der Inſel Sikokf, wozu ſie auch als Provinz gehört, hat wenig gutes Land.

3) Fatſiſio, das iſt die achtzig Klafter Hohe, die höchſte Naturfeſtung in der Welt. Von ihr ſchreibt Kämpfer 1 Th. 84 S. Es iſt eine weit in Süden entlegene Japaniſche Inſel. Sie liegt unter gleichem Meridian mit Jedo, etwa 80 Waſſermeilen vom feſten Lande, mit dem ſie durch viele auf einander folgende kleine Inſeln gewiſſermaſſen verbunden iſt. Sie iſt die vornehmſte Inſel, auf welche die in Kaiſerliche Ungnade gefallenen Großen des Reichs verwieſen, und über dem jähen, klippigen Ufer, deſſen Höhe der ganzen Inſel den Namen giebt, gefangen gehalten werden. Sie müſſen hier ihre Koſt mit Weben verdienen, und dieſe müßigen und witzigen Köpfe verfertigen hier die ſonderbarſten Seidenſtoffe des ganzen Reichs, von denen einige ihnen von andern nicht können und dörfen nachgemacht, und nicht an einen Fremden verkauft, oder auſſer Landes geführt werden. So oft man in dieſe Inſel Proviant oder neue Gefangene bringt, muß das ganze Fahrzeug durch Seile mit Winden hinaufgewunden, und eben ſo wieder herabgelaſſen werden. Da die Inſel ſchlechterdings keinen andern Zugang hat, ſo iſt ſie von der Natur hinlänglich bewahrt und befeſtigt.

B) Japaniſche Nebenländer.

1. Nebenländer im Norden, oder die drei großen Kurileninſeln, die man wenig kennt. Ihre Bewohner, von den Japanern Jeſo oder Jeſſo genannt (daher der unrichtige Name des Landes Jeſo oder Jedſo) ſind ſchon um

1180 oder 1190 vom erſten Kubo unterjocht, und zum Fürſtenthum Osiu, dem nordöſtlichſten auf Nipon, gezogen worden: haben in der Folge öfters den jährlichen Tribut verweigert, ſtehen aber heut zu Tage im ſtarken Verkehr mit Japan, tragen lange ſeidene und Kitaik-Röcke, haben große Bärte, ſind ſehr unreinlich, und nähren ſich vom Fiſch- und Wallfiſchfang, von der Jagd und von der Handlung. Sie reden nicht die Sprache der nordlichen Kurilen, ſondern die Sprache der Süd- oder Kychkurilen, die man aber nicht kennt. Hierzu gehören, nach Hr. Hofr. Gatterer:

a. Die Inſel Matſumai, von Tunguſien durch die Meerenge Teſſoi getrennt.

b. Die Inſel Konaſir oder Kunaſchir.

c. Die Inſel Urup, bei den Ruſſen Selenoi, oder die Grüne Inſel genannt.

Unſre Britten haben von dieſem ſogenannten Lande Jeſo ein paar ältere Nachrichten mitgetheilt, die ich hier erſt erzählen, dann Kämpfers Nachrichten 1 Th. S. 78 ꝛc. und Benyowkys neuſte Beſchreibung 1 Th. der G. Forſter'ſchen Ueberſetzung S. 361 ff. hinzufügen will.

Dieſes Land, ſagen unſre Britten, welches ſich vom 42 bis 50 Grad Nordbreite erſtreckt, und im Norden der Inſel Nipon oder Japan liegt, ſteht unter der Regierung eines dem Japaniſchen Reiche zinsbaren Fürſten.

Man hat zwei verſchiedene Nachrichten von dieſem Lande, die eine ſchreibt ſich von den Eingebornen, die andre vom Pater de Angelis, einem Siziliſchen Jeſuiten her, der im Jahr 1620 hier geweſen iſt. Die erſtere lautet ſo:

Die Eingebornen von Jeſſo ſind ſtark, kühn und wild, Haupthaar und Bart tragen ſie lang, und bedecken ſich über und über mit wilden Thierhäuten, ſo daß ſie das Rauhe auswärts kehren, welches ihnen ein ſehr furchtbares Anſehn giebt. Doch ſind die Anwohner der Südküſten ſchon mehr gebildet, als die Bewohner des Binnenlands.

Sie ſind im Fiſchen und Jägen, ſo wie im Gebrauch des Bogens und Pfeils, welches ihre *einzigen* Waffen ſind, erfahren. Das Land iſt felſigt, waldig, nur wenig angebaut, und an vielen Plätzen unfruchtbar; es bringt nur eine ſchlechte Art Gerſte, einige Wurzelgewächſe, und wenige Fruchtbäume hervor.

Die Leute verehren das Firmament, haben aber wenig religiöſe Gebräuche. Sie ſind ſtark, beherzt, und dem Trunk ſehr ergeben, wenn ſie ſich Brantewein verſchaffen können. Ihre Ohren durchbohren ſie, und tragen darin ſilberne Zierrathen.

Der oben erwehnte Jeſuit giebt eine günſtigere Beſchreibung von dieſen Leuten, und berichtet uns, daß die Jeſſoer großmüthiger, ſchlanker und ſchöner als die Japaner

ner wären, daß ſie ihre Bärte ſehr lang wachſen laſſen, aber die Vorderſeite des Kopfs abſcheeren, daß ſie einen ſehr ſtarken Wein machen, den ſie übermäßig trinken, und daß ſie ſich in ſeiden, baumwollen und linnen Zeuge kleiden, ſo daß ihre Kleider lang und mit der Nadel geſtickt ſind.

Er fügt hinzu, daß ſie auſſer Bogen und Pfeilen, noch Lanzen, Säbel und vergiftete Pfeile gebrauchen, daß ſie zänkiſch, hartnäckig, auffahrend und rachſüchtig ſind, und dabei eben ſo zeremoniös und heimtückig als die Sineſen. Vielweiberei iſt Sitte bei ihnen, und den Ehebruch ſtrafen ſie alſo: Der Mann bezahlt eine Geldſtrafe, und die Frau wird platt abgeſchoren, welches die größte Schande iſt, die ihr wiederfahren kann. Weigert ſich der Galan die Strafe zu bezahlen, ſo hat der Ehemann das Recht: ihn allenthalben, wo er ihn trift, nackend auszuziehen, und ihn ſo nach Hauſe zu ſchicken, und dazu kann er jeden zu Hülfe rufen, der ſich in der Nähe findet, und dieſe ſind verpflichtet, ihm bei der Plünderung des Ehebrechers beizuſtehen.

Alle dieſe Umſtände, welche der Jeſuit erzählt, werden durch vereinige Holländiſche Seefahrer beſtätigt, die ſeit der Zeit auch Jeſſo beſucht haben. Aus dieſen wiſſen wir, daß ihre Böte von dünnen Brettern gemacht werden, die mit Seilen aus dem Baſt des Koxobaums zuſammen befeſtigt ſind; dieſe werden bei der Zurückkunft

von der Fiſcherei losgebunden, und ſorgfältig aufbewahrt; daß viele Eingeborne Ringe an den Fingern, und Tändeleien in den Ohren tragen, und ihre Lippen und Augenbraunen blau färben; daß die Männer ſehr eiferſüchtig, die Weiber im Ganzen züchtig ſind; ſo wie daß ihre Sprache aus einem verdorbenen Sineſiſch und Japaniſch zuſammengeſetzt iſt.

Im ganzen Lande iſt kein Ort, der den Namen einer Stadt verdiente; ſelbſt die Hauptſtadt Matzimai iſt ſehr unbeträchtlich. In derſelben hat der Fürſt des Landes ſowohl als der Japaniſche Statthalter ſeinen Sitz, aber der erſtere iſt verpflichtet, alle Jahr einmal nach Jeddo zu gehen, um dem Kaiſer von Japan zu huldigen, und ihm Geſchenke zu bringen.

Ihre Art, Verbrecher hinzurichten, iſt etwas ſonderbar. Der Schuldige wird platt auf den Rücken gelegt, mit ausgeſtreckten Armen und Beinen, und an jedem von zwei ſtarken Kerlen feſtgehalten. Der Nachrichter, mit einer dicken eiſernen Keule bewafnet, tanzt um ihn herum, ſingt einen Geſang, und bringt ihm zuletzt mit der Keule ſolch einen Schlag auf den Kopf bei, der ihm den Kopf zerſchmettert, und gleich darauf noch einen Schlag auf den Magen, der ihn augenblicklich tödtet.

Von Hochieſſo oder Oku haben wir keine andre Nachricht von den Japaniſchen Geographen, als daß es 900

Mei-

Meilen lang ſey; aber die ſüdlichen Theile von Jeſſo, die oben beſchrieben ſind, hat der erſte Japaniſche Kubo Schoritomo erobert, und mit ſeinem Reiche verbunden.

So weit die Nachrichten der Britten. — Kämpfer giebt uns folgende genauere Beſchreibung dieſer ſo äuſſerſt unbekannten Inſeln.

Jeſo oder Jeſogaſima iſt die äuſſerſte Inſel gegen Norden, welche die Japaner auſſer ihrem Reiche beſitzen. Sie iſt von Joritomo, dem erſten Kubo, unterwürfig gemacht, und dem Herrn von Matſumai, einer nächſt gelegenen und nach Oſiu gehörenden Inſel, zur Oberaufſicht übergeben. Man wurde aber einige Zeit hernach hier der fremden Herrſchaft überdrüßig, überfiel die Japaniſche Beſatzung, und machte ſie völlig nieder. Der Landesherr ſchickte hierauf ein anſehnliches Kor Fußvolk mit 300 Reitern herüber, um die Rebellen in Ordnung zu bringen. Allein der Herr von Jeſo bewies durch eine Geſandſchaft, die er nach Matſumai ſchickte, daß er an dem ganzen Unterfangen unſchuldig ſey, und überlieferte zwanzig Aufrührer, deren Häupter am Jeſoiſchen Ufer auf Pfählen gepflanzt wurden, welches das Verbrechen völlig ausſöhnte.

Dieſe Nazion wird aber noch jetzt (zu Kämpfers Zeiten) für ſehr halsſtarrig gehalten, und daher ungemein ſtrenge regiert. Sehr ſtarke Wachen, die man am ſüdlichſten Ufer angelegt hat, müſſen ſie im Gehorſam erhalten.

halten. Sie ſind auch verbunden, alle Jahre eine Geſandſchaft an ihren Herrn abzuſchicken, und eine jährliche Abgabe von einem Mangokf zu bringen.

Die Inſel liegt etwa unter 42 Grad Nordbreite, gerade nordnordöſtlich über denen von der großen Provinz Osju hervorſtehenden zwei Landſtrichen oder Vorgebirgen Sugaar und Taijaſacki, welche daſelbſt einen weiten Seebuſen einſchließen. Die Ueberfahrt ſoll eine Tagereiſe fodern, aber wegen des ſchnellen Stroms, welcher bald nach Oſten, bald nach Weſten fließt, nur zu gewiſſen Jahrszeiten unternommen werden können, obgleich die Inſel Jeſo in der größten Weite nur vierzig Waſſermeilen, und an einigen Orten nur fünf bis ſieben deutſche Meilen vom feſten Lande entfernt iſt. Sie ſoll an Größe der Inſel Kjusju gleichen, aber ſo ſehr mit Gebüſch und Waldung durchwachſen ſeyn, daß ſie dem Japaniſchen Reiche nichts von ihrem Ueberfluß liefern kann, auſſer dem berühmten getrockneten Fiſch Kara Saki, der wie ein Stockfiſch eingeweicht und getrocknet wird, und einiges Pelz- oder Rauchwerk, deſſen aber die ſüdlichen Japaner nicht bedürfen.

Von der Figur der Inſel hat ſich Kämpfer aus den Japaniſchen Karten wegen der ſehr abweichenden Abbildung keinen Begrif machen können. In einigen nemlich zieht ſie ſich in eine Runde mit verſchiedenen Buſen, in andern wird ſie mit vielen hervorragenden und gebrochenen

Landſtrichen vorgeſtellt, bei denen man aber nicht erkennen kann, obs beſondre Inſeln ſind, oder nicht. Er vermuthet, daß das Land, welches Vrieſen entdeckt hat, auch ein Theil deſſelben ſey, und findet auch in einigen Karten den ſüdweſtlichen größern Theil mit Matſacki bezeichnet, aber ſo undeutlich und unbeſtimmt, daß man ihn auch für eine beſondre Inſel halten könnte.

Die Bewohner der umliegenden etwas entfernten Inſeln werden als ein rauhes ſtarkes Volk beſchrieben, mit langem Haar und Bart. Sie ſollen im Pfeil- und Bogenſchießen ſehr geübt ſeyn; haben ſich meiſtens an der Meerküſte niedergelaſſen, wo ſie ſich vom Fiſchfang ernähren. Sie werden auch als äuſſerſt ſchmutzig und unreinlich beſchrieben, allein hierauf iſt nicht viel zu achten. Denn die bis zum Aberglauben reinlichen Japaner machen von den Holländern eben ſo ein Bild. Die Sprache dieſer Menſchen ſoll mit der Koreiſchen Aehnlichkeit haben.

Hinter dieſer Inſel, weiter nordwärts liegt das feſte Land Oku Jeſo, d. i. Ober- oder Hoch-Jeſo. Dies iſt das Land, von deſſen Exiſtenz unſre Erdbeſchreiber ſich zwar verſichert halten, aber doch nicht wiſſen, ob es mit der Tatarei oder mit Amerika zuſammen hänge? Sie können daher auch die Frage nicht beantworten, wo das Fretum Anianum ſey; oder die Meerenge, welche das Nordmeer mit dem Indiſchen Meere verbindet? oder ob das Land Oku Jeſo vielleicht mit beiden Welttheilen zuſammen

hänge,

hänge, und alſo gar keine Meerenge da ſey? Kämpfer verſichert, daß er ſich mit größtem Fleiß bemüht habe, über die Beſchaffenheit dieſer nordiſchen Gewäſſer einige genauere Nachrichten einzuziehen, aber er habe nichts Gewiſſes oder Schreibwürdiges darüber erfahren können.

Auch die Japaner kennen die hinter Jeſogaſima liegende, und von Oku Jeſo genannten Länder noch nicht, nur hat Kämpfer erfahren, daß ſie ihnen 300 Japaniſche Meilen Länge geben. Ein dahin verſchlagener Schiffer berichtet, daß er unter den rauhen Einwohnern einige, mit feinen Sineſiſchen Zeugen bekleidet geſehen, und daraus eine Verbindung dieſes Landes mit Doats oder der Tatarei, wenigſtens eine nur geringe Entfernung gefolgert habe. Eine gleiche Nachricht brachte eine 1684 abgeſchickte Sineſiſche Junke nach einer dreimonatlichen Reiſe zurück. Ein viel gereiſeter und erfahrner Schiffer, welcher an allen Orten um Japan herumgefahren war, wußte Kämpfern auf ſeine Frage nichts mehr als dieſes zu ſagen, daß der Strom zwiſchen Japan und Jeſogaſima beſtändig abwechſelnd, bald nach Weſten, bald nach Oſten, hinter Jeſogaſima aber niemals anders, als nordwärts fließe. Er ſchloß daher, es müſſe bei Doats, der Tatarei, nothwendig ein Durchgang in die Nordiſche See ſeyn. Vor wenig Jahren (vor Kämpfers Aufenthalt in Japan) wurde auch eine Kaiſerliche Junke von der Oſtküſte Japans ausgeſchickt, welche zwiſchen 40 und 50 Grad viel ausſte-

hen

hen mußte, und endlich öſtlich an ein feſtes Land gerieth, das man für Amerika hält. Die Junke überwinterte daſelbſt in einem Meerbuſen, und glaubte zu bemerken, daß das Land nach Nordweſten eine Richtung habe. Man beſchloß nachher, weiter keine Unterſuchungen in dieſen Gegenden anzuſtellen. Kämpfer hat verſchiedne Japaniſche Karten über dieſe Gegenden in Jedo bei Tſuſima No Cami, dem Nangaſackiſchen Gouvernör, auch in Symmios bei Oſacka, und in verſchiedenen andern Tempeln geſehen. Dieſe zeigen vor der großen Tatarei hinter Jeſogaſima noch ein hervorſtehendes Land, das etwa fünfzehn Grad der Länge mehr nach Oſten liegt, als das öſtliche Ufer Japans, und zwiſchen dieſem Lande und Amerika nach einem geräumigen Meer. Er bemerkte auf dieſem Lande mit Alphabetſchriften auch noch folgende Provinzen verzeichnet: Kaberſan, Orankai, Sitſii, Feriſan, Amariſi, zwiſchen den beiden letztern Provinzen ergoß ſich ein großer Strom hinter Jeſo gegen Südoſt in die See. Aber ſo wie alle Karten der Japaner ſchlecht und nachläßig gemacht, und mit keinen Graden der Länge und Breite verſehen ſind, daher auch immer eine von der andern abgehen, ſo kann man ſich auf dieſelben gar nicht verlaſſen, vorzüglich nicht auf diejenigen, welche die Namen nur nach dem Gehör mit Canne, das iſt, Alphabetſchrift, und nicht mit Sin oder bedeutenden Charaktern vorſtellen. Dies ſind alle Kenntniſſe, ſchreibt Kämpfer, welche er in Japan, dem ſie nordwärts liegen, über dieſe Länder erfahren können.

Ehe

Ehe wir dieſe Nachrichten ſchließen, müſſen wir noch zweier Inſeln erwähnen, die von Osiu oſt- und nordoſtwärts etwa 150 Meilen entfernt ſind, aber doch, wie die Japaner behaupten, zu ihrem Reiche gehören. Sie haben ſehr ſchöne Namen: die kleinſte, nördlichſte und alſo entfernteſte heißt Ginſima, Silberinſel; die nähere Kinſima, Goldinſel. Die Beſchaffenheit und Lage dieſer Eilande wird für den Ausländern ſehr verborgen gehalten, und dies um deſto mehr, weil die viel verſprechenden Namen ſchon lange die Luſt einer genauern Bekanntſchaft bei den Europäern erzeugt haben. Der König von Spanien ließ ſie ſchon 1620 durch einen erfahrnen Schiffer aufſuchen, der ſie aber, weil ihm die Lage nicht genau bekannt war, nicht finden konnte. Dieſe Inſeln, behauptete der Spaniſche Monarch, gehörten ihm, weil ſie in der weſtlichen, ihm vom Papſte zuerkannten Hemiſphre lägen. Auch von Batavia aus hat man dieſelben 1639 mit einem Schiffe, und 1643 mit zwei Schiffen geſucht; den beiden letztern war dabei auch die Entdeckung der Amerikaniſchen und Tatariſchen Küſten aufgetragen. Sie fanden aber nicht nur die Inſeln nicht, ſondern wie der Schiffer der Jacht Brecken in einen Hafen unter 40 Grad Nordbreite mit einigen Perſonen an Land gieng, wurden ſie ſogleich zu Gefangenen gemacht, gebunden nach Jedo geführt, und ſo hart behandelt, als wenn ſie das ganze Reich hätten verrathen wollen.

Im J. 1675 entdeckten die Japaner eine große Inſel durch eine von ihrer Inſel Fatſiſio mit Sturm dahin verſchlagene Barke. Man vermuthet, daß ſie 300 Meilen oſtwärts von Fatſiſio entfernt ſey Man hat auf derſelben keine Menſchen, aber einen guten Boden, Bäche, fruchtbare Bäume, und unter denſelben auch den Baum Arrak, wie die mitgebrachten Früchte bewieſen, angetroffen. Man kann aber hieraus ſchließen, daß dieſe Inſel ſüdlicher liegen müſſe, als man angab, weil dieſe Bäume nur in heißen Ländern wachſen Die Ufer lieferten eine unglaubliche Menge Fiſche, auch Krebſe, zwei bis drei Klaftern lang. Man gab dieſer Inſel den Namen Buneſima, und legte ihr, weil ſie unbewohnt iſt, den Charakter einer Inſel ohne Menſchen bei.

Dies ſind die ſämmtlichen Kämpferſchen Nachrichten von den Jeſoinſeln, die ſeine große aufgewandte Mühe beweiſen, um ihre Lage zu erforſchen. Benyowsky erzählt uns folgendes von den Inſeln Jedſo S. 368 ꝛc. des 1 Th. der G. Forſterſchen Ueberſetzung, welches die genaueſte Nachricht iſt, die ich davon gefunden:

Die Inſeln Jedſo werden von den Ruſſen gewöhnlich mit unter den Kurilen begriffen. Sie werden aber von einem ziviliſirten Volke bewohnt, welches eine beſtimmte Regierungsform hat.

Jeder Seefahrer ſollte, in einiger Entfernung von

 dieſen

dieſen Inſeln, ſie für einen fortlaufenden Landſtrich halten. Dieſer Umſtand hat die Holländer zu den größten Irrthümern verleitet, und die Miſſionarien von Sina haben uns ſo manche fabelhafte Erzählung davon gegeben, daß es kaum möglich iſt, das Wahre von dem Falſchen darin zu entdecken. Da Benyowsky ſein Nachforſchen auf wirkliche Entdeckungen gegründete Nachrichten ihm verſchaft hat, ſo liefert er folgende Beſchreibung derſelben.

1) Kawith Idzon, im 45 Grad 5 Min. Nordbreite, und 453 Grad Länge von Bolſcha. Dieſe Inſel iſt ſehr volkreich, und hat drei vortrefliche Häfen an der Südſeite. Sie iſt allenthalben gut mit Holz verſehen, und in dem ſüdlichen Theile ſteht die von Holz *gebaute Stadt* Matza. In derſelben wohnt ein Oberhaupt, der unter Kunaſchir Idzo, dem Souverän aller Inſeln ſteht, welcher in der Inſel Kunaſchiran reſidirt. Die Stadt beſteht aus mehr denn 2000 Häuſern, und wird von einigen kleinen Feſtungen gedeckt, die aus Holz gebaut, und mit Gräben umgeben ſind. Silber- und Kupfermienen werden in dieſer Inſel bearbeitet, und hier iſt es, wo man die rothen Perlen fiſcht, welche regelmäßig in den Monaten Mai und Oktober an die Japaniſchen Kaufleute, die um dieſe Zeit ankommen, gegen Tuch und andre Seidenſtoffe ſowohl, als gegen eiſerne Werkzeuge und Waffen ausgetauſcht werden. Die Japaner ſtanden ehemals im Kriege mit den Einwohnern von Idzo, allein ſeit dem J.

1762

1762 ſcheint der Friede unter ihnen vollkommen hergeſtellt zu ſeyn. Dieſe Inſulaner haben große Barken, in welchen ſie nach Korea, Sina, und Japan ſegeln. Im J. 1758 wurde ein Ruſſiſcher Steuermann, Namens Maſtlow, der an den Kurilen Schiffbruch litt, von den Einwohnern nach Kawith verkauft, und wußte ſich ſo gut in die Gunſt ihres Schefs einzuſchmeicheln, daß er zum Rang eines Beſales, oder Anführers der Truppen ernannt wurde. Dieſer Maſtlow ſchrieb im J. 1768 einen Brief an den Gouvernör von Kamtſchatka, worin er ihm rieth, einen Handel mit dieſem Lande zu eröffnen. Sein Brief kam durch die Kurilen zum Gouvernör; allein dieſer, der feſt glaubte, daß es eine von den Ruſſiſchen Kaufleuten geſchmiedete Karte wäre, verachtete den Antrag, und der Koſak, der den Brief von den Kurilen gebracht hatte, wurde ins Gefängniß geworfen, und zur Belohnung ſeines Dienſteifers mit Ruthen geſtrichen.

2) Tſchulgan Idzon liegt im 43 Grad 27 Min. Nordbreite, und 352 Grad 58 Min. Länge von Bolſcha. Dieſe Inſel iſt von Oſten nach Weſten 20 Meilen lang, und ſechs Meilen breit von Norden nach Süden. Kapitän Spanneberg hatte ſie im J. 1741 im Geſicht, näherte ſich ihr aber nicht. Sie kommt Kawith an Fruchtbarkeit gleich, und ihr Name iſt von dem Worte Tſchulgu abgeleitet, welches das daſelbſt häufige Kupfer bedeutet. An der nördlichen Seite dieſer Inſel liegt eine Stadt und ein

Hafen. Der Name der Stadt iſt Tſchuppu Idzon, welches die Stadt der Sonne heißt.

3) Maanas Idzon, liegt im 44 Grad Nordbreite, und 358 Grad Länge von Bolſcha. Ihre Länge von Nordoſt nach Südweſt iſt 38 Meilen, und die Breite erſtreckt ſich von 12 zu 17 Meilen. Im Jahre 1743 landete ein Steuermann, Namens Novodzikof, in einer Baidare an dieſer Inſel. Er ſagte, daß er für einen alten Hut zwei mit einem Zeichen geſtempelte Goldſtücke bekommen hätte, die zuſammen zwei und eine halbe Unze gewogen. Die Regiſter der Kanzlei von Kamtſchatka beſtätigten dies Faktum. Die beiden Stücke wurden nach S. Petersburg geſchickt. Dieſer Novodzikof wurde von den Einwohnern ſehr höflich aufgenommen und entlaſſen. Kurz nachher aber kam Lieutenant Walton mit einer doppelten Schaluppe nach dieſer Inſel, und einige Ausſchweifungen, die ſein Schiffsvolk begieng, verurſachten, daß ſie alle ums Leben gebracht wurden. Ein ſehr guter Hafen, und eine Stadt liegt an der Südſeite der Inſel, die letzte wird Ouratilkiva Idzon, oder die rothe Stadt genannt; ſie iſt gut bevölkert, führt einen ſtarken Handel, und iſt Kunaſchir unterwürfig.

4) Kunaſchir Idzon, von den Ruſſen Zelenoi Oſtrow, oder die grüne Inſel genannt, liegt in 42 Grad 30 Min. Nordbreite, und 350 Grad 35 Min. Länge von Bolſcha. Sie erſtreckt ſich von Nordoſt nach Südweſt auf

65 Meilen Länge, die Breite aber wechſelt von 28 bis zu 12 Meilen. An der nördlichen Seite der Inſel iſt ein fürtreflicher Hafen, in deſſen Vertiefung ein ſchöner, obgleich ſeichter Fluß fällt. Verſchiedene Meerbuſen an der weſtlichen Küſte haben eine fürtrefliche Perlenfiſcherei. Die Hauptſtadt dieſer Inſel, in welcher der König des Landes reſidirt, wird Kunaſchiran genannt. Es ſind noch einige andere Städte von geringerer Größe auf dieſer Inſel. Kunaſchir Matza, an der ſüdweſtlichen Seite derſelben: Kunaſchiraapi, in der Mitte, und Kunaſchir Orgutt, an der öſtlichen Küſte. Spannebergs Berichte beſtätigen, daß er mehr als zwei hundert Schiffe oder Bote in der Nähe der Inſel ſah. — Im J. 1769 ſchickte der Hof von S. Petersburg zwei junge Leute, Namens Antippe Tartarino, und Ottlaſow, welcher letztere einige Worte Japaniſch zu Irkuzk gelernt hatte, nach den Inſeln Jedſo, wovon aber Benyowsky bei ſeinem Aufenthalt in dieſen Gegenden nichts hörte. Das Sicherſte, was er von dieſer Inſel erfahren können, iſt, daß ſie geſetzmäßig von einem Könige beherrſcht wird; daß Fremde bei ihrer Ankunft gezwungen werden, ſich durch eine Heirath unter ihnen niederzulaſſen, und daß ſie ſorgfältig bewacht werden. Es iſt augenſcheinlich, daß ihr Reichthum unermeßlich, und ihre aus bewafneten Leuten beſtehende Kriegesmacht anſehnlich ſeyn muß, weil dieſe Inſel im Stande war, ſich mehrere Jahre hindurch dem Kaiſer von Japan zu widerſetzen.

5) Fiaſſi Kamoni Jdzon, oder Geſundheit Gottes, liegt im 41 Grad 10 Min. Nordbreite, und 348 Grad Länge von Bolſcha. Dieſe Inſel iſt ſehr volkreich, und ihr Kunaſchir unterworfenes Gouvernement wird regelmäßig verwaltet. Man hat Pferde darauf geſehen. Die Einwohner ſind immer in Waffen, weil ſie beſtändige Streitigkeiten mit den Koreanern führen, deren ungeachtet aber der Handel zwiſchen dieſen beiden Völkerſchaften ununterbrochen fortgeht, indem die Inſel Matzumay ihr Vereinigungspunkt iſt. Es ſind zwei Städte auf dieſer Inſel, die eine nach Weſten.

6) Matzumay liegt im 41 Grad 30 Min. Nordbreite, und 347 Grad Länge von Bolſcha. Ihre Länge von Nordoſt bis Südweſt iſt 40 Meilen, und die Breite von Oſten nach Weſten 27 Meilen. Dieſe Inſel hat zwei gute Hafen, einen an der Nord- den andern an der Südſeite. Sie wird von einigen ſchönen Flüſſen durchſchnitten. Die Hauptſtadt liegt an der weſtlichen Seite der Inſel, und führt ebenfalls den Namen Matzumay. Dieſe Inſel iſt von den Japanern erobert worden, die eine Beſatzung von 3000 Mann daſelbſt halten; auſſer welcher noch mehr als vierzehn hundert zur Arbeit verurtheilte Japaniſche Verwieſene da ſind. Die meiſten von den Eingebornen der Inſel zogen ſich nach der Eroberung nach Kunaſchir zurück.

Die

Die Holländiſche Kompagnie ſchlug im J. 1754 dem Kaiſer von Japan vor, mit ſeiner Erlaubniß eine Reiſe in die nördlichen Gegenden ſeines Gebiets zu machen, und die Inſeln Jedzo zu erobern; allein der Kaiſer war ſo weit entfernt, dieſen Vorſchlag anzunehmen, daß er den Holländern, bei der Strafe ihres Handels verluſtig zu werden, verbot, weiter daran zu denken.

Dieſe kurze Nachricht, ſchließt Benyowsky, iſt alles, was man, der Wahrheit gemäß, von dem angeblichen Lande Jedzo, oder dem Lande der Kompagnie ſagen kann.

2. Nebenländer in Süden, oder die Liquejo (Likeo) Inſeln, von den Japanern Rjuku genannt. Es werden darunter, nach Hrn. Hofr. Gatterer, ſechs große, und ſehr viel kleine Inſeln begriffen, die ſich mit ihren Zugehörungen bis zum Wendekreiſe des Krebſes erſtrecken. Sie ſind ſo fruchtbar, daß ſie jährlich zweimal Reis tragen. Die Einwohner ſcheinen von verſchiedener Herkunft zu ſeyn. (Ein Theil von ihnen ſpricht verſtümmelt Sineſiſch; dieſe ſind alſo wohl aus Sineſiſchen Flüchtlingen erwachſen). Die meiſten ſind Ackerbauer, die übrigen Fiſcher: es ſind aber auch gute Kaufleute und Seefahrer unter ihnen, die theils nach Sina, theils nach Japan mit eigenen und Sineſiſchen Waaren handeln. Sie ſind luſtige, vergnügte und geſprächige Leute, die ſelbſt zum Pflügen ihr Saitenſpiel mitnehmen. Sie ſind nur mittelbare Unter-

thanen des Japaniſchen Kaiſers, aber unmittelbare des Erbkönigs, oder Fürſten von Saſſuma auf der Südweſtküſte der Japaniſchen Inſel Kiusiu, deſſen Vorfahren ſie ſchon vor vielen Jahrhunderten unterjocht haben: man beherrſcht ſie aber ſehr gelinde, und ſie geben nur ein Fünftheil von ihren Ackerfrüchten. Auſſer dem Erbfürſten von Saſſuma, ihrem ausländiſchen Oberherrn, haben ſie auch einen Dairo, oder inländiſchen geiſtlichen Erbkönig.

a. Die eigentlichen Liquejo- oder Likeo-Inſeln. Die größten und nördlichſten darunter ſind:

1) Liquejo, beim Kämpfer Jajama, auf welcher die Reſidenz des Likejiſchen Dairo iſt, der ihrem Vorgeben nach, aus einheimiſchem Göttergeſchlecht entſproſſen iſt.

2) Oſima oder Tanaoſima, die nächſtſüdliche.

3) Uſu ſima oder Tatao noch weiter in Süden.

b. Die Lekejo-Inſeln, darunter Lekejo die nördlichſte und größte; es iſt aber nicht ganz gewiß, ob dieſe Inſeln, die ihren beſondern König haben, und wozu auch die Inſelgruppe in Oſten von Formoſa gehört, noch heut zu Tage mit zu Japan gerechnet werden dürfen. Um 1620 haben ſich die Japaner ſogar der Inſel Formoſa bemächtigt, wiewohl ſie nicht lange hernach von den Holländern, ſo wie dieſe 1683 durch die Sineſer daraus vertrieben worden ſind. —

So beſchreibt ſie Hr. Hofrath Gatterer, deſſen allgemeine Beſchreibung aus Kämpfern 1 Th. S. 76 77. genommen iſt, aus welchen ich noch zuſetze, daß ſie gegen Südweſt von dem erſten Lande Satzuma, oder von der zunächſt daran liegenden Inſel Tana, oder Tanagaſima liegen, und beinahe den 26. Grad Nordbreite berühren; daß die Bewohner bei ihrer Arbeit ſich mit ihrem Saitenſpiel und ihrem aus Hirſe abgezogenem gebrannten Waſſer erholen; daß ihre Sprache beweiſe, daß ſie aus Sina herſtammen, aus welchem Lande noch im ſechszehnten Jahrhundert wegen des Tatariſchen Einbruchs viele Einwohner geflüchtet ſind, die ſich in verſchiedenen Ländern Indiens und auch auf dieſen Inſeln zahlreich niedergelaſſen haben; daß ſie auſſer dem Fünftheil ihres Ackerertrags noch jährlich ein Kontribuzionsgeſchenk zum Beweiſe ihrer Unterthänigkeit an den Tatariſchen Kaiſer in Sina abſchicken. — Dies iſt alles, was uns Kämpfer von dieſen Inſeln berichtet hat.

Die ausführlichſte Nachricht von denſelben finde ich im 10. Theil der Sprengelſchen Völker- und Länderkunde, welche aus den Lettres edifiantes genommen iſt, und ſich von dem Pekingſchen Miſſionar, P. Gaubil, herſchreibt, woraus ich das weſentlichſte hier mittheilen, und dadurch die Lücke ausfüllen will, die unſre Verfaſſer in ihrem Werke gelaſſen haben, die gar nichts von dieſen Inſeln ſagen.

Die erſte genaue und umſtändliche Nachricht von den Lieu-Kieu-Inſeln, oder Likeo-Inſeln verdankt man einem vom Sineſiſchen Kaiſer Kanghi an den König dieſer Inſeln geſchickten Geſandten, der im J. 1719 in denſelben geweſen, und deſſen Nachricht deſto glaubwürdiger zu ſeyn ſcheint, da er ſelbſt an Ort und Stelle geweſen, und wie er ſagt, auf Befehl des Kaiſers alles, was er in Abſicht auf die Anzahl und Lage dieſer Inſeln, und die Geſchichte, Religion, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner Bemerkenswerthes fand, ſorgfältig unterſucht hat. Folgende Nachricht iſt weſentlich aus der bekannt gemachten Reiſebeſchreibung dieſes Sineſers Supaokuang entlehnt.

1. Geographiſche Notiz von der *Anzahl und Lage* der Lieu-Kieu- oder Lekejo-Inſeln.

Dieſe Gruppe liegt zwiſchen der Halbinſel Korea, der Inſel Formoſa und Japan, und enthält 36 Inſeln, wovon die größte und vornehmſte eigentlich Lieu-Kieu heißt, und den gemeinſchaftlichen Namen dem ganzen Archipel hergiebt, wo auſſerdem noch jede andre Inſel ihren beſondern Namen hat. Die ältern Miſſionare ſprechen davon unter der Benennung Lequeo oder Lequeyo, und im Riccioli ſowohl, als in dem Portugieſiſchen Buch über die Schiffahrtskunde, welches 1712 zu Liſſabon erſchienen iſt, heißen ſie Loqueyo; Kämpfer aber nennt ſie Riuku.

Ein

Ein gewiſſer Schriftſteller behauptet mit Unrecht, daß die Sineſen der Inſel Formoſa zuweilen den Namen Groß-Lieu-Kieu ertheilen, welcher doch nur der größten Inſel aus dieſer Gruppe ausſchließend eigen iſt, woſelbſt der König reſidirt, und ſeinen Hofſtaat hält. Um ſich davon zu überzeugen, braucht man nur in die Geſchichtbücher der letzten Sineſiſchen Dynaſtie einen Blick zu thun. Wahr iſt's aber, die Sineſiſchen Lootſen und auch ihre Schriftſteller, pflegen die nördlichen und weſtlichen Küſten von Formoſa, Klein-Lieu-Kieu zu nennen; dahingegen auf der von den Miſſionaren zur Zeit des Kaiſers Kanghi verfertigten Karte von Formoſa, ein kleines Eiland an der Weſtſeite dieſer Inſel, Klein-Lieu-Kieu genannt wird.

Die große Inſel hat von Norden nach Süden beinahe 440 Li in der Länge, und von Weſten nach Oſten 120 bis 130 Li in der Breite. Der Li, wovon hier die Rede iſt, iſt das gewöhnliche Maaß der Heerſtraßen in Sina. 200 Li machen 20 Seemeilen oder einen Aequatorgrad. Alſo beträgt ihre Länge 33 deutſche Meilen, und 9 oder $9\frac{1}{4}$ deutſche Meilen die Breite.

Der Königshof iſt in der ſüdweſtlichen Gegend der Inſel belegen, und der Bezirk, den er einnimmt, heißt Sche-uli. Daſelbſt liegt auch die Königliche Stadt King-tſching, deren Größe zwar nicht angegeben wird, aber

aber nicht ſehr beträchtlich ſeyn kann. Der Königliche Pallaſt liegt auf einem Berge in ihrer Nähe, und hat vier Li, etwas mehr als ein Drittheil einer deutſchen Meile, im Umkreiſe. Er hat vier große Thore nach den vier Hauptgegenden, und das gegen Weſten iſt das vornehmſte.

Zehn Li, beinahe eine deutſche Meile, weſtwärts von dieſem Haupteingange liegt ein guter Seehafen, Namens Napakiang, und der ganze Zwiſchenraum vom Pallaſt bis an den Hafen iſt beinahe eine zuſammenhängende Stadt. Gegen Norden und Süden hin bemerkt man eine gute Schanze, welche Paotay, Kanonen-Batterie, genannt wird. Die Zugänge, welche dahin führen, ſollen ausnehmend ſchön ſeyn; ſo auch diejenigen, auf denen man zum Pallaſt des Königes, zu ſeinen Luſthäuſern, einigen großen Tempeln, dem Kaiſerlichen Kollegium, und dem Hotel des Sineſiſchen Geſandten gelangt. Der Pallaſt hat eine herrliche Ausſicht auf den Hafen, die Stadt Kintſching, und viele andre Städte, Flecken, Dörfer, Bonzenklöſter, Gärten und Luſthäuſer. Er liegt in 146 Grad 26 oder 27 Minuten der Länge, und 26 Grad 2 Minuten nördlicher Breite.

Die Seefahrer müſſen, wenn ſie von Sina hieher ſchiffen, auf folgende Umſtände genau Acht haben. Vor der Mündung des Fluſſes Fontſchufu liegen mehrere kleine Eilande, von denen man den Punkt der Abreiſe zu nehmen

pflegt.

pflegt. Gegen Norden und Nordoſten vom Hafen Napakiang iſt es gefährlich, ſich der Küſte von Lieu-Kieu zu nähern, und um ſicherer zu gehen, ſuchen die Sineſen die nördliche Gegend von Formoſa zu Geſicht zu bekommen, ſteuren ſodann oſtwärts, etwas ſüdlich, um die in der Karte angemerkten Eilande aufzuſuchen, welche man ſüdwärts liegen läßt. Dann fahren ſie nordwärts von der Inſel Kumiſchan, ſo daß ſie zugleich die dort befindlichen Sandbänke und gefährlichen Klippen vermeiden, und ſegeln endlich nordoſtwärts in den Hafen Napakiang, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, zuweit nach Norden zu kommen. Die Schiffe, deren man ſich zu dieſer Fahrt bedient, müſſen ſtark gebaut, und reichlich mit Mannſchaft verſehen ſeyn, indem die dortigen Meeresgegenden ſehr ſtürmiſch zu ſeyn pflegen.

Von den 36 Inſeln, welche den Staat des Königs von Lieu-Kieu ausmachen, liegen 8 nordoſtwärts von der großen Inſel, 5 nordoſtwärts vom Bezirk Sche-uli, 3 gen Weſten, 7 gegen Süden, und 9 gegen Südweſten.

Die 8 Inſeln nach Nordoſten hin ſind:

Ye-ulun, von Sche-uli entlegen 500 Li (1 Li = $\frac{1}{193}$ Aequatorsgrad. Gatterers Abriß der Geogr. S. 18.)

Yong-tſchan-pu — — 550 Li.

Tu-ku — — — 600 Li.

Ye-ula nordoſtwärts von Tu-ku entlegen 38 Li.

Ukinu — — — — — 40 Li.

Kia-

Kia=ki=luma nordoſtwärts von Sche=uli 771 Li.
Tatao — — — — — 800 Li.
Ki=ki=ai oſtwärts von Tatao noch 100 Li.

Tatao iſt eine ziemlich groſse Inſel, deren Länge von Norden nach Süden 130 Li beträgt. Die Breite von Oſten nach Weſten iſt nicht beſtimmt. Sie heiſst bei ihren Einwohnern Ufu=ſchima, die Inſel Ufu, denn Schima heiſst im Japaniſchen und in der Lieu=Kieu=Sprache *eine* Inſel. Die Gröſse der übrigen Inſeln wird nicht angegeben. Nordwärts von Tatao liegt noch eine groſse Inſel, Tanaxuma, und zwiſchen Norden und Nordoſten erblickt man ſieben andre (Sineſiſch Tſitao), welche von dem nach Japan gehörigen Satſuma (Sineſiſch Samotſchu) ſüdlich belegen ſind. P. Briet hat dieſe Inſeln in ſeiner Karte angegeben, und P. Riccioli führt ihre Länge und Breite in ſeiner Geographie an, wo er ſie Tanaxuma nennt. Der Sineſiſche Geſandte Supaokoang ſagt nichts von ihrer gegenſeitigen Entfernung, und beſtimmt auch nicht, wie weit ſie von Japan entlegen ſind.

Die fünf Inſeln, welche von Sche=uli nordoſtwärts liegen, heiſsen Tunakiſchan, Gankiniſchan, Kiſchan, Yakiſchan und Lünhoangſchan. Yakiſchan iſt 300 Li von Sche=uli entfernt, und Lünhoangſchan, welches ſo viel als Schwefelberg bedeutet, liegt noch fünfzig Li weiter. Uebrigens muſs man ſie nicht mit der Schwefel-

fel-

ſelinſel verwechſeln, welche auf mehrern Karten unweit der Südoſtküſte von Ximo, eines Theils von Japan, angegeben wird. Von derjenigen, wovon hier die Rede iſt, und welche zu den Staaten von Lieu-Kieu gehört, zieht der König jährlich eine große Menge fürtreflichen Schwefel. Nicht weit davon liegen einige kleine Erhöhungen, welche die Aſchenhaufen heißen.

Die vier öſtlichen Inſeln ſind Kontakia, 145 Li von Sche-uli; Tſiakinu, Yſi und Pama, welche letztere aus zwei ſo nahe bei einander liegenden Inſeln beſteht, daß ſie nur für Eine, unter einem gemeinſchaftlichen Namen gerechnet werden.

Nach Weſten hin, 130 Li von Sche-uli, liegt die Inſel Matſchiſchan, welche von fünf kleinen Eilanden umgeben iſt. Von den beiden andern Inſeln, die nach dieſer Richtung hin liegen, heißt die eine ebenfalls Matſchiſchan, und die andere Kumiſchan, welche nur ungefähr 150 Li von Sche-uli entlegen iſt, obgleich Supao-koang ſie in eine weit größere Entfernung verlegt.

Die ſieben Inſeln, welche ſüdwärts von Sche-uli liegen, heißen mit einem gemeinſchaftlichen Namen Tai-pingſchan; die erſte darunter führt denſelben Namen, heißt aber auch zuweilen Makuſchan. Nach des gelehrten Sineſers Ermeſſen hat ſie ſechzig Li im Umkreiſe, und iſt von Sche-uli 2000 Li weit entfernt. Andere behaupten

aber,

aber, daß ſie ungleich größer und näher iſt. Die übrigen zu dieſer Gruppe gehörigen Inſeln ſind: Ykima, ſüdöſtlich von Taipingſchan; Yleang-pa, ſüdweſtlich; Kulima und Talama, weſtlich; Mienna, ſüdweſtlich; und Ukomi, nordweſtlich.

Endlich bilden noch folgende Inſeln die Gruppe gen Südweſten von Sche-uli:

Patſchongſchan, welche von Taipingſchan ſüdweſtwärts vierzig Li entlegen iſt.

Upama, der gemeinſchaftliche Name zweier Inſelchen.

Paluma.

Ye-una-kuni. Alle drei *ſüdweſtlich von Patſchongſchan*; und dieſe vier Inſeln liegen in der Nähe der Inſel Formoſa.

Kumi, die größte unter dieſen neun Inſeln, weſtlich von Patſchongſchan.

Ta-ki-tu-non, öſtlich von Kumi.

Ku-la-ſchi-ma, weſtlich, etwas nordwärts, von Patſchongſchan.

Ola-ku-ſe-ku, oder die neue Stadt, weſtwärts von Patſchongſchan.

Patulima, nordöſtlich von Patſchongſchan.

2. Religion, Sitten und Gebräuche der Einwohner.

Vor mehr als neun hundert Jahren giengen einige Bonzen von der Sekte Fo aus Sina nach Lieu-Kieu hinüber, und führten daſelbſt ihren Götzendienſt, und ihre Klaßiſchen Bücher ein. Seit jener Zeit iſt die Fo-Religion daſelbſt die herrſchende, ſowohl am Hofe und unter den Großen, wie unter dem Volke.

Verſprechungen und Eidſchwüre legen dieſe Inſulaner nicht vor den Bildſäulen oder Gemälden ihrer Götzen ab; ſondern ſie verbrennen Wohlgerüche, bereiten Früchte (zum Opfer?), ſtehen in einer ehrerbietigen Stellung aufrecht vor einem Stein, und ſprechen einige, ihrer Meinung nach, geheimnißvolle Worte, welche vor Alters von den beiden Töchtern der Omomeykieu, und Schweſtern des erſten Königs Tien ſun vorgeſchrieben worden ſind. In den Vorhöfen der Tempel, an öffentlichen Plätzen, auf den Bergen, ſieht man daher häufig dergleichen Steine, welche in der Abſicht aufgerichtet ſind, daß man daſelbſt Verſprechen leiſten, und Eide ablegen könne.

Auch giebt es unter ihnen Frauenzimmer, die dem Dienſte der Geiſter geweihet ſind, und bei den Geiſtern viel gelten ſollen. Sie beſuchen die Kranken, geben ihnen Arzneien, und halten Gebete. Ohne Zweifel hat der alte Japaniſche Miſſionar, welcher erzählt, daß es

Hexen und Zauberinnen in den Lieu-Kieu-Inſeln gebe, dieſe weiſen Frauen gemeint.

Der Kaiſer Kanghi führte hier den Dienſt eines Sineſiſchen Götzen Namens Tienfey, Himmelskönigin, ein. Eine Tochter aus der in Fokien angeſehenen Familie Lin, hatte ſich auf der kleinen Inſel Mey-tſcheu-ſu durch ihre ſeltenen Tugenden einen Namen erworben. Die Kaiſer aus der Dynaſtie Song beehrten ſie *mit* Titeln, und verſetzten ſie unter die himmliſchen Geiſter. Die Dynaſtien Y-ven und Ming machten neue Zuſätze zu ihrem Dienſte, und gaben ihr den Titel Tienfey. Kanghi endlich, der ihr die Eroberung von Formoſa zu verdanken glaubte, baute ihr Tempel, und empf*ahl dem König von* Lieu-Kieu ſein Beiſpiel zur Nachahmung. In der Hauptſtadt des Reichs ſieht man daher einen prächtigen ihr gewidmeten Tempel, wo Supaokoang ſein Gebet verrichtete.

Die Familien in Lieu-Kieu haben Zunamen wie in Sina. Mannsperſonen und Frauenzimmer, die einerlei Zunamen haben, können einander nicht heirathen. Der König kann ſich nur in die drei großen Familien vermählen, welche jederzeit anſehnliche Aemter verwalten. Es giebt zwar noch eine vierte, eben ſo angeſehene Familie, allein der König und die Fürſten verbinden ſich nicht mit ihr, weil es zweifelhaft iſt, ob ſie nicht aus einem Stamm mit der Königlichen Familie entſproſſen iſt.

Die

Die Mehrheit der Weiber iſt auf dieſen Inſeln erlaubt. Wenn ein junger Mann heirathen will, ſteht es ihm frei, ſich mit dem Mädchen, welches man ihm vorſchlägt, zuvor zu beſprechen, und wenn beide einwilligen, wird die Heirath vollzogen. Die Weiber und Mädchen leben ſehr eingezogen, ſchminken ſich nicht, und tragen keine Ohrgehänge; hingegen ſtecken ſie lange goldene oder ſilberne Nadeln in ihre Haarflechten, welche ſie auf dem Scheitel in eine Kugelform aufwickeln. Der Ehebruch ſoll hier ſelten ſeyn; auch giebts ſehr wenige Diebe, Mörder und Bettler.

Die Verehrung der Todten geht hier ſo weit wie in Sina, und man trauert mit eben der peinlichen Genauigkeit; doch ſind die Begräbniſſe und Grabmäler nicht ſo koſtbar. Die Todtenbahren ſind drei oder vier Fuß hoch, und haben die Geſtalt eines Sechsecks oder Achtecks. Man verbrennt das Fleiſch der Leichname, und bewahrt die Knochen auf, und dies geſchieht einige Zeit vor dem Begräbniß, und den dazu beſtimmten Hügeln. Den Todten werden keine Speiſen, wohl aber Gerüche und Kerzen vorgeſetzt. Zu geſetzten Zeiten geht man hin, um an den Gräbern zu weinen. Vornehme laſſen Thüren von Stein daran machen, und ſtellen Tiſche daneben für die Kerzen und Räucherpfannen.

Man zählt hier, wie in Sina, neun Klaſſen von

Mandarinen, die ſich durch die Farbe ihrer Mütze, ihren Gürtel, und ihr Küſſen unterſcheiden. Die meiſten Mandarinate erben in den Familien fort, doch giebts auch eine ziemliche Anzahl für diejenigen, die ſich durch Verdienſte auszeichnen. Man erhebt ſie, ſetzt ſie herunter, kaſſirt ſie, beſchäftigt ſie, je nachdem ſie Gutes oder Böſes ſtiften. Die Fürſten und Großen beſitzen Städte und Dörfer auf der großen oder auch auf den andern Inſeln, dürfen ſich aber nicht daſelbſt aufhalten, ſondern *müſſen* beſtändig am Hofe bleiben. Der König ſchickt Mandarinen aus, um die Abgaben von den Ländereien zu erheben. Sie empfangen von dem Bauer und Pächter, was dem Landeigenthümer zukommt, und ſtellen es ihm richtig wieder zu. Die Ackersleute, Gärtner, *Fiſcher* ꝛc. *behal*ten die Hälfte des Ertrags für ſich; und da die Herren auſſerdem noch gewiſſe Unkoſten tragen müſſen, ſo behalten ſie nicht viel mehr als den dritten Theil des Ertrags ihrer Güter.

Die Mandarinen, die Großen, und ſelbſt die Fürſten können nur zwei Träger für ihre Sänfte halten, dahingegen dem Könige allein frei ſteht, deren ſo viele zu haben, als ihm beliebt. Die Fuhrwerke und Sänften, wie auch die Waffen und Kleidungsſtücke, ſind alle nach der Japaniſchen Mode gemacht, doch haben die Großen, die Fürſten und der König ſeit einiger Zeit in ihren Palläſten und Kleidern die Sineſen nachgeahmt, und überhaupt

ent-

entlehnt man von beiden Nazionen, was man für das bequemſte hält.

Die Domänen des Königs ſind ſehr beträchtlich, und zu ſeinen Einkünften werden die Abgaben, die Salzwerke, der Schwefel, das Kupfer, das Zinn ꝛc. gerechnet. Aus dieſen Einkünften beſoldet er die Großen und die Mandarinen, deren jedesmaliger Gehalt nach Reisſäcken berechnet wird, was der König ihnen an Getreide, Reis, Seide, Leinwand ꝛc. giebt. Prozeſſe wegen Gütern und Waaren fallen ſelten vor, und Zollabgaben finden faſt gar nicht ſtatt.

Auf den Marktplätzen läßt ſich keine Mannsperſon blicken, ſondern Weiber und Mädchen kaufen und verkaufen daſelbſt zu geſetzten Stunden des Tages. Sie tragen mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit ihre Gepäcke auf dem Kopf, und tauſchen, oder kaufen und verkaufen um Japaniſche und Sineſiſche Kupfermünze allerlei Waaren, als Strümpfe, Schuhe, Oehl, Wein, Eier, Muſcheln, Fiſche, Hühner, Salz, Zucker, Pfeffer, Gemüſe ꝛc. Der Handel mit Holz, mit Stoffen, Getreide, Gewürzen, Metallen, Hausgeräthe und Vieh wird auf Meſſen und Jahrmärkten, in Kramläden und Vorrathshäuſern getrieben.

Alle Lieu-Kieu-Inſeln haben Manufakturen von Seidenzeugen, Leinewand, Papier, Waffen und Kupfer-

geräthe. Es giebt daſelbſt geſchickte Handwerker, die in Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn und andern Metallen zu arbeiten wiſſen; auch beſchäftigt der Handel eine große Menge Barken und andre Fahrzeuge, welche nicht nur von einer Inſel zur andern, ſondern auch nach Sina, und zuweilen nach Tonking, Kochinſina, und andre entlegene Länder, nach Korea, nach Nangaſaki, Satſuma, und Formoſa gehen. Insbeſondre ſoll man zu Lieu-Kieu mit der Oſtküſte von Formoſa einen ſtarken Handel treiben, und von dorther Gold und Silber nach der großen Inſel, nach Patſchongſchan und Taypingſchan zurückbringen. Die Sineſer und Japaner halten übrigens ſehr auf Fahrzeuge aus Lieu-Kieu.

Die Königliche Stadt enthält Tribunäle für die Einkünfte und Angelegenheiten der großen Inſel, und der von ihr abhängigen ſechs und dreißig Inſeln, welche letztere ihre Geſchäftsträger am Hofe halten. Für Civil- und Kriminalſachen giebts ferner andre Tribunäle, ſo wie für die Familienangelegenheiten der Fürſten und Groſſen des Reichs, für Religionsſachen, für die öffentlichen Getreidevorräthe, für die Königlichen Revenüen und die Abgaben von der Handlung, den Fabriken und Manufakturen; endlich ſind auch einige Tribunäle für die Feierlichkeiten, für die Schiffahrt, für die Erhaltung der öffentlichen Gebäude, für die Litteratur und den Krieg beſtimmt.

Der

Der König hat ſeine Miniſter und Räthe, ſeine Privatmagazine für Reis und Getreide, für Kunſtſachen von Gold, Silber, Kupfer, Eiſen und Zinn, lakirte Sachen ꝛc. Allein ob die Dinge ſich wirklich ſo verhalten, wie es die Sineſiſchen Charaktere angeben, iſt noch die Frage; denn nach dieſen Zügen zu urtheilen, wäre das Königreich Lieu-Kieu reicher und mächtiger, als man ſichs insgemein zu Peking vorſtellt. Doch muß man auf der andern Seite auch wieder bedenken, daß die Sineſen ſich auſſer ihrem Lande nicht leicht ein reiches, mächtiges, geſittetes Volk vorſtellen können.

Man ſpricht auf den Lieu-Kieu-Inſeln drei Sprachen, welche von dem Sineſiſchen und Japaniſchen verſchieden ſind. Die Sprache, welche auf der großen Inſel üblich iſt, wird auch auf den benachbarten Inſeln geſprochen; hingegen haben die nordöſtlichen Inſeln, imgleichen die Inſeln Patſchongſchang und Taypingſchan ihre eignen Sprachen. Auf allen ſechs und dreißig Inſeln giebt es gleichwohl Leute genug, die der Sprache von Groß-Lieu-Kieu kundig ſind, und Dollmetſcher abgeben können. Diejenigen, welche ſich des Studierens befleißigen, kennen übrigens die Sineſiſchen Charakterzüge, vermittelſt deren ſie einander ihre Begriffe mittheilen.

Die Bonzen, die ſich im Königreich ausgebreitet haben,

ben, lehren die Kinder in ihren Schulen nach den Japaniſchen Alphabeten, und zwar hauptſächlich nach demjenigen, welches unter dem Namen Yrofa bekannt iſt, leſen. Vorzeiten waren die Japaner auf Lieu-Kieu ſehr zahlreich, und einige Vornehme dieſes Volks hatten ſich einſt der ganzen Inſel bemächtigt, daher ſich auch in der Sprache der großen Inſel viele Japaniſche Wörter befinden. Die Bonzen kennen mehrentheils noch auſſer der Japaniſchen Schrift auch die Sineſiſchen Charaktere. Briefe, Rechnungen, und Königliche Befehle werden in der Landesſprache mit Japaniſchen Buchſtaben geſchrieben; die Bücher, welche die Sittenlehre, Geſchichte, Arzneikunde, Aſtronomie und Aſtrologie betreffen, enthalten Sineſiſche Charaktere, in denen auch die hier befindlichen klaſſiſchen Bücher der Sineſen, und die der Sekte von Fo abgefaßt ſind.

Die Jahrrechnung in Lieu-Kieu iſt dieſelbe, deren ſich die Sineſen auch bedienen, und der Kaiſerliche Kalender gielt daſelbſt wie in Sina, daher auch die Wörter, welche Stunden, Tage, Jahre und Zeichen des Thierkreiſes bedeuten, vollkommen dieſelben ſind.

In der Bauart der Häuſer, Tempel und Königlichen Palläſte folgt man den Japanern, wiewohl die Sineſen, die hier wohnhaft ſind, ihre Häuſer im Sineſchen Geſchmack erbauen, der auch an der Wohnung der Kaiſer-

lichen Geſandten, am Kaiſerlichen Kollegium, und am Tempel der Göttinn Tienfey wahrgenommen wird. In vielen Tempeln und öffentlichen Gebäuden ſieht man steinerne und marmorne Tiſche, auf denen Sineſiſche Charaktere eingegraben ſind, zu Ehren der Kaiſer von Hong-u bis auf den heutigen Tag. Desgleichen ſieht man Sineſiſche Inſchriften auf den Ehrenpforten, am Königlichen Pallaſt, an den Tempeln und öffentlichen Gebäuden. Es giebt auch ſolche Inſchriften mit Japaniſcher Sprache, und ſogar einige wenige mit Indiſcher Schrift, welche die Bonzen geſchrieben haben, denen ſie von einigen andern Bonzen aus Japan mitgetheilt ſind.

3. Beſchreibung der Inſeln.

Die große Inſel beſteht aus vielen kleinen Hügeln, und wird von vielen Kanälen durchſchnitten, über welche eine Menge Brücken geſchlagen ſind. Die Lebensmittel, Kaufmannsgüter und ſo ferner, werden auf Kähnen oder zu Lande durch Menſchen und Pferde von einem Ort zum andern fortgeſchafft. Eſel und Maulthiere ſind daſelbſt ſehr ſelten.

Wegen der großen Feuchtigkeit ſieht man ſich gezwungen, die Häuſer ſo zu bauen, daß zwiſchen der Erde und dem erſten Stock ein Raum von vier, fünf, oder ſechs Fuß offen bleibt, damit die friſche Luft unter dem Gebäude durchſtreichen kann. Das Dach muß wegen der heftigen

Windſtöße und häufigen Stürme ſehr feſt und dauerhaft ſeyn; da aber der Thon, aus welchem man Dachziegeln ſtreicht, dort ſehr ſelten iſt, und die Dachziegeln folglich ſehr theuer ſind, ſo werden die meiſten Dächer mit einem Kitt überzogen, welcher den Regen nicht durchläßt. Der Königliche Pallaſt, die Häuſer der Fürſten, und der reichen Mandarinen, imgleichen die Tempel ſind mit Dachziegeln gedeckt.

Die große Inſel Lieu-Kieu iſt beides: ſehr fruchtbar, und ſehr bevölkert. Reis, Weitzen, und alle Arten von Küchengewächſen giebt's daſelbſt in Menge. Das Meer und die Flüſſe ſind fiſchreich, und mit den Fiſchen treiben die Anwohner der Küſten, die ſehr geſchickt in ihrem Handwerk, und als Taucher berühmt ſind, einen anſehnlichen Handel. Auch liefert das Meer gewiſſe Gattungen von Pflanzen, aus denen man Matten und Kleidungsſtücke verfertigt, welche hauptſächlich im Regen getragen werden. Die Perlenmutter, die Schildkrötenſchale, und das Muſchelwerk dieſer Inſel wird ſehr geſucht, und in der Ausfuhr deſſelben nach Sina und Japan beſteht ein andrer großer Handelszweig. Man ſchätzt auch den hieſigen Bezoar, das Korall, und die Schleifſteine.

Aus Hanf und Baumwolle werden hier Tücher in erſtaunender Menge gewebt, und auch die Piſangſtämme liefern Zwirn und Kleidungsſtücke. Man zieht ferner

eine groſse Menge Seidenwürmer; allein die daraus verfertigten Stoffe kommen mit den Sineſiſchen und Japaniſchen in keinen Vergleich. Man bereitet dafür aus den Kokons eine Art Schreibpapier, welches noch dicker, als das von Korea iſt, und wenn's gefärbt wird, ſogar zu Kleidungsſtücken dienen kann. Aus Bambu, und aus der Rinde eines Baums, der eigentlich der Papierbaum genannt wird, und nach Forſter's Vermuthung der Papiermaulbeerbaum, Murus papyrifera Linn. iſt, deſſen Rinde die Japaner zu Papier, und die Bewohner der Südſeeinſeln zu Kleidungsſtücken verarbeiten, macht man ebenfalls Papier.

Färbehölzer findet man hier in Menge, unter andern vorzüglich einen Baum, deſſen Blätter den Blättern des Zitronenbaums ähneln ſollen. Seine Frucht iſt nicht eßbar, dagegen erhält man daraus eine Menge Oehls, welches, ſo wie der hieſige Reiswein, oder Schazi, auswärts berühmt iſt. Oehl zieht man auch noch aus einigen andern Saamen und Pflanzen. Arzneikräuter ſind hier nicht ſelten, und Früchte von mancherlei Gattung, von Melonen, Ananas, Piſang, Kürbiſſe, Schminkbohnen, Bohnen und Erbſen, trifft man häufig an; auch ſind die dortigen Orangen, Zitronen, Limonien, Longyven, Litſchi und Trauben ſehr wohlſchmeckend. Thee, Wachs, Ingwer, Salz, Pfeffer und Weihrauch findet man daſelbſt in groſser Menge. Der Zucker iſt ſchwarz; darum

ſind

ſind aber die Konfitüren nichts ſchlechter. Man hat auch daſelbſt den in Sina ſo koſtbaren Firniß, und weiß ihn zu gebrauchen, obgleich nicht geſagt wird, woher er eigentlich kommt.

Glücklicher Weiſe fehlt es dieſer Inſel an Wölfen, Tigern, und Bären; auch giebt's daſelbſt weder Haaſen noch Rehe. Hingegen hat ſie Ueberfluß an nützlichen Thierarten, als Pferden, Schaafen, Ochſen, Hirſchen, Hühnern, Gänſen, Enten, Tauben, Turteltauben, Pfauen, Hunden und Katzen. Unter die dortigen Gewächſe zählt man man Lorbeerbäume, Fichten, Zedern, Kamferbäume, und Ebenholzbäume, von verſchiedenen Arten, nebſt allerlei Bauholz zu Schiffen, Barken, Häuſern und Paläſten. Es giebt aber nur wenige Birn- Apfel- und Pflaumenbäume.

Von den übrigen Inſeln liefert die Schwefelinſel das Produkt, welches ihr dieſen Namen giebt, und wird nur von dreißig bis vierzig Familien bewohnt. Sie iſt reich an Vögeln und Fiſchen, hat aber weder Bäume, noch Reis, noch Küchengewächſe. Ihre Einwohner, die den Schwefel graben, und die zur Aufſicht beſtellten Mandarinen erhalten Reis, Holz, und andre Vorräthe von der großen Inſel.

Die Produkte der übrigen Inſeln kommen meiſtens mit denen von Groß Lieu-Kieu überein. Patſchongſchan und Taipingſchan ſind wenigſtens eben ſo ſtark bevölkert,

völkert, und noch fruchtbarer. Dies iſt auch der Fall mit den gen Nordoſt gelegenen Inſeln, Kikiai allein ausgenommen. Die Früchte kommen zwar denen auf der großen Inſel nicht bei, allein der Wein iſt daſelbſt vorzüglicher. Kamferbäume ſind daſelbſt häufiger, ſo auch der Weizen; auch iſt die Pferdezucht und Viehzucht ſtärker; hingegen wird weniger Reis gebaut. Eine Art Zedern, deren Holz für unvergänglich gehalten wird, heißt bei den Eingebornen Iſeki, und auf Sineſiſch Kirn-mu. Sie wächſt am häufigſten auf den Inſeln Tatao und Kikiai, und das Holz, welches auf der großen Inſel in hohem Preiſe ſteht, wird zu Säulen an den Palläſten des Königs und der Großen, und an den vornehmſten Tempeln verbraucht. Der Handel mit dieſem Holze iſt daher für die beiden eben genannten Inſeln ſehr vortheilhaft.

Die Einwohner von Kikiai ſollen ſehr ungeſchliffen ſeyn, und werden für Halbwilde gehalten; die von Tatao und den übrigen nordöſtlichen Inſeln geben aber denen auf der großen Inſel an guten Sitten nichts nach. Tatao iſt überhaupt nach der großen Inſel die beträchtlichſte und reichſte des ganzen Königreichs. Die Sineſiſchen Schriftzüge kannte man daſelbſt einige Jahrhunderte früher, als auf Lieu-Kieu, und als ſie erobert wurde, fand man daſelbſt eine Menge Sineſiſcher Bücher über Wiſſenſchaften und Religion, welche bereits ſeit vier hundert Jahren in den Händen ihrer Einwohner geweſen waren.

Die

Die hieſigen Inſulaner ſind durchgehends liebreich gegen die Fremden, geſchickt, arbeitſam, nüchtern, und in ihren Wohnungen reinlich. Die Vornehmen reiten gern, und ſind dabei der Sklaverei, der Unwahrheit, und allem Betrug abgeneigt.

Auſſer den großen Bonzenfamilien, und den in Lieu-Kieu wohnhaften Sineſen, können wenige Einwohner, ſowohl der großen Inſel, als der ſechs und dreißig abhängigen Inſeln, Leſen und Schreiben. Alle Bauern, Handwerker, Kaufleute, und Soldaten, die Schreiben und Leſen können, müſſen ſich wie die Bonzen den Kopf ſcheeren. Die Aerzte, und die jungen Aufwärter im Pallaſt, die dort zu trinken reichen, auskehren, die Thüren öfnen ꝛc. gehen ebenfalls mit geſchornem Haupte. *Alle übrige haben* auf dem Wirbel einen Schopf, welcher von einem Kreiſe ganz kurzer Haare umgeben iſt.

Spiel und Zeitvertreib ſind bei dieſen Inſulanern ſehr beliebt. Die Feſte ihres Götzendienſtes, und die Feſte am Anfang und Beſchluß des Jahrs feiern ſie mit großer Pracht und Ordnung. In den Familien herrſcht eine beſondre Einigkeit und Verträglichkeit, welche durch öftere Gaſtereien, wozu man ſich wechſelsweiſe einladet, vorzüglich unterhalten wird. Auch darin unterſcheiden ſich die Inſulaner von den Sineſen, Tatarn, und Japanern, daß ſie vom Selbſtmorde weit entfernt ſind. Nur in den nordöſtlichen Inſeln, welche näher an Japan grenzen, ſpürt

man den Einfluß dieſer Nachbarſchaft auf Sitten und Gebräuche.

4. Geſchichte des Königreichs Lieu = Kieu oder Lequeyo.

Die Volksſage jener Inſeln, welche der gelehrte Supaokoang uns aufbewahrt hat, enthält folgende Fabellehre vom Urſprung der Einwohner.

Im großen Leeree wurde vor uralter Zeit ein Mann und eine Frau geboren, welche Omo mey = Kieu hießen, und drei Söhne nebſt zwei Töchtern zeugten. Der älteſte ward Tien = Fun, Enkel des Himmels, betitelt, und war der erſte König in Lieu = Kieu; der zweite Sohn iſt der Stammvater der zinsbaren Fürſten, und das übrige Volk ſtammt von dem dritten Sohne. Die älteſte Tochter erhielt den Namen Kun = Kun, Geiſt des Himmels, die jüngſte hieß Tſchotſcho, Geiſt des Meers. Nun werden 25 Dynaſtien von Königen gezählt, welche nach dem Tode des Tien = Fun nach einander in einem Zeitraum von 17802 Jahren, bis auf den Schun = tien, deſſen wir weiter unten erwähnen werden, regiert haben ſollen. Allein vor dem Jahre 605 nach Chriſti Geburt erwähnt die Sineſiſche Geſchichte der Lieu = Kieu = Inſeln mit keinem Worte. Damals ſchickte der Kaiſer, der zuerſt von dieſer Inſel etwas vernommen hatte, Leute dahin ab, um ihre Lage zu beſtimmen: ſie kamen aber aus Mangel an Dollmetſchern unverrichteter Sache zurück, und brachten nur einige

nige Inſulaner nach Schiganfu, der Hauptſtadt von Schenſi, und damaligen Reſidenz der Dynaſtie Sui zurück. Es traf ſich, daß zu eben der Zeit ein Japaniſcher Geſandter bei Hofe war, der mit ſeinen Leuten die Inſulaner ſogleich erkannte, das Land arm und elend vorſtellte, und die Einwohner Barbaren nannte.

Der Kaiſer Yangli ließ indeß nochmals Leute nach jenen Inſeln abreiſen, mit dem Auftrage, ſich von den dortigen Fürſten huldigen zu laſſen: ein Zumuthen, das, wie leicht zu erachten war, ſehr übel aufgenommen ward. Indeß rüſtete der Kaiſer eine Flotte aus. Man landete auf der großen Lieu-Kieu-Inſel, ſchlug und tödtete den König, ließ die Stadt plündern und verbrennen, und kam mit mehr als fünf tauſend Gefangenen nach Sina zurück. Die Einwohner der Lieu-Kieu-Inſeln hatten, wie die Chronik der Dynaſtie Sui ſagt, damals noch keine Buchſtaben und keine Schriftzüge; ſie wußten weder mit Gabeln noch mit kleinen Stäbchen zu eſſen; ihre Fürſten und Großen, das Volk und der König lebten alle auf die einfachſte Art; doch hatte man bereits beſtimmte Geſetze in Abſicht der Ehre und Begräbniſſe; man hegte große Ehrerbietung gegen die verſtorbenen Vorfahren, und beobachtete eine ſtrenge Trauer. Bei den großen Feierlichkeiten, welche den Geiſtern geweihet waren, pflegte man ihnen zu Ehren einen Menſchen zu opfern; ein Gebrauch, der in der Folge abgeſchafft worden iſt. Vergehungen wurden

mit Streichen beſtraft, und verdiente das Verbrechen den Tod, ſo ward der Schuldige mit Keulen erſchlagen.

Die Sineſen handelten von der Zeit an nach der großen Lieu-Kieu-Inſel, und nach der kleinen, oder Formoſa, welche zwar größer an Umfang iſt, aber den Namen von der geringen Anzahl barbariſcher Einwohner erhielt, deren Dorfſchaften von einander unabhängig waren. Die Kaiſer dachten nicht weiter daran, ſich Lieu-Kieu zinsbar zu machen, bis Schiſu vom Stamme der Yuen im J. Chr. 721 ſeine Anſprüche wieder geltend machen wollte. Allein ſeit der verunglückten Expedizion wider Japan hatten weder die Sineſen noch die Tataren Luſt zu ähnlichen Unternehmungen, und der Kaiſer mußte ſein Proſchekt wieder fahren laſſen. Erſt unter Hongu, dem Stifter der Dynaſtie Ming, im Jahr 1372 ward Lieu-Kieu an Sina zinsbar. Es giengen damals ſechs und dreißig Familien aus der Provinz Fokien hinüber auf dieſe Inſeln, führten daſelbſt die Sineſiſche Sprache der Gelehrten, ihre Schriftzüge, und den Dienſt des Kongfuzee ein.

Lieu-Kieu, welches arm an Eiſen und Porzellän war, erhielt bald durch den Handel beides, und noch dazu einen beträchtlichen Reichthum an Silber und gemünztem Kupfer, obgleich von Gold- und Silberbergwerken im Lande nirgends etwas erwehnt wird. Die goldenen und ſilbernen Gefäße, welche die Könige zuweilen als

Tribut an den Kaiſer von Sina lieferten, kamen alſo vermuthlich aus Japan, oder auch aus Sina ſelbſt nach Lieu-Kieu. Doch wurden unter der Regierung des Königs Schangtay-Kieu große Glocken für die Tempel und die hohen Thüren, die man noch auf einigen Bergen ſieht, in Lieu-Kieu gegoſſen.

Der berühmte Japaniſche Kaiſer Taikoſamma, welcher dem Dairi oder geiſtlichen Kaiſer die weltliche Macht entriß, foderte Tribut vom Könige Schang ning in Lieu-Kieu, welcher auch, da er von Sina nicht unterſtützt ward, endlich unterliegen mußte. Die Japaner, die ihn gefangen genommen hatten, entließen ihn jedoch nach einer zweijährigen Gefangenſchaft. Unter ſeinem Nachfolger wurden Porzellänfabriken in *Lieu-Kieu angelegt*, wo man noch ein ziemlich gutes Porzellän verfertigt.

Im Jahr 1663 erhielt der große Sineſiſche Kaiſer Kanghi bei ſeiner Thronbeſteigung den Tribut des Königs Schong tſche von Lieu-Kieu. Er erwiederte die Geſandſchaft, indem er einige Großen ſeines Reichs mit koſtbaren Geſchenken an den König abfertigte. Bei ihrer Ankunft ward Schong tſche mit der größten Feierlichkeit zum König von Lieu-Kieu und Vaſallen des Kaiſerthums der Mandſchu Tatarn eingeſetzt. Kanghi ließ hierauf in Lieu-Kieu einen Pallaſt zu Ehren des Kongfuzee, und ein Schulgebäude erbauen, woſelbſt er in der Sineſiſchen Charakterſchrift Unterricht ertheilen, und Uebungen für die verſchiednen

ſchiednen Grade der Gelehrten anſtellen ließ. Es mußten auch Einwohner von Lieu-Kieu zu Peking auf ſeine Koſten ſtudiren. Den Tribut beſtimmte er dahin, daß er inskünftige nicht mehr in fremden Waaren, welche nicht in dem Lande ſelbſt einheimiſch ſind, als wohlriechendes Holz, Gewürznägelein und dergl., ſondern in Schwefel, Kupfer, Zinn, Muſcheln und Perlmutter, welches zu Peking ſehr geſucht und geſchätzt wird, beſtehen ſollte. Auſſer dem gewöhnlichen Tribut ließ er ſich auch die Erlegung einer Anzahl Zäume, Sättel, Säbelſcheiden und ähnlicher Kunſtſachen gefallen, welche hier ſehr nett und mit Geſchmack verfertigt werden.

Im Jahr 1708, als mehrere Unglücksfälle zu gleicher Zeit die Inſel Lieu-Kieu heimgeſucht hatten, ergrif er eifrigſt die Gelegenheit, die Liebe und Achtung der Einwohner zu erwerben. Der Königliche Pallaſt war abgebrannt; die Orkane hatten unerhört gewüthet, und das Land verheert; ein großes Viehſterben war hinzugekommen, und es herrſchte unter den Menſchen anſteckende Krankheiten. In dieſer äuſſerſt bedrängten Lage leiſtete der großmüthige Kanghi den Einwohnern ſo großen und weſentlichen Beiſtand, daß ſie ihn ſeit der Zeit mit der lebhafteſten Dankbarkeit verehren.

Anhang zur Beſchreibung des Japaniſchen Reichs,

welcher den Kämpfer'ſchen Auszug aus einer Japaniſchen inländiſchen Geographie enthält, die ſich itzt im Brittiſchen Muſeum befindet.

Gokjnai, Gokinai, Goka, Kokf.

Dieſer Japaniſche Name bedeutet die fünf Provinzen der Kaiſerlichen Einkünfte: und ſie haben ihn daher bekommen, weil ſie von Alters her zur Unterhaltung des Kaiſerlichen Hofes beſtimmt geweſen ſind. Sie bringen jährlich ein 148 Man und 1200 Kokf Reis. Alle Einkünfte des Reichs werden nach dieſen beiden Maßen des Reiſes gerechnet. Ein Man iſt 10000 Kokf, ein Kokf 3000 Balgen, oder Säcke Reis. Dieſe fünf Provinzen ſind folgende:

1.) Jamaſjro, oder Sansju: Iſt ein großes, fruchtbares Land, von Süden bis Norden 100 Japaniſche Meilen lang, hat in ſeinem Umfang viel berühmte Orte, und beſteht aus acht Landſchaften: Otokuni, Kadono, Okongi, Kii, Udſi, Kuſſe, Sakanaka und Tſukugi.

2.) Jamatto, oder Wasju hat guten Boden, von Süden bis Norden auch etwa 100 Japaniſche Meilen. Ehemals waren noch mehr berühmte Oerter in dieſer Provinz,

vinz, als jeßt, doch ſind deren noch einige. Die fünfzehn kleinern Landſchaften, in die ſie getheilt iſt, ſind Soono Cami, Soono Simo, Feguri, Firoſi, Katzu Dſiau, Katſunge, Okuno, Umi, Utz, Joſimo, Uda, Sikinoſimo, Sikino Cami, Takai Jdz, Tobitz, Jamma note.

3) Kawatſii, oder Kasju, hat die Figur eines Quadrats, und die Länge von zwei Tagereiſen, der Boden iſt mittelmäßig. Dieſe Provinz beſteht wieder aus folgenden 15 kleinern Landſchaften: Niſtori, Jſikawa, Fukai Jz, Jaskabe, Ookake, Tukajet, Kawatz, Sarara Umbarada, Katanno, Wakaje, Sibu Kaja, Siok, Tunkokf, Tannau.

4. Jdſumi, oder Senſiu, iſt ein großes Land, hat ſchlechten Boden, von Süden bis Weſten 100 Meilen Länge. Vorn iſt es mit einer großen See, hinten mit Bergen geſchloſſen; es iſt fiſchreich, bringt Buchweitzen, Reis, Bohnen, und andre Hülſenfrüchte, aber von ſchlechter Art, hervor. Es beſteht aus drei kleinern Landſchaften, oder Ootori, Jduki, und Fino.

5.) Sitzu Tſinokuni Sioju, hält drittehalb Tagereiſen im Umkreis, und umſchließt an der Weſtſeite ein Meerbuſen, die Südſeite iſt warm, die Nordſeite kalten Grundes; daher die Gokokf oder die vornehmſten Hülſenfrüchte, daſelbſt wohl gerathen; es giebt auch Fiſche und Salz, und iſt überhaupt ein ſehr gut Land. Dreizehn

kleinere Provinzen ſind: Syios, oder Simiſos, Kutatz, Fingaſſinai, Niſſinari, Jatſau, Simaſian, Simikami, Teſjina, Kawanobe, Micko, Jwara, Strima, Noſje.

Die Japaner theilen ihr Reich in Sieben große Landſtriche, oder Wege, dieſe in acht und ſechzig große Herrſchaften, oder Reichsprovinzen, und dieſe wieder in ſechs hundert und vier kleine Landſchaften, oder Diſtrikte.

Die Sieben große Landſtriche ſind nun folgende.

I. Tookaido, das iſt OſtSüderweg, enthält fünfzehn große Provinzen, oder Fürſtenthümer.

1) Iga, ſonſt Iſju genannt, hat *von Oſten und Süden* das Meer, und die Nordſeite beſchließt ein Gebirge, daher iſt's ein heißes Land, aber ſchlechten Grundes. Es trägt Bäume, Kräuter, und Bambus. Seine vier Provinzen ſind Aije, Jamanda, Iga, Nabari.

2) Iſie, oder Seſju, hat von Süd bis Nord drei Tagereiſen, viele kleine Berge, und einen über die Maßen fruchtbaren Grund, es iſt größtentheils mit dem Meer umgeben, und enthält 15 Landſchaften: Quana, Aſaki, Suſuka, Itſiſi, Aanki, Taato, Niſikiſima, Goſaſuma, Inabe, Mye, Ano, Itaka, Watakei, Inotaki.

3) Sima oder Sisjo, wird im halben Tage in die Queer durchgereiſet, iſt ein ſehr ſchlechtes Land, giebt viele Auſtern, Schnecken und Muſcheln. Seine drei Diſtrikte ſind Toosii, Ako, und Kameſima.

4) Owari oder Bjsju, iſt ein feſtes Land ohne See, eines ſehr fetten fruchtbaren Grundes, der ſeinen Saamen tauſendfältig zurück giebt. Dieſe Provinz iſt in der That eines der fruchtbarſten Länder im ganzen Reiche, und daher mit Dörfern erfüllt. Sie hält von Süden bis Norden drei Tagereiſen, und hat neun Provinzen: Amabe, Nakaſſima, Kaquuri, Niwa, Kaſungale, Jamada, Aitſi, Tſitta, Tooſii, Noſſima.

5) Nikawa oder Misjio, iſt ein ſehr ſchlechtes und armes Land mit vielen untiefen Flüſſen, daher auch die Gokoff in demſelben nicht reif werden. Es hält von Oſt bis Weſt anderthalb Tagereiſen, und in ſeinem Umfang acht kleinere Landſchaften: Awoumi, Kamo, Nukada, Batz, Fori, Jana, Tſitarra, Akumi.

6) Toojomi oder Jenſju, hat viele Berge, Flüſſe, kleine und große Dörfer, und iſt überhaupt ein gut Land, welches die Einwohner mit tauſendfältigen Früchten erfreut. Man rechnet ſeine Länge von Oſt nach Weſt drittehalb Tagereiſen; es beſteht aus 14 Provinzen: Fammana, Futz, Fuuſa, Aratama, Nan-

gakami, Nagaſimo, Sutz, Jammana, Kikoo, Faifara, Tojota, Jamaka, Sanno, Jwata.

7) Surrunga oder Sjusju, hat viele Dörfer, platte Länder, und Berge, iſt ziemlich gut Land, und von Oſt bis Weſt drittehalb Tagereiſen lang. Seine 7 Provinzen ſind Iſa, Maſiaſu, Udo, Jlabe, Rofarra, Fuſii, Suringa.

8) Kai oder Kaiſju, und Kooſju. Iſt mit Reisfeldern, Ackerland, und Wieſen, auch mit Pferden und Kühen wohl verſehen, nicht minder mit einem großen Vorrath von Bäumen und Holze, hat von Süd bis Nord über 2 Tagereiſen, und beſteht aus vier kleinern Landen, als Jammanas, Sſiiro, Jaatzſiro, Coma, Tſur.

9) Jdſu oder Tooſju, eine lange Halbinſel, giebt Salz, und mancherlei ſchmackhafte Fiſche, wird für ein ziemlich gut Land gehalten, das von Oſt bis Weſt über eine Tagereiſe hält; es iſt mit vielen hohen Bergen beſetzt, hat dennoch viel Säeland, aber wenig Reisfeld. Seine drei Landſchaften ſind: Takata, Njaka, und Kamo, welchen man die zwei Inſeln Ooſima, und Firakaſima noch beizufügen pflegt.

10) Sanjami oder Soosju, iſt ſo groß, daß man ſie in drei Tagen um, oder queer durchreiſet; es iſt ein ziemlich ſchlecht Land, doch ohne Berge, giebt

wenig Holz, noch andre zum menſchlichen Leben nöthige Sachen, auſſer Fiſche, Schildpadde und andre Seethiere. Die acht kleinern Landſchaften ſind: Aſikarano Cami, Aſikarano Simu, Ooſimi, Juringi, Aiikoo, Takanji, Camakura, Miiura Jeſima.

11) Muſaſi oder Busju. Dieſe Provinz hat ſechſtehalb Tage im Umkreis, ohne Berge und Gebüſche, und iſt eines ſehr guten Grundes. Sie bringt Reis, Hülſen- und viele Gartenfrüchte und Kräuter hervor, und beſteht aus 21 Provinzen, deren Namen ſind: Kuraggi, Tſukuki, Tama, Tatſinbana, Kaikura, Iruma, Toſma, Fiiki, Jokomi, Saitama, Kodama, Tſibuſima, Fatara, Faſchawa, Naka, Kami, Adats, Tſitſubu, Jebara, Tojeſima, Ooſato.

12) Awa oder Fooſju, hält von Süd bis Nord anderthalb Tagereiſen, iſt ein mittelmäßiges Land, mit Bergen, Flüſſen, auch ebenen Reis- und Kornfeldern, und vielen Dörfern verſehen. Die umliegende See giebt einen ſo großen Ueberfluß an Fiſchen und Auſtern, daß die Aecker meiſtens mit denſelben, wenig mit Miſt gedünget werden. Ihre vier Landſchaften ſind Fekuri, Awa, Aſaima, Nakaba.

13) Kadſuſa oder Kooſju, hält von Süd bis Nord drei Tagereiſen, iſt mittelmäßigen Grundes, doch mit vielen rauhen jähen Bergen erfüllet. Die Einwohner näh-

nähren ſich viel mit Webereien aus Cannib oder Leinwand. Sie hat folgende elf Länder: Sſuſſu, Amaja, Jtſuwara, Umingami, Foika, Mooki, Jſſimi, Farinib, Nagara, Jamma Nobe, Muſſa.

14) Simooſa oder Seosju, ſoll drei Tagereiſen von Süd bis Nord, und einen mittelmäßigen Grund haben, welcher aber ſehr bergigt iſt, und ſeinen Einwohnern nicht viel Lebensmittel giebt, iſt aber dagegen reich an Vögeln und vierfüßigen Thieren. Dieſer Provinz zwölf Länder ſind folgende: Kadoſſika, Tſibba, Jmba, Sooma, Sasjuma, Jnuki, Tojoda, Kooſa, Unagami, Katori, Fannibu, Okanda.

15) Fitats oder Sjoo Uſju, jede Seite dieſer Provinz hält vier Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, liefert viel Seide; daher auch in dieſem Lande viele Seidenſtoffe gemacht werden, und es iſt hier großer Handel mit Vieh, und Manufakturen, welche an andre Orte ausgeführt werden. Die elf kleinern Provinzen ſind Niibari, Makaiie, Tſukumba, Kawats, Sſida, Umbaraki, Namingata, Naka, Kuſſi, Taka und Jengoko, das iſt Fernland. Was für ein Land der Japaniſche Autor darunter verſteht, wußte Kämpfer nicht.

Dieſe 15 große Fürſtenthümer oder Provinzen des Landſtriches Too Kaido bringen insgeſamt ihren Beſitzern jährlich ein 494 Mankokfs.

II. Tooſando, das iſt der Oſtbergweg, hat acht Fürſtenthümer oder große Provinzen:

1) Oomi oder Gosju, deſſen Umkreis hält 3¼ Tagereiſen, iſt ein ſehr gutes Land, mit Flüſſen, Bergen, und mit fruchtbaren ebenen Feldern verſehen, welche tauſendfältige Frucht, (dies iſt eine gewöhnliche Art zu reden bei den Japanern) an Reis, und allerlei Getreide hervorbringen. Seine Hauptſtadt iſt Maiaco, woſelbſt der grüne Frühling ſich zeitiger einfindet, als an andern Orten. Oomi enthält dreizehn kleinere Landſchaften, welche ſind: Singa, Kurimotto, Jas, Camoo, Kanſacki, Juungami, Sakata, Jetz, das obere und untere Aſſai, Jmito, Takaſſima, Kooka, Jooſi, Jumi.

2) Mino oder Djoſju, hält von Süd bis Nord drei Tagereiſen, iſt mit Bergen und platten Feldern begabt, und ein ſehr gutes Land, welches Gokoff, Reis, und allerhand Getreide im Ueberfluß hervorbringt. Allhier werden auch viele Stoffen gemacht. Es hält 18 Provinzen, als Jſiintſu, Fuſa, Awadſi, Jkenda, Oono, Mottos, Muſſjiroda, Katakata, Atſumi, Kakumi, Jamman, Gata, Muggi, Guundſjo, Camo, Kano, Tokki, Jenna, Taki.

3) Fida oder Fiſju, hält von Süd bis Nord zwei Tagereiſen, iſt ein ſehr ſchlecht Land, mit Gokoff, Salz, und Fleiſch wenig verſehen, hat viel niedrige

Berge,

Berge, liefert vieles Bau- und Brennholz, beſteht aus vier Provinzen, als Oſarra, Maſſinda, Amano, und Araki.

4) Sinano oder Sinsju, iſt von Süd bis Nord 5 Tagereiſen, und ein kaltes Land, hat wenig Gras, daher auch wenig Vieh und Fleiſch, und weil es weit vom Meer entlegen, iſt auch Salz und Fiſche daſelbſt ſelten. Es hat aber doch einen mittelmäßig guten Grund, zeugt viel Maulbeerbäume, Seide und Lein, wovon hier gute Stoffe gewirkt werden. Es enthält 11 kleinere Provinzen: Midſutz, Takaii, Fanniſſina, Tſiſagatta, Sacku, Ina, Suwa, Tſikumma, Atſumi, Sara, Sjina.

5) Koodſuke oder Dſjosju, hält von Oſt bis Weſt vier Tagereiſen, iſt ein warm und ſehr gutes Land, zeugt viele Maulbeerbäume, und daher viele, doch ſchlechte Seide, wovon die Stoffe daſelbſt gewirket werden. Es faſſet folgende 14 Landſchaften: Uſſui, Aaſſa, Sſikannu, Sſetta, Sai, Nitta, Katta, Oka, Soora, Gumma, Kanva, Tago, Midorino, Naba, Janada.

6) Simoodſuke oder Jaſju, hält von Oſt bis Weſt viertehalb Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, hat wenig Gebirge, hingegen fruchtbare Felder, Bäume, Kräuter und Gras, giebt Getreide und Hülſenfrüchte im Ueberfluß. Es beſteht aus 9 Provinzen

zen, welche ſind: Askara, Janada, Aſo, Tſuga, Faka, Sawingawa, Suwooja, Naſu, Makabe.

7) Mutſu oder Oosju, hält von Süd bis Nord ſechszehn Tagereiſen, iſt ein überaus gutes Land, und mit allen Lebensbedürfniſſen wohl verſehen. Es ſtund vor dieſem mit Dewa unter einem Landesfürſten, und hat folgende 55 Provinzen: Siira, Kawa, Kurokawa, Juwaſi, Mijaki, Aitz, Nama, Oda, Aſaka, Adatz, Sibatta, Karida, Tooda, Natori, Sinnobu, Kikkunda, Sibanne, Aſonuſa, Namingata, Twade Waga, Kawatz, Fitzungi, Takano, Wattari, Jamadſu, Kuri, Oonato, Kami, Esſida, Kuri Wara, Jeſan, Jeki, Miſawa, Naga, Ooka, Tojone, Monowara, Ooſika, Gunki, Kaddono, Faſikanu, Tſungaru, Uda, Jku, Motojes, Jskawa, Taidſi, Sikamma, Jnaga, Siwa, Jwaſaki, Kimbara, Kadſinda, Datte, Socka, Fei, Kiſen.

8) Dewa oder Usju, hält von Süd bis Nord fünf Tagereiſen, iſt ein an Bäumen, Wieſen und Kräutern reiches, dichtbewachſenes, fruchtbares Land, und hat den Sommer frühzeitig. Es beſteht in 12 Provinzen: Akumi, Kawanobe, Mura, Jama, Oitama, Ookatz, Firaka, Tangawa, Diwa, Akinda, Jauri, Senboku, Mogami, Jama Motta.

Dieſe

Dieſe acht Fürſtenthümer tragen ihren Beſitzern nach alter Rechnung 563 Mangokf, jetzo aber noch weit mehr ein.

III. Joku Rokkudo, das iſt der Nordergrundweg, hat ſieben Länder.

1) Wakaſa oder Ljackuſju, hält von Süd bis Nord anderthalb Tagereiſen, iſt mit Fiſchen und Schildpadden verſehen, weils an die See grenzt, hat einen ſchlechten Grund, und zeugt in demſelben Eiſenerzt. Seine 3 Provinzen ſind Oonibu, Ooi und Mikatta.

2) Jetiſſen oder Jeetsju, hält von Süden zu Norden 3 Tagereiſen, die Süderſeite iſt mit Bergen umgeben, die Norderſeite iſt eben, und hat viel großes Vieh. Es hat einen ſehr fruchtbaren guten Grund; giebt Cannib und Seiden, auch Gokokf im Ueberfluß. Seine 12 Provinzen ſind: Tſuruga, Nibu, Imadats, Aſjiba, Oono, Sakai, Kuroda, Ikingami, Takakida, Joosdſida, Sakagita, Naandſio.

3) Kaga oder Kasju, hält von Oſten bis Weſten drittehalb Tagereiſen, iſt ein mittelmäßiges Land, trägt Gokokf ſo viel es ſelbſt bedarf. Man arbeitet allhier viel in ſeidenen Stoffen, auch wird hier der beſte Eßig, Saki und Soja gemacht. Es hat folgende 5 Provinzen: Jenne, Nomi, Iſikawa, Kanga und Kabocku.

4) Noto oder Neosju, rechnet von Oſt bis Weſt drittehalb Tagereiſen, iſt wie eine Halbinſel mit See umgeben, hat wenig gut Land, aber viel Eiſengruben; Gokoff wird daſelbſt ſpät reif. Es hat 4 Provinzen: Bagui, Noto, Fukeeſund, Sſus.

5) Jeetsju oder Jaes Sju, hat drei Tagereiſen im Umkreis, und ziemlich guten Grund, trägt gut Brückenholz, auch Gokoff; hier verfertigt man allerhand Arten irdene Gefäße. Seine 4 Provinzen ſind Tonami, Jmidſu, Mebu, Niikawa.

6) Jetſingo oder Jeesju hält ſechs Tagereiſen im Umkreis; iſt ſehr gut Land, die Süderſeite bergigt. Es giebt Seide, auch Lein und Gokoff, aber von ſchlechter Art, und hat folgende 7 Provinzen: Kabiki, Kof, Miſſima, Jwoodſi, Kambara, Nutari, und Jwafune.

7) Sado oder Sasju, eine in der Nordſee gelegene Inſel und Provinz, hat viertehalb Tagereiſen im Umkreis, trägt viel Holz, Gras und Gokoff, und hat einen Ueberfluß an Waſſerthieren. Es beſteht aus drei Provinzen: Umo, Soota und Camo.

Das jährliche Einkommen von dieſen ſieben Fürſtenthümern wird gerechnet 243 Mangokf.

IV. Sanindo iſt Bergnorder- oder kalter Weg, welches einſchließt acht große Provinzen; deren

1) Tanba oder Tansju zwei Tagereiſen in der Länge hat: iſt ein mittelmäßiges Land, zeugt vielen Reis, und mancherlei Art Hülſenfrüchte, hat viel Brennholz, beſteht aus 6 Ländern: Kuwada, Fukaii, Taki, Amada, Fingami, Akarunga.

2) Tango oder Tansju, hält von Süd bis Nord anderthalb Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, zeugt und verkauft Seiden und Lein ſehr wohlfeil, giebt Waſſerthiere in Ueberfluß, und hat 5 Provinzen: Kaki, Joki, Tango, Katano, Kumano.

3) Taſima oder Tansju, hält von Oſt bis Weſt zwei Tagereiſen, und iſt mittelmäßig gut Land, von der Natur eben ſo, wie voriges begabt, und hat 8 Provinzen: Aſami, Jabu, Idſu, Ketta, Kinnoſaki, Flangaka, Sitzumi, Mikkummi.

4) Inaba oder Insju, hat von Süd nach Weſt zwei Tagereiſen, iſt ein mittelmäßig gut Land, hat an der Nordſeite See, und niedriges Gebirge an der Südſeite. Hier werden viel grobe ſeidene Stoffe gewirkt. Es beſteht aus ſieben Provinzen: Foomi, Jagami, Tſidſu-Oomi, Takaguſa, Ketta, Konno.

5)

5) Jooki oder Jakusju, hält von Süd bis Nord drittehalb Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, zeugt viel Gokoff, Kannib und Seide, wovon man hier Stoffe wirket. Es hat 6 Provinzen: Kawamura, Kume, Jawata, Aneri, Oomi, Fino.

6) Idſumo oder Unſju, hält von Oſt bis Weſt drittehalb Tagereiſen, wird von der Koreiſchen See wie eine Halbinſel umgeben, iſt ſehr gut Land, trägt viele Arten fruchtbarer Bäume, Gras und Kräuter durch einander; allhier werden grobe ſeidene Stoffe gewirkt. Es hat 10 Provinzen: als Jiu, Aſomi, Simane, Akiſika, Tattenni, Jadſumo, Kanto, Jiis, Aſinda, Oofara.

7) Iwami oder Sekisju, hält von Süd bis Nord zwei Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, zeuget viel Kannib und Salz; der Landesherr bekommt von den Bauern zweimal ſo viel wie andre Landesherren. Es hat 5 Provinzen: Tſikama, Naka, Oots, Mino und Kanoas.

8) Oki oder Anſju, eine Inſel und Provinz, in der See gegen Korei über gelegen, hat zwei Tagereiſen im Umkreis. Der Grund iſt ſehr ſchlecht, und trägt wenig Gokoff.

Das jährliche Einkommen von dieſen acht Provinzen beläuft ſich insgeſammt auf 123 Mangokf.

V, Sanjodo, das iſt Bergſüder= oder warmer Weg. Dieſer Landſtrich enthält folgende Provinzen oder Fürſtenthümer:

1) Farima oder Banſju, hält im Umkreis viertehalb Tagereiſen, einen ſehr guten Grund und Ueberfluß an Lebensmitteln. Man macht hier ſeidene Stoffe, Papier und allerlei Kleider. Es hat 14 Provinzen: Akas, Kata, Kamo, Jnami, Sikama, Jwo, Akato, Saijo, Sitz, Kanſaki, Taka, Mitzubo, Jſai und Jtto.

2) Mimaſakka oder Sakuſiur, hält von Oſt bis Weſt über drei Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, giebt ſeinen Einwohnern reichlich Kräuter, Früchte, Speiſen und Kleider. Man hat hier nicht viel Winde. Es beſteht in folgenden 7 Provinzen: Aida, Katzunda, Tomaſiſi, Toma Figaſi, Kkume, Ooba, Maſuma.

3) Bidſen oder Bisju, hält im Umkreis drei Tagereiſen, iſt ein mittelmäßig gut Land, zeugt viel Seide, hat einen warmen Grund, daher Bäume, Gärten und Acker ihre Frucht zeitig hervorbringen. Es beſteht aus 11 Provinzen: Koſuma, Waki, Jwenaſi, Ooku, Akaſaka, Kandatz, Minno, Tſitaka, Tſingoſima, Kamoſima.

4) Bitſju oder Fiſin, hält von Oſt bis Weſt anderthalb Tagereiſen, iſt ein ſehr gut Land, an Lebensbedürfniſſen mit Ueberfluß verſehen, Lein und Gokokf ſind allhier wohlfeil. Die 9 Provinzen ſind: Utz, Kaboja, Kaiia, Simomitz, Aſ ngutz, Oda, Sitzuki, Teta, Fanga, Saba-Roſima, Jorisma.

5) Bingo oder Fiſju, hält von Süd bis Nord über zwei Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, zeuget gar vielen Reis und Gokokf, welches daſelbſt auch früher reif wird. Es hat 14 Provinzen, als: Abe, Futſitz, Kamiiſi, Aſuka, Numaſimi, Bonitz, Aſiida, Kooen, Mikami, Camidani, Mitſuoki, Jeſſo, Sirra, Mijwara.

6) Aki, oder Geſju, hält von Süd bis Nord drittehalb Tagereiſen, iſt ſchlecht Land, hat viele, doch abgelegene Berge, trägt viel Bauholz, am Meerufer wird Salz gemacht, Korn und Hülſenfrüchte wollen hier nicht wohl gerathen, hingegen geben Klippen, Hügel und Stämme eine Menge Morgeln, und allerhand delikate Schwämme zur Speiſe. Es beſteht aus 8 Provinzen: Numada, Takatta, Tojoda, Sada, Cammo, Sabaku, Aki, Taknmija, Itzu, Kuſima, welcher letzte Name nur einen berühmten Ort in dieſer Provinz bezeichnet, und Ehrenhalber beigefügt wird.

7) Suwo oder Seusju, hält von Oſt bis Weſt drei Tagereiſen, hat mittelmäßigen Grund, welcher über die Maße an Gras und Kräutern reich iſt. Es giebt hier ſo viel Waſſerthiere, beſonders derer, die mit Schild und Schuppen bekleidet ſind, als an keinem Orte des Reichs. Es hat ſechs Provinzen: Ooſima, Kuka, Kumade, Tſimo Sawa und Jooki.

8) Nagata oder Tſjoju, hält von Oſt bis Weſt drittehalb Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, die Süd- und Weſtſeite beſchließt die weiße See, die Nordſeite ein Gebirge, bringt Gokoff, Waſſerthiere, und allerhand Lebensmittel zweimal mehr, als die Einwohner bedürfen. Es hat ſechs Provinzen: Alſa, Tojora, Mine, Ootz, Amu, Misjima.

Das jährliche Einkommen von dieſen acht Fürſtenthümern beträgt 270 Mangokf.

Dieſe beſchriebenen 5 Landwege nebſt deren Fürſtenthümern und kleinern Landſchaften liegen alle auf der großen Inſel Nipon. Die zweite Inſel, welche bei den Japanern Kjusjü, oder Weſtland, und Saikokf oder Neunland heißt, liefert den ſogenannten

VI. Saikaido, das iſt der Weſt-Strandweg, und auf demſelben folgende 9 große Provinzen:

1) Tſikudſen oder Sſikuſju, hält von Süd bis Nord über vier Tagereiſen, iſt ein mittelmäßig gut Land,

trägt

trägt viel Hirſe, allhier wird viel Porzelän gebacken. Es hat 25 Provinzen: Sima, Kama, Jasſiika, Noſima, Mikaſa, Managatta, Onka, Muſiroda, Fonami, Sara, Naka, Caſſija, Siaka, Muſima, Ito, Muſiiro, Butz, Kurande, Nokoſima, Sinotz, Kaſakura, Kamitz Kaſakura, Kokuf, Taſſai.

2) Tſikungo, oder Tſikusju, hält von Süd bis Nord fünf Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, trägt viel Hülſenfrüchte, giebt einen Ueberfluß von Fiſchen und eßbaren Meerſchulpen; man macht hier allerhand Früchte ein, und noch andre ſüße Sachen werden von hier aus verſandt. Es hat zehn Provinzen: Mijwara, Mii, Igra, Mi, Mike, Kandſima, Simodſima, Jama, Kando, Jamma Seta, Takeno.

3) Budſen oder Foosjo, hält von Süd bis Nord vier Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land. Hier wachſen viele Arzeneikräuter, werden auch allerhand feine Stoffen gewirkt, von welchen der Landesherr ſeinen Theil zu ſeinem Einkommen zieht, welches man ſonſt aus den Früchten giebt. Es hat 8 Provinzen: Tangawa, Sakku, Mijako, Nakatz, Tſuiki, Kamitzki, Simotzki, Uſu.

4) Bungo oder Fooſi, hält drei Tagereiſen in die Länge, und iſt mittelmäßig gut Land, zeugt Maulbeerbäume und Seide, Hanf, Gokoff, und viele ausländiſche Gewächſe. Seine 8 Provinzen ſind:

Fita, Kus, Nawori, Oono, Amabe, Ookata, Faijami, Kuniſaki.

5) Fidſen oder Fisju, hält von Süd bis Nord fünf Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, der Grund iſt fett, und giebt ſeine Saat hundertfältig zurück. Es hat einen Ueberfluß an Fiſchen und Vögeln, und werden viele Kleider gemacht. Die 11 Provinzen ſind: Kikii, Jabu, Mine, Ooki, Kanſoki, Saga, Maatſura, Kitſima, Tuſiz, Kadſuraki, Takaku.

6) Figo oder Fiſju, hält fünf Tagereiſen im Umkreis, iſt mittelmäßig gut Land, hat viele Gebüſche, Bau- und Brandholz, und Korn- und Hülſenfrüchte, wie auch Fiſche und Meerſchulpen zur Nothdurft. Es hat vierzehn Provinzen: Tamanu, Jamaga, Jamamatto, Kikutz, Aſo, Takuma, Kuma, Aida, Maſiki, Udo, Jaadſiro, Koos, Amakuſa, Askta.

7) Fiugo oder Aſisju, hält drei Tagereiſen im Umkreis, iſt etwas ſchlecht Land, zeugt gar wenig Maulbeerbäume, Hanf, und Hülſenfrüchte, weil es wenig platte Felder hat, aber viel arme Unterthanen. Es hat fünf Provinzen, Uski, Koju, Naka, Miijaſaki, Morokata.

8) Ooſumi oder Gusju, hält von Oſt bis Weſt zwei Tagereiſen, iſt ein mittelmäßig gut Land, klein, aber reich an Lebensmitteln, ſonderlich an Auſtern, und

aller-

allerhand andern Schulpen. Es wird hier viel Papier, auch, ſo viel die Einwohner ſelbſt bedürfen, Stoffe zu Kleidern gemacht. Es hat acht Provinzen: Oeſumi, Fiſingari, Kuwabara, Soo, Siira, Kimotſuki, Komadſii, Kumagge, welchen man zum Ueberfluß die gegenüber liegende Inſel, Tanega Sima noch zuſetzt.

9) Satzuma oder Satsju, hält im Umkreis zwei Tagereiſen, iſt etwas ſchlechten Grundes, zeugt Maulbeerbäume, Hanf, macht gute, aber wenige Kleider, liefert aber doch an andre Länder auch einen groben Hanf. Es hat 14 Provinzen: Idſumi, Takaki, Satzuma, Feki, Iſa, Ata, Kawanobe, Jene, Juumaki, Fire, Tani, Jamma, Okinokoſima, Koß Kiſima.

Dieſe neun Provinzen insgeſamt bringen jährlich ihren Erbherren oder Beſitzern 344 Mangokf ein.

Die zwiſchen beiden gelegene Inſel der dritten Größe, bei ihnen ſonſt Sikokf oder Vierland genannt, wird nebſt der gegen Nordoſten gelegenen Inſel Awadſi, und der gegen Süden von Aſiipon hervorſtehenden feſten Landſchaft Kii, wegen der ſüdlichen Lage genannt

VII. Nankaido, das heißt der Süder-Seeweg. Es beſteht derſelbe aus ſechs Provinzen:

1)

1) Kijnokumi, oder Kisju, hält von Süd bis Nord fünftehalb Tagereiſen, iſt ein ebenes gar ſchlechtes Land, an drei Seiten mit See beſpühlt. Es wollen keine Hülſenfrüchte, noch Getreide darauf wachſen; hat ſieben Provinzen: als Ito, Naka, Naguſa, Amabe, Arida, Fitaka, Muro.

2) Awadſi oder Tanſju, hat eine Tagereiſe in die Länge, und wenig gut Land, zeuget Kleider, und giebt Salz und Fiſch, nur zur Nothdurft, beſteht aus zwei Provinzen: Tſina, und Miiwara, welchen man die angelegenen berühmteſten Inſeln beigefügt, als Muſſima und Jeſima.

3) Awa oder Aſju, hält zwei Tagereiſen im Umkreis, iſt mittelmäßig gut und etwas bergigt Land, mit Feder- und vierfüßigem Vieh wohl verſehen, giebt Fiſche und Meerſchulpen zur Nahrung im Ueberfluß, hat 9 Provinzen: Mioſi, Ojen, Nafingaſi, Namiſi, Katſura, Aſaka, Itano, Awa, und Mima.

4) Sanuki oder Sanſju, hält von Oſt bis Weſt drei Tagereiſen, iſt mittelmäßig gut Land, mit Flüſſen, Bergen, ebenen Feldern, Reis- und allerhand Aeckern durch einander wohl begabet; die Hülſenfrüchte gerathen hier wohl, auch hat man Ueberfluß

an

an Fiſchen und Meerſchulpen. Aus dieſem Lande ſind in allen Zeitaltern viele berühmte Leute entſproſſen. Es hat elf Provinzen: Owudſi, Samingawa, Miki, Mino, Jamada, Kanda, Ano, Utari, Naka, Tado, Kako.

5) Jjo oder Joſju, wird in zwei Tagen umgereiſet, iſt mittelmäßig Land, ganz eben, und ohne Bäume, reich an Reis- und Sandfeldern, zeugt auch Hanf, Maulbeer, Salz, Gras und Kräuter. Es hat vierzehn Provinzen: Nii, Sſuki, Kuwamira, Otz, Kaſafaia, Nooma, Tſike, Otſumi, Kume, Fuke, Jio, Kita, Uwa, Uma.

6) Toſa oder Toſju, hält von Oſt bis Weſt zwei Tagereiſen, iſt mittelmäßig Land, giebt viele Hülſenfrüchte, Holz, und zum Lebensunterhalt nöthige Sachen. Es hat ſieben Provinzen: Toſa, Agawa, Taka, Oka, Fata, Nana-Oka, Kataſima, Kami.

Das jährliche Einkommen aus dieſen ſechs Fürſtenthümern beträgt die Summe von 140 Mangokf.

Noch ſind übrig, und bisher unbenannt geblieben, zwei, im letzten Koreiſchen Kriege dieſem Reiche einverleibte Inſeln oder Provinzen, welche mit einem Worte Jkithuſima ausgeſprochen, und jetzo von einem beſondern

Landesherrn regiert werden, da ſie im Anfange den Fürſten von Satzuma untergeben waren.

Die erſte iſt Iki oder Iſju, hält eine Tagereiſe im Umkreis, und zwei Provinzen, als Iki, und Iſiida.

Die andre Tſuſima oder Taisju, übertrift die vorige etwas wenig an Größe, und beſteht aus zwei Provinzen, als Akata, und Simo Akata, das iſt Ober- und Unter-Akata. Es giebt auf dieſen Inſeln, von deren Grunde man wenig Rühmens macht, viele ausländiſche Sachen zu ſehen, und viele Götzenbilder anzubeten. Sie bringen beide ihrem Herrn jährlich 3 Man und 5000 Kokf.

Alles Einkommen aus den beſchriebenen ſieben Landſtrichen, oder den 68 Provinzen, beträgt jährlich 2257 Mangokfs.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druckfehler.

S. 5	Z. 13	Preußiſchen für Preuſiſchen.
= 6	= 24	Theile für Theil.
= 10	= 17	Seil für Sail.
= 21	= 14	Kadi = Kwi für Kati = Kwi.
= 29	= 3	entführte für mitführte.
= 31	= 6	Zelten für Zelte.
	9	leagues für leaques, ſo auch S. 33. Z. 7.
= 33	= 4	Schauer für Scheuer.
	11	Hirſenmähl für Hirſenmehl.
	14	Mähl für Mehl.
	24	das für daß.
= 36	= 12	übergeweißet für übergeweiſet.
	15	Sineſiſcher für Sineſcher.
= 40	= 1	leagues für leaques.
= 44	= 2	Koſacken= für Koſacka=
= 45	= 1	Dialekt für Dialect.
= 46	= 19	bloßer für bloſer.
= 47	= 22	be für ben.
= 48	= 10	Slaviſchen für Sklaviſchen.
= 49	= 16	Kim= für Krim=
= 50	= 12	Bospori= für Bosbori=
= 51	= 2	ausdehnten für ausdehnte.
	11	unzugänglichen für unzugängliche.
	22	Bosporiſche für Bosboriſche.
= 56	= 19	Byzant für Byzand.
= 57	= 9	verdrängten für verdrangen.
	20	XLIIte für XLIIten.
= 59	= 13	Knjäſen für Knjäſan.
= 62	= 20	Diſtrikte für Diſtricte.
= 63	= 7	Kor für Korps.
= 65	= 12	Pſechut für Pſechus.
		ergies= für ergie=
	14	zuſammenfließenden für zuſammenfließende.
= 68	= 2	Eock für Fock.

S. 73 Z. 22 Rüſtern für Röſtern.
= 79 = 8 tarkor für tarkorps.
18 Rindern für Rinden.
= 83 = 2 Schießgewehr für Schießgewähr.
19 einmal für ein Mal.
= 85 = 8 Mardern für Martern.
= 86 = 10 gielt für giebt es.
= 92 = 15 Zaren für Zarn.
= 95 = 3 ſchovzi für ſchovrzi.
= 100 = 2 Chuntſchames für Cuntſchames.
= 104 = 23 Religionsgebräuchen für Religionsgebrauchen
= 107 = 2 Land des Uſmei für Land, das Uſmei.
= 116 = 5 Feth für Theth.
18 Feth für Theth.
= 118 = 18 Baſchkiren für Baſchkirn.
= 120 = 3 übertüncht für überdüncht.
= 121 = 14 Weitzenmähl für Weitzenmehl.
= 123 = 5 Rubel für Nubel.
= 125 = 6 Stipa für Stipe.
8 rubioides für rubicides.
= 132 = 15 Mähl für Mehl, ſo auch S. 134. Z. 10. 12.
= 135 = 1 nach für noch.
= 139 = 6 entfernte Quellen für entfernte, Quellen.
= 145 = 9 gedüpfelt für gedöpfelt.
17 trichterförmig für triechterförmig.
= 150 = 16 Chunenreich für Chunnenreich.
= 159 = 1 linnen für leinern.
= 181 = 7 Schawi Ghefzuri Squali für Schawi, Ghefzuri, Squali.
= 189 = 18 Kaſakiſchen für Koſaſiſchen.
= 200 = 16 Hände für Händen.
= 204 = 18 nung in für nungen.
= 209 = 6 Dſchingiſen für Dſchingiſchen.
= 210 = 22 beweglichem für beweglichen.
= 211 = 5 Turkmannen für Türkmannen.
= 212 = 16 Heckenwinde für Heckenrinde.
19 Convolvulus für Convoloulus.
20 Tamarix für Tamarie.
= 214 = 1 fehlt iſt hinter Ort.
21 Muſchelſchalen für Muſelſchalen.
= 216 = 21 Swätoi für Swetoi.
= 217 = 9 percnopterus für percropterus.
= 220 = 24 unbekanntere für unbekannter.
= 222 = 19 und für nur.
= 223 = 11 Nephtanoy für Nephetnoy.
25 unſichern für unſichere.

S. 224 Z. 18 Chenoch für Chenok.

= 227 = 22 Gugunek für Guguwek.

= 230 = 7 Kirgiſiſche für Kirgiſche.

= 233 = 15 der für die.

= 234 = 18 u. 19 Scheitel für Scheidel.

24 Lunten für Lunden.

= 237 = 4 einem für einen.

16 Mähl für Mehl, und wo dieſer Fehler ſonſt noch vorkommt.

= 238 = 19 Kamel für Kammel.

= 246 = 8 vor für von.

20 Uraſzen für Uraßen.

21 Choſzjä Merſzen für Choßjä Merßen.

= 247 = 17 Dyſchew für Diſchew.

19 Murſza für Murßa.

= 255 = 1 Kirgiſiſchen für Kirgiſchen.

= 261 letzte Z. Feſtungswerke für Feſtungswerker.

= 263 Z. 15 Heloten für Heloter.

= 268 = 2 fehlt am Ende: **berichtet.**

= 269 = 15 Amu für Ama.

= 274 = 12 Chareſm für Chareſa.

= 284 = 22 Chareſm für Chareſa.

= 287 = 11 Salmaneſar für Salmoneſar.

= 289 = 18 ſendet für ſamlet.

= 290 = 16 Pence für Penoe.

18. gelte für gelten.

= 291 = 7 weiße für weißen.

= 301 = 11 bekanten für bekanter.

= 302 = 17 der für die.

= 303 = 10 und für es.

= 315 = 20 Paß für Poß.

= 316 = 7 Buſen für Bußen.

= 323 = 7 Arrays für Arrags.

= 337 = 13 Káldan für Koldan.

= 342 = 16 maneſar für moneſor.

= 344 = 10 Choſchou= für Choſchon=

18 den Feind für die Feinde.

= 348 = 9 Namſhi für Nánſti.

12 Abulmamet für Abulmanier.

= 350 = 7 Chontaiſchinzen für Chontaiſchinſchen.

= 353 = 3 Torgutiſche für Torguliſche.

= 356 = 10 ſey für zu ſeyn.

= 357 = 6 Papſte für Pobſte.

23 iſt alle wegzuſtreichen.

= 358 = 12 von für ven.

20 Spieße für Spieſe.

S. 362 Z. letzte Papſt für Pabſt.
= 363 = 15 welchen für welches.
= 380 = 9 Yun= für Yſun=
= 382 = 21 die für der.
= 383 = 16 und er für und.
= 384 = 24 beträchtlich für beträchlich.
= 386 = 3 Kayu für Koyn.
11 Kara für Kora.
= 388 = 13 Abulgaſi für Abulchaſi.
= 389 = 3 yurt für gurt. Eben ſo Z. 6. u. S. 390. Z. 24.
= 391 = 12 Choſchotei für Choſotei.
= 392 = 15 Whangho für Wangho. Eben ſo S. 393. Z. 2.
= 393 = 9 Lan=ho für Lan=ko.
= 394 = 18 Kunwang für Runwang.
= 397 = 4 Sachalin für Sudhalin.
= 402 = 16 ſeine für ſeiner.
= 403 = 7 Ula Hotun für Ua Hotun.
= 406 = 6 Yupiſchen für Ynpiſchen.
8 außerordentlich für außerdentlich.
= 409 = 23 Spießen für Spieſen.
= 412 = 1 Mandarinen für Mandarien.
= 418 = 3 Mandarinen für Mandarinnen.
= 420 = 4 und nach ihm ſowohl als der für und er ſo=
wohl als die.
= 424 = 15 Vang für Yang.
= 432 = 18 Oberſten für Oberſte.
= 435 = 18 weiße für weiſe.
= 440 = 18 gelegene für gelegenen.
= 442 = 1 bedienen ſich der, für bedienen.
= 443 = 15 Baſtonade für Baſtinade. Eben ſo S. 444. Z. 3.
= 447 = 20 Konfutſe für Konfuutſe.
= 449 = 20 Unterröcke für Unterrücke.
= 454 = 16 in für im.
= 455 = 6 Geſchichtſchreibern für Geſchichtsſchreibern.
= 457 = 6 Kapittel für Kapitel.
= 464 = 4 Sſeogün für Sſeogun.
= 465 = 2 Heroen für Herren.
5 u. 6 Heroenperioden für Herrenperioden.
letzte Z. Päbſte für Päbſte.
= 468 Z. 2 Tenſio für Tenſyo.
= 470 = 10 und für unv.
12 muthmaßlichem für muthmaßlichen.
= 477 = 24 Papſt für Pabſt.
= 481 = 15 Einkünften für Einkünfte.
= 482 = 11 Goto für Göto.
= 489 = 2 heftigen für heftige.

S. 493 Z. 16 Mähl für Mehl, ſo auch Z. 21 ꝛc.
= 494 = 14 Tabernaemont. für Tabonaemont.
= 495 = 14 Cepa für Lepa.
= 496 = 12 Filix für Filik.
= 499 = 21 Nuskernen für Nußkern.
= 502 = 10 ſpuria für ſperia.
= 503 = 11 alles für alle.
= 504 = 17 Pienäpfel für Pirnäpfel.
= 514 = 4 Bitſju und Biſen für Bitſije und Biſea.
= 515 = 2 ſono abro für ſuno alvo. Z. 6 Riuku f. Rinku.
= 516 = 20 Tſigaar für Tſigaer.
= 524 = 15 Schlagfedern für Schlachfedern.
= 529 = 8 Silbergewichten für Silbergerichten.
23 Aufblaſer für Aufblaßer.
24 aufblaſen für aufblaßen.
= 532 = 22 Pijlſtaarts für Pijtſtaarts.
= 533 = 8 Strohgeige für Strohgnüge. Z. 17 aus f. uns.
= 534 = 10 Sah ſap für ſahſap.
11 Strömlingen für Strӧndingen.
= 535 = 6 Flei= für Fi=
= 536 = 2 ominös für onimös.
9 Arten ſind die für Arten die
= 543 = 14 Schuhe für Schuhen.
= 549 = 5 Tragekörben für Trägekörben.
= 557 = 2 Lunten für Lunden.
= 560 = 24 Seide für Seite.
= 567 = 2 gebräuchlichſten ſind für gebräuchlichſten.
= 578 = 18 vor für von.
= 583 = 15 Böſen für Bößen.
= 584 = 22 eigner für eidner. ſeinem für ſeinen.
23 ein für nun.
= 585 = 2 beweiſet für beweißt.
= 586 = 22 Tenſin für Troſin.
= 589 = 10 würde für werde.
= 594 = 18 vollkommenere für vollkommene.
= 598 = 8 worden ſeyn für ſeyn.
11 beweiſet für beweißt.
= 599 = 18 Askagana für Askajana.
= 606 = 11 um für und.
= 609 = 20 einfließende für umfließende.
= 613 = letzte Papſtes für Pabſtes.
= 614 = 17 beiden für beidern.
= 617 = 10 dem für den. Z. 21 kamen für kämen.
= 620 = 9 anmuthige für anmüthige.
17 dem für den.
= 621 = 7 Gittern für Gitter. Z. 25 davor für da vor.

S. 623 Z. 23 Moskau für Meskan.
= 624 = 3 Leute für Leuten.
17 Rauchaltar für Rauchalter.
= 630 = 3 Benjoſenpike für Benjoſanpike.
= 636 = 7 Tayto für Tagto.
= 648 = 21 eine für einer S. 651 Z. 17 eine für ein.
= 664 = 23 Bote für Boten.
= 671 = 3 aber für eben.
= 675 = 7 Neunland für Neuenland.
= 682 = 14 Tensjogura für Tens = ogura.
= 683 = 21 Tempel für Tempeln.
= 687 = 15 Tannenſpähnen für Tannenſpählen.
= 688 = 22 u. 23 Gebeten für Gabeln.
= 689 = 18 Sawaos für Sawoos.
= 690 = 21 dem für den.
= 691 = 18 Meßpfaffen für Meſtpfaffen.
= 692 = 4 beten für leben.
18 abgelöſet für abgelößt.
= 703 = 6 Ringekunſt für Singekunſt.
= 708 = 11 haben für habe. Z. 12 ſo viel für ſo.
= 710 = 4 Feſo für Jeſo.
= 713 = 20 Budſdodienſt für Budſdodeiſt.
22 Lanzu für Lanze.
= 714 = 2 Jamabos für Jamabas.
= 716 = 5 jko für jno.
= 719 = 12 Gefängniß für Gefängniſſes.
= 720 = 10 iſt das Komma nach Deputirten wegzuſtreichen.
= 721 = 14 angeſtellter für angeſtellten.
= 722 = 4 bezahlt werden muß für bezahlen müſſen.
= 723 = 23 einem für ein.
= 726 = 19 und verſiegelt, in Verwahrung behalten. für verſiegelt und in Verwahrung behält.
= 730 = 4 dis für die.
= 740 = 3 bei der für der.
= 742 = 2 Moſamlick für Moſamtick.
= 744 = 23 Waaren für Jahren.
= 754 = 4 tunkte für tunchte.
= 757 = letzte geſchminkt für geſchmückt.
= 770 = 11 Kiusju für Kinsju.
= 771 = 25 Bennowsky für Benjovsky.
= 777 = 10 heimtückiſch für heimtückig.
22 einige für vereinige.
= 782 = 7 von ihnen für von.
= 784 = 16 Hemiſphäre für Hemiſphre.
= 793 = 3 welchem für welchen.

715. III.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Borheck, August Christian, 1751-1815

Erdbeschreibung von Asien nach Bankes, Blake's, Cook's und Lloyd's großem Englischen Werke, mit Zuziehung der besten neuesten Reisebeschreibungen

Bd.: 2

Düsseldorf 1793

H.as. 388-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10433365-2
VD18 80095739